

# Centralasien

von

F.v.Hellwald.









Das neue  
Buch der Reisen und Entdeckungen.

---

Centralasien.

Von

Friedrich von Hellwald.

Zweite Ausgabe.

Das

# Neue Buch der Reisen und Entdeckungen.

---

Otto Spamer's

## Illustrierte Bibliothek der Länder- & Völkerkunde

zur

Erweiterung der Kenntniß der Fremde.

Unter Redaktion

von

Friedrich von Hellwald und Richard Oberländer.

---

### Centralasien.

Mittelasiatische Landschaften, Völker und Zustände.

Von

Friedrich von Hellwald.

Zweite Ausgabe.

---

Mit zahlreichen in den Text gedruckten Abbildungen, Tonbildern, Karten, Porträts u. s. w.

---

Leipzig.

Verlag von Otto Spamer.

1880.





v. Hellwald, Centralasien.

Ghinnah.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.



# Centralasien.

Landschaften und Völker in Kaschgar, Turkestan,  
Kaschmir und Tibet.

Unter Berücksichtigung  
der jüngsten Ereignisse in Afghanistan und von Russlands  
Vortreibungen und Kulturberuf.

Von

Friedrich von Seltwald.

Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe.



Mit gegen 80 Text-Abbildungen u. s. w., einem Conside und einer Nebensichtskarte.

Preis 1/2 R.

Verlag von Otto Spamer

1860



# Centralasien.

Landschaften und Völker in Kaschgar, Turkestan,  
Kaschmir und Tibet.

Unter Berücksichtigung  
der jüngsten Ereignisse in Afghanistan und von Rußlands  
Bestrebungen und Kulturberuf.

Von

Friedrich von Sellowald.

Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe.



Mit gegen 80 Text-Abbildungen u. s. w., einem Tonbilde und einer Uebersichtskarte.

Leipzig.

Verlag von Otto Spamer.

1880.

Verfasser und Verleger behalten sich das ausschließliche Recht der Uebersetzung vor.

## V o r w o r t.

---

In dem vorliegenden Buche ist, so viel ich weiß, zum ersten Male in deutscher Sprache der Versuch gemacht, ein umfassendes Gemälde jenes Ländergebietes zu entrollen, welches im weitesten Sinne als Centralasien gelten kann. Die hohe Wichtigkeit, welche diese Region in politischer Hinsicht durch die Ereignisse der jüngsten Jahre erlangt hat und aller Wahrscheinlichkeit nach für die nächste Zukunft in noch steigendem Maße bewahren wird, rechtfertigt sicherlich einen solchen Versuch. Es erübrigt mir demnach nur darauf hinzuweisen, daß es mein stetes Bestreben war, alle mir zu Gebote stehenden Quellen auf das Gewissenhafteste zu benutzen und durch deren Angabe dem freundlichen Leser die Möglichkeit einer Kontrolle sowie der weiteren Vertiefung in die Details zu gewähren. Die neuesten Ereignisse in Afghanistan sind von mir namentlich berücksichtigt und die Feldzüge der Russen, wie nicht minder die Schwierigkeiten, welche sich dem Vordringen der Engländer entgegenstellen, eingehender behandelt worden. Mein Buch erhebt keinen Anspruch darauf, ein streng wissenschaftliches zu sein, wie dies ja das der belehrenden Unterhaltung gewidmete „Buch der Reisen“, von welcher Sammlung Reiseswerken es einen Theil bildet, von vornherein ausschließt. Dennoch glaube ich mich der Hoffnung hingeben zu dürfen, daß selbst Fachgenossen dasselbe als eine brauchbare Ueberschau unseres heutigen geographischen und ethnographischen Gesamtwissens über Centralasien werden benutzen können. Für die splendide Ausstattung und die gelungene Illustrirung fühle ich mich der Verlags-handlung zu besonderem Danke verpflichtet.

Stuttgart, im September 1879.

Der Verfasser.

# Inhaltsverzeichnis.

## Einleitung: Allgemeiner Ueberblick.

Seite

Allgemeine Charakteristik. Bedeutung Centralasiens im Alterthume. Im Mittelalter ein Passage=land für den Handel. Russen und Briten. Begrenzung des heutigen Centralasiens. Kirgisen und Kirgisensteppe. Das Generalgouvernement Turkestan. Der Drus und Jarartes. Chotland und Buchara. Die charesmische Wüste und Chiwa. Afghanistan und die Grenzländer gegen Indien. Der Name Turan, Turkestan und der Begriff Centralasiens. . . . . 1

### I. Die Kirgisensteppe.

Eintritt in die Steppe. Zekaterinburg. Beschaffenheit des Landes bis Omsk. Aussehen der sibirischen Steppe. Fruchtbarkeit. Falsche Vorstellungen. Reisen in jenen Gegenden. Tarantassen. Fahren der Jemtshiks, Postillone (7). Posthäuser. Deren innere Einrichtung. Wasch=vorrichtung. Preise. Die flache Steppe (8). Straße durch die Steppe. Die Barabingen=steppe. Der See Wasjugan. Sümpfe. Sibirische Rinderpest (9). Der Tschany=Salzsee. Vegetation der Baraba. Urmane. Insektenplage. Humboldt über die Steppenflora (11). Der Pflanzenwuchs nach v. Middendorff. Baumlosigkeit. Bolschie Bazurki=Sandwüste (13). Die Rosenkranz=Salzseen. Die gebirgige Steppe (14). Hohe Schwelle in der Steppe. Anatole Sponville. Von Omsk nach Pawlodar. Lauf des Irtysh. Piketenstraße (15). Erhebung des Landes. Veränderung des Bodens. Berge von Bayan=Aul. Karakalsh=Gebirge. Klimatische Verhältnisse der Steppe (17). Temperatur. Turane und Sandhofen. Steppenbrand. 5

### II. Die Kirgisen und Kaizaken.

Ethnologische Gruppierung der Steppenvölker. Verwechslung der Kirgisen und Kaizaken mit den Baschkiren. Kirgis=Kaizaken und Kara=Kirgisen (21). Häusliches Leben der Kirgis=Kaizaken (22). Wohnungen. Der Kumys. Nahrungsmittel (25). Gastfreiheit. Unreinlichkeit im Kochen, in der Kleidung (27). Ehe (29). Das Leben in der Steppe (30). Behandlung der Herden. Das Kameel. Die Pferde. Reitkunst der Kaizaken. Jagd. Raubzüge (Barantas) (32). Tod und Begräbnis eines Häuptlings (33). Aufbruch eines Aul. Erzeugnisse. Politische und soziale Zustände (35). Innere Organisation und Verwaltung. Sprache. Religion. Mohammedanismus (36). Einfluß der Mollahs. Schamanismus. Abergläubische Gebräuche (38). Schulweisen. Gesetze. Tanz, Gesang. Grabmäler. Handel. Geschichte der Kaizaken (40). Älteste Nachrichten. Allmähliche Unterwerfung unter die Russen. . . . . 19

### III. Der Altai und seine Bewohner.

Der westliche Altai. Allgemeine Uebersicht. Geognostischer Bau. Klima. Vegetation (49). Entdeckungsgeschichte des Altai (51). Anlage von Hüttenwerken (53). Deutsche und slavische Bergleute (57). Reisende. Humboldt's und B. v. Cotta's Reisen (58). Barnaul. Smeinogorsk. Niddersk (63). Syränowsk. Kamenogorsk. Cotta. Der östliche Altai (69). Der obere Ob. Tschichatschew (71). Bablow. Bunge. Ledebour. Helmersen (74). Atkinson (77). Alterthümer im Altai (81). Alter Bergbau. Gräber (82). Bergvölker des Altai (85). Mongolen. Kalmücken (86). Einfluß der Civilisation (91). Schamanen (93). Teleuten. Karagasen (96). 43

### IV. Dsungarei und Siebenstromland.

Allgemeiner Ueberblick. Begrenzung. Balchachsee (97). Semipalatinsk und Umgebung (99). Ableitung des Namens. Steinkohlen. Fauna. Der Dsaisfangsee und das Obere Irtyshthal (100). Thierwelt (102). Karelins Reise. Struve und Graf Potanin (103). Erforschung der Dsungarei (105). Bailow. Licharew. Siwers. Snegirew. Putimtschew (107). Madatow. Fodorow. Karelins. Schrenk. Neischwolodow. Der Balchachsee und die Ala=Aul=Gruppe (113). Infantjew. Siebenstromland und Alatau (116). Verschiedene Regionen. Klima. Atkinson. Schlund der Teufelshöhle. Thal des Ili (126). Produkte und Klima. Kuldscha. Handel (129). Semipalatinsk. Tauschhandel. Gold. Dsungarische Völkerschaften (132). Chinesische Eroberung. Aufstand gegen die Mandtschu. Krieg mit Rußland (135). Märchen von den beiden Riesen. . . . . 97

## V. Im Tian Schan.

|   |              |
|---|--------------|
| Der transilische Alatau. Stellung des Tian Schan. Das Transililand (141). Chomentowski und Silberhelm, Semenow. Talgarnyn-Tal-Tschoku. Der Tschu. San-Tasch und Karakara-Plateau. Golubew (145). Der See Issi-Kul (148). Erste Erforscher. Semenow (151). Der westliche Tian Schan (152). Semenow. Die Buamschlucht. Säwerzow (153). Das Alexandergebirge. Der Urtaktau und das Tschirtschikthal. Osten-Sacken und Poltarakly (157). Tschathr-Kul. Das Turagatjoch. Vorstoß gegen Kaschgar. Bunakowski. Der Temurtu-Tagh (158). Semenow. Walichanow (163). Das Naryn- oder Taragaithal. Hochthal des Afai. Paß. Reinhthal (169). Baron Kaulbars. K. Scharnhorst. Der Muzart (170). Der Nan Schan. Thal des Tekes. Erforschung des Muzartpasses. Lauf des Tekes. . . . . | Seite<br>139 |
|---|--------------|

## VI. Ostturkestan.

|  |     |
|--|-----|
| Das Land Ostturkestan. Flußsystem des Tarym (175). Kaschgar (177). Walichanow. Utsch-turfan. Aksu. Kutsche (181). Schayar. Turfan. Kamul. Yarkand (184). Chotan. Johnson. Bevölkerung (187). Einflüsse iranischer Kultur. Die Turkvölker (189). Kara-Kirgisen oder Buruten. Die Tadschiks. Tatarisirte Arier. Kleidung. Oeffentliches Leben. Geschichtlicher Ueberblick (192). Yüe-tschü, Ujun und Ye-ta. Buddhismus. Kommerzielle Bedeutung (197). Mohammed Jakub-Khan (199). Hayward. Shaw. Neueste politische Stellung des Atalik Ghazi zu Rußland und England. . . . . | 173 |
|--|-----|

## VII. Zwischen Indien und Ostturkestan.

|   |     |
|---|-----|
| Das Himalajasystem. Hindu-kusch. Flüsse. Karakorum. Künlün (205). Die nordwestlichen Thäler des Himalaja (209). Klima. Sprachen. Lebensweise. Die Landschaften des westlichen Tibet (215). Gebrüder Schlagintweit (217). Fauna. Bevölkerung. Reisen der Engländer nach Norden (220). Leh. Arguns. Am Muz-Tagh und Hindu-kusch. Kaschmir (231). Balti (233). Dr. Leitner (235). Darden (239). Hayward (241). Land und Volk der Syah-Posch-Kafirs (242). Campbell (243). Der Havildar. Eigenthümlichkeiten der Kafirs (245). Die Pamir (246). Aeltere Reisen. Burnes und Wood (249). Klapproth (251). Hayward und Shaw. Ibrahim-Khan und Faiz Bafsch. Chokand. Alaiplateau. . . . . | 203 |
|---|-----|

## VIII. Die Landschaften am obern Oxus.

|   |     |
|---|-----|
| Territorialverhältnisse. Das afghanische Turkestan. Stellung Badachshan's und Wakhan's. Die Bevölkerung. Usbeken. Kirgisen. Tadschik (261). Badachshan (262). Reise des Kafirs Jamsheb. Die Städte Badachshan und Faizabad. Leutnant Wood's Reise (267). Besuch der Kapislazuli-Minen. Dscherm. Der Pundit Munphul über Badachshan. Faiz Bafsch und Montgomerie's Havildar. Wakhan und die umliegenden Landschaften (270). Schilderung Wakhan's. Die noch unbetretenen Gebiete am obern Oxus. Schugnan und Hissar. Karategin (273). Abramow's Erkundigungen über dieses Land. Das afghanische Turkestan (275). Kunduz. Chulum (277). Maimene. Schibergan. Andchui. Balch (279). . . . . | 257 |
|---|-----|

## IX. Im Lande der Turkomanen.

|   |     |
|---|-----|
| Geographischer Ueberblick. Das Ostufer des Kaspijsees. Bambery's Wüstenreise (283). Die Gegend am Urtel. Die Wege nach Chiwa. Bogdayla. Der Kleine und der Große Balkan. Der Döden. Expeditionen und Forschungsreisen der Russen (287). Erste Niederlassungen am Ostufer des Kaspijischen Meeres. Die Erforschung Mangyschlak's. Gründung von Krasnowodzk. Radde's Besuch. Zug des Obersten Stebnizki nach Khyzl-Arwat-Kala. Rekognoszirungen im Jahre 1871 (291). Reise des Obersten Markosow und Dr. Siewers 1872 im alten Oxusbette über Khyzl-Arwat nach Tschilikschlar (292). Merw und der Südosten des Turkomanenlandes (296). Hr. Couliboeuf de Blocqueville. Expedition zur Erforschung des alten Oxusbettes (297). Prof. Möller über die Veränderungen des Oxuslaufes (299). Ergebnisse der Reise der Herren Gluchowski und Kaulbars. Die Turkomanen, ihre Grenzen und Eintheilung (301). Politische Verhältnisse (304). Machtlosigkeit der Häuptlinge. Folgen dieses Zustandes. Unterthänigkeitsverhältniß einiger Stämme zu Persien. Der „Deh“. Soziale Verhältnisse (306). Kriminaljustiz. Blutrache. Theilung der Güter. Tschumur und Tschorm. Die Alamane oder Raubzüge der Turkomanen (308). Vorbereitungen. Behandlung der Pferde. Rundschafterwesen. Behandlung der Sklaven. Feigheit der Turkomanen. Pferde und Waffen der Turkomanen (314). Kleidung (317). Männertracht. Kleidung der Frauen. Schmucksachen. Häusliche Einrichtungen (318). Zelt. Lager. Nahrung (320). Tschilim. Gassfreiheit (323). Leben und Beschäftigungen der Frauen. Spiele und Vergnügungen (324). Musik und Gesang. Schach. Kufbarispiel. Charakter und sonstige Sitten (327). Religion. Kaudajotifest. Abergläubische Gebräuche. Horoskopstellen. Heirath und Brautzug. Begräbnißfeierlichkeiten. . . . . | 281 |
|---|-----|

## X. Die Steppenhanate und das russische Turkestan.

|  |  |
|--|--|
| Blick auf Turkestan. Der Aralsee (335). Seine Ufer und Inseln. Sein Wasser. Mündungen des Syr- und Amu-Darja (337). Klima. Angebliche Periodizität des Aralsees. Die Landschaften am Syr-Darja (339). Der Karatau. Fruchtbarkeit seiner Abhänge. Seine Orographie (341). Reise des Hrn. Wereschagin. Vom Aralsee nach Samarkand (342). |  |
|--|--|

Steppengebiet am Syr, Janykend, Fort Perowsky, Die Stadt Turkestan (345), Die Usbeken, Sarten und Tadschik (348), Tschemkend, Taschkend (350), Seine Bevölkerung, Wege nach Samarkand, Hodschakend (353), Chodschand, Dschizzach, Das Khanat Chokand (355), Seine Stämme, Die Stadt Chokand, Landesprodukte, Gesetze und Sitten (357), Fedtschenko's Reise in Chokand (358), Das Zerasschangebiet (363), Entdeckung der Zerasschanquellen, Expedition nach Schehr-i-Sebs (365), Samarkand (366), Soziale Verhältnisse (367), Die Oase von Bochara (368), Wüsten im Osten und Norden, Tscharotschschin's Ketognoisirung des Kyzyl-Kum (369), Die Lehmssteppe, Die Bocharareisenden des gegenwärtigen Jahrhunderts, Rämbois's Schilderung von Bochara (372), Die Sklavenarawanseiras und der Sklavenhandel, Das rechte Oxusufer (375), Schurachan, seine Bedeutung, Der Ak-Kamysh, Am untern Amu-Darja (378), Das Oxusdelta, Die Oxusstromschnellen und Kungrat, A. Kubn's Reise (380), In der Hauptstadt Chiwa (381), Anblick der Stadt, Leben der Chimanen und des Khans, Seine beschränkten Mittel (384), Fest des Nuruz, Schilderung des Beschneidungsfestes (386), Oeffentliche Zustände (392), Turkestans Industrie und Handel (394), Wollfabrikate, Baumwolle, Seide, Federwaaren (396), Der Kendir, Jantal-Schakar, Mineralien, Bedeutung von Taschkend als Handels- und Stapelplatz . . . 338

## XI. Die Russen in Turkestan.

Historischer Ueberblick, Turkestan im Alterthume, Alte Geographie, Arier und Türken, Religionsverhältnisse, Arabische Eroberung, Die Samaniden und Seldschuken (403), Dschingiz-Khan und Timurk. Die einzelnen Khanate, Rußlands Vordringen in Turkestan (406), Die ersten Schritte, Einnahme von Ak-Messched, Der Krieg mit Chokand (409), Eroberung von Hazret-i-Turkestan und Tschemkend, Einnahme von Taschkend, Der Krieg gegen Bochara (411), Tschernajew's Schlapp, Schlacht bei Irdtschar (412), Besetzung Chodschand's, Schlacht am Zerasschan und Einzug der Russen in Samarkand (413), Einrichtung der Russen in Centralasien (414), Der Wüstenfeldzug gegen Chiwa (415), Seine Veranlassung, Aufstand der Kirgisen (417), Eintheilung der Operationscorps, Marsch des turkestanischen Corps bis zum Amu-Darja, Behandlung der Soldaten durch General Kauffmann, Beschwerlichkeiten des Wüstenmarsches (421), Der Marsch Berewtin's, Komakin's und Markosow's, Die Operationen General von Kauffmann's am Amu und in Chiwa (429), Die Einnahme der Hauptstadt (434), Chiwa seit der Eroberung durch die Russen (435), Ordnung der Regierung, Friedensschluß, Umschwung der Dinge im Khanate, Abschaffung der Sklaverei und Entfernung der Sklaven (437), Kampf mit den Turkomanen, Schwierigkeiten der gegenwärtigen Verhältnisse in Centralasien. . . . . 399

## XII. Afghanistan und die neuesten Ereignisse.

Englands Lage in Ostindien, Die Völker Indiens, Die Religionsverhältnisse und ihre Schwierigkeiten, Die Aufstände und deren Ursachen, Das Verhältniß zu den Grenznachbarn, Die neuere Geschichte Afghanistans, Mohammed-Khan und der erste Feldzug der Engländer, Herat und seine Bedeutung, Der Bürgerkrieg in Afghanistan, Schir-Ali und Jakub-Khan, Politik der Engländer gegen Afghanistan, Emir Schir-Ali's Verhältniß zu den Russen und der Bruch mit England, Der englisch-afghanische Krieg, Eintheilung der englischen Operationskolonne, Marsch des Generals Browne nach Dschelalabad, Die Kuramkolonne und ihre Erfolge, Vorrücken der Engländer von Kwetta nach Kandahar und Girischt, Die Anarchie in Afghanistan, Major Cadagnari's Tod, Schluß. . . . . 469

### Notiz für den Buchbinder.

Das Tonbild „Chiwa“ ist als Titelbild, die Karte von Centralasien aber am Schlusse des Werkes einzuhäften.





Reisende Tataren. Nach dem „Livre des Merveilles“.

## Einleitung. Allgemeiner Ueberblick.

Allgemeine Charakteristik. Bedeutung Centralasiens im Alterthume. Im Mittelalter ein Passageland für den Handel. Russen und Briten. Begrenzung des heutigen Centralasiens. Kirgisen und Kirgisensteppe. Das Generalgouvernement Turkestan. Der Oxus und Jaxartes. Chokan und Bochara. Die charesmische Wüste und Chiwa. Afghanistan und die Grenzländer gegen Indien. Der Name Turan, Turkestan und der Begriff Centralasien.

Gleichwie ein endloses Meer vor den Blicken des Beobachters am Küsten- saume, breitet sich vor dem Reisenden, der am östlichen Abhange des europäisch- asiatischen Scheidegebirgs, des erzeichen Ural niedersteigt, eine weite Ebene aus, — unabsehbar, unermesslich. Bis tief in Asiens Inneres, bis an den Fuß der Riesenberge, welche in unübertroffener Höhe den Hauptstock jenes Welt- theiles bilden, bis dorthin wo — noch ist's nicht allzu lange her — die westlichen Marksteine chinesischer Gesittung standen, zieht sich das flache Land. Dann steigt es allmählig an, im Süden, Südosten und Osten zu den rauhen Zinnen, die in weiten Bogen es umschließen, um jenseits abzufallen in Terrassen und Plateaux, die zu den gewaltigsten unserer Erde gehören. Wir sind in Centralasien.

Ehe ich mit dem geneigten Leser die Wanderung durch diesen merkwürdigen Erdraum beginne, geziemt es an die Bedeutung zu erinnern, die demselben in der Vergangenheit wie nicht minder in der Gegenwart zugekommen ist. Von hier — so lehrte man — sei das Volk der Arier ausgezogen, um einerseits das persische Iran und von da die Tiefländer am Indus und der heiligen Ganga zu bevölkern, andererseits um, westwärts schreitend, in mächtig anschwellendem Ströme Europa zu überfluten. Wenn nun auch neuerlich die Uräfte der Indo- germanen nicht mehr im centralasiatischen Hochlande, sondern mit mehr Wahr- scheinlichkeit in der europäischen Tiefebene selbst gesucht werden, so sind immerhin

die bezeichneten Gebiete zweifellos lange im Besitze verwandter Stämme gewesen, deren noch heute lebenden Reste ich dem Leser in einigen der noch am wenigsten gekannten Völkerschaften der Erde vorzuführen Gelegenheit haben werde.

In Zeiten, die der Gegenwart zwar geschichtlich näher gerückt, doch immer noch dem grauen Alterthume angehören, goß die Lichtreligion Zarathustra's eine eigenthümliche Kultur über die Gegenden aus, die damals das Baktrische Reich bildeten. Heute steht Balch, die „Mutter der Städte“, fast auf der Stelle des alten, glanzvollen Baktra, von wo der helle Lichtkult sich weithin über Westasien verbreitete. Und in späteren Tagen, nachdem der Glanz des alten Perserreiches erloschen, hellenische Civilisation fast bis an die Pässe des Hindu-Kusch ihre Vorposten geschoben, und Rom der Mittelpunkt der Weltbegebenheiten geworden, erstanden und blühten hier im Herzen Asiens Staaten und Reiche, deren inneren Zuständen sich erst die neuere Forschung zugewendet hat. Der Sieg des Islam tilgte freilich dann aus, was die älteste Zeit an mannichfachen Kulturresten in diesem Gebiete hinterlassen hatte, und verschloß es für lange jeder abendländischen Berührung.

Wie aber schon in urältester Zeit die Erzeugnisse des fernen asiatischen Ostens auf theilweise noch unentwirrten Pfaden, sicher aber durch die Schluchten der centralasiatischen Alpen und die centralasiatischen Steppen die Säume des Mittelmeeres erreichten, so durchstreiften auch dann wenigstens einzelne kühne Wanderer die endlosen Strecken, die sich stets als ein Passageland für die Karawanen, mit einem Worte für den Handel erwiesen. Freilich war es auch die Durchgangsregion, das zwischen Kaukasus und Ural gelegene große Völkerthor, durch welches außer den Karawanen auch Völkerwanderungen und barbarische Nomadenhorden ihren Weg nach Europa fanden.

In neuester Zeit ist der nördliche Theil Centralasiens allmählig der Macht des russischen Staatskolosses erlegen, während von Süden her über die Berge die in Indien herrschenden Briten ihren Einfluß geltend zu machen streben. Erachtet man auch vielleicht als grundlos jene Befürchtungen, welche einen unvermeidlichen Zusammenstoß der größten See- und der größten Landmacht der Gegenwart im Innern Asiens in frühere oder spätere Aussicht stellen, so läßt sich doch nicht verkennen, wie diese Region schon durch die bloße räumliche Ausdehnung Rußlands Europa näher gerückt und für dasselbe eine erhöhte Bedeutung gewonnen hat, deren Werth zu untersuchen unter anderen eine der Aufgaben des vorliegenden Buches ist.

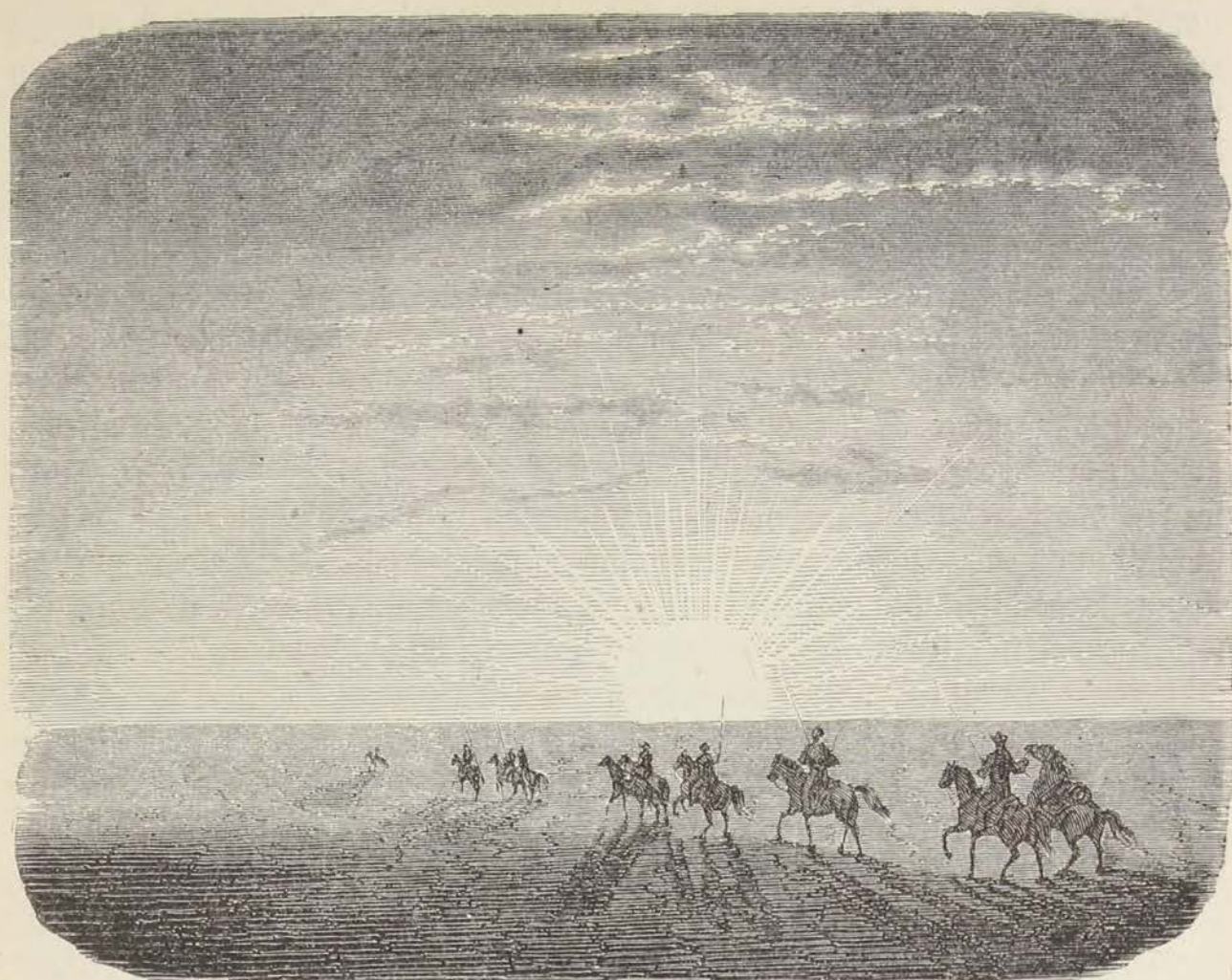
Werfen wir nun einen flüchtigen Blick auf das Gebiet, welches ich zu durchwandern beabsichtige, so sehen wir dasselbe im Westen vom Kaspischen Meere und dem sich in diese Binnensee ergießenden Ural-Flusse begrenzt. Der Uralfluß, auch Jaik und im Alterthume Dair genannt, entspringt in dem gleichnamigen Gebirge, und bildet so wie dieses die Grenzscheide zwischen Europa und Asien. In dem weiten Bogen, den sein Lauf von der Stadt Orsk bis nach Gurjew an seiner Mündung gegen Westen hin beschreibt, liegt das Land der kleinen Kirgisenhorde oder der Orenburgischen Kirgisen, welches im Osten sich bis an den Sary-Su und die im Norden dieses Flusses gelegenen Höhenzüge des Ulu-Tau erstreckt. Fast in der Mitte wird diese weite Region von den Mochad-

scharischen Bergen in nord-südlicher Richtung durchschnitten; sie sind eine niedrige Fortsetzung des Ural und verbinden diesen, so zu sagen, mit der zwischen dem Kaspiischen Meere und dem Ural-See gelagerten Platte des Ust-Urt. Nach Westen und Osten hin senkt sich das Land allmählig zu tiefen Niederungen herab, die im Osten jenseit des Sary-Su fortstreichen bis zu dem großen Balchasch-See und darüber hinaus durch das sogenannte Siebenstromland bis an die Gebirge des Ala-Tau. Wir befinden uns hier im Gebiete der sibirischen Kirgisen, das trotz einzelner Erhebungen im Allgemeinen, und mit Recht, die Kirgisensteppe genannt wird, denn der ganze ungeheure Flächenraum — er umfaßt an 40,770 Quadratmeilen — ist fast überall unfruchtbar, steinig, und obwol von zahllosen Seen durchsiebt, dennoch wasserarm, weil das Wasser der Seen meist unbrauchbar, brackig, ja oft selbst salzig ist. In politischer Hinsicht gehört dieser Landstrich theils zu dem europäischen Gouvernement Drenburg, theils zu Westsibirien und bildet vier große Distrikte, nämlich jenen der Drenburgischen und der sibirischen Kirgisen, der Provinz Semipalatinsk und das Siebenstrom- oder Semirjetschenskische Land. Eine Linie, die etwa von Orsk am Ural bis zu der Stadt Semipalatinsk gezogen würde, könnte beiläufig als Begrenzung jenes Theiles von Sibirien betrachtet werden, der sowol in Bezug auf seine plastische Bodengestaltung als der darin hausenden Nomadenbevölkerung zu Centralasien gerechnet werden muß.

Nach Süden hin besteht keine geographische Abgrenzung Sibiriens in diesem Theile Asiens. Die politische Grenze zieht durch die Steppe etwa vom nördlichen Ende des Ural bis zum Süden des Balchasch-Sees, aber das Steppengebiet erstreckt sich noch weit nach Süden durch das neuerrichtete russische Generalgouvernement Turkestan, bis jenseit der großen Binnenströme Syr-Darja und Amu-Darja, als Jaxartes und Oxus in der Geschichte des Alterthums berühmt. In seinem Unterlaufe durchströmt der Syr-Darja reines Wüstengebiet und ein Gleiches ist beim Oxus der Fall; dagegen treten von Osten her die Ausläufer und Absenkungen der hohen mittelasiatischen Berggruppen an den Mittel- und Oberlauf beider Ströme heran, so daß die Steppe in ihrer kolossalen Breitenausdehnung etwa um die Hälfte verringert und auf den Westen beschränkt ist. Der Syr, ein Sohn der östlichen Hochgebirge, nimmt anfänglich eine ostwestliche Richtung, macht aber in der Nähe der Stadt Chodschand eine starke Biegung nach Norden, dann später, etwas südlich von der Stadt Hazret-i-Turkestan, eine eben so scharfe Wendung wieder gegen Westen. Während die Steppe sein linkes Ufer bis nahe an Chodschand begleitet, ziehen die Höhen am rechten bis in die Gegend von Hazret-i-Turkestan. Hier lag das einst mächtige, jetzt aber um mehr denn die Hälfte seines früheren Umfanges zusammengeschmolzene Chanat Chokan; was gegenwärtig davon übrig geblieben, ist vorwiegend Bergland. Diesem gehört auch der südliche und östliche Theil seines westlichen Nachbarn, des Chanats Bochara an, das theilweise vom Oxus gegen Süden und Südwesten hin begrenzt wird. An den beiden Ufern des Amu-Darja zieht sich die Steppe weithin bis gegen das ehrwürdige Balch und die kleinen Raubstaaten, deren Oberherrschaft vom Emir von Bochara einer- und dem Herrscher im afghanischen Kabul andererseits beansprucht wird.

Der ganze Raum zwischen Oxus und dem Kaspischen Meere bis zum Usturt und dem Uralsee im Norden wird durch die große charesmische oder Turkomannen-Wüste eingenommen, welche Chiwa einschließt. Sie reicht bis zum Atrek-Flusse im Süden, der die Grenze gegen Persien hin bildet, und an die Höhenzüge, welche sie von der persischen Provinz Chorassan trennen. Diese finden ihre östliche Fortsetzung in den Gebirgen des nördlichen Afghaniſtan, dem Hindu-Kuh oder indischen Gebirge, welches in mehreren Verzweigungen das Reich von Kabul im Süden, die oberwähnten kleinen Chanate im Norden beherbergt, seine Ausläufer an den oberen Oxus sendet und östlich in eine überaus verworrene Gebirgsregion übergeht, die in den letzten Jahren zum Theil durchforscht wurde. Diese hochwichtigen und interessanten Reisen führen uns in die Landschaften der Sijaposch oder Kasir's, in die Gegenden des oberen Indus zu den Dardu und in das paradiesische Hochplateau Kaschmir. Jenseit der großen Muztagh- oder Karakorum-Kette, im Norden von Kaschmir, steigen wir durch die Pässe des Kuen-Luen hinab auf die weite Ebene, wo die so lange geheimnißvoll verschleierte Städte Markand und Kaschgar noch über 1350 M. Seehöhe liegen. Hier ist Ostturkestan, wo seit etwa einem Decennium unter dem Abenteurer Muhammed Jakub Chan, dem „Atalik Ghazi“ von Kaschgar, ein neues, weitgebietendes Reich erstanden ist. Wir stehen hier an den Pforten des chinesischen Reiches; vor wenig Jahren noch standen die äußersten Vorposten der Himmlischen in den Pässen des Tian Schan und in den djungarischen Städten Kuldscha und Tschugutschak. Heute ist auch die Dsungarei russisches Gebiet; sie beschließt den weiten Kranz jener mannichfaltigen, wechselreichen Landschaften, auf die wir die Bezeichnung „Centralasien“ in ihrem weitesten Sinne ausdehnen dürfen.

In seiner engeren Bedeutung pflegt man unter Centralasien bloß jenen Theil zu verstehen, der auch unter den Namen Turan, Turkestan oder Türkistan bekannt ist; es ist dies der westlich von den Tian-Schan-Gebirgen liegende, die drei Steppenchanate Chokan, Bochara und Chiwa, den Süden der Kirgisensteppe und das Land der Turkomannen oder Turkmennen umfassende Landstrich, nämlich die Tiefebene, welche man auch die turanische nennt. Heute aber, wo selbst im fernen Asien die Berührungen der Völker inniger und häufiger werden, kann der Geograph, will er anders die bestehenden Beziehungen in ihrer Wahrheit erfassen, nicht mehr bei jener engen Umgrenzung bleiben, und die Engländer sind in der That schon mit gutem Beispiele vorgegangen. Sie nennen schon Centralasien den großen Gebirgsstock, der zwischen Indien und der turanischen Tiefebene sich erhebt. Was ich in den Rahmen dieses Buches unter der Gesamtbezeichnung Centralasien einzuschließen gedenke, bildet einen Komplex von Landschaften und Völkern, die alle unter sich in innigeren Beziehungen als zu irgend welchen anderen Ländern und Nationen stehen. Von diesem Gesichtspunkte aus erscheint die Auffassung jenes weiteren Centralasien als ein Ganzes durchaus gerechtfertigt. Die nachfolgenden Seiten werden dies, so hoffe ich, in das gehörige Licht setzen.



In der Steppe.

## Die Kirgisensteppe.

Eintritt in die Steppe. Jekaterinburg. Beschaffenheit des Landes bis Omsk. Aussehen der sibirischen Steppe. Fruchtbarkeit. Falsche Vorstellungen. Reisen in jenen Gegenden. Tarantassen. Fahren der Jemtschiks, Postillone. Posthäuser. Deren innere Einrichtung. Waschvorrichtung. Preise. Die flache Steppe. Straße durch die Steppe. Die Barabinszen-Steppe. Der See Wasjugan. Sümpfe. Sibirische Rinderpest. Der Tschany-Salzsee. Vegetation der Baraba. Urmane. Insektenplage. Humboldt über die Steppenflora. Der Pflanzenwuchs nach v. Middendorff. Baumlosigkeit. Bolschie Barzuki Sandwüste. Die Rosenkranz-Salzseen. Die gebirgige Steppe. Hohe Schwelle in der Steppe. Anatole Sponville. Von Omsk nach Pawlodar. Lauf des Irtysch. Piletenstrasse. Erhebung des Landes. Veränderung des Bodens. Berge von Bayan-Aul. Karlaraly-Gebirge. Klimatische Verhältnisse der Steppe. Temperatur. Burane und Sandhojen. Steppenbrand.

Noch auf europäischem Boden umfängt uns die weite sibirische Ebene, die ohne Unterbrechung mit Kamtschatka im Osten endet, südlich aber unvermerkt in den insbesondere Kirgisensteppe genannten Theil übergeht. Die Kirgisensteppe ist, trotz ihrer riesigen Ausdehnung, also nur ein Theil jener gewaltigen aralo-kaspischen Senkung, die mit ihrer Fortsetzung, dem Tieflande des westlichen Sibirien, sich bis an das nördliche Eismeer erstreckt, von dem sie zweifelsohne dereinst einen großen Meerbusen gebildet hat. Wir beginnen unsere Reise in Jekaterinburg, einer Stadt, die zwar noch im europäischen Gouvernement Perm, jedoch schon am östlichen Fuße des mittleren Uralgebirges liegt, also geographisch zu Asien gehört.

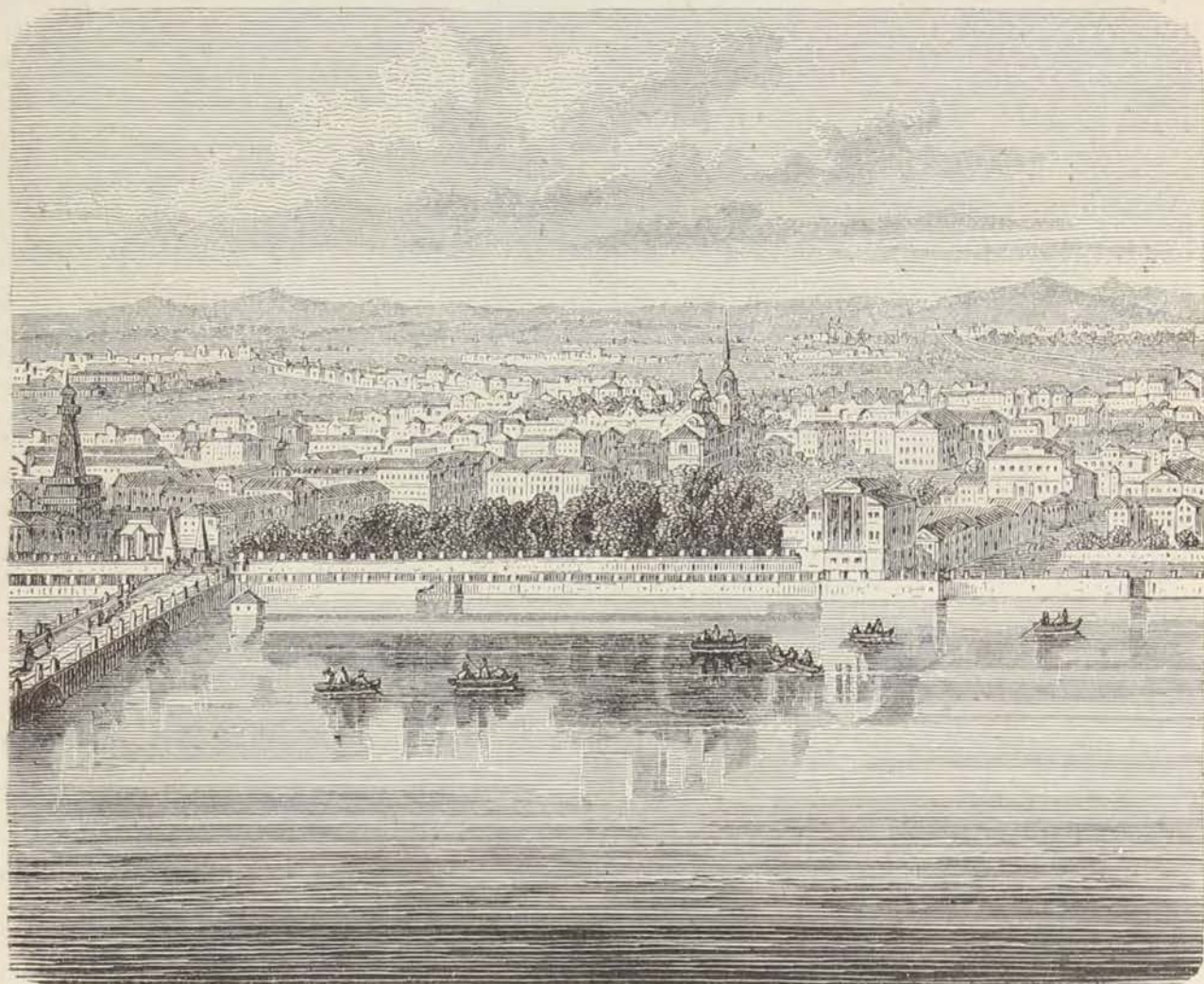
Jekaterinburg, auch Katharinenburg genannt, liegt in einer bergumschlossenen Ebene, welche sich 270 Mtr. über dem Meeresniveau erhebt, und wird

von dem Isset, einem kleinen Flusse, der sich hier aber fast seeartig erweitert, in zwei Theile getheilt. Die Stadt, erst seit 1722 gegründet, und zugleich Haupt-  
 sitz des uralischen Bergbaues, bietet dem Anblick ein unerwartetes Bild von  
 Eleganz, Komfort, selbst von Größe dar, wie sich aus unserer Abbildung ersehen  
 läßt, der eine russische Photographie zu Grunde liegt. Schöne, große steinerne  
 Häuser ragen in Menge aus kleinen, grauen, hölzernen Gebäuden hervor.  
 Gleichwol zählt Jekaterinburg nur etwas mehr denn 20,000 Einwohner. Von  
 hier aus gedenkt man eine Eisenbahn über den Ural zu bauen, die sicher eine  
 der wichtigsten Verkehrsbahnen des großen russischen Reiches werden wird,  
 namentlich wenn es gelingen sollte, damit recht weit östlich in Sibirien, wo-  
 möglich bis in das Steinkohlenebiet von Kuznezsk im Altai, einzudringen. Einst-  
 weilen dient Jekaterinburg als Einbruchstation in die große sibirische Steppe,  
 die sich unabsehbar vor dem Reisenden ausbreitet. Anfänglich hindert wol eine  
 üppige Vegetation, die Ebenheit des Bodens zu gewahren, allein sie macht sich  
 sofort bemerklich, sobald man die Getreidfelder erreicht, welche fast den ganzen  
 südlichen Theil des sibirischen Gouvernements Tobolsk bedecken. Das ganze Land,  
 vom Ural bis zur sibirischen Stadt Omsk, besteht aus einer dichten Schichte  
 Alluvialsand, in dem sich auch nicht ein Stein zur Ausbesserung der Straßen  
 findet, die deshalb hier aus Reisigbündeln mit darüber fest gestampfter Erde  
 hergestellt sind. Der Sand trägt eine schwarze, sehr fruchtbare Humusdecke,  
 durchaus in einer Weise bebaut, wie man es kaum vermuthen würde in einem  
 Lande, dessen Name mit der Vorstellung ewigen Winters unzertrennlich erscheint.  
 Allein die Steppe ist doch etwas Anderes, als wir gewöhnlich mit der Bedeutung  
 dieses Wortes zu verbinden pflegen. Der Karawanenweg von Jekaterinburg  
 nach Omsk, und von hier weiter, sei es nördlich gegen Tomsk, sei es südlich gegen  
 Semipalatinsk, ist ein vielbenützter und auch von europäischen Reisenden oft be-  
 suchter; unter Letzteren befand sich im Jahre 1868 der deutsche Geologe Bern-  
 hard von Cotta, der im Auftrage des russischen Kaisers die Erzlagerstätten im  
 Altai-Gebirge untersuchen sollte. Auch er bestätigt gleich seinen Vorgängern die  
 Verschiedenheit der wirklichen Steppe von den gemeiniglich davon gehegten Vor-  
 stellungen. Das Land ist nicht durchaus eben, sagt er, auch nicht steril oder un-  
 bebaut, wenigstens im Bereich unserer Straße — des gewöhnlichen Karawanen-  
 weges — nicht. Hier und da erheben sich flache Hügel, zum Theil mit Kiefern und  
 Birken bewaldet; auch wechseln dazwischen kleine Waldpartien mit Weideland und  
 mit zum Theil sehr fruchtbaren Feldern in der Nähe der Dörfer oder kleiner Städte,  
 die in Abständen von 20 bis 30 Werst (3—4 deutschen Meilen) auf einander  
 folgen und in der Regel zugleich die Poststationen enthalten. Jeder Ort ist im  
 Umkreis von 1 bis 5 Werst von einer Umzäunung umgeben, innerhalb welcher  
 das Vieh frei umher läuft.

Das Reisen in jenen Gegenden geschieht am zweckmäßigsten in den dortigen  
 eigenthümlichen Steppenfuhrwerken, den sogenannten Tarantassen. Der Wagen-  
 kasten ruht auf mehreren Langbäumen, welche die Federn vertreten und im Falle  
 des Zerbrechens überall leicht ersetzt werden können, was bei Stahlfedern nicht  
 der Fall sein würde. Bei trockenem Wetter fährt man sehr schnell, fast nur scharfen  
 Trab und Galopp; doch nehmen die Postillone, Jemtschiks geheißen, keine Rück-

sicht auf Pferde, Wagen und Personen, und es gehört zu den großen Ausnahmen, wenn nicht während der Fahrt Etwas am Geschirr reißt oder in Unordnung geräth; in der Regel tritt ein solcher Fall schon in der ersten Viertelstunde nach der Abfahrt ein. Jede Brücke und jeder Hügel wird stets im strengsten Lauf genommen, was zuweilen mit recht empfindlichen Stößen verbunden ist, da die Brücken meist aus unbehauenen Baumstämmen bestehen.

Nicht selten begegnet man Zügen von Frachtwagen, die sich langsam fortbewegen, hie und da eine Raft machen oder bei munteren Feuern übernachten. Diese Wagen sind in der Regel einspännig, während Personen selten mit



Zefaterinburg.

weniger als drei Pferden neben einander gespannt reisen, eine Einrichtung, die sich durch den herrschenden Pferdeüberfluß erklären läßt.

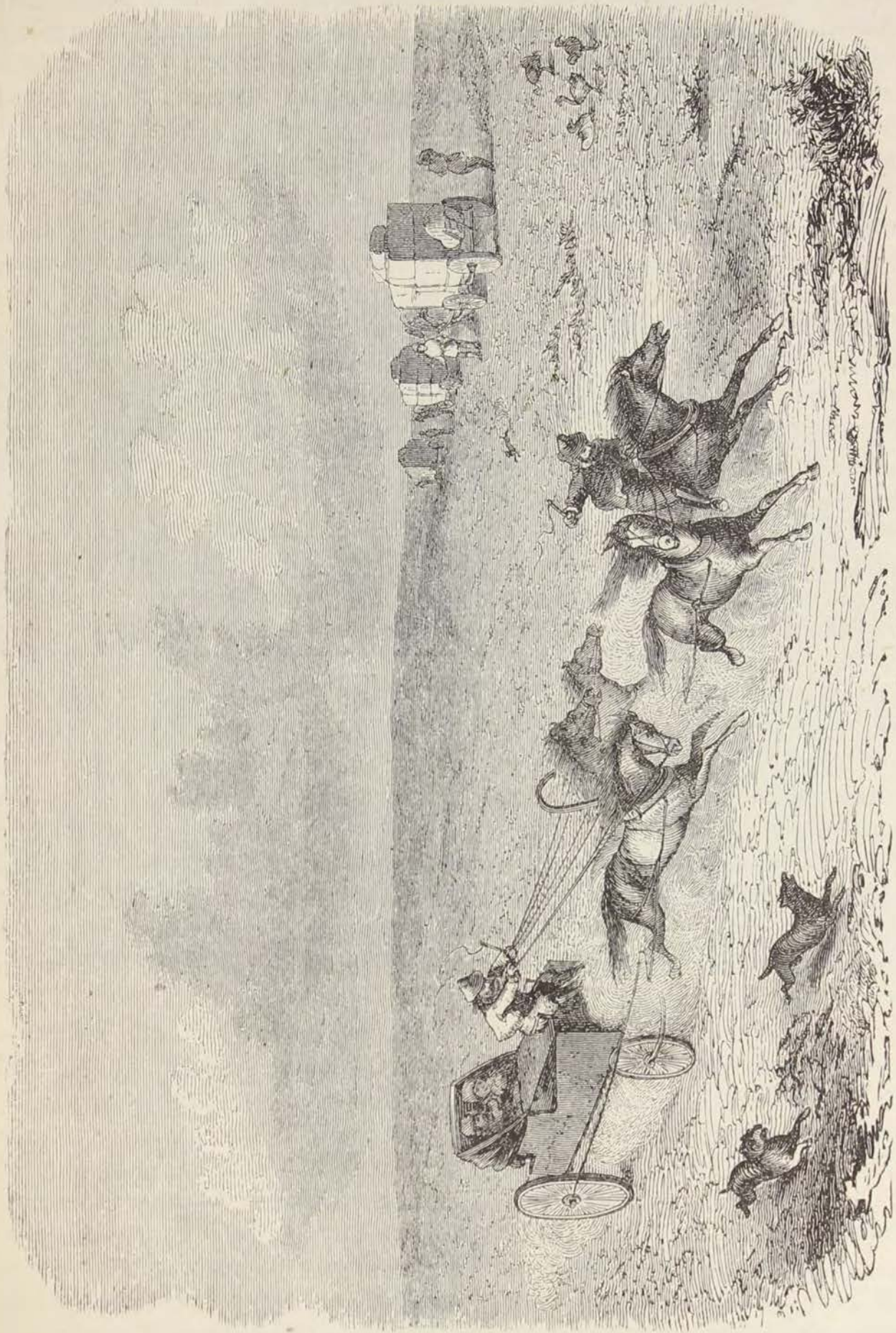
Gelangt man zur Station, erzählt B. v. Cotta, so sprengt sogleich ein Knecht auf stets bereit gehaltenem Pferd in den großen eingezäunten Raum, der die Ortshäuser umgiebt, um die Postpferde zu holen. Wir treten unterdessen in das Stationshaus ein, welches sich nur selten von den übrigen Bauernhäusern unterscheidet. Ein bis zwei Zimmer sind für die Reisenden reservirt, fast stets sehr reinlich gehalten und meist recht freundlich eingerichtet. Den Fußboden bedeckt oft eine Leinwanddecke. Die eine Ecke nimmt ein sehr großer Ofen ein, in einer zweiten steht häufig ein breites Gardinenbett, in einer dritten, unter dem nie fehlenden Heiligenbild, ein kleiner weißgedeckter Tisch, an den Wänden

ein bis zwei Ledersofa's sowie einige Holzstühle, und darüber hängen allerlei Bilder, religiöse, militärische oder komische Gegenstände darstellend. Wo der Czar auf einem solchen Bilde erscheint, ist er stets wenigstens noch einmal so groß als die übrigen Menschen. Wünscht man sich zu waschen, so findet man im Vorraum oder im Hof ein dazu aufgehängtes Wassergefäß, und irgend ein dienstbarer Geist ist bereit, uns daraus Wasser auf die Hände zu gießen. Waschbecken in unserem Sinne sind durchaus ungebräuchlich. Auf unseren Wunsch erscheint sehr bald ein blank gepuzter großer Samovar (Theemaschine), einige Gläser und Löffel, letztere sehr oft von Silber. Gewöhnlich kann man auch treffliche Sahne, süße und saure Milch, Kwas, Eier, manchmal auch frisches Brot, Butter, Honig und dergleichen erhalten. Für das Alles legt man nach der Benutzung 10 bis 30 Kopeken, etwa 32 Pfennige bis 1 Mark oder 3 $\frac{1}{2}$  bis 10 Silbergroschen deutschen Geldes, auf den Tisch, ohne vorher nach der Rechnung zu fragen.

Die flache Steppe. Wie man sieht, birgt die Steppe immerhin noch genügende Spuren gesitteten Lebens; freilich schwindet dieses, je mehr wir uns von der Linie Jekaterinburg-Omsk nach Süden begeben und in das Gebiet der eigentlichen Kirgisensteppe eindringen. Doch selbst hier bestehen bestimmte Karawanenwege, welche die Steppe von Nord nach Süd, aber auch von West nach Ost durchschneiden. Solche Handelsstraßen gehen von Omsk über Semipalatinsk und Serginpoly nach Wiernoje und von hier über Tschemkend nach Chodschand, von Tschim nach Altazar und Akmolinsk, im Westen endlich von Drenburg nach Chodschand. Ostwärts von Omsk zieht die Straße nach dem Altai und dem Inneren Sibiriens durch die sogenannte Baraba oder Barabinzische Steppe, welche in neuerer Zeit durch den seiner merkwürdigen Reisen in Sibirien wegen hochberühmten, gelehrten Akademiker N. v. Middendorff in einer eigenen Schrift („Die Baraba.“ St. Petersburg 1870, 4<sup>o</sup>, in den Denkschriften der russischen Akademie der Wissenschaften) beschrieben worden ist. Danach ist die Barabinzsteppe ein flaches, morastiges Gebiet, das sich zwischen dem 53.<sup>o</sup> und 57.<sup>o</sup> n. Br. über 100 Meilen in der Länge und eben so viel in der Breite zwischen Irtysh und Om, Ob und Ily ausdehnt, zahlreiche Seen, Sümpfe und Bäche einschließend. Im Uebrigen unterscheidet sich diese Barabinzische Steppe nur wenig von der durchreisten Gegend, noch am meisten durch die erwähnten häufigen Landseen und Sümpfe, die zugleich die Brutstätten der quälenden Insekten jenes Landstriches sein mögen. Der etwas höher gelegene See Wasjugan überschwemmt zuweilen die Ebene, bildet Sümpfe und verpestet die Luft, weshalb hier hauptsächlich die Quelle der sibirischen Pest zu suchen sein soll. Ursprünglich eine Viehseuche, befällt diese Krankheit auch den Menschen und kommt besonders in den Steppen, nie im Gebirge vor. Sie fängt mit einer verstärkten Geschwulst an, die sich bei den Menschen, besonders an den unbedeckten Theilen des Körpers, im Gesicht, Nacken und an den Armen bildet. Die Geschwulst entwickelt sich dann zu einem schwarzen, brandigen Geschwür, welches in kurzer Zeit Fieber und den Tod nach sich zieht. Durch Schnitte, die man in die Beule mache, und durch Umschläge von einem Aufguß von Tabak und Salmiak — so berichtet Prof. Gustav Rose, Humboldt's Begleiter auf seiner asiatischen Reise, — könne man im Anfang eine Zertheilung der Verhärtung hervorbringen



und die Krankheit heilen; hätte sie aber erst innere Theile ergriffen, so wäre sie in der Regel unheilbar. Ueber die Ursachen dieser gefährlichen Seuche ist man

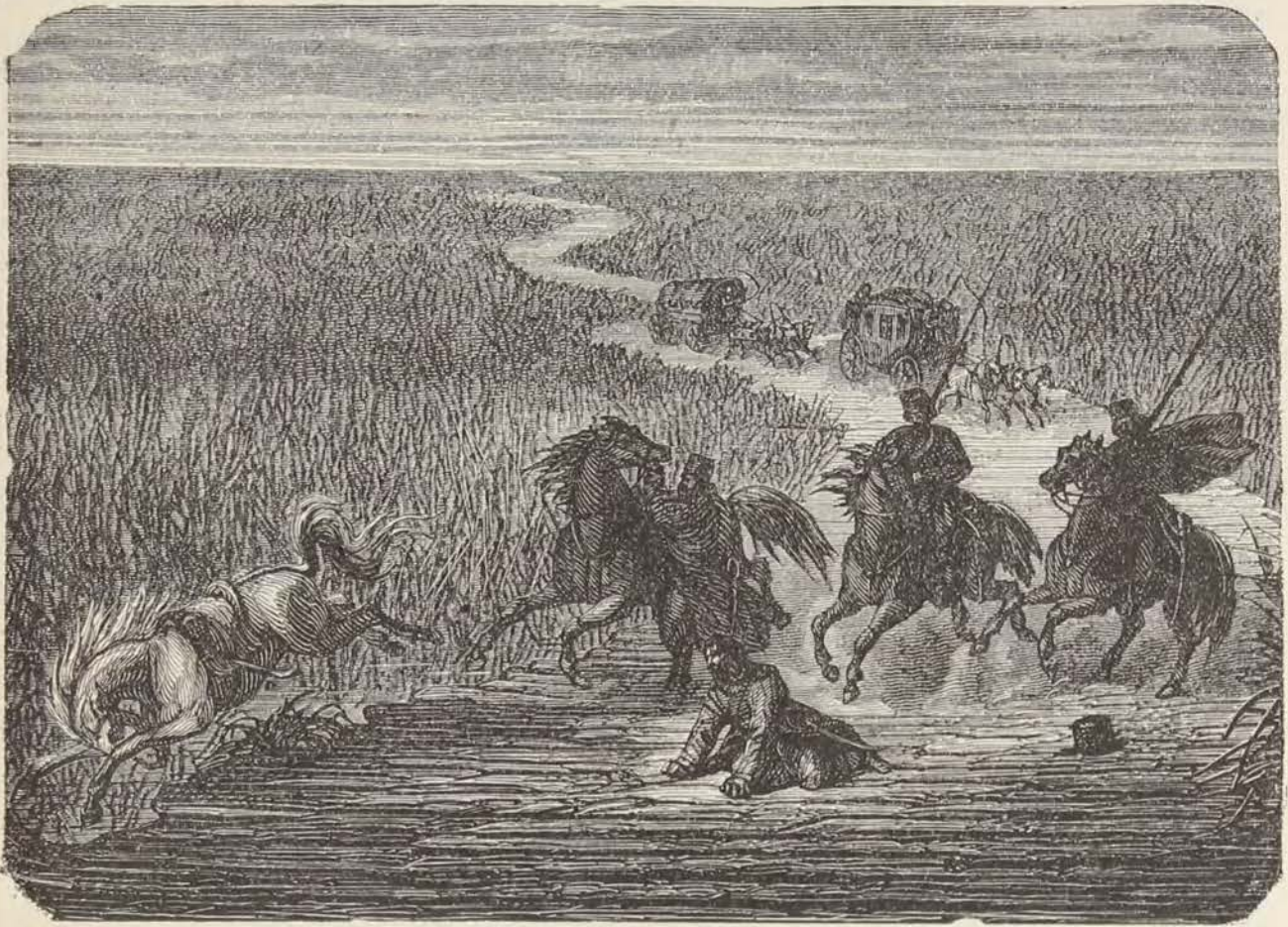


Eine Karawane.

noch nicht im Reinen, daß aber die Miasmen der zahlreichen Barabinsischen Sümpfe und Seen wenigstens nicht ganz ohne Antheil daran sind, ist wol an-

zunehmen. Wie man behauptet, ist allerdings eine Entwässerung dieser Seen ausführbar, da die Steppe höher liegt als die angrenzenden Flüsse. Unter den zahlreichen, von Scharen von Wasservögeln besuchten, meist in Reihen geordneten Salzseen ist der sehr fischreiche Tschany wol der größte; man schätzt seinen Durchmesser auf mehr denn 14 Meilen und die Zahl der darin liegenden Eilande gegen 100; sie sind niedrig und unbewohnt. Ueberall ist die Barabinsche Steppe mit Hainen aus Eichen und Birken bestreut und weite Strecken sind dünn mit Rohr bewachsen. Nach Norden hin wird der Wald dicht; im Westen finden sich weithin fruchtbare, sehr grasreiche, feuchte Strecken. Ein großer Theil ist auch mit weitläufig stehenden Birken überstreut und hie und da finden sich Schwarzwälder, von denen der Urman — so nennt man die dichten Waldungen im Tobolskischen — am Ob der größte ist. Der südliche Theil, die Verflachung des Gebirges, ist ganz besonders salzig, in bedeutender Ausdehnung aber mit einer über  $\frac{2}{3}$  Meter mächtigen, fruchtbaren Humusschicht bedeckt, welche auf einem allgemeinen Thonbette ruht, stellenweise mit magerer, sandartiger Oberfläche wechselnd; daher ist die trockene Fläche, gegen eine halbe Million preussischer Morgen, zum Getreidebau geeignet. Der Winter ist zwar anhaltend und streng, Schnee fällt aber erst im Dezember und nicht reichlich. Mit der Vegetation entwickeln sich im Frühjahr Myriaden von Insekten, eine Unmasse großer Fliegen und sehr kleiner Mücken quälen und verfolgen den Reisenden. Die dicken Pferdefliegen — welche die merkwürdige Fähigkeit besitzen, während des Fluges scheinbar an derselben Stelle zu verbleiben und dabei doch der Bewegung des Wagens zu folgen — verschwinden mit dem Sinken der Sonne, dann folgen ihnen aber sogleich die heimtückischen Mücken, um bis Sonnenaufgang ihre blutgierige Thätigkeit fortzusetzen. Die winzigen Moskiten meiden entschieden die Extreme der Temperatur, indem sie Morgens erst dann erscheinen, wenn die Nebel sich gehoben und die Sonne schon etwas gewirkt hat. Doch bald wird ihnen des Guten zu viel und sie verschwinden, um erst am Nachmittag wieder zu kommen, bevor die Abendkühle eintritt. Sie plagen also spät am Morgen und früh am Abend. Im heißesten Sonnenbrand ist den Bremsen und Stechfliegen besonders wohl und sie suchen sichtlich, trotz drückender Sonnenhitze, noch die schwarzen Oberflächen zu ihren Sitzplätzen aus. Zweierlei Bremsen und dreierlei Stechfliegen wüthen hier. Den Mücken, welche den ganzen Tag über in geringerer Bewegung sind, gehört vorzugsweise der Abend, die ganze Nacht und die Frühe des Morgens, zumal bei stillem Nebelwetter. Ueberrascht von der Leppigkeit des Landes fragte v. Middendorff: „Warum siedelt sich denn hier Niemand an?“ — „Willst Du es versuchen?“ war die Antwort; „es sind schon viele herangekommene Ansiedler da gewesen, aber das Geschmeiß hat sie immer wieder hinausgetrieben.“ Auch der Milzbrand ist eine böse Zugabe. Dennoch giebt es auch recht glückliche Winkel in dieser Dede, ja ein Dörfchen, Kotschi, nennt Middendorff den glücklichsten Fleck auf Gottes Erdboden, den er auf seinen weiten Reisen je getroffen. „Voll von dem Anblick endloser, prachtvollster Wiesen, bestanden mit alten majestätischen Birken, und von dem Anblick nicht weniger üppiger Felder, rief ich den Bewohnern des Dorfes, die mich empfingen, entgegen, sie seien doch überglückliche Menschen, da es ihnen vergönnt

sei, ein solches Paradies zu bewohnen. „Allerdings!“ hieß es und mir antwortete aus ihrem Munde in den verschiedensten Modulationen das Echo meiner eigenen Anschauung.“ — Der Sommer bringt selten Regen und seltener noch Gewitter; dagegen sind auch ganz heitere Tage eine Seltenheit, da eine Art Höhenrauch die Atmosphäre trübt. Seitdem man 1730 die Steppe zu kolonisiren begonnen, hat man auch anderwärts gefunden, daß der Boden fünf- bis zehnfältig trägt. Auch sonst sind diese sibirischen Steppengebiete, zuweilen hügelig, zuweilen von Wäldern unterbrochen, durchaus nicht einförmig, und von der herrlichen Vegetation, welche sie schmückt, hat Alexander von Humboldt in wenigen Strichen ein anziehendes Gemälde entworfen. Gerade die uns hier beschäftigende Kirgisen- und Kalmücken-Steppe hat Humboldt bei seiner Reise nach dem Altai zu sehen



In der Barabingzen-Steppe.

Gelegenheit gehabt und schildert er deren Pflanzenwuchs gruppenweise viel mannichfaltiger als die der Planos und Pampas von Caracas und Buenos-Ayres. Der schönere Theil der Ebene, sagt Humboldt, von asiatischen Hirtenvölkern bewohnt, ist mit niederen Sträuchern üppig weißblühender Rosaceen, mit Kaiserkrone (Fritillarien), Tulpen und Cypripedien geschmückt. Wie die heiße Zone sich im Ganzen dadurch auszeichnet, daß alles Vegetative baumartig zu werden strebt, so charakterisirt einige Steppen der asiatischen gemäßigten Zone die wunderbare Höhe, zu der sich blühende Kräuter erheben: Saussureen und andere Synanthereen; Schotengewächse, besonders ein Heer von Astragalus-Arten. Wenn man in den niedrigen tatarischen Fuhrwerken sich durch weglose Theile dieser Krautsteppen bewegt, kann man nur aufrecht stehend sich orientiren und

sieht die waldartig dichtgedrängten Pflanzen sich vor den Rädern niederbeugen. Einige dieser asiatischen Steppen sind Grasebenen; andere mit saftigen, immergrünen, gegliederten Kalipflanzen bedeckt; viele fernleuchtend von flechtenartig aufsprießendem Salze, das ungleich, wie frischgefallener Schnee, den leetigen Boden verhüllt. Den Pflanzenwuchs der Barabinsensteppe schildert aber v. Middendorff wie folgt: „Die Uferländer des Om-Flusses sind auf eine Breite von 1—1½ Meter von dem etwas schmutzigen Dunkelgrün eines bis 1 Meter hohen Niedgrases eingefaßt. Auf dasselbe, den steilen Uferabhang hinan, folgt in dichtem und fast reinem Bestand eine schilfartige Festuca, hier Birej genannt, welche dem Wanderer bis zum Kinn reicht, so daß die Aehren der samentragenden Schößlinge kaum mit der hoch ausgestreckten Hand erreicht werden können. Inmitten dieser Stellen saftgrüner Felder von Festuca stehen vereinzelt spizblättrige Weidenbüsche, 6—8 Meter hoch und überall die Spuren der stattgehabten Brände an sich tragend. Zum oberen Rande des Uferhanges hin mischen sich andere riesige Süßgräser, Lolium, Bromus und Avena-Arten, unter die Festuca; hier und da guckt auch wol ein Weidenröschen mit seinen zierlichen Blättern hervor. Hat man sich aber schon auf die Steppe selbst emporgearbeitet, so findet man sich versunken in ein Grasmeer, das kaum zu einem Drittel aus wirklichen Gräsern besteht, indem hier die verschiedenartigsten Kräuter von riesigem Wuchse emporgeschossen sind. Spierstauden, Sedum, unserem Telephium ähnlich, aber fast meterhoch, Wachtelweizen, die als Unkraut wuchernde rothe Schafgarbe, Goldruthen und eine sehr häufige Rose, 1 Meter hoch, gleichwie viele andere Pflanzen, welche hier und dort durch Lathyrus, vorzugsweise aber durch eine Wicke, so unter einander verwebt sind, daß man es nach kaum hundert mühsam zurückgelegten Schritten aufgeben muß, sich durch dieses umstrickende Gewirr Bahn brechen zu wollen. Ueber diesen Kräuterfilz hervor ragen aber noch die rothen Köpfe einer gleichmäßig ausgestreuten Sanguisorba, die rothen und gelben Blumenköpfe zahlreicher hoher Syngenesiten, Nesseln, deren Gipfel über die emporgestreckten Hände eines wüchsiges Mannes hinausreichen, Heracleum von 3 Meter Höhe u. dgl. m. Wo man über die Wogen dieses Meeres hinauszuschauen vermag, sieht man entweder unbegrenzten Horizont oder einzelne Waldinseln in weiter Ferne vor sich. Glückselig, den Rücken entrinnen zu können, und unfähig, sich eine neue Bahn durch die tausendfältigen Schlingen zu brechen, welche den Fuß umstricken, kehrt man bald in derselben Furche zurück, die man auf dem Hergang in den Kräuterfilz eingepflügt hat. Etwas weniger üppig und minder wüchsig fand ich die Vegetation dieser Steppen auf den Erhebungen oder Rücken derselben, Griwy genannt. Hier wuchsen auch aromatischere Kräuter, wie Origanum, Geranium, Tanacetum, Doldengewächse; hier stellten sich fleckweise treffliche Partien von üppigem Roth- und Infarnatflee ein, Delphinien u. dgl. m. Solcher Griwy, auf denen allein Ansiedlungen und Feldbau möglich sind, gab es in der Wildniß am oberen Om nur vier. Jede von ihnen scheint sich über einen Flächenraum von vielen Quadratwerst zu erstrecken. Obgleich allerdings an manchen Vertlichkeiten diese Steppenrücken den Ortsbewohnern als Berge (gorá) erscheinen, namentlich wenn sie von tief eingeschnittenen Wasserrinnalen umgeben sind, so erheben sie sich doch, wie mir schien,

nur wenig mehr als 2—4 Meter hoch über die umgebende Fläche der Steppe, sodaß diese in Betracht ihrer ungeheuren Ausdehnung durch ihre Söhligkeit in Erstaunen setzt.“

Baumlosigkeit ist also ein Grundzug im Charakter dieser Steppen; nur die Zelte der Kalmücken und die Hütten der Kosaken, Gräber alter Krieger, Ruinen alter Befestigungen und leichte Hügel, zum Theil alte Grabhügel, unterbrechen die gleichmäßige Fläche der aralo-kaspischen Senkung. Die ganze Kirgisensteppe, welche dieser Region angehört und im Mittel etwa 100 Meter hoch ist, besteht aus großen Flächen oder vielmehr wellenförmiger Terrainbildung, deren Abhänge meistens außerordentlich lang und sanft sind; doch stößt man auch unverhofft auf tiefe und breite Einschnitte, die sich auf lange Strecken durch die Steppe hinziehen. Kein Baum, kein Strauch ist zu erblicken, auf welchem das Auge ausruhen könnte; die ganze Steppe gleicht einem unabsehbaren Meere, dessen langgestreckte Wellen auf einmal unbeweglich geworden sind. Nur die muchadscharischen Berge, welche zwischen dem 56.—57.<sup>o</sup> ö. L. v. Paris die Steppe von Nord nach Süd durchschneiden, machen eine Ausnahme; indeß ist ihre höchste Spitze, der Miruf, kaum 340 M. hoch. Der bergige Theil der Steppe besteht überall aus Feldspath und Porphyr, in deren Begleitung oft Blei, Kupfer, Silber und bisweilen Gold vorkommen; längs des Irtysh und im ebenen Theile der Steppe findet man nur Kohlenkalkstein und eine fast horizontale Kohlenschicht.

Zwischen den südlichen Ausläufern der muchadscharischen Gebirge und dem Nordrande des Uralsees dehnt sich die merkwürdige Sandwüste Bolschie Barzuki aus. Gleichwie die Baraba-Steppe im Nordosten ist die Barzuki-Wüste im Südwesten nur ein Theil der großen aralo-kaspischen Niederung, welche die Kirgisensteppe bildet. In der Barzuki findet sich eine Strecke, welche tiefer liegt als der Spiegel des Mittelmeeres, und die ganze Gegend bietet zugleich, namentlich im Nordosten des Ural, eine vollständige Meeresflora, indem dort nur Pflanzenarten, ja ganze Geschlechter wachsen, welche ausschließlich dem Meeresboden eigen und weder in Salz- noch in Süßwasser-Binnenseen gefunden worden sind. Zweifelsohne ist also diese ganze Senkung sowie das Tiefland des westlichen Sibiriens mit seinen zwischen die dsungarischen Gebirge hineinreichenden sumpfigen und mit Salzseen bedeckten Landstrecken ein großer, ehemaliger Meerbusen des nördlichen Eismeeres gewesen. Die überall innerhalb dieses Bereiches auftretenden Seen und zwar vorzüglich die salzhaltigen ohne Abflüsse, sowie die örtlich auftretende Salzflora, die Halophyten, welche fast die einzige Vegetation auf weiten Gebieten abgeben, leiteten zuerst auf diese, seither auch durch geologische und paläontologische Befunde bestätigte Vermuthung. Mitten in der Steppe finden sich Seemuscheln in den sandig-thonigen Schichten an Uferabstürzen des Tschim. Auffallend ist ferner die streng parallele Richtung vieler Steppensflüsse, sowie die reihenweise Ordnung, in welcher häufig die stehenden Süßwasser sich folgen, sodaß sie deswegen von Humboldt den malerischen Namen von Rosenkranz-Seen empfangen, weil sie sich bisweilen wie Perlen an einer Schnur folgen, während die Richtung der Salzseen, die sich vom Afsakal-Barbi bis zum Sary-Kupa wie in einer Furche hinziehen, die

Gegend andeuten, in welcher der Aralo-kaspische Meerbusen mit dem nördlicheren, sibirischen Golfe im Zusammenhange gestanden, als die Meerestiefe in dem ganzen großen Busen des Eismeeress schon gering geworden war.

Die gebirgige Steppe. Im Norden dieser eigenthümlichen Seenkette und etwa in der Gegend des 49.<sup>o</sup> n. Br. scheint in dieser großen Tiefenebene sich eine Schwelle zu erheben, von welcher der Tschim sich nach Norden wendet und zahlreiche Steppenströme irrend nach Südwesten im Sande verrinnen. Keiner davon erreicht den Irtysh, wenige nur den Tschim. In diesem Bereiche treten niedrige Höhenzüge auf, wie der Arkat, Aldschan, Tschingis-Tau, Karakaly, Kent-Kaslyk, meist Granit- und Porphyrhügel, welche aber nur 100—325 Meter absoluter Höhe haben; ferner der Ak-Tau oder Weiße Berg, der Kurgentash und die lange Kette der Jldighis, welche wahrscheinlich mit dem bleireichen Ulu-Tagh zusammenhängt. In diese interessante Region führt uns Anatole Jaunez Sponville, dem in seiner Eigenschaft als Bergingenieur von Seite der Familie Demidow im Jahre 1864 der Auftrag ward, einen Theil der sibirischen Kirgisensteppe zu erforschen. Herr Sponville beginnt seine Schilderung von dem ansehnlichen Städtchen Dmsk an, welches noch in dem durchaus flachen Gebiete am Irtysh liegt und eine wenig anmuthige Stadt ist, ein Gewirr meist elender hölzerne Häuser, über welche nur ein paar öffentliche steinerne Gebäude hervorragen. Der Irtysh ist hier schon ein sehr mächtiger Strom, mit 40—50 Meter hohem, östlichem Steilufer, ganz aus horizontalen Sand- und Thonschichten gebildet, welche Spuren von Braunkohle enthalten. Zwischen Dmsk und dem Städtchen Pawlodar, weiter im Süden am Irtysh gelegen, verdient das Land wol den Namen einer Steppe in seiner vollsten Bedeutung. Wo immer man hinblickt, das Auge trifft wie am Meer nur den Horizont, der den Wanderer in weitem Kreise umfängt. Nirgends eine Falte des Bodens, den Abhang am Irtysh ausgenommen, der indeß nicht einmal den Fluß in sein Bett zu bannen vermag. Bei einigen von Kosakenabtheilungen bewohnten Dorfschaften wachsen magere Bäume, vom fast beständig wehenden Winde verbrannt und entlaubt. Der Boden ist weich, sandig, ohne jeden Stein, fast ohne Pflanzenwuchs und mit Heuschrecken bedeckt, die allein in einem kurzen, kaum grün werdenden Grase ihre kärgliche Nahrung finden. Pferde und Rinder werden oft sehr weit von den Wohnorten an feuchte Stellen geführt, wo etwas Gras wächst, und außer den Tabakspflanzungen, womit jeder Kosak sein Haus unfehlbar umgiebt, sah Sponville keine andere Vegetation längs dieser Militärstraße. Sie reicht bis Semipalatinsk, doch verließ er sie zu Pawlodar.

Jenseit des Irtysh ist die Physiognomie des Landes total verschieden. Obwol die Kirgisensteppe im Irtyshthale eben so flach ist wie die russische, beobachtet man doch eine bemerkenswerthe Veränderung im Boden. Der Irtysh greift während seines ganzen Laufes stets sein linkes Ufer an und verlegt sein Bett immer mehr gegen Westen, wobei er das verlassene rechte Ufer mit einem Alles nivellirenden Sande bedeckt. Dies ist der Grund für die unfruchtbare Bede der Kosakensteppe, während auf dem kirgisischen Ufer die ersten Schritte schon einem härteren, unebeneren Boden, einer ganz anderen Vegetation begegnen. Man folgt einer Art Straße, welche blos durch den Huf der Pferde

hergestellt ist, und stößt, gegen Süden reisend, alle 4—6 Meilen auf einen kleinen befestigten Posten, den sieben Kosaken bewohnen. Sie sind mit dem Transport und der Wache über die Sicherheit der Reisenden beauftragt. Desters noch trifft man Rasenpyramiden, bestimmt, im Winter den Weg zu weisen; außerdem deutet nichts auf das Werk von Menschenhänden. Dies ist die sogenannte Piketenstraße, welche das Centrum des Kirgisienlandes mit Rußland verbindet und mehrmals die von Osten nach Westen ziehenden Karawanenstrassen durchschneidet. Die Kosaken, die Bewohner der befestigten Pikete, gehören zur sogenannten Irtysh-Linie und sprechen das Kirgisische wie ihre Muttersprache.

Hat der Reisende den Irtysh überschritten, so bemerkt er anfänglich fast keine Veränderung in dem Lande, welches er mit verhängtem Zügel durchreißt, und dennoch ändert sich das Aussehen der Landschaft, aber so allmählig, daß man es kaum gewahr wird, wie die Steppe von Terrainunregelmäßigkeiten durchfurcht wird und an solchen immer mehr gewinnt, je weiter man sich gegen Süden bewegt. Allmählig nehmen die Faltungen des Steppenplateau zu an Zahl und an Tiefe; sie durchkreuzen sich in immer verschiedenere Richtungen und lösen endlich die ganze Fläche in eine Unzahl kleiner Hügel ohne jedwede Symmetrie in ihrer Anordnung auf. Erst wenn der Reisende zufällig auf die Spitze eines solchen Hügels, etwa höher als die übrigen, gelangt ist, gewahrt er plötzlich und mit Erstaunen die Veränderung um sich her. Er hat dann in der That den Rand der hohen Steppe erreicht, die, gegen Süden immer höher und höher ansteigend, sich endlich an die schneebedeckten Firste des Ala-Tau anlehnt.

Der Ausblick, vor Kurzem noch so ferne reichend, wird nunmehr allseits von einer Menge rundlicher Hügel beschränkt; trotz ihrer sanften Abhänge fangen porphyrische oder Feldspathgesteine an kahle Gipfel zu zeigen; der Boden ist hart geworden wie eine Chaussée und dröhnt unter dem Huf der Pferde; es bedeckt ihn ein grober Sand, der weder Staub noch Roth verursacht; die Steppe trägt ein dichtes, tiefdunkles Gras, in Polstern vertheilt, und die Luft mit stark aromatischem Dufte erfüllend; hier wachsen Münzen, Thymian und Lavendel. Stellenweise erscheint, von der Feuchtigkeit einer Quelle, einer Cisterne oder eines im Frühjahr Wasser führenden Baches begünstigt, ein schönes, langes, buschiges Gras, dessen herrliches Smaragdgrün sich scharf abhebt von der düsteren Farbe der aromatischen Kräuter; hat es endlich nur eine halbe Stunde geregnet, so begegnet man weiten weißen Flächen, worin der Fuß der Pferde versinkt, um einen feinen Staub mit durchdringendem Geruche aufzuwirbeln; es sind dies die Salz- und Salpeter-Efflorescenzen, deren Humboldt gedacht hat. In dem Maße, als man nach Süden fortschreitet, mehren sich die Erhebungen, hinter denen die blaue Kette der Bayan-Aul-Gebirge einem riesigen Stein-damme vergleichbar aufsteht. So dünn und durchsichtig ist die Luft in jenem Lande, wo jedweder Dunst und Staub fehlen, daß Sponville nur wenige Meilen die Berge entfernt meinte, die er erst nach 12—15 stündigem eiligen Fahren erreichte. Da an mehreren anderen Punkten der Steppe sich ähnliche Berge erheben, so wollen wir einen Augenblick bei den Bayan-Aul verweilen, deren

Anblick es sofort begreifen läßt, warum die Kirgisen dieselben zum Schauplatz einer Menge wunderbarer und phantastischer Geschichten und Sagen auserkoren haben.

Aus der Mitte der Steppe erhebt sich das Gebirge so urplötzlich, so senkrecht, daß man anfänglich nicht einsieht, wie man über dieses Hinderniß hinwegkommen kann. Der Weg windet sich steil hinan und man muß Kirgise sein, um die ganze Strecke an furchtbaren Abgründen entlang und schreckbare Steinaufhäufungen hindurch am Pferde zu bleiben; so erreicht man endlich ein Wäldchen magerer Tannen, die dem Wischen Erde zwischen den Felsunebenheiten entsprossen; der übrige Theil des Gebirges ist völlig nackt, dürres Gestein; auf der anderen Seite steigt man auf schwindeligen Pfaden wieder in die Tiefe hinab. Der Fels ist granitisch, aber so polirt, so geglättet, daß er den seltsamsten Anblick darbietet; das Gebirge scheint von unten aus einer Aufsthürmung flacher Steinplatten mit ausgewitterten Kanten zu bestehen; 10—20 Meter mächtig sind diese Platten wie auf einander gelegt und erreichen eine namhafte Höhe, indem sie ein so unwahrscheinliches Gleichgewicht bewahren, daß es grausig ist, daran vorbeizugehen. Manchmal bilden sie eine Art Säule, so unverhältnißmäßig in Höhe und Durchmesser, daß man sie vom Winde bewegt glauben könnte; anderwärts thürmen sie sich zu Gassen, Grotten und dgl. auf, so daß man sich unwillkürlich fragt, wo es denn einen Ausweg aus diesem Steinchaos gebe. Anders ist's am Gipfel; hier ist nichts mehr von polirten Flächen, abgerundeten Winkeln. Der Granit ist wie geborsten, mit scharfen, schneidigen Kanten; so sehr er am Abhange und Fuße der nagenden Thätigkeit des Wassers erkennbar war, so sehr macht der Gipfel den Eindruck gewaltamer Zertrümmerung. Bayan-Nul mochte eine Insel in einem nunmehr verschwundenen Meere gewesen sein.

Im Süden der Bayan-Nul-Gebirge nimmt die Steppe wieder ihren hügeligen Charakter an, bis zu den etwa 1624 Meter Seehöhe erreichenden, an silberhaltigen Bleierzen reichenden Karakaly-Gebirgen, die ihrerseits eine Wiederholung der Bayan-Nul, nur noch höher und wilder sind. Noch weiter im Süden, hinter den Karakaly-Bergen, verdient die Steppe wol als gebirgig bezeichnet zu werden. Man folgt anfänglich einem etwas über eine Viertelmeile breiten Thale, das hohe Bergzüge umsäumen, und das endlich zu einem wahren Chaos von aufeinander gethürmten Hügeln führt, die sich erst gegen den Balchash-See hin ausglätten. Im Uebrigen überall dieselbe Vegetation, denselben aufstehenden Stein auf den Höhen, denselben harten Boden im Thale, die Salzseen, Salinen und ausgetrockneten Bäche. Dies das Bild der Steppe in der Richtung von Nord nach Süd; durchwandert man sie aber von Ost nach West, so gelangt man von den Ebenen des Irtysh zu dem besprochenen gebirgigen Theile, der nach einer Breite von etwa 30 Meilen sich allmählig verflacht; die Berge werden Hügel, diese immer kleiner und endlich befindet man sich wieder in der ebenen Steppe, die sich ohne Unterbrechung bis zum Aralsee hinzieht. Die Hochsteppe bildet also einen erhabenen, zerklüfteten Stock inmitten einer unermesslichen Fläche, über die das Auge nach allen Richtungen ins Unendliche fortichweisen kann.



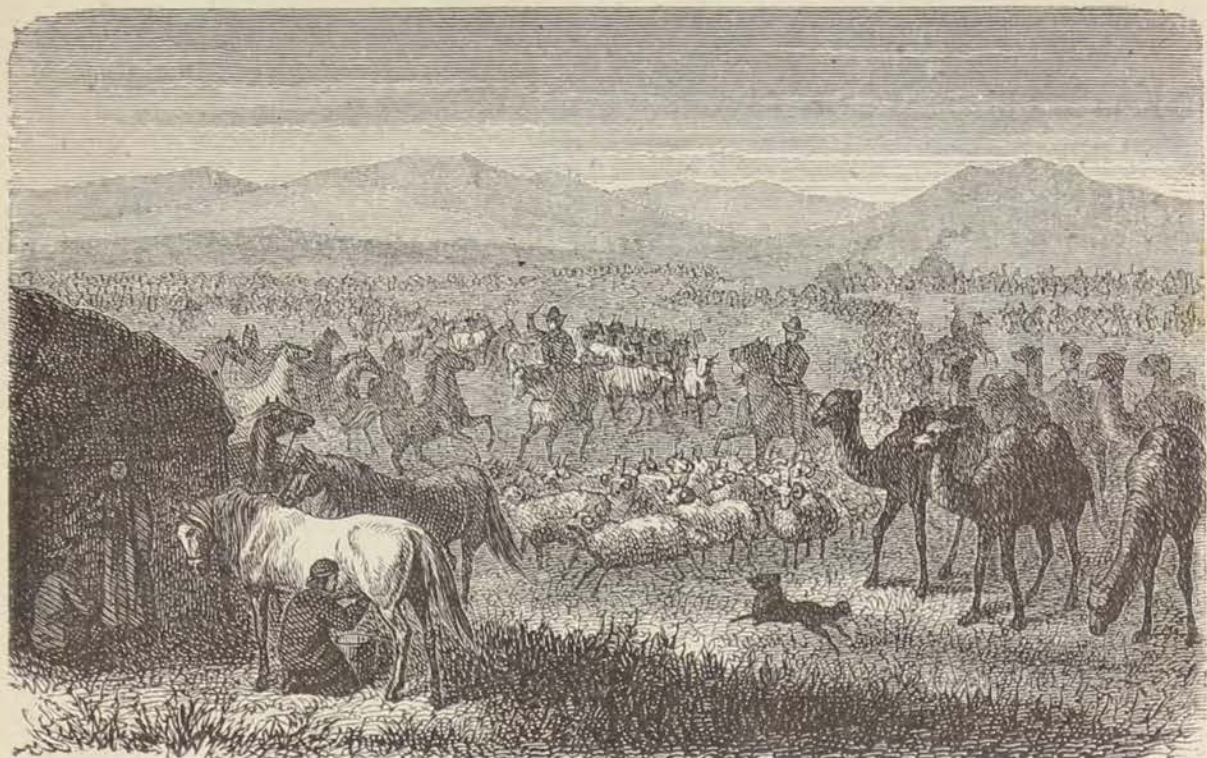
**Klimatische Verhältnisse der Steppe.** Dieser ganze Himmelsstrich leidet unter einer sehr hohen Temperatur; glücklicherweise wird die sengende Sonnenhitze durch beständige Winde gemildert, die freilich selbst sehr oft so heiß sind, daß die Lippen von ihrem Hauche verdorren. Regen fällt selten. Im Oktober beginnt der Winter, und die Steppen werden zu einem pfadlosen Schneegefilde, über das furchtbare Schneestürme hinrasen. Von der Gewalt dieser Burane ist es schwer sich eine Vorstellung zu machen. Der Schnee, jener sowol, der fällt, als der schon liegt, wird mit solcher Heftigkeit vom Winde verweht, daß es unmöglich ist, nach der Windseite zu blicken; er häuft sich mit unglaublicher Schnelligkeit bei dem geringsten Hindernisse an und bedeckt binnen Kurzem Alles, was über die Ebene hervorragt. Die Luft ist so verfinstert, daß man kaum einige Schritte weit zu sehen und daher keinem Wege zu folgen vermag; gleichzeitig durchdringt der scharfe Wind jedwede Kleidung; selbst in Städten, z. B. in Omsk, hat man Beispiele, daß Menschen und Thiere in den Straßen bei solchen Buranen zu Grunde gegangen sind, noch ehe sie Zeit hatten, in einem Hause Schutz zu suchen.

Wenn dann nach dem Frühjahre eine Zeit lang üppiges Grün die festeren Landstriche bedeckt hat, wandelt die brennende Sommer Sonne wieder Alles zu einer leblosen Wüste um. Der Boden trocknet gänzlich aus, die Vegetation versengt, kein Regen fällt, kein Thau nezt das verstehende Erdreich. Alles bedeckt sich mit einem feinen, schwärzlichen Staube, der dem Lande eine traurige Färbung verleiht. Alle Vegetation ist getödtet; nur den Vermuth und ein stacheliges Rohr, weite Räume bedeckend und fast zu Gehölzen aufschießend, gewahrt man. In dieser Zeit magern die Herden der Nomadenstämme, das Hornvieh, die Schafe und die halbwildern Pferde ab und der Wassermangel tödtet sie zu Tausenden. Im Frühjahre zündet man die verdorrte Vegetation der Steppe an, um mit der Asche derselben den Boden zu düngen. Ein solcher Steppenbrand ist in seiner Art eine großartige Erscheinung, die wir deshalb unter Leitung eines Augenzeugen näher ins Auge fassen wollen.

Während die amerikanischen Prairien — wie man glaubt auch in einzelnen Fällen unter den Glutstrahlen der Sonne — sich von selbst entzündern oder durch Unvorsichtigkeit, Rache und andere Ursachen in Flammen gerathen, werden, sagt Hr. W. Groß, die sibirischen Steppen regelmäßig im Frühjahre nach einer gewissen Eintheilung in größere Bezirke absichtlich angezündet. Ausnahmen zur Unzeit sind freilich nicht unmöglich, zumal im Spätsommer oder Herbst, wo Rispengräser (*Stipa pennata* Lin.) unermessliche Strecken mit ihren gefiederten Aehren wie mit einem Schleier überziehen. Aber selbst im Frühjahre, wo die abgestorbene Vegetation des Vorjahres dem Element ein mündendes Futter bietet, erreicht das Feuer nie die Heftigkeit der amerikanischen Prairienbrände. Wie grasreich auch die Steppen im südlichen Sibirien sein mögen, diese Menge von brennbaren Stoffen wie die Prairie liefern sie nicht; selbst die zahlreichen Gruppen verschiedener hochstämmiger Pflanzen, besonders *Artemisia*-Arten und *Archangelica*-Varietäten, welche die Weiden unterbrechen, vermögen nur die Nutzbarkeit der Fläche zu beeinträchtigen. Dies thun auch lilliputische Wälder von Mandelgesträuch und Steppenzwergkirschen, die knieholzartig fortwuchern, an Raum und Umfang gewinnen und große, fruchtbare Weidestrecken mit Ge-

strüpp und undurchdringlichem Dornendickicht überranken. Selbst der überaus freundliche Anblick jener im Frühling mit schneeweißen Blüten überschütteten Kirschensboscets, die von dem lachenden Grün in anmuthigster Weise sich abheben, können für den Verlust nicht entschädigen, eben so wenig die pfirsichblütene Mandelwälder, die wie riesige Rosenfelder das Auge locken, oder die rothen, glöckchenartigen Früchte der ersteren und die Trauben des wilden Schneeballs, die, wo nicht die Melone gedeiht, die einzigen Früchte der Steppe sind.

Es leuchtet ein, daß von den unbegrenzten Flächen der Steppe nur ein kleiner Bruchtheil benutzt und ein viel kleinerer Theil zur Gewinnung von Heu für den Winter abgemäht wird. Die dichte Pflanzendecke stirbt ab, die Stürme des kurzen Herbstes fegen über die reifen, wallenden Strohfelder und spinnen dieselben mit Hülfe von Schnee und Wasser schließlich zu einem Gewebe von filzartiger Dornheit, über welches der Winter seine beträchtliche Schneedecke aufträgt. Jedes folgende Frühjahr ruft indeß eine neue Vegetation ins Dasein, und jedes Jahr überwuchert ein neuer Wald von Gräsern die zum soliden Gespinnst verwirrten Reste des vorjährigen Gewächses, um im nächsten Herbst das Gewebe in einer Weise zu verstärken, daß die Kraft des bohrenden Halmes kaum hinreichen würde, sich die Freiheit des Sonnenlichtes zu erzwingen. Da tritt denn die Nothwendigkeit ein, den festgeschürzten Gürtel mit Gewalt zu lösen, und diesen Zweck erfüllt am besten das Feuer, während die Aschentheile eine Wirkung äußern, die weder geahnt noch beabsichtigt wurde. Sobald die heulenden Burane (Schneestürme) von den laueren Winden des Frühlings verdrängt sind und Luft und Sonnenstrahlen zusammenwirken, um den vom Thauwasser vollgesogenen und am feuchten Boden angeklatschten Strohmantel für die Flammen empfänglich zu machen, ist der Augenblick für die Verwandlung der Steppe gekommen. In immer beweglichen und beständig sich verändernden Windungen von oft unabsehbarer Länge läuft die Flamme wie ein riesiger Salamander über Berge und Ebenen hinweg, je nach dem mehr oder weniger heftigen Winde mit fliegender Schnelligkeit über große Strecken davonhüpfend und in ihrer ganzen Ausdehnung in mächtigen Säzen und Sprüngen sich fortbewegend, um Strauchwälder und Gestrüpp mit Bier und Gefräßigkeit zu verschlingen, Hügel mit feurigen Kränzen zu umspannen und Thäler wie Festons von flatternden Wimpeln zu durchziehen. Die Wirkung des Brandes ist eine überraschende, fabelhafte. Schon nach zwei bis drei Nächten prangt die Steppe im grünen Schmelz des duftenden Maiwuchses, durchwirkt von Anemonen und Ranunkeln, wie ein aufgerollter Teppich von riesigen Dimensionen. Es ist interessant zu sehen und auch dem minder kundigen Auge bemerkbar, wie nicht nur früher und schneller und um Vieles üppiger die Entwicklung der eingäscherten Fluren vor sich geht, sondern auch die Bezirke neuester und älterer Brandstellen am wechselnden Grün, magerer und langsamere Vegetation leicht zu unterscheiden und die agronomischen Vortheile des Feuers unwiderlegbar und augenfällig festzustellen sind.



Kirgisenlager bei Sonnenuntergang.

## II. Die Kirgisen und Kaizaken.

Ethnologische Gruppierung der Steppenvölker. Verwechslung der Kirgisen und Kaizaken mit den Baschkiren. Kirgis-Kaizaken und Kara-Kirgisen. Häusliches Leben der Kirgis-Kaizaken. Wohnungen. Der Kumys. Nahrungsmittel. Gastfreiheit. Unreinlichkeit im Kochen, in der Kleidung. Ehe. Das Leben in der Steppe. Behandlung der Herden. Das Kameel. Die Pferde. Reitkunst der Kaizaken. Jagd. Raubzüge (Barantas). Tod und Begräbniß eines Häuptlings. Ausbruch eines Auf. Erzeugnisse. Politische und soziale Zustände. Innere Organisation und Verwaltung. Sprache. Religion. Mohammedanismus. Einfluß der Mollahs. Schamanismus. Abergläubische Gebräuche. Schulweisen. Gesetze. Tanz, Gesang. Grabmäler. Handel. Geschichte der Kaizaken. Älteste Nachrichten. Allmähliche Unterwerfung unter die Russen.

Ethnologische Gruppierung der Steppenvölker. Die einheimischen Bewohner des merkwürdigen Landstriches, den ich in den vorstehenden Blättern kurz zu schildern versucht habe, gehören der sogenannten mongolischen, richtiger hochasiatischen Rasse an und zerfallen in die zwei großen Gruppen der Mongolen und Tataren. Während die westlichen Mongolen, allgemein als Kalmücken bezeichnet, hauptsächlich den gebirgigen Osten des uns beschäftigenden Landkomplexes inne haben, theilen sich die Tataren in Uzbeken, Turkomannen, Karakelpaken, Kaizaken und Kara-Kirgisen, von welchen letzteren die Große Steppe ihren Namen hat. Mit den verwandten Baschkiren werden Kirgisen und Kaizaken oft verwechselt, und selbst der Russe nennt beide sammt den Kalmücken oft schlechtweg Tataren; doch ist der Einfluß der Russen so bedeutend gewesen, daß sich die beiden so nahe verwandten Stämme, Baschkiren und Kaizaken, deren Sprache nur unerhebliche dialektische Verschiedenheiten bietet, fast gar nicht mehr ähnlich sind.

Die Baschkiren, deren Gesichtstypus sich aus unserer Abbildung entnehmen läßt, sind allmählich sesshaft geworden, leben theilweise in Dörfern unter gegebenen Gesetzen, besitzen Acker und dienen auch in der russischen unregelmäßigen Reiterei, den Ural'schen Kosaken. Sie stehen, wenn man so sagen darf, auf einer höheren Stufe der Civilisation als die Kaizaken, sind aber tückisch, schweigsam und bei scheinbarer Stupidität falsch und räuberisch.

Bei der generellen Bezeichnung „Kirgise“ muß man zunächst zwei verschiedene Stämme scharf unterscheiden, nämlich die irriger Weise als Kirgisen geltenden und auch so genannten Kaizaken oder Chazaken (Kazaken), dann aber die eigentlichen oder echten Kirgisen, richtiger schwarze Kirgisen, Kara-Kirgisen, von den Russen Dikofamennije-Kirgisen geheißen. Das zahlreichste dieser Völker hat sich nämlich selbst nie anders als Kaizak genannt und erhielt erst den Namen Kirgisen von den russischen Kosaken, nachdem diese das echte Kirgisenvolk gesehen. Wir haben hier zwar zunächst die Kaizaken, die wir der Erinnerung an die eingerissene irrthümliche Verwechslung halber Kirgis-Kaizaken nennen wollen, im Auge, bemerken aber sogleich, daß in Sitten, Gebräuchen und Kulturzustand zwischen Kaizaken und Kirgisen fast kein Unterschied obwaltet.

Der Kirgis-Kaizake nun ist noch jetzt zum größten Theile vollständiger Nomade und als solcher fast alleiniger Bewohner der unabsehbaren Steppe. Vom Ural bis zum Balchasch Moor, vom Kaspischen Meere bis zum Altai, — überall ist seine Heimat. Das Gebiet der Kaizaken ist also westlich durch den Ural und die daran wohnenden Kosaken von den Kalmüken getrennt, nordwestlich und nördlich grenzt es an das Land der Baschkiren. Die östlichen Nachbarn der Kirgis-Kaizaken sind die Mongolen, nach Süden erstreckt sich ihr Gebiet bis in die Tschim'schen Steppen hinein und selbst bis an die Ufer des Sir-Darja. Bestimmtere Grenzen ihres Gebietes zu geben ist nicht möglich, da dieselben sich zum Theile sehr oft ändern oder dergleichen gar nicht existiren. Auf diesem Raume von mehr als 40,000 Geviertmeilen treiben sich die Kirgis-Kaizaken in den schon einmal erwähnten drei großen Abtheilungen, der kleinen, mittleren und großen Horde herum. Die kleine Horde, die westliche, steht unter der Gerichtsbarkeit des Drenburgischen Gouvernements und wurde bis in die jüngste Zeit vom russischen Beamtenthume ziemlich unbehelligt gelassen; sie konnte sich ihre eigenen Vorsteher wählen und wurde auch nicht von Abgaben gedrückt. Deshalb waren die Kirgis-Kaizaken ruhig und fügsam; seit 1869 jedoch sind sie mißvergnügt, weil man ihnen einen bureaukratischen Zwang auferlegt; manche Stämme haben sich, wie wir weiter unten erzählen werden, zur Wehr gesetzt und man hat sie durch Waffengewalt fügsam machen wollen. Wie es scheint, sind sie aber jedenfalls benachtheiligt worden, was Viele von ihnen veranlaßt hat, in das Khanat Kחיwa auszuwandern und die Handelswege als Wegelagerer unsicher zu machen. Diese kleine Horde, Küttschük dschus, reicht vom Uralflusse (Jail) bis an den Sir-Darja (Tajartes) und mag etwa 6—700,000 Seelen zählen; die mittlere Horde, ortä dschus (strednaja orda der Russen), jene der sogenannten sibirischen Kirgisen, 350,000 Köpfe, wohnt zwischen Omsk und dem Balchaschsee, im Gebiete von Semipalatinsk, am oberen Irtysh, am Dsaißangsee, an den Südhängen des Tarbagatai-Ge-

birges, und nomadisirt theilweise auch auf einst chinesischem Gebiete. Die große Horde, ulu-dschas, zieht umher in der Richtung von Nordwest nach Südost zwischen dem Balchasch- und Issi-Kul-See; unterhalb des Balchasch reichen ihre Weideplätze bis zu jenen der mittleren Horde, bis an die Grenzen des Khanates Khokand. Etwa 100,000 Köpfe sind den Russen unterworfen, der Rest lebt so gut wie völlig frei auf songarischer Erde. Im Atan, in der Umgebung des Issi-Kul-Sees, haufen endlich die wilden Bergkirgisen, die oben erwähnten Kara-Kirgisen, die einzigen, die sich selbst Kirgis nennen; sie allein heißen auch Buruten. Sie zerfallen in 5 Stämme und sind dormalen zum großen Theile den Russen unterworfen.

Ehe ich fortfahre, will ich nicht verabsäumen, auf eine eigenthümliche Erscheinung hinzuweisen, welche die Irrigkeit des Festhaltens an gewissen, althergebrachten Lehrsätzen ins klarste Licht setzt. Bekanntlich liebt man es, sich die Entwicklung der Völker nach einer Schablone zu denken, wonach aus wilden Jägern Hirten und aus diesen Ackerbauer werden. Die Kirgis-Kaizaken sind jetzt Hirten; nach der angedeu-



Baskiren.

teten Annahme müßte man es für einen Fortschritt halten, wenn diese Nomaden anfangen, sich mit der Feldarbeit zu beschäftigen; allein gerade das Gegentheil ist bei ihnen der Fall. Der arme Kaizak, der seine Herde und dadurch seine gewohnte Nahrung verloren hat, ergreift aus Noth den Ackerbau. Er bearbeitet sein Feld, das er immer an einem Flusse oder See anlegt, bewässert es so oft, als sein heißer Himmel es gebietet, und ernährt sich währenddessen von spärlichem Fischfang. Er treibt dieses mühevollen, beschwerlichen Arbeitsleben aber nur so lange, bis er wieder im Stande ist, aus dem Ertrag seiner Feldfrüchte einiges

Bieh zu kaufen, kehrt dann wieder von dem Ackerbau zu seinem Hirtenleben zurück und fröhnt wie vorher der geliebten Unthätigkeit des ihm natürlichen Wanderlebens.

**Häusliches Leben der Kirgis-Kaizaken.** In großen Horden, so berichtet Fr. Fuhrmann, der, selbst aus Zekatherinburg gebürtig, das Leben dieses Volkes aus eigener Anschauung kennt, trifft man die Kirgis-Kaizaken jetzt nicht mehr an; gewöhnlich ziehen sie in kleinen Horden von 5—10 Familien auf rohen zweirädrigen Karren ihren Herden nach und schlagen bald hier, bald dort in der Nähe von trinkbarem Wasser ihre Zelte auf. Zufälliger Weise sammeln sie sich in größeren Horden, theilen sich und sammeln sich dann wieder eben so zufällig. Man sieht sogar öfters einzelne Familien mit ihrer kleinen Herde in den weiten Steppen umherirren.

Die dürftigen Wohnungen der Kirgis-Kaizaken sind so praktisch eingerichtet, wie es nur der natürliche Verstand und die lange Erfahrung zu lehren vermochten. In drei bis vier Stunden ist ein Zelt aufgebaut oder in noch kürzerer Frist abgenommen und auf den Wagen gepackt. Solch ein Kascha (von den Baschkiren und Kalmücken *Jurta*, von den östlichen Mongolen *Gyr'* genannt, hat die Form einer Käseglocke, 14—20 Quadratmeter Grundfläche und 3—4 Meter Höhe in der Mitte. Viele mit Riemen zusammengebundene Holzstäbe bilden das Gerippe, welches mit zuweilen beinahe zoll dickem Filze, *Koschma*, bedeckt und mit handbreiten, aus Roßhaar geflochtenen Bändern oder Stricken umhunden ist. Den Eingang verdeckt ebenfalls eine mit Leinwand gefütterte Filzdecke. Unsere beiden nebenstehenden Abbildungen zeigen sowol das Gerippe als auch das innere Aussehen eines solchen Zeltes, welches übrigens durch ganz Centralasien hindurch bis an die chinesische Grenze unverändert bei allen Völkern und Stämmen wiederkehrt. In der Mitte der Zeltdecke über dem Feuerherde, welchen ein paar Steine bilden oder ein gußeiserner Dreifuß vorstellt, befindet sich eine etwa einen Meter weite Oeffnung, welche vermittels zweier Roßhaarstricke auf- und zugemacht werden kann, und sowol zum Austritt des Rauches wie als Lichtöffnung dient. Das Zelt ist durch eingeschlagene Pfähle an den Boden befestigt. Seiner zweckmäßigen Form wegen ist ein solches Zelt sturm- und regenfest. Im Winter wirft man zwei bis drei Schichten Filz übereinander und bepackt es unten herum mit Schnee. Als Heizmaterial gebrauchen die Kaizaken trockenen Kuh- oder Pferde-, auch Kameeldünger.

Das Innere einer solchen Kascha stellt ein Durcheinander der ganzen Wirthschaft der Kirgis-Kaizaken vor: Filzdecken, Schafspelze, Kochkessel, Lumpen, Lebensmittel, Filzhüte und Stiefel, viereckige Kasten, hölzernes Geschirr, Sättel und andere Sachen liegen ohne jegliche Ordnung und Reinlichkeit umher. Da der Boden nur zum Theil mit Filzdecken, welche als Ruhelager dienen, bedeckt ist, so ist der übrige Theil kahle Erde, welche, ausgetrocknet und aufgewühlt, bei jeder Berührung stäubt. Der auf dem Herde brennende Dünger füllt die Kascha stets mit Rauch; außerdem herrscht darin, ungeachtet aller Oeffnungen, ein saurer, eigenthümlicher Geruch, welcher bei Nacht wahrhaft entsetzlich wird, wenn in so engem Raume bisweilen acht Personen schlafen. Ungezieser jeglicher Art hat sich in Pelzen, Matten, selbst in den Decken des Zeltes eingenistet.

Waschgeräthe gehören nicht zu dem Haushalt der Kaizaken, denen man überhaupt nicht nachsagen kann, daß sie schon reines Wasser durch Abwaschungen beschmutzt hätten. Besonders unerträglich ist das Wohnen in einer Kascha im Winter, wo die Armeren genöthigt sind, junge Kälber, Lämmer und Füllen mit ins Bett zu nehmen. Als seltene Ausnahmen und meist als Besizthum eines Reichen giebt es übrigens Kaschas, deren Inneres anders aussieht. Reiche persische Teppiche bedecken den Boden, schöne Stoffe die Wände, an denen sich Sitzpolster hinziehen; auf einem Tischchen steht schönes Theegeschirr, an der Wand ein niedriges Bett, von unzähligen Vorhängen zum Schutze gegen Mücken umgeben. Doch bleiben dies stets, wie gesagt, sehr vereinzelte Ausnahmen.

Ein unentbehrliches Hausgeräth in jeder gewöhnlichen Kascha ist der Tursuk, ein lederner Sack, welcher ungefähr zehn Eimer hält — der Behälter des Kumys, in welchem dieser auch zubereitet wird. Der Kumys, eine Hauptnahrung der Kirgis-Kaizaken, ist ein Gemisch von Kuh-, Schafs- und hauptsächlich Stutenmilch, welches ungefähr 8—14 Tage lang säuert und dann gährt. Während dieser Zeit wird das Gebräu mehrere Male täglich mit Hülfe eines Stockes, an dessen Ende ein Querbretchen befestigt ist, durchgeschüttelt, was übrigens auch jedesmal vor dem Einschenken geschieht. Der Kumys hat einen sauern, athembenehmenden Geruch und ungefähr den Geschmack der Buttermilch. Sponville bezeichnet dieses Getränk als vortrefflich und sehr erfrischend im Sommer; es ist so gesund, daß es in Rußland besonders gegen Brustleiden für sehr heilsam gilt und bekanntlich auch bei uns seit Kurzem als Heilmittel Eingang gefunden hat; nur meint man in Rußland, daß man, um die rechte Wirkung des Kumys zu verspüren, ihn an Ort und Stelle trinken müsse, was darauf hindeutet, daß das Klima der Steppe selbst ein Hauptfaktor in der Behandlung des Patienten ist. Der Kumys sättigt ungemein, so daß Jemand, der ihn zum ersten Male trinkt, nicht im Stande ist, mehr als ein gewöhnliches Wasserglas voll hinabzubringen; doch die schwächsten Leute, die Anfangs keinen Geschmack daran fanden, können nach kurzer Zeit 8—10 Gläser ohne besondere Anstrengung trinken und finden ihn schmackhaft. Wenn man sich recht satt daran getrunken hat, bekommt man eine Art Rausch; man wird matt, ohne schläfrig zu sein, und fühlt eine Unlust sich zu bewegen, zu sprechen oder zu denken. Ohne Kumys können die Kirgis-Kaizaken keinen Augenblick sein. Treibt der Hirt die Herde auf die Weide, so nimmt er einen kleinen Tursuk (ungefähr einen Eimer haltend) voll mit; fährt ein Kaizake nur auf kurze Zeit aus, den unvermeidlichen Tursuk führt er gewiß bei sich; sucht ein Aul (sprich: A-ul) andere Lagerplätze auf, so wählt man für den Transport des Tursuk stets ruhige, zuverlässige Thiere, denn ein so werthvoller Schatz darf nicht in Gefahr kommen. Alle Augenblicke sieht man Kinder und Erwachsene ein Schüsselchen davon schlürfen; erhält der Kirgis-Kaizake Besuch, so wartet er diesem mit Kumys auf. Und die Leute können darin viel leisten; in der Zeit von 3—4 Stunden trinken sie bei guter Unterhaltung oder auch statt derselben die Beine gekreuzt und um den Herd sitzend 8—10 Schüsselchen, von denen jedes ungefähr ein Quart und — meint's der Wirth recht gut mit dem Gaste — auch mehr enthält. Sponville erzählt zwar, daß die Kaizaken kein anderes gegohrenes Getränk haben, doch besagen

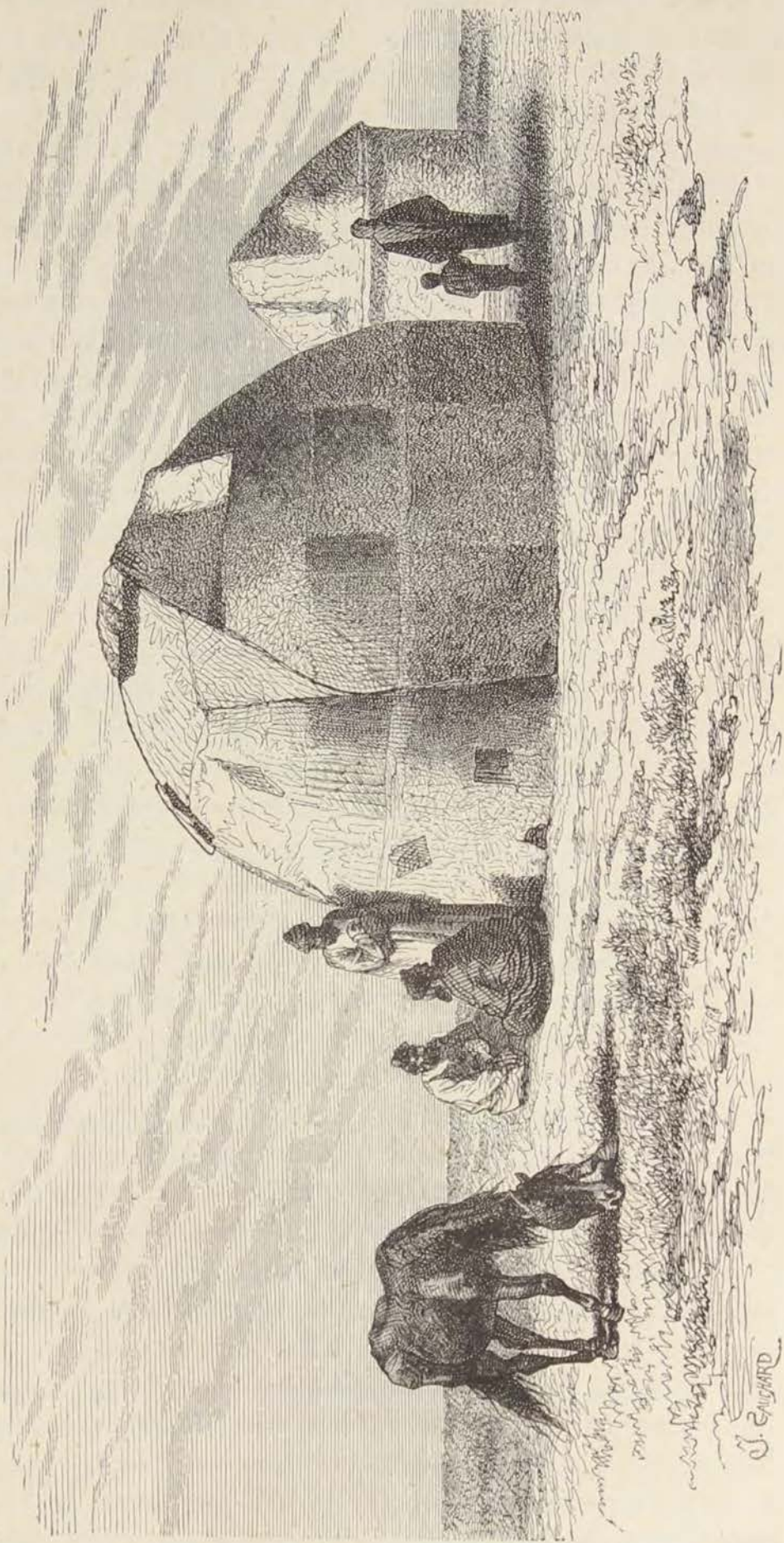
andere Berichte, daß sie auch dem europäischen Branntweine nicht abhold seien. Es ist dies in der That ein Reizmittel, dessen verlockendem Genusse fast kein Naturvolk zu widerstehen vermag, wenn es dessen habhaft werden kann. Uebrigens wissen wir, daß auch das Steppenvolk der Kirgisen dem Laster des Opiumrauchens verfallen ist. Das gefährliche Genußmittel wird über die chinesische Grenze geschmuggelt, ist aber deshalb doch ziemlich kostspielig und nur den Reichen zugänglich.

Im Frühjahr und Sommer, während der milchreichen Zeit, bereiten die Kirgis-Kaizaken aus Kuh- und Schafsmilch einen überaus scharfen Handkäse, Trimtschik genannt, den sie an der Sonne trocknen, für den Winter zu. Er ist steinhart, wird deshalb in etwas Wasser in der hohlen Hand aufgeweicht und bildet eigentlich das Hauptnahrungsmittel, besonders der Aermern. Da sie für ihre Mahlzeiten keine bestimmte Stunde innehalten, so sieht man sie den ganzen Tag mit einem solchen Käse in der Hand. Er steht bei ihnen auf gleicher Stufe mit dem Kumys. Mehl und Butter verbrauchen sie meist nur zum Backen einer Art Pfannkuchen, Brot dagegen sieht man selten, nach Sponville gar nicht bei ihnen. Manche Kirgis-Kaizaken bauen Getreide, und dasselbe ist so wohlfeil, daß man das Tschetwert (210 Liter) schon für 50 Kopeken kaufen kann. Zur Mehلبereitung bedient man sich einer Handmühle. Gemüse kennen sie nicht. Am unteren Farartes genießen die Kirgis-Kaizaken nur wenig Fleisch; Alles, was fett ist, wird aber mit Vorliebe gegessen; kleine Mädchen verschlingen einen Napf voll zerlassener Butter und lecken sich hinterher noch die Finger ab. Alle sind leidenschaftliche Liebhaber des Thees, der ihnen als Ziegelthee zukommt; da sie ihn jedoch häufig mit Salz und Schafsfett versetzen, so könnte es wol sein, daß sie von diesem Getränke einen etwas anderen Begriff hegen als wir. Uebrigens besteht der Ziegelthee schon an sich aus den Abfällen der Thee-Ernte, welche mit Ochsenblut vermischt in Backsteinform geknetet werden; der Backstein wird dann mit der Art zertheilt, die Theile zwischen Steinen zerrieben und gekocht. Um dieses seltsame Gemüse — denn es ist eher eine Suppe als ein Thee — schmackhaft zu machen, wird eine Schüssel geronnene Milch, ein wenig Salz und eine Hand voll Hirsemehl hinzugefügt. Atkinson versichert uns, daß dieses Gericht weder besonders rein, noch besonders schlecht sei.

Bei feierlichen Gelegenheiten, selten zu anderer Zeit, schlachten sie ein Kind oder Pferd und bereiten das Fleisch ziemlich schmackhaft zu, doch wie alle anderen Speisen ohne Salz. So behauptet F. Fuhrmann. Andere Reisende thun jedoch des Salzes ausdrücklich Erwähnung; so Atkinson und Sponville. Letzterer sagt ganz entschieden, es sei Sitte, ein- bis zweijährige Füllen zu schlachten, deren Fleisch entweder frisch und gesotten oder auch gedörst genossen werde; in letzterem Falle pflege man das Fleisch theils zu räuchern, theils einzusalzen. Auch macht man aus Pferdefleisch Würste, die auf einer Art Rost gebraten werden. Sponville versichert, daß das Fleisch der Füllen in der That sehr zart schmecke und überaus nahrhaft sei. Nächst den Pferden sind es vorzüglich die Schafe, welche gern gegessen werden. Die Steppenschafe sind sehr hochbeinig und dick, gewöhnlich von röthlicher Farbe, mit langer Nase und hängenden Ohren, die die Höhe des Kopfes weit überragen. Unmittelbar an der



Schwanzwurzel haben sie einen starken Fettansatz, der das Hauptaugenmerk der Käufer bildet; die gute Sitte erfordert, daß der zum Besichtigen eines Schafes eingeladene Gast diesen Fettansatz betaste und seine Verwunderung über die große Fettmasse ausdrücke. Das Thier wird dann sofort getödtet, zerschnitten und in einem großen eisernen Topf mit Beigabe von Salz und ostinesisches Stückes Ziegelthee gesotten. Die Brust und das erwähnte Fett werden in kleine Stücke geschnitten, auf Stäbchen gesteckt und geröstet. Da der Boden der Steppe stark mit Salz geschwängert ist, so ist das Fleisch der lebenden Schafe in Folge der genossenen Nahrung schon salzig. Im Uebrigen sind es nur die Reichen, die sich den Luxus des Pferde- oder Schaf-Fleisches gestatten und Kumys dazu trinken; die Armen trinken Wasser, und, Gott weiß, was für welches, und essen jenen harten Käse dazu. Wird aber ein größeres Thier geschlachtet, so laden sie so viele Gäste, daß jenes ganz verspeist wird, wobei jeder sein Möglichstes thun muß, um den Wirth nicht zu beleidigen.



Kirgisenzelte.

Gastfrei sind die Kirgis-Kaizaken überhaupt in hohem Grade, und der Fremde kann in der Kascha ruhig schlafen, ohne befürchten zu müssen, geplündert oder gar ermordet zu werden. Ja, die Gastfreundschaft ist der beste Schutz bei diesem, seinem Charakter nach sanften, unterwürfigen und vertrauensvollen Volke. Sobald dem Wirth gemeldet wird, daß Gäste sich seinem Zelte nähern, tritt er heraus und erwartet sie am Eingange, geht ihnen einige Schritte entgegen, ergreift mit beiden Händen die dargebotenen Hände der Gäste, heißt jeden mit dem Spruche „Aman taschar“, d. i. „ich grüße Dich, Freund,“ willkommen und führt sie in sein Zelt, wo er einem Jeden seinen Platz um den Herd anweist. Zuerst wird dann Kumys in Erwartung anderer Speisen geboten. Erscheinen diese endlich, so fangen Alle an, aus gemeinschaftlicher Schüssel mit den Fingern zuzulangen und das Vorgesetzte zu verspeisen, wobei der Wirth beständig nöthigt, doch noch mehr zu essen, und wahrscheinlich eine Seelenfreude empfinden würde, wenn er einen Gast zu Tode füttern könnte. Merkwürdig ist es übrigens, wie unregelmäßig die Leute zu leben vermögen. Der Kirgis-Kaizake kann zwei, oft drei Tage ohne Nahrung aushalten, wenn er aber anfängt zu essen, dann hört er nicht eher auf, bis er Alles aufgezehrt hat. Frau Atkinson hörte versichern, daß ein Mann ein ganzes Schaf zu einer Mahlzeit verzehren könnte. Als sie daran zweifelte, erbot sich ein kirgisischer Gekünstler, ihr den Genuß eines solchen Schauspielers zu bereiten, wenn sie das Schaf bezahlen wolle.

Nach der Mahlzeit, wenn sich Alle die Finger sauber an den Stiefeln oder Rockschößen abgewischt haben, erscheint wieder Kumys, welcher während der ganzen Dauer des Besuches getrunken wird. Ist der Gast ein Europäer, so bekommt er bei der Mahlzeit eine besondere Schüssel, Löffel und Messer. Dessen ungeachtet ist ein Europäer ihre Speisen selten mit Appetit; dazu darf man von ihrer Zubereitung keine Ahnung haben. So kommt es öfters vor, daß beim Melken der Schafe in den Milcheimer, der nicht sehr vortheilhaft gestellt zu werden pflegt, mitunter sehr Ungehöriges gelangt. Nur selten wirft man Dergleichen heraus, und wenn es geschieht, mit der schmutzigen Hand. Gewöhnlich aber gießt man es ohne Bedenken zur Gährung mit in den Tursuk. Die Kochkessel werden nie gereinigt, weshalb sich begreiflicher Weise immer eine dicke Kruste aus Erde, Asche und Speiseresten gebildet hat. Ebenso unreinlich sind die Kirgis-Kaizaken in Bezug auf ihre Kleidung und ihren Körper. Das Hemd wird so lange getragen, bis es in Stücken vom Leibe fällt, und an Feiertagen nur das Feierkleid, welches aber auch von Fett glänzt, darüber gezogen. Obwol sie dem mohammedanischen Ritus gemäß, dem sie dem Namen nach anhängen, sich mehrmals des Tages waschen müßten, geschieht dies doch sehr selten und dann pflegen sie es als bloße Ceremonie anzusehen; sie beneßen sich daher nur ein wenig mit Wasser. Was an der Rauheit und Bräune der Haut Sonne und Luft nicht vollenden, das thut der feststehende Schmutz. Ich kann indeß nicht umhin, hieran die allgemeine Bemerkung zu knüpfen, wie aus diesem Beispiele sich entnehmen läßt, daß religiöse Satzungen, gerade so wie alle übrigen menschlichen Einrichtungen, stets einen so zu sagen lokalen und volksindividuellen Charakter tragen, daß sich also keine kosmopolitische Religion findet, die für die Gesammttheile der Erdenbewohner paßt. Die Gebote des Islam

bezüglich der Waschungen sind im Hinblick auf das tropische Klima Arabiens, wo seine Wiege stand, erlassen und dort durchaus am Platze. In der mit furchtbar strengen, langanhaltenden Wintern heimgesuchten Kirgisiensteppe sind sie einfach unausführbar und auf die Gefahr hin, den Schmutz der Kaizaken, Kirgisien und sonstigen Nomaden jenes Landstriches in Schutz nehmen zu müssen, verdient es gesagt zu werden, daß diese Stämme instinktmäßig das Richtige getroffen. Als Frau Atkinson, die Gemahlin des englischen Malers, der viele Jahre hindurch halb Asien durchstreifte, im Februar und März 1848 bei bitterer Kälte von Moskau nach Nischnei-Nowgorod und von da nach Jekaterinburg reiste, hatten Gesicht und Lippen derselben unendlich vom Froste zu leiden. Die Russen, erzählt sie, wenden dagegen ein durchaus wirksames, aber sehr schmutziges Mittel an, wozu die britische Dame sich wol nicht verstehen konnte: sie waschen sich nicht mehr vom Antritt der Reise an bis zur Ankunft an dem Ort, wo sie längere Zeit zu verweilen gedenken. Es unterliegt in der That keinem Zweifel, daß der auf der Haut festsetzende Schmutz ein wirksamer Schutz gegen die Strenge des Klimas ist. Und so nun, wie das Klima die sibirischen Nomaden zwang, die für dortige Verhältnisse unpraktischen Vorschriften des Islam außer Acht zu lassen, so verflüchtigte sich bei ihnen, wie wir später sehen werden, auch der mit den Riten zusammenhängende Geist des Islam selbst, eine Erscheinung, die wir am Buddhismus wie am Christenthume beobachten können.

Die Kleidung der Männer besteht bei den Kirgis-Kaizaken aus einem langen, bis über die Kniee reichenden Kittel oder Kasan mit langen, am Ende breiteren Ärmeln, der öfters gestickt ist, und kurzen, aber weiten Hosen aus sehr weichem Leder oder Wollsammt, ebenfalls häufig mit Stickereien aus bunter Seide derart bedeckt, daß man kaum mehr den eigentlichen Stoff zu unterscheiden vermag. Unter dem Rocke, dem Kalat, tragen sie den Beschmek, ein kurzes Kleidungsstück; ein Gürtel, bei den Reichen mit einem türkisgeschmückten Schloß, hält den Kalat zusammen. Diese Kalats haben eine doppelte „rechte“ Seite; ist nämlich die äußere beschmutzt, so wird die innere herausgekehrt, bis endlich vor lauter Herauskehren das Kleidungsstück in einen Zustand gerathen ist, daß es von selbst abfällt. Außerdem tragen sie, da sie das Kopshaar glatt abscheren, lederne oder aus anderen Stoffen gemachte, fest anschließende Kappen, welche in der Regel gestickt oder mit Figuren aus dünnem Messing- oder Silberbleche belegt und mit Edelsteinen oder farbigem Glase geschmückt sind. Manchmal bedienen sie sich auch einer hohen, zugespitzten Mütze mit herabhängenden Ohr- und Nackenlappen und mit Lamm- oder Fuchspelz gefüttert; dieselbe Mütze wird im Sommer und im Winter getragen. Hier und da sieht man bei ihnen auch den weißen Filzhut der Chinesen. Stiefeln und Pantoffeln tragen sie gewöhnlich nicht, sondern nur wenn sie Besuche abstatten oder in Städten erscheinen. Dann sind sie auch mit einem Schafspelze oder Schlafrocke und den erwähnten Pelzmützen oder Filzhüten bekleidet. Im Winter tragen sie Pelze, indeß nur selten, sondern ziehen es vor, drei bis vier Kalats über einander anzulegen; sie finden sich auf solche Weise besser gegen den Wind geschützt. Zuweilen trifft man sehr reich und sauber gekleidete Kirgis-Kaizaken in den Städten, doch sind dies keine reinen Kaizaken mehr, sondern bocharisch

civilisirte Handelsleute. Ueberhaupt nehmen sie gern die Kleidung und Sitten der Bocharen an, und Sponville sagt, daß ihre gesammten Kleidungsstücke aus Bochara kommen. Doch werden solche auch im Khanate Khokand für sie erzeugt.

Die Kleidung der Kinder bis zum zehnten Lebensjahre ist überaus einfach; man rasirt ihnen die Hälfte des Kopfes der Breite oder der Länge nach, dies ist Alles. Mit weiteren Auslagen wird der elterliche Geldbeutel für die Toilette der Kinder nicht bedrückt. Im Sommer bedecken sie ihre Blöße nur damit, daß sie sich in dem Schlamm eines Weihers mehrmals umherrollen und dann von der Sonne trocknen lassen. Haltbar ist freilich dieser Anzug nicht, dafür läßt er sich aber ohne große Kosten immer wieder frisch ersetzen. Erst wenn sie älter werden, laufen die Kinder beiderlei Geschlechts nicht mehr nackt umher, jedenfalls aber werden sie schon in frühesten Jugend an Unreinlichkeit gewöhnt. Dabei lieben die Kaizaken ihre Kinder außerordentlich und verziehen sie im höchsten Grade. Es ist nichts Seltenes, daß Jungen von 5—6 Jahren noch nicht von der Brust entwöhnt sind, was wir auch bei vielen Negerstämmen Afrika's finden, mit Riemen zugeschnürt und, in dem gewöhnlichen viereckigen Kasten angebunden, in den Schlaf gerüttelt werden. Eben solche Zärtlichkeit wird aber auch dem hohen Alter bewiesen.

Die Tracht der Mädchen besteht aus gleichfalls kastanartigen, sehr hellfarbigen Kleidern von bocharischem Stoff, halb Seide halb Baumwolle, aus grünen oder rothen Stiefeln und Beinkleidern, wie die der Männer; die Haare werden offen über die Schultern flatternd getragen und am Kopfe sitzt eine mit Blumen, Federn und Glaszierath geschmückte Pelzmütze. Frau Atkinson schildert uns den Anzug einer Braut, die in der That gar nicht übel ausgesehen haben mag. Ihr Kalat war von bunter Kanaus-Seide, darüber ein kurzes Säckchen aus schwarzem Sammt mit carmoisinrothem Tuchbesatz. Das Haupt bedeckte die hohe konische Mütze, deren Obertheil weiß war, während ein schwarzes, goldgesticktes Sammtband das Antlitz umrahmte. Eine Reihe Silbertropfen und Korallenperlen hing über die Stirne von einem breiten, ebenfalls mit Korallen gestickten Bande herab und über alles Dieses war ein weißer Schleier geworfen. Die Frauen tragen gewöhnlich einen dunkelgrauen Kastan oder Kalat und als charakteristisches Kleidungsstück den großen weißen, sackähnlichen Schleier. Ueber den Kopf gezogen, verdeckt er Gesicht, Haare und Büste, läßt nur zwei Oeffnungen für die Augen und fällt in zwei Zipfeln auf Brust und Rücken, welche dort von je einer Hand festgehalten werden. Mit diesem Schleier wissen die Weiber vortrefflich zu kokettiren, indem sie, sobald ihnen ein Europäer zu Gesicht kommt, durch leises Ziehen denselben lüften, so daß das Antlitz frei wird, während sie dasselbe sofort für einen Moslem verhüllen. Doch pflegen sie diesen Schleier nur in den Städten zu tragen, während sie in der Steppe das Gesicht höchstens in Gegenwart einer sehr hohen Persönlichkeit verhüllen. Frauen wie Mädchen gebrauchen Männerstiefeln und Männerbeinkleider und sitzen auch nach Männerart zu Pferde. Faliche Flechten aus Roßhaar gehören unumgänglich zu einer eleganten Toilette. Als Schmuck tragen die Frauen in denselben an langen farbigen Bändern goldene und silberne Münzen, oft 30—40 an der Zahl und darunter Stücke von der Größe

eines Thalers. Wie alle Orientalinnen färben sie sich die Fingernägel mit Henna (*Lawsonia alba Lam.*) gelb und schminken sich im Gesichte gern möglichst lebhaft roth und weiß. Mit besonderer Vorliebe thun dies die noch unverheiratheten Mädchen. Wie das Meiste beziehen sie auch die Schminke aus Bochara, wo solche in allen Farben von den Seidenstickerinnen gebraucht wird. Um nicht die zarten und lebhaften Farben der Seide zu schädigen, schminken sich nämlich die bocharischen Frauen die Hände in gleicher Farbe wie die eben zu verarbeitende Seide; dieselbe Schminke benützen auch die kirgis-kaizakischen Mädchen. Dies geschieht auf wenig komplizirte Weise. Auf runden Papierausschnitten von Tellergröße sind die verschiedenen Schminken aufgelegt, und es genügt, das Papier mit der Zunge zu befeuchten und sich damit das Gesicht zu reiben. Die verheiratheten Frauen freilich bringen ihr Leben meist in freier Luft und unter den Strahlen der Steppensonne zu; da haben sie denn bald das Aussehen von echten Florentiner Bronzestatuen. Im Allgemeinen sind die Weiber zwar klein, aber gut gewachsen; nach Sponville wären ihre Augenwinkel mehr in die Höhe gezogen als bei den Männern.

Bei den Kirgis-Kaizaken hat das Mädchen in Betreff seiner Verheirathung gar nichts zu sagen; der Vater verlangt für seine Tochter so und so viel, und, wer den Preis zahlt, mag sie holen. Zuerst verständigt man sich wegen des *Kalym* d. h. des Kaufpreises, der aus einer vereinbarten Anzahl von Kameelen, Pferden, Kindern und Schafen besteht. All das Vieh muß dem Vater oder dem über das Mädchen verfügenden nächsten Anverwandten übergeben werden; dieser behält dasselbe, und es wird Eigenthum seiner Tochter, falls diese etwa von ihrem Manne wieder fortgeschickt wird, was manchmal vorkommt. Nachdem man sich geeinigt hat, kommt der *Mollah*, der mohammedanische Geistliche, und bestätigt den Ehevertrag, dessen Abschluß nun den beiderseitigen Verwandten kundgegeben wird. Er liest dann einige Gebete und fleht Allah's Segen auf das Paar herab. Der Vater des Bräutigams zahlt jetzt die Hälfte des *Kalym*, und erst von nun an darf der junge Mann seine Braut besuchen. In der *Kascha* wird dann für sie eine besondere Abtheilung mittels eines feinen Seidenzeuges hergestellt, in welcher sie der Bräutigam aufsucht. Wird die Braut gestohlen, was übrigens nicht selten vorkommen soll, so wird den Angehörigen nach Ueberkunft der Betrag des *Kalym* nachträglich zugesandt. Eine Rücksicht auf das Alter der beiden Brautleute wird elterlicherseits bei Schließung solcher Ehebindnisse nicht genommen. Wir hören von neun- bis zehnjährigen Mädchen, die mit vierzigjährigen Männern versprochen sind, wissen aber auch von Familien, wo die Gattin etwa 30, der Gemahl aber höchstens 15 Jahre zählt, also fast noch ein Kind ist. Letzterer Fall tritt gerne ein bei Verwaisung eines Knaben. Um die lästige Pflicht der Beaufsichtigung los zu werden, pflegen ihn die zunächst Betheiligten schleunigst an ein Weib zu verheirathen, welches zugleich für ihn sorgen kann. In der Regel haben die Kirgis-Kaizaken, obwol das Gesetz ihnen Polygamie gestattet, selten mehr denn zwei, nur die Reicheren sechs bis sieben Frauen. Dieser Fall ist aber äußerst selten, und Sponville versichert, daß das Beispiel des Sultans, der nur ein Weib habe, fast bei all seinen Untergebenen Nachahmung finde. Die Frau lebt also mit ihrem Manne und ihren

Kindern; über Tage sind alle Frauen und Mädchen eines Tribe in einer besonderen Kascha vereinigt, um zu arbeiten und zu plaudern. Im Uebrigen ruht auf den Frauen die gesammte Arbeitslast des Alltagslebens, der Mann thut gar nichts, die Frau Alles; sie ist es, welche das Zelt aufschlägt und abräumt, die Nahrung bereitet und dem Gemahl das Pferd sattelt; sie besorgt das Filzmachen, Schafescheren, Strickesflechten u. dgl. außer den täglichen Arbeiten, wie Melken der Schafe, Kühe und Stuten, Käsemachen, Kumysbrauen und Wartung der Kinder. Dabei ist die Stellung des Weibes doch eine sehr untergeordnete; kein Mann würde z. B. gestatten, daß die Frauen trinken dürften, bevor alle männlichen Angehörigen der Familie, die Knaben mit eingeschlossen, getrunken haben, und der etwa heimkehrende Kaschabesitzer erkundigt sich zuerst nach dem Wohlbefinden seines Schwiegervaters, nach dem seiner Söhne, seiner Kameele, Ochsen, Pferde, Schafe und Ziegen, — zu allerlezt fragt er dann auch, ob Mutter und Tochter gesund und munter seien. Dies ist so Brauch bei allen Nomaden Innerasiens.

Das Leben in der Steppe. Die drückende Hitze am Tage im Sommer zwingt Alle, sich in die Zelte zurückzuziehen; es ist dies außerdem fast die einzige Zeit, wo man ruhig schlafen kann, ohne von den schrecklichen Mücken geplagt zu werden. Da dann Alles, was im Lager ist, schläft, und die Herden mit ihren Hirten auf der Weide sind, so herrscht große Stille im Aul. Desto mehr Lärm ist dafür Morgens und hauptsächlich Abends, wenn die Herden zum Melken in das Lager kommen. Schon von weitem kündigen sie ihre Ankunft durch Blöken, Brüllen und Wiehern an und wecken dadurch die Schläfer im Aul. Unser Bild stellt eine solche Ankunft der Herden bei Sonnenuntergang dar. Die Frauen suchen die Melkgeschirre zusammen, die Alten kriechen ächzend aus den Zelten hervor, um etwas Neues von den Hirten zu erfahren, die Kinder rüsten sich zum Einfangen der Kälber und Füllen und jubeln den Herden entgegen, als wären sie ihnen etwas ganz Neues. Im Lager angelangt, werden sie in einzelne Haufen getheilt, und nun gehen die Kinder an ihre Arbeit. Unter fortwährendem Lärmen, Lachen und Schreien fängt eine fürchterliche Hezjagd an, welche so lange dauert, bis alle Kälber und Füllen eingefangen und in einem Kreise angebunden sind. Dann stellt sich jede Kuh oder Stute zu ihrem Jungen, so daß auf diese Weise kein Stück beim Melken verfehlt werden kann. Dazu erschallt beständig das Gezänk der Frauen, das Kommandiren der Hirten, das Blöken und Wiehern der Thiere. Nach dem Melken werden die jungen Thiere losgebunden, und die Herden ruhen eine Zeit lang, bis sie wieder zur Nacht vom Aul getrieben werden.

Im Winter werden die Herden völlig vernachlässigt; sie müssen sich ihr Futter unter dem Schnee mit den Hufen hervorscharren und sind allem Unwetter, der Kälte und den Buranen ausgesetzt, so daß in sehr strengen Wintern eine Menge Vieh zu Grunde geht, weit mehr als in allzu trockenen Sommern. Die Ausdünstungen des vielen gefallenen Viehes sollen unter anderen auch eine der Ursachen der sibirischen Pest sein; von einem Verscharren der Thierleichen ist wegen der Größe der Herden natürlich nicht die Rede.

Den Hauptbestandtheil der Herden bilden, wie schon erwähnt, die Pferde und Schafe, außerdem Kinder und, doch nur in einigen, besonders südlicheren

Gegenden, auch Kameele. Namentlich die Kaizaken der kleineren Horde besitzen große Kameelherden, und Mancher ist Eigenthümer von etlichen Hundert Stück. In den Orenburgischen Steppen ist das zweihöckerige Kameel häufiger als das einhöckerige Dromedar. Letzteres, bei der mittleren und großen Horde nur im Besitze der Reicherer, dient vorzugsweise als Transportthier für die Karawanen zwischen den bocharischen und russischen Märkten. Es steht höher im Preise, ist auch stärker, und kann Hunger und Durst länger ertragen als das sogenannte Trampelthier. Die Steppenbewohner behandeln das Kameel mit wahrer Barbarei; sie durchbohren dem zweijährigen Füllen den Nasenknorpel und stecken durch das Loch ein Stück Holz, an welchem ein Strick, der Leitzaum, befestigt wird. Bei dem Thiere, welches in der Karawane vorangeht, bindet der Kaizake den Strick am Sattel fest und hat das Thier völlig in seiner Gewalt. Ein gutes zweihöckeriges Kameel kostet 90—120 Mark. Von den Schafen habe ich schon weiter oben das Nöthige bemerkt. Die Pferde sind klein, unansehnlich, knochig, dickköpfig, aber mit Beinen, so dünn, wie die eines Hirschens. Obwol nicht besonders kräftig und sehr lebhaft, reiten sie sich sehr angenehm, sind sehr schnell, von außerordentlicher Ausdauer und ungemein leicht zu erhalten. Gewöhnlich werden sie wild verkauft — 90 Mark ist der Preis für ein gutes Pferd — und lassen sich manchmal nur mit großer Mühe und Geschicklichkeit zum Zuge verwenden. Seltener kommt es vor, daß solch ein Thier sich nicht reiten läßt, denn die Kaizaken fragen gewöhnlich nichts danach, ob der Gaul geritten ist oder nicht, sondern schwingen sich, wenn es noth thut, auf das erste beste Pferd aus der Herde, und es hilft dem Thiere dann kein Springen, Bäumen und Umherwerfen, der Mann ist wie angewachsen; wie ein Pfeil schießt es dann nach fruchtlosen Versuchen, den Reiter abzuwerfen, durch die Steppe, nach mehrstündigem Herumjagen ist es ein gelassenes Thier und läßt sich ruhig lenken. Die Kentaurennatur der Kirgis-Kaizaken findet, wie bei allen Reiter-völkern, ihren Grund darin, daß sie von Kindheit auf mit Pferden umgehen und darauf herumklettern, fast ehe sie gehen können. Einige Pferde sind in der Nähe der Kascha immer gesattelt angebunden, und diese dienen der hoffnungsvollen Jugend zum Tummelplaze bei ihren gymnastischen Uebungen, umsomehr als die Thiere gewöhnlich sehr ruhig stehen. Gelingt es den Jungen, ein Pferd loszubinden, so klettern sie von einem zum andern, bis sie alle auf dem losgebundenen Gaulle sitzen, und reiten nun mit Jubel einher, fallen dabei natürlich unzählige Male herunter, lernen aber dadurch allmählich sich fest im Sattel halten.

Hat ein Knabe das Alter von 8—10 Jahren erreicht, erzählt Fuhrmann, dem ich hier getreulich folge, so muß er, um als befähigt zum Reiten anerkannt zu werden, eine Art Probe- oder besser Weiheritt machen. Wenn man die Pferde von der Weide zu den Kaschas treibt, wird der Knabe auf den besten Kenner gesetzt und fest an den Sattel gebunden; der Rückmarsch geht zuerst ganz langsam vor sich, bis der vorderste Hirt der Herde Etwas zubrüllt und davonjagt. Dann fliegt plötzlich die ganze Herde in gestrecktem Galopp den Kaschas zu, wo der Eingeweihte oft halb ohnmächtig vor Schreck und von dem schnellen Ritt vom Pferde genommen wird. Von jetzt ab reitet er täglich mit zur Weide und kann bald, ohne angebunden zu sein, einen ähnlichen Ritt

mitmachen. Es ist etwas Leichtes für den Kirgis-Kaizaken, in gestrecktem Galopp ein ausgebreitetes Taschentuch oder eine Münze von der Erde aufzuheben. Bei feierlichen Gelegenheiten sieht man bei ihnen dieses Spiel, außerdem Ringen, Scheibenschießen mit Pfeil und Bogen u. dgl. Feuergewehre sind in der Steppe zwar nicht unbekannt, doch wenig verbreitet; jene, deren sich die Kaizaken bedienen, sind Luntens Flinten, die in einer Gabel ruhen und weder dem Feinde noch dem Wildpret gefährlich werden.

Besondere Gelegenheit, ihre Fertigkeit im Reiten zu zeigen, giebt ihnen die Wolfsjagd, welche sie zu Pferde machen und wobei sie den einzigen Feind ihrer Herden mit fingerdicken Peitschen, *Kogaita*, zu Tode peitschen. Gewöhnlich hängen sie dabei nur mit einem Beine im Sattel und halten sich mit der einen Hand an der Mähne, um den kleinen Steppenwolf, der übrigens Menschen nie angreift, mit der Peitsche erreichen zu können. Die Reichen liegen wol auch der Falken- und Gepardenjagd ob. Der in Asien einheimische Gepard (*Cynailurus jubatus*) wird nämlich gezähmt und zur Jagd abgerichtet. Auch der Adler dient zur Jagd, und zwar für Füchse, Rehe und Wölfe; der Falke hingegen wird nur auf Fasanen und Geflügel losgelassen.

Da die Kirgis-Kaizaken von Jugend an den ganzen Tag im Sattel sitzen, ein Kirgise oder Kaizake, der Etwas auf sich hält, keine fünfundzwanzig Schritte weit zu Fuße geht, was ihm bei den 10 Centimeter hohen Absätzen seiner Stiefel auch sehr schwer fiele, er überdies beim Reiten in den Bügeln zu stehen, ja selbst im Sattel zu schlafen pflegt, so haben sie alle krumme Beine. Die Frauen können sich zwar mit den Männern nicht messen, reiten aber auch sehr gut.

Im Allgemeinen erscheint das Leben der Nomaden in der Steppe eintönig genug; es bewegt sich lediglich um zweierlei Dinge, um die Herden und um den Krieg. Denn der Wanderhirt ist allemal auch ein wehrhafter Mann und der Kaizake zumal auch gern ein Räuber. Die Raubzüge, *Barantas*, gegen fremde Herden unternehmen sie gewöhnlich in den heißesten Tagesstunden; einen *Kul* überfallen sie aber am liebsten, wenn die Nacht zu Ende geht und Hunde und Hirten, durch die Nachtwachen ermüdet, im Schlummer liegen und nicht mehr sorgfältig aufpassen. Unser Bild stellt einen solchen nächtlichen Ueberfall dar. Am Kampfe an sich liegt ihnen wol nichts, sie wollen nur Beute machen und deshalb trachten sie ganz besonders danach, Verwirrung in die Herde zu bringen und so viel Vieh als irgend möglich fortzutreiben. Manchmal sprengt auch ein einzelner unternehmender Kaizak, mit Dolch, Lanze und Bogen ausgerüstet, auf seinem treuen Rosse, ein anderes zum Wechseln daneben, in das Lager eines fremden Stammes, mit Raub und Gewalt Abenteuer und Glück suchend. Kehrt er dann mit Ruhm und Beute zurück, so wird er von den Stammgenossen als *Batur*, d. h. als Held, begrüßt; er steigt in der allgemeinen Achtung und im Vertrauen, und Schwache und Arme unterwerfen sich seinem Gebote. Sie leisten seinen Befehlen Folge, begleiten ihn zu neuen Unternehmungen, und weil mit dem glücklichen Gelingen derselben ihre Anzahl wächst, so verbreiten sie überall Verheerungen und den Ruhm ihres Anführers. Was den sehr häufig vorkommenden Pferdediebstahl betrifft, so pflegt er folgender Weise ausgeführt zu werden. Bemerkt eine Horde, daß ihre Nachbarn



nachlässige Hirten haben, so stiehlt sich gegen Abend ein recht gewandter Reiter zu dem Weideplaze, paßt einen günstigen Augenblick ab und legt einem Pferde aus der fremden Herde einen Zaum über. Dann schwingt er sich darauf, jagt davon und verlockt einen Theil der übrigen Herdenthiere, ihm zu folgen. Die Hirten thun natürlich ihr Möglichstes, um die Thiere zurückzuhalten, geben aber dadurch auch dem Diebe die Möglichkeit, zu entinnen und zu seinen Angehörigen zu gelangen, die, zum Ausbruch gerüstet, nur auf ihn warten. Natürlich lassen die Bestohlenen sie nicht in Frieden ziehen, sondern verfolgen sie lange Zeit, wobei es dann manchmal zu äußerst blutigen Handgemengen kommt.



Kirgis-Kaizaken auf der Wanderung.

Auf diese Art entstehen die beständigen Fehden, zu denen auch der Frauenraub häufig Veranlassung geben soll. Aller Hader zwischen den verschiedenen Stämmen hört jedoch auf, wenn ein Häuptling gestorben ist. Dann ist weit und breit in der Steppe Waffenruhe, Baranta's finden nicht statt, und Feind und Freund kommen von Nah und Fern zum Begräbniße herbei.

Großartig sind die Begräbniße der Kirgis-Kaizakenhäuptlinge. Atkinson kam dazu, wie Sultan Darma Syrym starb. Sowie sein Puls stillstand, wurden Eilboten nach den nächsten Horden und von diesen andere Boten sogleich weiter gesandt, so daß in wenig Stunden die Nachricht sich auf 200 englische Meilen im Umkreis verbreitet hatte. Die Frauen, Töchter und andere Weiber des Nuls saßen vor dem Sultan, um den Todtengesang anzustimmen. Sowie Männer und Frauen der anderen Nuls ankamen, knieten sie nieder und stimmten

in den Chor ein, der mächtiger und mächtiger anschwoh. Inzwischen schlachteten die Männer des Auls 10 Pferde und 100 Schafe für den Leichenschmaus. Diese Festlichkeiten dauerten sieben Tage lang, am achten aber ward der Sultan beerdigt. Der Leiche voraus wurde von einem Kameel der Pfauenthron getragen, am Grabe die beiden Lieblingspferde des Verstorbenen getödtet und an seiner Seite beerdigt. Mehr als 2000 Personen waren anwesend, zu deren Beköstigung 100 Pferde und 1000 Schafe geschlachtet werden mußten.

Atkinson, der britische Maler, schildert uns auch den Ausbruch eines Auls als eine überaus malerische Scene. In kaum drei Stunden ist die ganze Arbeit gethan. Das aus Weidenholz gefertigte Gestell der Kascha hängt von den Kameelen herab und reicht auf beiden Seiten so weit hervor, daß es von der Ferne aussieht, als hätten die Thiere mächtige Flügel; andere tragen die zusammengerollten Filzdecken hoch aufgethürmt auf den Rücken und wanken und schwanken hin und her unter der nicht unbeträchtlichen Last. Kinder befördert man auf solch nomadischer Wanderung derart, daß man einer Kuh zwei Säcke auflegt, wovon einer auf jeder Seite hängt; in jedem sitzt dann ein Kirgisen- oder Raizakensprößling. Die reichen Aule vollziehen den Akt des Uebersiedelns aus einem Lager in das andere mit einer gewissen Feierlichkeit; die Kameele werden an reich verzierten Halstern geführt; in dem wirren Gedränge sieht man manche Frauen mit kostbaren chinesischen Gewändern bekleidet; Alles reitet; Mädchen und Knaben sitzen, je nach ihrem Alter, auf verschiedenen Thieren, die älteren auf Rossen, andere auf jungen Ochsen, manche kleine Jungen sogar auf Kälbern in Filzstiefeln, die am Sattel befestigt sind; sie leiten das Kalb an einem durch die Nase gezogenen Riemen. Solch ein Zug hat nach Atkinson's Versicherung in keiner anderen Region der Erde seines Gleichen. Auch Sponville erklärt, daß ein solcher Zug eines Auls mit seiner oft mehr denn tausendköpfigen Herde mitten in den unermesslichen Steppenebenen ein unvergeßliches Gemälde sei. Dieses Uebersiedeln findet mindestens zweimal im Jahre regelmäßig statt. Im Winter konzentriren sich die Horden in Gegenden, welche reich an Brennmaterial sind und gleichzeitig auch bedeutenden Vorrath an langwachsenden Gräsern besitzen, welche dem Vieh unterhalb der Schneeschicht leicht erreichbar sein müssen. Sobald im Frühjahr die Sonne anfängt den Schnee zu schmelzen, und die Steppe zu grünen beginnt, ziehen sie mit ihren Herden nach den Sommerweideplätzen; dort bleiben sie bis Ende August und begeben sich dann auf den Rückweg zu den Winterlagern, wo jede Horde ihre ständigen Holzstallungen besitzt.

Hr. Sponville behauptet wiederholt, daß die centralasiatischen Nomaden nicht das Geringste erzeugen, weder Kleider, Zelte noch Beschuhung, Sattelzeug u. dgl.; Alles bezögen sie von bocharischen Karawanen; in Widerspruch damit steht die aus russischer Quelle stammende Angabe, daß sie aus dem von ihren Herden gelieferten Material Zwirn spinnen, Kleiderstoffe, Bänder, Teppiche weben und Filze walken. Diese Filzzeuge sind sehr gut und dauerhaft. Ihre Geschirre und Geräthe sind fast ausschließlich von Holz; zum Bewahren kleinerer Werkzeuge brauchen sie in der Regel Säcke und Felleisen aus Filz- und Wollenzeugen.

**Politische und soziale Zustände.** Die innere Organisation der Kirgis-Kaizaken ist eigentlich der Typus einer reinen Republik, wie sie die Liebhaber dieser Staatsform nicht schöner ersinnen können; indeß scheint ihr berühmter sittigender Einfluß auf die Leute in der Kirgisiensteppe sich nicht sonderlich bewährt zu haben. Die Horde ist in Distrikte, ein solcher in 15—20 Kreise, der Kreis in 10—12 Triben oder Aulz getheilt, deren jeder 50—70 Zelte zählt. Alle Oberhäupter gehen aus direkter Wahl hervor; jeder Kirgis-Kaizake ist stimmberechtigt und jeder kann zur höchsten Stelle gelangen. Natürlich aber wählt der Aul sein Haupt meist unter den Reichen; dieser Häuptling regiert den Aul mit Hülfe eines der Aul nach unbestimmten Beirathes, nur schwierige Fälle werden einer höheren Instanz zugewiesen; er siegelt auch mit dem *Tamga*, dem Siegel des Aul, und die von ihm eingegangenen Verpflichtungen sind auch für die Gesamtheit bindend. Die Strafen bestehen meist aus Strafgeldern, die bei dem in der Steppe herrschenden Mangel an Münze meist in Naturalien entrichtet werden, in körperlichen Strafen und in der Verbannung. Die Armen, *Dschettakis*, verdingen sich, wie allerwärts, an die Reicheren, um den Lebensunterhalt zu verdienen. Jeder Kreis wird durch ein gleichfalls aus der Wahl sämtlicher Männer des Kreises hervorgegangenes Oberhaupt geleitet, dies bleibt meist zwei Jahre im Amte, ist aber dann wieder wählbar. Gewöhnlich fällt die Wahl auf einen Mann vom „weißen Knochen“, doch ist es nicht selten, auch einen *Dschettaki* mit diesem Amte betraut zu sehen. Die Kirgis-Kaizaken vom weißen Knochen bilden eine Art Adel; ihrer Abstammung nach theilen sich die Kaizaken nämlich in die des weißen und die des schwarzen Knochen; zu den Ersteren gehörten die ehemals *Rhane* genannten und die von ihnen abstammenden Sultane; zu den Letzteren alle Uebrigen, auch die Stammesältesten, deren Würde nicht erblich war. Die Stelle eines Kreis-Chefs ist sehr wichtig; denn er ist es, welcher den Aul-Oberhäuptern seine Weisungen ertheilt, dieselben nach Gutdünken zu Berathungen einberuft und selbst Mitglied jenes Rathes ist, dem der Großsultan vorsteht. Dieser letztere Würdenträger ist der Oberste des Distriktes und wird auf drei Jahre gewählt; wird er dreimal hinter einander wieder gewählt, so erlangt er den russischen Erbadel und alle damit verbundenen Vortheile und Auszeichnungen. Immer aber hat der jeweilige Sultan den Rang eines Kosakenmajors oder Obristen. Die Sultane versammeln sich, um die Angelegenheiten ihres Volkes zu besprechen und verkehren direkt mit dem jeweils mit den kirgisischen Angelegenheiten betrauten russischen General. Dem Sultan zur Seite steht der sogenannte *Prikaz*, nämlich zwei russische Assessoren, und zwei von den Kirgis-Kaizaken selbst gewählte *Byi*, d. i. angesehene Leute. Dem *Prikaz* steht eine kleine Kosakenabtheilung zu Polizeizwecken zur Verfügung. Jetzt darf kein Kaizake ohne Erlaubniß der Ortsobrigkeit aus einem Bezirke in einen andern übergehen. Die Stämme der mittleren Horde, für welche diese Bestimmungen vorzugsweise gelten, zahlen an die russische Regierung den *Tassak* oder Viehtribut, der sehr unbedeutend ist; jene der großen Horde, die dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten untersteht, zahlen gar nichts.

Das Eigenthum an Grundbesitz beruht bei den Kirgis-Kaizaken auf der Gütergemeinschaft; Jeder hat Anspruch auf so viel Grund und Boden, als er

zur Erhaltung seines Herdenstandes bedarf; aber nie ist weder ein Einzelner noch ein Aul Besitzer des Bodens. Distrikt und Kreis sind die einzigen begrenzten Gebietsabschnitte; im Sommerweideland giebt es gar keine Grenzen; wenn man daher in der Kirgisensteppe ein Grundstück kaufen will, so kann man dies nur vom Kreisoberhaupte, und da kann man, streng genommen, nur das Nutznießungsrecht des Bodens erwerben.

Die Kaizaken und Kirgisen gehören, wie schon gesagt, dem türk-tatarischen Stamme an; sie ähneln den Usbeken in den turkestanischen Khanaten und sprechen auch deren Sprache, nämlich ein den altaischen Sprachen, speziell dem teleutischen Dialekte, sehr nahe stehendes türkisches Idiom. Sie sind sehr weiß und unter Mittelgröße, nach Sponville jedoch groß, gut gewachsen, mit eleganten, wohlproportionirten Formen. Nach anderen Schilderungen ist ihr Gesicht unangenehm; die Augen stehen tief und sind lang geschlitz, ihre Fochbeine sind dick



Kirgise aus der Umgebung von Taschkend.

und breit, der Gesichtswinkel ist ganz europäisch. Die Frauen sind hübscher und zarter. Die aus der Kreuzung mit Kalmlücken hervorgegangenen Mischlinge hingegen, denen man sehr häufig begegnet, sind sehr häßlich. Die Kirgis-Kaizaken lassen, wie alle Moslems, den Bart wachsen und schneiden sich den Schnurrbart über der Lippe, um ihn beim Trinken nicht zu benezen; ihr Bart ist aber spärlich, am stärksten noch am Kinn, und wird im Alter immer geringer. Sie erreichen im Allgemeinen ein hohes Alter; Haar und Bart bleichen kaum; Augenentzündungen sind selten;

auch herrschen weder Fieber noch Dysenterien bei diesen Bewohnern der Steppe, deren Klima durchaus gesund ist.

Die Kirgis-Kaizaken sind zwar äußerlich Mohammedaner nach der Weise der Sunna, doch ist der Islam bei ihnen sehr verändert und ihrem eigenen Charakter angepaßt; so wie der zum Buddhismus oder Islam übergetretene Mongole, hat auch der Kirgis-Kaizake eine Menge alter abergläubischer und abenteuerlicher Gebräuche aus dem alten Heidenthume beibehalten. Ohne Priester, ohne Moschee, ohne Fanatismus, beschränkt sich nur auf wenige Ceremonien seine ganze Religion, von der er eigentlich keinen Begriff hat. Man fordert streng das Abscheren der Haare, das Zustutzen des Schnurrbartes. Die täglichen Gebete und die Fasten werden durchaus nicht von der Mehrzahl beachtet; die Waschungen erfüllt man sehr unregelmäßig und läßt es bei trockenen Abreibungen bewenden. Das Schlachten des Viehes nach Vorschrift des Korans führt man dagegen sehr strenge aus. Dann liebt man noch, beson-

ders von Seiten alter Leute, fromme Redensarten aus dem Koran zu gebrauchen. Eingehende Kenntniß des Glaubens ist aber nicht sehr verbreitet. Die Reicherer lassen zwar Mollahs von Kazan kommen, um ihre Kinder zu erziehen und zu unterrichten; die ärmere Klasse aber weiß fast gar nichts vom Islam. Es ist übrigens noch nicht lange her, daß es Mollahs in der Steppe giebt, und die Mehrzahl des Volkes will auch jetzt noch nichts von ihnen wissen. Die Moscheen stehen verödet und verfallen allmählich. Die Russen selbst, welche, in irriger Auffassung des Islam jener Stämme, 1785 die Versorgung verschiedener Kazakengeschlechter mit mohammedanischen Geistlichen anordneten und überdies das den Kazaken nicht verständliche Tatarische als Verkehrssprache benützten, machten ihnen aber den centralasiatischen Klerus, der seinen Mittelpunkt in Bochara und Samarland hat, als Dolmetscher unentbehrlich, wiewol sich weder der Einfluß der Tschane, der Ordensbrüder, noch der Mollahs, der Schriftgelehrten, als günstig erwies. In den mündlich überlieferten Gesängen und Erzählungen, den eigentlichen Nationalliedern der Kazaken, hat der Islam noch wenig Eingang gefunden; die Sprache ist der Volksdialekt; anders aber bei den sogenannten Büchergefangen, die aus Büchern vorgelesen und von den Mollahs verfaßt werden. Doch, wie gesagt, noch beherrscht der Mollah den Kazaken nicht gänzlich. Die Gelehrten, und die damit im Zusammenhange stehenden Heiligen, werden im Allgemeinen als Abtrünnige von den Volksfitten betrachtet, denen man allerlei Ehrfurcht bezeigt, die man aber im Herzen gründlich haßt und denen man gerne aus dem Wege geht. Begreiflicher Weise sind auch die Bemühungen der Missionäre der schottischen Bibelgesellschaft in Drenburg, das Christenthum bei den Kazaken zu verbreiten, vollkommen fruchtlos geblieben, obwol es gelang, ihnen einige Exemplare der Bibel in kirgisischer Sprache mitzutheilen. Man wird nicht irre gehen, wenn man eine Art Schamanismus als das religiöse System der Massen bezeichnet. Darauf weisen nebenbei die verschiedenen Bräuche hin, die den Gestirnen und den Schutzgeistern ihrer Herden gelten. Der Schamanismus war es auch, zu dem Kirgisen und Kazaken sich vor dem Eindringen der Araber, welche ihnen den Islam aufzwangen, bekannten. Aus jener Zeit haben sich, wie erwähnt, zahlreiche Spuren bis in die Gegenwart erhalten. Ein solcher alter Aberglaube ist z. B. das Drakel, vermittels des Schulterblattes und der Eingeweide vorauszusagen, worüber wir Hermann Bamberg nähere Mittheilungen verdanken. Das erstere, Keöze süjegi, besteht darin, daß man das gereinigte Schulterblatt eines frisch geschlachteten Schafes ins Feuer steckt und so lange der Glut aussetzt, bis es gebrannt ist; dann wird es aus dem Feuer genommen und vorsichtig hingelegt. Der Sachkundige, gewöhnlich ein Graubart, ein Baschi oder Quacksalber, Kam, forscht mit großem Ernst und bedeutungsvoller Miene in den Spalten des verbrannten Knochens. Wenn drei Hauptspaltungen parallel gegen das breite Ende des Schulterblattes hinlaufen, so bedeutet dies Glück; wenn in entgegengesetzter Richtung, Unglück. Das Drakel der Eingeweide, aus deren Lage und Verflechtung wahrgesagt wird, kommt nur dann zur Anwendung, wenn man wissen will, ob eine Frau einen Knaben oder ein Mädchen gebären werde. Auch das Feuer steht in Achtung; man darf nie in dasselbe hinein spucken, und das Licht

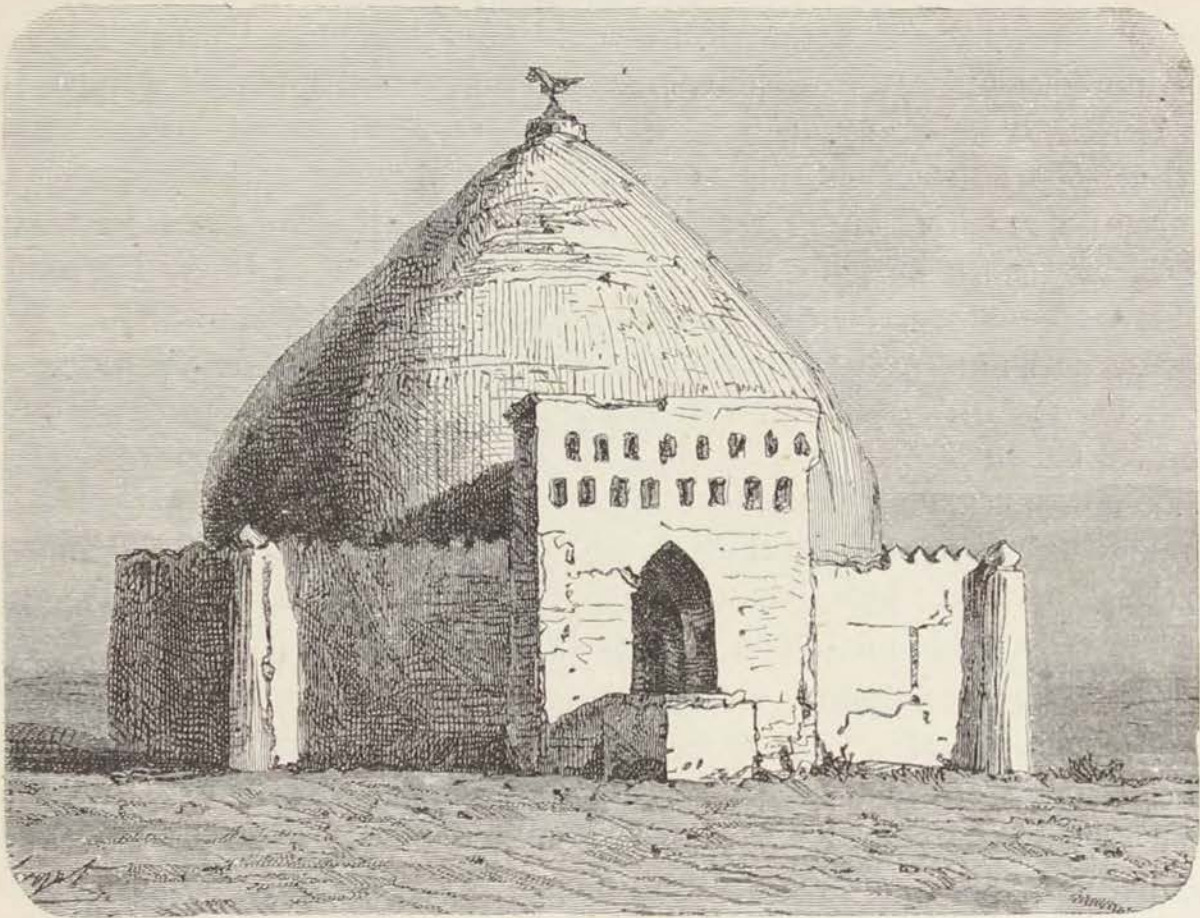
auszublasen gilt für sehr ungezogen. In der Farbe des brennenden Oeles oder Fettes erkennt man viele Prognostika. Insbesondere die Frauen stecken voll von allerlei Aberglauben, wie übrigens überall. Jeder einzelne Theil der Kascha, jedes Geräth steht mit demselben im Zusammenhange. Der Aberglaube wird beim Aufschlagen des Zeltes, beim Melken, Kochen, Spinnen und Weben streng beobachtet, weit mehr als die Geseze des Islams. Die beliebteste Art des Wahrsagens ist die mit frisch gesponnenem Garne. Es werden vier Steine, zwei weiße und zwei schwarze, niedergelegt; in der Mitte wird ein Faden stark gewunden und das obere Ende plötzlich losgelassen. Senkt sich der Faden in seinem Falle zu den schwarzen Steinen, so bedeutet er Unglück; wenn zu den weißen, das Gegentheil. Der Hand dessen, welcher dreht, wird gar keine Wirkung zugemuthet, denn das Orakel ist untrüglich. Dieses heißt Ijik-jip, Spindelgarn, und kommt überall in Mittelasien vor.

Solche abergläubische Gebräuche bestehen dem Islam zum Troß in Menge noch unter den heutigen Steppennomaden. Auch die Bemühungen der Russen, die, seitdem sie Herren der Steppe sind, es sich angelegen sein lassen, reinere Begriffe zu verbreiten, sind bisher vergeblich gewesen. Wenn überhaupt möglich, wird erst eine ausgiebige Hebung des Volksunterrichtes eine Besserung hierin bewirken; einstweilen haben nur die in der Steppe angesiedelten Kosaken Elementarschulen; die Kaizaken besitzen weder Kron- noch Gemeindeschulen, wohl aber Privatschulen in den Dörfern, die nomadisirenden haben auch diese nicht.

Neben dem Koran, der bei allen mohammedischen Völkern die Quelle des Staats- und bürgerlichen Rechtes ist, besitzen die Kirgis-Kaizaken eine Gesezesammlung, deren vorzüglichste Anordnungen einem bei den Horden in hohem Ansehen stehenden Khane früherer Jahrhunderte, Tiarka genannt, zugeschrieben werden; sie enthalten, wie die Geseze aller barbarischen Völker, beinahe durchgängig nur peinliches Recht. Derjenige, welcher irgend ein Vieh, Kameel, Pferd, Schaf u. s. w. stiehlt, wird mit dem Tode bestraft; meistentheils wird ihm mit einem Messer der Kopf abgeschnitten. Ein Todtschläger, Mörder hingegen muß als Sühne eine gewisse Summe in Schafen bezahlen, 500 bis 2000 Stück, je nachdem er ärmer oder reicher ist. Dies hat in ihrem Dialekt einen besonderen Namen und heißt Kun. Kann er diese Summe nicht erlegen, so wird er mit dem Tode bestraft. Um zu verhüten, daß die Pferde nicht fortlaufen, werden ihnen mit einem eigens dazu gemachten Riemen, Dreifuß genannt, drei Füße zusammengebunden; dem, der einen solchen Riemen stiehlt, werden beide Ohren abgeschnitten. Andere kleine Verbrechen, Streit, Schlägereien u. dgl., werden mit Peitschenhieben bestraft. Der Delinquent, welcher vom Leben zum Tode gebracht wird, wird gebunden auf die Erde gesetzt, dann muß er gewisse Gebete, die der Koran lehrt, laut hersagen; kennt er sie nicht, wie es fast immer der Fall ist, so werden sie ihm von einem Mollah vorgesagt, dem er sie nachspricht; ist dies geschehen, so ruft man: „Es ist beendigt, greift an!“ und der Henker, der eine willkürliche Person ist, verrichtet sein Werk. Seitdem übrigens die russische Herrschaft unter den Kaizaken befestigt ist, dürfen die Häuptlinge die Todesstrafe nicht mehr vollstrecken lassen, sondern müssen todeswürdige Verbrechen der russischen Justiz zur Beurtheilung überlassen.

Alle Beobachter stimmen in der Behauptung überein, daß die Kirgis-Kaizaken keinen Tanz haben; dagegen besitzen sie zahlreiche Lieder, die allerdings außerordentlich eintönig, melancholisch und leise, eine getreue Kopie der monotonen Steppe sind. Bei lustigen Freudenfesten passen zu dem lauten Jubel die melancholischen Weisen nicht recht, trotzdem es ihnen nicht an Wohlklang fehlt. Die Stimme der Frauen ist meist ein Contrealt von metallischem Klange, sehr wohlklingend und angenehm. Der Sänger pflegt sein Lied auf einer Art dreisaitiger Guitarre zu begleiten. Die Lieder sind, was den Text anbelangt, stets Improvisationen des Vortragenden zu bestimmten Melodien.

Wer die Steppe durchwandert, trifft stellenweise eine Masarka, ein Grabmal der Kirgis-Kaizaken. Doch sind es meist nur reiche Leute, welche sich den Luxus eines solchen Baues vergönnen.



Grabmal eines reichen Kirgisen.

Gewöhnlich ruht eine schwere Kuppel auf einem etwa anderthalb Saschenen (1 Saschene = 2,134 m.) hohen viereckigen Unterbau. An dem ganzen Bauwerk, welches durchaus von Erde aufgeführt ist, befindet sich kein Stein. Eine kleine Pforte führt in das Innere, wo man mehrere mit allerlei Zierrath geschmückte Gräber sieht. Die Mauern sind mit rohen Malereien bepinselt, welche Waffen, Pferde, Karawanen und Kameele im Gänsemarsch darstellen. Derartige Gräber sind auf der großen Straße von Orsk nach Taschkend zu sehen.

Zu gewissen Zeiten nähern sich die Kirgis-Kaizaken den Städten, mit welchen sie einen beträchtlichen Tauschhandel mit Filz, Schafen, Pferden gegen Mehl, hölzernes und eisernes Geschirr und Luxusartikel führen. Drenburg, Troizk und Petropawlowsk sind hauptsächlich die Städte von russischer Seite, in denen mit ihnen dieser Handel betrieben wird. Hunderttausende von Schafen

werden alljährlich auf diesen Märkten von russischen Kaufleuten aufgekauft und des Talgs wegen geschlachtet, der nach dem Auslande verschickt wird. Ebenso werden zu den zweimal jährlich in Jekaterinburg stattfindenden Märkten Hunderte und selbst Tausende in den Steppen aufgekaufter Pferde gebracht, welche ihrer Ausdauer wegen gern von den russischen Fuhrleuten für ihre Frachtzüge (Obosy) gekauft werden. Auch als Kavalleriepferde werden sie vielfach verwendet. In neuester Zeit hat das seit 1862 zur Stadt erhobene Almolinsk eine besondere Bedeutung gewonnen, indem es den taschkendischen und bocharischen Karawanen zum Centralpunkte dient. Im September 1866 kamen dort über 1500 Kameele, meist mit Baumwolle beladen, an. Im Mai, Juni und Juli sind auf dem Markte in Almolinsk 300 Pferde, etwa 3000 Ochsen, 35,000 Schafe, Lämmerfelle, Roßhaar, Leder und andere Waaren im Betrage von 170,300 Rubel abgesetzt worden. Außer den benannten Städten wird dieser Tauschhandel mit den Kirgis-Kaizaken in all den kleinen Ostrogs betrieben. Von südlicher Seite sind Taschkend, Samarkand und Khiva die Hauptmärkte des Verkehrs, welche an späterer Stelle eingehendere Berücksichtigung finden werden. Die Karawanen, die von Bochara geradewegs nach Rußland gehen, wenden sich entweder nach Drenburg oder nach Troizk. Auf ihrem Zuge durch die Steppe haben sie keine besondere Begleitung mehr zu ihrem Schutz. In früheren Jahren war diese Begleitung die unerläßliche Bedingung eines sicheren Zuges; sie wurde gebildet durch zwei bis drei Duzend Kirgisen auf je 100 Kameele. Jetzt haben sich die Zeiten geändert, es zieht der Reisende — freilich nicht ein einzelner Wanderer in der Tiefe der Steppe, oder ein einzelner Kaufmann mit seinen waarenbeladenen Kameelen — ohne alle unangenehme Begegnung und sicher vor Raub hindurch. Die Ursache ist die Begründung des Friedens, der Ruhe und Ordnung unter den Nomaden, und ihr Glaube an die Uebung der Gerechtigkeit ohne Ansehen der Person.

**Geschichte der Kaizaken.** Das Wenige, was über die frühere Geschichte der Kirgisen und Kaizaken bekannt ist, läßt sich in kurzen Worten zusammenfassen. Wahrscheinlich aus einer Mischung verschiedener Turkstämme hervorgegangen, bewohnten die Kirgisen im V. Jahrhundert unserer Zeitrechnung die Ufer des Jenissei und das Sajanishe Gebirge; chinesische Schriftsteller jener Zeit nennen sie Kian-Kuen, später Hakas. Als solche scheinen sie ein mächtiges Reich gebildet zu haben, dessen Glanz allerdings nur kurze Zeit dauerte. Von den Uiguren zurückgedrängt, schweigt die Geschichte von ihnen bis auf die Periode Dschingis-Khan's, wo sie unter dem Namen Kirgis auftreten. Ueber den Grund der Eintheilung in die drei bekannten Horden, sowie über den Volksnamen selbst, werden uns mancherlei Sagen berichtet, aus welchen für die Geschichte nur so viel erhellt, daß die Kaizaken heutigen Tages noch, ungeachtet ihrer starken Vermischung mit Mongolen, sich der Stammgenossenschaft mit allen türkischen Völkern erinnern. Es gab eine Zeit — dies leuchtet aus all ihren Mythen hervor — wo das türkische Volk sich noch als ein einziges Ganze fühlte, wo es, noch nicht in Stämme zerspalten, sich gegenseitig plünderte und mordete. Aus inneren Zwistigkeiten, so wird uns berichtet, sei die Trennung in Stämme, wie die gegenseitige Feindschaft, hervorgegangen. Es waren nach der einen



Sage Kirk-Kaizak, d. i. 40 Mann, nach der andern drei gesonderte Hunderte, die sich von der Turkmassa lostrennten und so die Veranlassung wurden sowohl zu dem Namen als zur Eintheilung des Volkes.

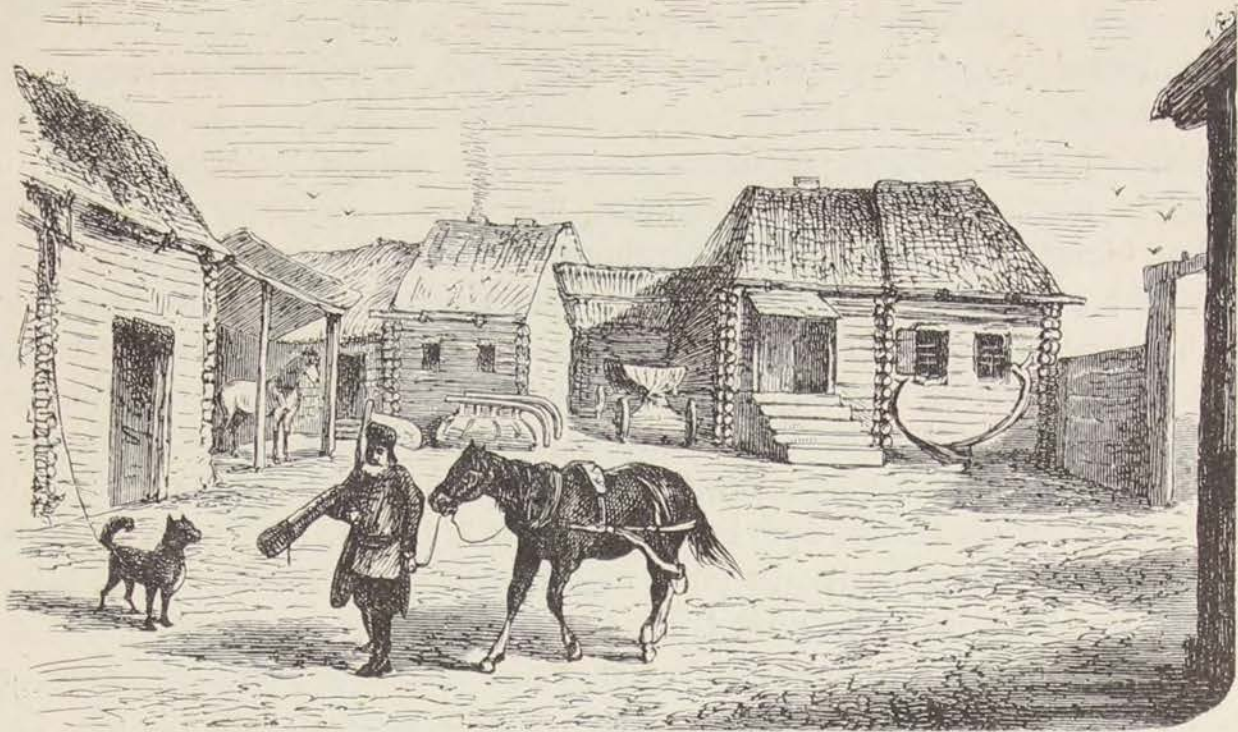
Seit dem Beginn des XVI. Jahrhunderts, und vielleicht noch früher, erhielten die Russen einige Kunde von den Kaizaken. Herberstein erwähnt ihrer bereits nach den in Moskau erhaltenen Nachrichten. Ivan der Grausame sandte im Jahre 1573 eine Gesandtschaft in die kaizakischen Steppen, die aber ihr Ziel nicht erreichte; im folgenden Jahre ward der Familie Strogonow, welche große Besitzungen in den Gegenden der Wolga und des Jaisk hatte, gestattet, mit den Kirgis-Kaizaken Handel zu treiben, ohne an der russischen Grenze Zölle entrichten zu dürfen. Die Eroberung Sibiriens (1578—1587) brachte die Russen in ausgedehntere Verbindungen mit diesem Volke. Als die Russen später in Sibirien weiter vordrangen, Mitte des XVII. Jahrhunderts, war der Hauptsitz der dortigen Kirgisen am Ob im Altai und Tian Schan, in welchem letzterem Gebirge sie übrigens schon im XIII. Jahrhundert, den chinesischen Schriftstellern zufolge, ansässig waren. Von den Russen hart gedrängt, verließen sie Anfangs des XVIII. Jahrhunderts das russische Sibirien gänzlich und zogen zu den stammverwandten Buruten in Ostturkestan und in die Steppen im Südost des Irtysh. Jene seither in der Irtysh-Steppe hausenden haben sich selbst Kaizaken genannt, wogegen sie die Benennung Kirgisen verachten. Mit diesen Kirgis-Kaizaken kam Rußland bei seinen ersten Schritten in Centralasien natürlich zunächst in Berührung. Schon Peter d. Gr. wandte sein Augenmerk jenen Gegenden zu und rüstete zwei große Expeditionen aus; die eine sollte von Norden nach Süden, die andere von Nordwest nach Südost vordringen. Die erste Expedition ging von Tobolsk aus längs des Irtysh und langte nach dreijährigem Marsche 1716—1719 beim Dsaisang-See an. Es wurde auf dem Wege eine Reihe von Forts zur Sicherung der Kommunikation mit dem Ausgangspunkte angelegt und die russische Grenze auf solche Weise um 1000 Werst weiter vorgerückt. Die zweite Expedition, jene des Fürsten Bekowitsch, mißlang indeß kläglich. Man begnügte sich einstweilen mit der erreichten Sicherung der Irtysh-Linie, an und für sich schon ein lohnendes Resultat. 1731 erkannte der Khan der kleinen Horde die russische Herrschaft an; fünfzig Jahre später, 1781, zeigte sich der Khan der mittleren Horde zu gleichem Schritte geneigt, aber es dauerte bis 1824, ehe die Regierung daran ging, sich die Kaizakengeschlechter der drei Horden zu Unterthanen zu machen.

Nicht immer jedoch sind die Kirgis-Kaizaken friedliche Unterthanen gewesen, mehr denn einmal erhob sich vielmehr das Haupt der Empörung in der Steppe. So war es in den fünfziger Jahren, als ein kühner Anführer, Dsched Kutebar, es verstand, den Patriotismus der Kirgis-Kaizaken zu wecken; die Zelte der Nomaden besuchend, machte er die Ersten des Volkes erröthen, wenn er ihr Benehmen mit jenem der Voreltern verglich, und entflammete die Kriegslust der Jugend. „Kosse und Waffen,“ rief er, „haben sie, — wir etwa nicht? Sind wir nicht zahlreich wie der Sand der Wüste? Gegen Osten, Westen, Nord und Süd wendet euch; überall findet ihr Kaizaken; warum sollen wir uns einer Handvoll Fremder unterwerfen?“ Kutebar's feurige Beredsamkeit

fand lebhaften Widerhall und eine namhafte Zahl Parteigänger scharte sich um ihn. Bald sahen sich die Russen einem gefährlichen Feinde gegenüber; keine Karawane konnte die Wüste durchziehen, ohne angegriffen zu werden; die Verproviantirung der festen Plätze war in Frage gestellt. Da beschloß der damalige russische Befehlshaber, Generallieutenant Perowski, nach dem Grundsatz *divide et impera*, die Kirgis-Kaizaken selbst zur Unterdrückung des furchtbaren Aufstandes zu gebrauchen. Durch Geschenke und Versprechungen gewann er einen Nomadensultan, Uraslan, welcher sich verpflichtete, mit den 900 Mann seines Stammes, unterstützt von einigen Kosakenpulkts, den Kopf Kutebar's ihm zu bringen. Keine leichte Aufgabe aber war es, denn blitzschnell fiel Kutebar über Jene her, die seine Wachsamkeit zu täuschen wähten. Seine Leute schlichen sich unbemerkt bis zu Uraslan's Zelt, überfielen und tödteten ihn selbst nebst Vielen seiner Horde. Die Kosaken entkamen mit Mühe und Noth.

Dieser Erfolg steigerte Kutebar's Kühnheit so sehr, daß der russische Feldherr eine Armee gegen ihn in's Feld stellen mußte. Zahlreiche Abtheilungen von Kosaken und Baschkiren, Infanteriebataillons und Geschütze brachen zu diesem Behufe von Orsk, Orenburg und Ural'sk auf, doch vergeblich. Hatten die russischen Offiziere auch noch so sehr das unverbrüchlichste Stillschweigen beobachtet, es war als ob der Steppenwind Kutebar die Nachricht gebracht hätte von Allem, was gegen ihn beabsichtigt wurde. Kammen die Russen an die Stätte, wo Tags zuvor noch das Corps der Rebellen gelagert, nichts fanden sie mehr als die erloschenen Feuer. Gewohnt an Strapazen und Entbehrungen aller Art, waren die Kaizaken in die unnahbaren Steppen des Usturt geflohen. So trieb es Kutebar fünf Jahre lang, die Verbindungen abschneidend, die Europäer in ihren Festungen isolirend, jedem Versuche, seiner habhaft zu werden, entgehend. Ueberzeugt, daß mit Gewalt einem so unsaßbaren Feinde gegenüber nichts auszurichten sei, schlug die Regierung einen anderen Weg ein. Sie machte Kutebar und seinen Unterfeldherren schmeichelhafte Anträge, versprach eine Amnestie und erlangte durch die Diplomatie, was die Waffen nicht zu Stande gebracht. Mitte 1858 unterwarf sich Isched Kutebar.

Seitdem herrschte Ruhe in der Steppe, bis 1869 eine neue Erhebung der nördlichen Kirgis-Kaizaken stattfand. Die aufständische Bewegung soll von den donischen Kosaken ausgegangen sein, welche sich der vom Kriegsministerium beschlossenen neuen Organisation des Heeres nicht unterwerfen wollten, und erstreckte sich von den donischen Kosaken auf die übrigen Steppenvölker am Don, an der Wolga und längs der uralischen Grenze, blieb also auf Gebiete beschränkt, die nicht in den Rahmen unserer Darstellung gehören. Im Sommer 1870 gelang es, nicht ohne Blutvergießen, auch diesen Aufstand zu bewältigen.



Bauernhof im Altai.

### III. Der Altai und seine Bewohner.

Der westliche Altai. Allgemeine Uebersicht. Geognostischer Bau. Klima. Vegetation. Entdeckungsgeschichte des Altai. Anlage von Hüttenwerken. Deutsche und slavische Bergleute. Reisende. Humboldt's und B. v. Cotta's Reisen. Barnaul. Smeinogorsk. Riddersk. Syränowsk. Ramenogorsk. Cotta. Der östliche Altai. Der obere Ob. Tschichatschew. Babkow. Bunge. Helmersen. Atkinson. Alterthümer im Altai. Alter Bergbau. Gräber. Ledebour. Bergvölker des Altai. Mongolen. Kalmüken. Einfluß der Civilisation. Schamanen. Teleuten. Karagasen.

Der westliche Altai. Was mit dem Namen Altai bezeichnet zu werden pflegt, ist kein bestimmter Gebirgszug, sondern vielmehr eine große Gruppe verschiedener Bergketten, welche zwischen dem Oberlaufe des Irtysh und Jenissei in sehr mannichfacher Richtung streichen. Richtiger würde man statt vom Altai von altaischen Gebirgen sprechen. Sie sind das Quellgebiet einer der mächtigsten Wasseradern des westlichen Asien, denn hier entspringen die Katunja und die Bija, aus deren Vereinigung der Ob hervorgeht. Wer von Westen her in den Altai eindringen will, dem stehen dazu zwei Eingangspforten offen: die Stadt Semipalatinsk am Irtysh und das Bergstädtchen Barnaul, letztere die nördliche, erstere die südliche. Sowol Semipalatinsk als Barnaul liegen an den äußersten Vorbergen der Altai-Gruppe, welche gleich einem Vorgebirge in die Barabinski'sche und die Kirgisensteppe hinausragen; Barnaul ist von allen Gebirgen so weit entfernt, daß man selbst bei hellstem Wetter keine Spur davon zu erblicken vermag.

Die mannichfachen Ketten des Altai-Systems haben im Süden allgemein eine Richtung von West nach Ost, im nördlichen Theile aber von Süd nach Nord.

Der eigentliche Altai, der kaum mehr denn ein Viertel der ganzen Gruppe einnimmt, erstreckt sich nördlich von der Buchtarma, einem rechten Nebenflusse des Irtysh, vom sogenannten Schlangenberge, Smeinogorsk im Westen bis zu dem romantischen See Altn-Kul und dem darein mündenden Fluß Tschulyshman im Osten. Der am meisten gegen Westen vorgeschobene Theil ist der eigentliche oder russische, auch Kolywan'sche Altai, das berühmte Erzgebirge; dieser Theil ist es auch, der von den meisten Reisenden allein besucht zu werden pflegt; er bildet aber, wie gesagt, gleichsam nur ein westliches Vorgebirge, das in die Barabinskische und die Kirgisensteppe hinaus tritt und dessen Hauptachse von Südost nach Südwest gerichtet ist. Hier liegt in nur 230 Meter Seehöhe der kleine See von Kolywan, von dem jener Theil des Altai seinen Namen hat. Da die Steppe natürlich noch weit tiefer liegt, so umgiebt ihn im Norden und Westen ganz eigentliches Tiefland, während im Süden sich ein mäßig hohes Plateau anschließt, worin der Dsaiffang-See, den Alexander von Humboldt noch den „chinesischen“ nennen durfte, der heute aber ein russisches Gewässer ist, in etwa 584 Meter über dem Meeresspiegel gebettet ist. Nur im Osten reihen sich an diesen russischen oder Kolywan'schen Altai höhere und bedeutende Gebirgsketten, die ihrerseits durch zahlreiche, mitunter tief eingeschnittene Wasserläufe von einander scharf getrennt und durch eigene Bezeichnungen unterschieden werden. Die wichtigsten dieser Höhenzüge sind: das Cholsun-Gebirge, an dessen südlichem Fuße die Buchtarma fließt; das Katunja-Gebirge, in welchem sich der mächtigste Gipfelpunkt des Altai-Systems, die majestätische, zu 3352 Meter emporsteigende Bjelucha (der weiße Berg) nebst den zwei unersteiglichen Spitzen der Katunja-Säulen erhebt; das Ubinsk- und Tigeräzk-Gebirge, endlich das Baschtschalazk-Gebirge, letzteres zwischen den zwei ziemlich parallel laufenden Zuflüssen des Ob, dem Tscharysch im Süden und dem Anui im Norden.

Die mittlere Erhebung des Altai-Systems, sagt v. Klöden, dem wir bei diesem orientirenden Ueberblicke folgen, mag etwa 1600 Meter (gegen 5000 Fuß) betragen; seine spizigen und zackigen Höhen aber ragen bis zu 970 Meter über die Schneelinie hinaus. Die zahlreichen und schnellfließenden Ströme, die verschiedenen Gestalten und Farben verleihen der Landschaft innerhalb des Gebirges eine große Mannichfaltigkeit. Die auffallendste Gegend ist die an den Ufern der Katunja; dort sieht man Schneefelder und Gletscher, und aus deren Mitte erheben sich Felsspitzen, zerrissene Kegel und Pyramiden. Der Fluß tritt durch zwei Felsmauern, welche sich an einer Stelle zu zwei thurmartigen Spitzbergen erheben, die oberwähnten Säulen der Katunja. Zwischen den Gebirgsketten erstrecken sich überall meilenweit ausgedehnte Hochebenen hin, die mit Schnee oder mit Sümpfen bedeckt sind, hie und da durch niedrige Felsreihen oder durch Granitblöcke unterbrochen; selten erhebt sich ein Berg 30 Meter über sie. So ist beispielsweise das Plateau von Koksun (2196 Meter) eine vollkommene Wüste, mit Gesteinstrümmern bedeckt. Von einer seiner Höhen, dem „Ledebour“, genießt man eine schöne Uebersicht über die benachbarten Ketten und ihre sonntig glänzenden Gipfel, welche herrlich gegen die dunklen Thäler und das Grün der unteren Abhänge abstechen. Die Oberfläche der höheren

Theile der Ebene ist mit einer Breccie von Jaspis, Chalcedon und Karneol bedeckt, unterhalb welcher eine Lage von Schiefer folgt; diese ruht auf einer Schicht von dunklem Jaspis und unterhalb dieser folgt der schönste rothe Porphy. Granit sieht man an den unteren Theilen der Gebirge, wo er in regelmäßigen Schichtungen liegt, die gegen die Hauptthäler etwas geneigt sind; an der Westseite des Altai-Systems bildet er aber die äußeren Höhen und ist streckenweise von Porphy durchbrochen, der ihn überlagert. Im Allgemeinen ragen die Granite des Altai als große, zusammenhängende Massen aus den krystallinischen und altsedimentären Schiefen hervor, die sie durchbrochen und zum Theil aufgerichtet zu haben scheinen. In Folge ihrer etwas größeren Widerstandsfähigkeit gegen Zersetzung und Abschwemmung bilden sie überragende Bergkämme und Hügelrücken, häufig von ruinenförmigen Felsen gekrönt. Dergleichen Granitgebiete sind am ausgedehntesten im westlichen Gebirgstheil, wo sie Bernhard von Cotta im Jahre 1868 untersucht hat, viel weniger im östlichen vorhanden.

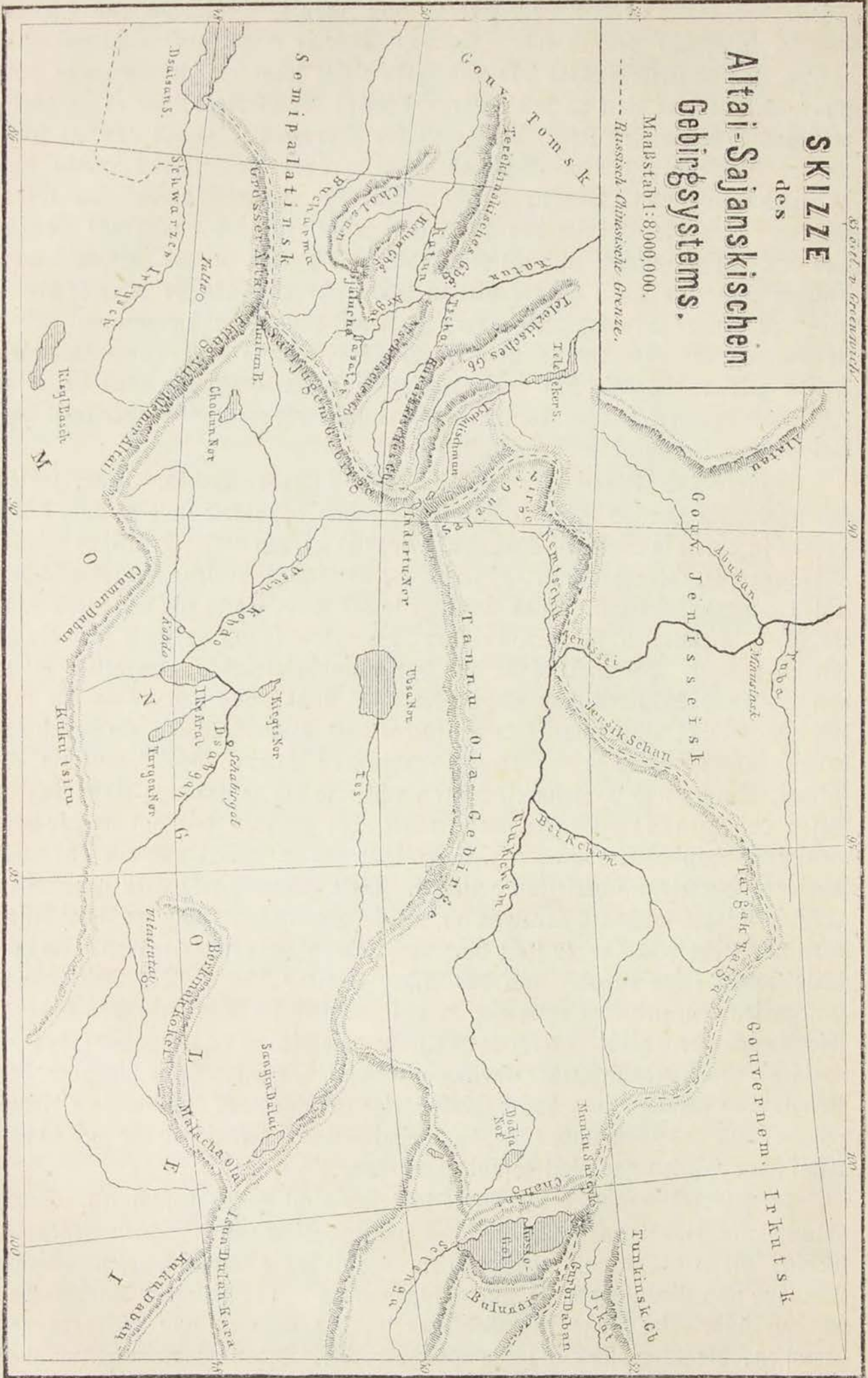
Spuren der Eiszeit sind im Altai nicht entdeckt worden. Zwar fehlen Gletscher nicht gänzlich, aber sie sind sehr schwach entwickelt, wie es auch kaum anders in einem so trockenen Erdraume erwartet werden darf. Erratische Blöcke, Moränenreste, Gletscherschutt, abgerundete oder abgeschliffene Felsoberflächen fehlen dagegen gänzlich. Dies bestätigt sowol B. v. Cotta für den westlichen, als G. v. Helmersen für den östlichen Gebirgstheil, wo es noch jetzt einige Gletscher giebt. Thierische Reste aus der Diluvialperiode, namentlich solche von großen Dickhäutern, sind jedoch dem Altai nicht fremd und finden sich, wie fast allerwärts, vorzugsweise in Kalkstein- oder Dolomithöhlen am besten erhalten. Diese Höhlen waren bereits früher von Pallas, Gebler, Kulibin, G. Fischer, Pander und v. Helmersen durchsucht und die gefundenen Reste sind in vielen russischen Sammlungen aufbewahrt. In neuerer Zeit hat sie der verdienstvolle russische Akademiker J. F. Brandt genau studirt und ein sehr vollständiges Verzeichniß derselben geliefert. Diese Säugethierknochen gehören in größter Anzahl solchen Thierarten an, welche gegenwärtig noch im Altai leben oder vor nicht sehr langer Zeit hier noch lebend vorhanden waren, wie das Wildschwein (*Sus scrofa*) und der Biber (*Castor fiber*). Die Reste dieser Kategorien repräsentiren etwa ein Drittel der noch im Altai lebenden Säugethierfauna. Doch giebt es auch vorweltliche, wie die der Höhlenthyaene (*Hyaena spelaea*), des Riesenhirsches (*Cervus euryceros*), des Bison (*Bos binnasus*), des *Bos taurus primigenius*, des büschelhaarigen Rhinoceros (*Rhinoceros tichorhinus*) und des Mammuth (*Elephas primigenius*). Menschenreste sind in den Altai'schen Höhlen gar nicht gefunden worden.

Das Erhebungsalter des Altai läßt sich nicht genau bestimmen. Seine Hauptmasse besteht aus krystallinischen und altsedimentären Schiefergesteinen, welche, wie erwähnt, von ausgedehntem Granit sowie räumlich beschränkterem Porphy und Grünsteinmasse und Gängen unter- oder vielmehr durchbrochen worden sind. Am Fuße des Gebirges werden dagegen nur Ablagerungen getroffen, die älter sind als die Dyasperiode. Die versteinерungsführenden Schichten des Altai gehören dem primären Silur-Devon- und Kohlenzeitalter an.

# SKIZZE des Altai-Sajanskischen Gebirgsystems.

Maßstab 1:8,000,000.

----- Russisch-Chinesische Grenze.



Geogr. Anstalt von Neumann & Neudorf, Leipzig.

In die langen Zeiträume zwischen den letzteren Formationen und der jüngsten Vergangenheit fällt die Aufrichtung des Altai. Daß er aber ein sehr altes Gebirge sein muß, dafür spricht die in sehr großer Tiefe hinabreichende Zersetzung oder Verwitterung fast aller Gesteine und Erzlagerstätten.

Schon bei einer flüchtigen Betrachtung der Karte von Asien wird man zu dem Schlusse gelangen, daß die geographische Lage des Altai ein ganz eigenenthümliches Klima bedingen muß. Wir sehen, daß das Gebirge nach Norden und Westen von endlosen Steppenländern umgeben ist und daß somit die kalten Nordwinde ungehindert und ungemildert anlangen, während sie überdies gerade im Winter vorherrschen. Dagegen ist das sibirische Altaigebiet von den wärmeren Gegenden durch die Berg Rücken des China zugewandten Theiles, sowie durch die mittelasiatische Hochebene vollständig abgeschnitten, so daß die warmen Luftzüge nur selten den Altai erreichen. Erwägt man noch seine ganz kontinentale Lage, so kann man sich nicht über das im höchsten Grade kontinentale Land des Altai-Gebietes wundern. In der That wird sich in Europa kaum eine Gegend finden, wo der Unterschied zwischen der mittleren Sommer- und Wintertemperatur sowie derjenige zwischen dem Maximum des Sommers und dem Minimum des Winters so bedeutend wäre, als es am Altai der Fall ist. Natürlich ist auch die andere Eigenthümlichkeit des kontinentalen Klima's — die raschen Uebergänge von Kälte zu Wärme und vom Winter zum Sommer — sehr scharf ausgeprägt. Herbst und namentlich Frühling dauern nur sehr kurze Zeit, und was in Westeuropa in mehreren Monaten geschieht, geht am Altai in wenigen Wochen vor sich. Die herrschenden Südwestwinde, in Europa für die Vegetation so wohlthätig, sind am Altai in der Regel so trocken, daß sie meist nur verderblich wirken. Dies macht sich hauptsächlich in den Gebirgszügen des südwestlichen Bezirkes, die also den herrschenden Winden mehr als die übrigen ausgesetzt sind, bemerklich. Wenn man hier einen Berg besteigt, der von anderen umgeben ist, und sich gegen Nordost wendet, so sieht man eine öde Landschaft vor sich, die nur mit zahlreichen Artemisia-Arten und anderen dürftigen Steppenpflanzen bedeckt ist, daher von weitem gelbgrau erscheint. Stellt man sich aber gegen Südwest, so sieht man eine mit frischem Grün, ja sogar oft noch mit einigen Waldüberresten bedeckte Gegend. Nur im Frühjahr, so lange im Boden noch einige Feuchtigkeit zurückgeblieben, grünt auch auf den südlichen und westlichen Abhängen eine frische Vegetation, freilich um mit Beginn der wärmeren Jahreszeit sofort zu verschwinden. Dazu kommt, daß im Sommer, wenigstens im Westen, der Regen oft monatelang ausbleibt und Dürren entstehen. Dagegen herrscht im Winter eine solche Kälte, daß nicht selten das Spiritusthermometer auf  $-40^{\circ}$  R. herabsinkt. Diese Erscheinung ist unter anderen die Ursache, daß der Altai keine Obstbäume besitzt, und daß die in Barnaul mit großer Mühe angepflanzten Aepfelbäume fast jährlich vom Froste leiden.

Das Klima des westlichen Altai zeichnet sich also nach dieser Darstellung, welche wir Hrn. Th. Teplouchow, einem der Reisebegleiter Bernhard von Cotta's verdanken, durch kalte Winter und rasche Uebergänge aus. Da aber diese Eigenschaften für die Entwicklung der Pflanzen meist sehr nachtheilig

werden, so ist die natürliche Folge, daß der Altai nicht reich an Pflanzenformen sein kann; er ist daran jedenfalls viel ärmer als Deutschland, obgleich beide Länder fast unter denselben Breitegraden liegen und auch in Bezug auf die Größe und Terrainbildung die meiste Ähnlichkeit besitzen. Nur eine Familie — die der Meldegewächse (*Chenopodiaceen*) — ist am Altai viel reicher vertreten als in Deutschland, weil zu dem Bergbezirk auch große Salzsteppen gehören, deren Flora fast nur aus *Chenopodiaceen* besteht. Alle übrigen Familien sind bedeutend ärmer an Arten, namentlich diejenigen, die aus Laubhölzern bestehen; so sollen in den Wäldern des Altai keine Ahorne vorkommen, und die Linde und Erle treten nur an einigen Orten als seltene Waldbäume auf. Dafür hat aber der Altai viele, zum Theil sehr schöne und nur ihm eigenthümliche Straucharten. Unter diesen nehmen gewiß der Erbsenbaum (*Caragana arborescens Lam.*) und die tatarische Heckenkirsche (*Lonicera tatarica L.*) die erste Stelle ein, da sie fast immer zusammen vorkommen und mit verschiedenen Rosen und Spiräen-Arten beinahe undurchdringliche Gebüsche bilden. Den stark angegriffenen Wäldern verleihen derartige Gebüsche einen höchst anziehenden Charakter.

Es ist kaum zu bezweifeln, daß der größte Theil der südwestlichen Gebirgszüge einst mit Urwald bestanden war, obgleich sie gegenwärtig fast ganz kahl sind und man oft in einem Umkreise von mehreren Meilen keinen einzigen Baum findet. Das rasche Verschwinden der Wälder befördern zwei Ursachen: die Waldbrände, veranlaßt durch das von uns schon geschilderte Anzünden der Steppe durch die Kirgisen, und zweitens die trockenen Winde. Aber auch sonst wird der Wald wenig geschont, für seine Kultur nichts gethan, ja jährlich in weiten Strecken ausgerodet. In Folge der über solche Flächen dann hinwegstreichenden trockenen Winde wird der Boden endlich völlig unproduktiv, und ganze Gegenden, die noch vor Kurzem mit Wald bedeckt waren, sind jetzt völlig kahl und werden vom Volke auch wol kurzweg „Steppe“ genannt.

In den Waldungen, welche bis jetzt ihrem Schicksale entgangen sind, ist die gemeine Kiefer (*Pinus sylvestris L.*) die herrschende Holzart und bildet große, zusammenhängende Bestände in der Ebene und in den Thälern, gewöhnlich in Begleitung der Birke und Aspe, von denen sie — durch den Menschen — immer mehr verdrängt wird. Doch im Gebirge, auf einer Höhe von 850 Meter, wird die gemeine Kiefer schon von der sibirischen Tanne (*Abies sibirica Ledeb.*) und der sibirischen Fichte (*Picea vulgaris Link, var. altaica*) ersetzt, zu denen noch höher die sibirische Lärche (*Larix sibirica Ledeb.*) und die Zirbelkiefer (*Pinus cembra L.*) hinzutreten. Die Kiefernwaldungen des Altai unterscheiden sich auf den ersten Blick von den europäischen durch ein dichtes Unterholz, welches hauptsächlich aus dem schon erwähnten Erbsenbaum, der tatarischen Heckenkirsche und verschiedenen Rosen- und Spiräen-Arten, dann an den Waldbrändern noch aus dem Faulbaume (*Prunus Padus L.*), der Vogelbeere (*Sorbus aucuparia L.*), *Sambucus racemosa* und anderen Straucharten besteht. Es erinnert ein derartiger Wald viel an einen ausgedehnten Park, und die außerordentliche Fruchtbarkeit des Waldbodens zeigt sich in der Größe der Blumen, welche ihn bedecken. Darunter sind besonders *Bupleurum*-Arten (Hasenohr) so häufig,



daß im Juli die Waldwiesen von weitem meist ganz gelb davon aussehen. Nähert man sich jedoch, so hat man einen höchst reichhaltigen Blumentepich vor sich.

Ueber der Region der Kiefernwaldungen, die wie gesagt nicht über 800 Meter hinaufreichen, kommen bis zu einer gewissen Höhe fast nur Laubholzstände, meist Aspen und Birken vor, die bei günstiger Lage auf Nord- und Ostabhängen zu bedeutender Höhe gedeihen und vielfach an die Buchenwälder Deutschlands erinnern. Fast stets ist ihnen die schöne sibirische Tanne (russisch Pichta) beigemischt. Mit der Veränderung der Hauptholzart ändert sich zugleich die übrige Vegetation. Im Unterholz der Laubwälder treten nach und nach die rothe Johannisbeere und der Kreuzdorn (*Rhamnus catharticus* L.) auf. Endlich, an der Grenze der Bergwälder, beginnen Zirbelkiefer und Lärche, die bis zur Baumgrenze hinaufsteigen. Dabei ist auf dieser Höhe, bis zu 1300 Meter, die ganze Pflanzenwelt fast noch reichhaltiger als in den Wäldern der Ebene.

Auf allen hohen Bergen, die mehr als 1300 Meter über den Meeresspiegel aufsteigen, äußert nebst dem Klima und dem Boden diese Niveauhöhe als dritter Faktor ihren Einfluß. Die meisten Pflanzen, welche die Waldflora bilden, bleiben unter dieser Höhe zurück, und es treten Arten auf, die den bekannten Charakter der Alpenpflanzen immer mehr und mehr annehmen. Die meisten von ihnen erheben sich kaum über den Boden und besitzen große, meist sehr intensiv gefärbte Blüten. Die Krummholzkiefer, die wol auf allen europäischen Alpen die Baumgrenze bildet, fehlt am Altai. Die Lärche und die Zirbelkiefer, die nur allein diese Höhe erreichen, behalten aber selten bis in ihr höheres Alter ihre regelmäßige Gestalt, sondern bilden vielmehr größtentheils krumme, hin- und hergebogene Stämme, die oft bis zur Erde niedergedrückt sind. In den hohen Gebirgsthälern, namentlich auf kahlem, kiesreichem Boden, erlangt die Zirbelkiefer allerdings oft sehr bedeutende Dimensionen. So sind an solchen Standorten Exemplare von 36 Meter Höhe bei einem Umfange von  $4\frac{1}{2}$  Meter durchaus keine Seltenheit. Dabei ist der Stamm gerade und liefert sehr gutes Bauholz, obgleich demselben das kienreiche Kiefernholz der Ebene noch vorgezogen wird. Das Zirbelholz ist bei dem Volk unter dem Namen „Kothholz“ bekannt und wird sehr oft zum Bau von Kirchen und Blockhäusern verwendet. So soll die Stadt Omsk, die bis auf wenige steinerne Gebäude aus Blockhäusern besteht, fast nur aus Kothholz aufgebaut sein.

Fast eben so geschätzt wie die Kiefer ist der Lärchenbaum, der namentlich die nördlichen Abhänge der hohen Bergrücken einnimmt, jedoch auch ziemlich tief in die Gebirgsthäler hinabsteigt. An günstigen Standorten bildet die Lärche herrliche Bestände, die sich besonders durch hohen Wuchs und dichten Schluß auszeichnen. In der Nähe der Bergwerke, wie z. B. bei Kiddyrsk, wird die Lärche fast nur zu Grubenhölzern verwendet, wozu sie sich nächst der Kiefer am meisten eignen soll. Der höchste Punkt, den die Lärche in der letzten Zeit erreicht, liegt in den Alpen, die den Fluß Alba umgeben, nicht über 1676 Meter (5500 Fuß); jedoch kommen weit über dieser Höhe alte Baumstämme vor, von denen der Naturforscher Ledebour einzelne noch bis 1890 Meter (6200 Fuß) angetroffen hat. Dieselben zeichnen sich durch regelmäßige Stamm-

bildung und Dimensionen aus, die die Lärche jetzt nicht mehr 300 Meter tiefer erreicht. Alles dies beweist, daß diese Bäume außerordentlich alt sein müssen und zu einer Zeit aufgewachsen sind, als die Standortsverhältnisse viel günstiger denn jetzt gewesen. Die einzige Erklärung dieser interessanten Erscheinung, meint Hr. Teplouchow, dem wir hier gefolgt sind, ist die übrigens durch keine andere Beobachtung bestätigte Annahme, daß das Klima rauher geworden.

Die echte Alpenflora erscheint nicht unter 1300 Meter. Auf dieser Höhe treten zum ersten Male zwei sibirische Enzianarten (*Gentiana adscendens* Pall. und *G. altaica* Pall.) auf, die schöne, intensiv blau gefärbte Blumenkronen besitzen. Zu gleicher Zeit beginnen auch die Gerölle und Steinhaufen, die stellenweise von der Silberwurz (*Dryas octopetala* L.), einer kriechenden Nelkenart und anderen Pflanzen polsterartig bedeckt sind. Von hier an nimmt die fruchtbare Erde immer weniger Platz ein. Diesem Charakter der Erdoberfläche entspricht auf der 2027 Meter (6650 Fuß) hohen Johannis-Alpe (Iwanowski-Bjelok), in der Nähe von Kidderst, eine Höhe von ungefähr 1524 Meter (5000 Fuß). Unter den Pflanzen dieser Höhenzone sind noch der Sadebaum *Juniperus Sabina* L. (russisch: Kosaken-Wachholder) und *Juniperus nana* W., dann *Cotoneaster uniflora* Ledeb., *Lonicera sibirica* Ledeb. und der sibirische Meleis mit seinen großen, zweifarbigen Blumen erwähnenswerth.

Nach den Höhenbestimmungen Ledebour's geht die Baumgrenze auf dem südlichen Abhange des Altai bis 1980, auf dem nördlichen aber nur bis 1600 Meter (5652 Fuß) hinauf. Oberhalb derselben finden wir bis zum ewigen Schnee die ärmste, aber auch zugleich die eigenthümlichste Vegetation. Die fruchtbare Erde kann sich hier nur zwischen den Steinen ansammeln, mit denen alle höheren Berge wie besäet sind, weshalb sie auch in einiger Entfernung ganz kahl aussehen. Die wenigen Pflanzen sind in der Regel nur einige Zoll hoch, ihrer intensiven Farben und ihres Wohlgeruches wegen aber bemerkenswerth. Auf dieser Höhe fand Teplouchow am Iwanowski Belok in den ersten Tagen des August verhältnißmäßig noch eine reiche Flora, deren Pflanzen, wie *Gentiana algida* Pall., *G. angulosa* M. a Beil, *Papaver croceum* Led., *Saxifraga sibirica* Pall. u. s. w. bis zur Schneegrenze hinaufgehen und somit die letzten Repräsentanten der höher organisirten Pflanzenwelt sind. Den dürftig zwischen den Steinmassen angesammelten Boden theilen sie nur noch mit einer Anzahl von Flechten und Moosen, bis endlich auch diese unter dem Schnee verschwinden. Die Schneegrenze ist somit auch die Grenze des gesammten organischen Lebens, und dem forschenden Auge des Menschen begegnen von hier an nur noch anorganische Gebilde.

Entdeckungsgeschichte des Altai. Ehe wir uns den heutigen nomadischen Bewohnern der in so mannichfacher Hinsicht interessanten Berggruppe des Altai zuwenden, sei an dieser Stelle eingeschaltet, was über die Geschichte der Entdeckung dieses Gebietes bekannt ist. In seiner Erdkunde von Asien hat der unsterbliche Karl Ritter sich dieser Mühe im großartigsten Stile unterzogen, sodaß uns hier nur erübrigt, das Wesentlichste aus seinen Zusammenstellungen mitzutheilen und durch die seitherigen Forschungen zu ergänzen.

Die erste Entdeckung und Eroberung Sibiriens, unter dem Kosaken-

Hetman Jermak Timophjew im sechzehnten Jahrhundert, blieb weit entfernt vom Altaischen Gebirgslande auf der Tschim'schen Steppe zurück, und überschritt kaum hier und da den mittleren Lauf des Irtysch, sich nur auf die uralische Seite und die niederen Steppen beschränkend. Hier zuerst wurde 1587 die Stadt Tobolsk am Tobol-Flusse, dort wo er in den Irtysch mündet, erbaut; ihr zur Seite, weiter oberhalb am Irtysch, entstand Tara 1594 und schon mehr gegen Osten auch Tomsk am Ob im Jahre 1604; bald darauf, 1618, Kuznezsk am Tom. Von den drei letztgenannten Orten aus wurden gegen Süden erst sehr allmählich, durch die Steppenflächen bis gegen die äußersten Verzweigungen der Bergzüge hin, die zahlreichen Horden der Nomaden und Jäger von den unermüdet fortschreitenden Russen aufgefunden, die nun auf vielfache Weise mit ihnen in freundliche oder feindliche Berührung geriethen. Erst mit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, gegen das Ende der Regierung Peters des Großen, tritt die westlichste Altaische Gebirgsgruppe des Nordrandes an das Licht hervor. Nur eine Kette von Festungen und Posten vermochte den Weg dahin zu bahnen und dies konnte erst von Tara aus am Irtysch aufwärts, seit 1715 mit Regelmäßigkeit, bewerkstelligt werden. So erreichten die Russen zuerst den im Süden des Altai gelegenen Dsaißang-See, den der Irtysch durchströmt, an dessen Ufer sie die festen Plätze Jamyschewa 1715, unfern von dem sehr salzreichen Steppensee Jamysch, dann 1718 Semipalatinsk oder Semipalatnaja-Krepost, die von den sieben Ziegelsteingebäuden, Palaten, ihren Namen erhielt, welche dort von einem frommen Khane einst seinen Lamas errichtet waren, endlich 1720 Ust-Kamenogorskaja, d. h. an der Mündung oder Oeffnung der Felsgebirge erbauten. Seit jener Zeit sind ihnen die Wege zu dem erzeichen Altai gebahnt und gesichert geblieben.

Da geschah es, daß 1723 Kupfer in den Gebirgen entdeckt wurde, und alsbald lockte die Anlegung von Berg- und Hüttenwerken, sowie die weitere Entdeckung immer reicherer Erzgruben längs dem ganzen Nordsaume des Altai-Systems, die Russen immer tiefer in die Bergthäler und Felshöhen hinein. Zwar ist auch in früherer Zeit, wie die sogenannten „tschudischen“ Alterthümer beweisen, auf die ich später zurückkommen werde, ein uralter Bergbau getrieben worden, aber wenngleich die aufgefundenen Spuren desselben, eingestürzte Schachte und alte Haldenzüge, hier so häufig gewesen sind, daß ihrer Auffindung fast alle jetzt bebauten Gruben ihre Entstehung zu verdanken haben, so war doch die Kunde dieses Bergbaues, sowie die des Volkes, welches ihn getrieben, durchaus verschollen. Nur dunkle Sagen von dem Goldreichtume des Altai hatten sich erhalten, und sie waren es hauptsächlich, welche Peter den Großen zur Absendung der verschiedenen militärischen Expeditionen veranlaßten, deren Folge die obenerwähnten Irtyschbefestigungen waren.

Die Entstehung des eigentlichen Bergbaues verdankt der Altai dem russischen Staatsrath Afimfitsch Nikitas Demidow, dem kenntnißreichen und talentvollen Sohne des Gründers des uralischen Bergbaues, Nikitas Demidow, der, wahrscheinlich durch ähnliche Sagen von dem Goldreichtum des Altai wie Peter der Große veranlaßt, Leute zum Auffuchen von Erzen dorthin absandte. Da kamen im Jahre 1723, wie erwähnt, zwei Jäger in die Gegend des Koly-

wanseeß und der Blauen Kuppe (Sinaja Sopka). Auf allen tschudischen Halden fanden sie ausgewittertes Kupferblau, das ihre Aufmerksamkeit auf sich zog; sie brachten davon Proben in die Ansiedlung (Slobode) Bjalojarsk mit, wo sich von Demidow's besoldeten Erzsuchern einige einfanden und ihm die Probe nach dem Ural brachten. Als Demidow die Erze schmelzwürdig befunden hatte, hielt er bei dem Bergkollegium in St. Petersburg um Erlaubniß zur Anlegung von Gruben und Hütten im Altai, sowie um Unterstützung dazu an, und sandte, nachdem er 1726 beides erhalten, eine Anzahl Meisterleute dorthin, die die Kupfergruben Kolywanskoi Rudnik (d. i. Grube) und Wostkressensk (die Auferstehungsgrube) 6—8 Meilen nördlich von dem jetzigen Smeinogorsk, und bald darauf auch eine dritte Grube, Pichtowsk, anlegten. Die Erze dieser drei Gruben sollten die am Irtysh zu erbauende Schulbinskische Hütte versehen. Nach den beiden ersten Gruben führt auch jetzt noch der Altaiische Bergbau in den russischen Kanzleischriften den Namen des Kolywansk-Wostkressenskischen Bergbaues. Im Jahre 1728 wurde nun auch das erste, größere Hüttenwerk (Sawode) Kolywansk an der Bjelaja in der Nähe der Grube angelegt, in welchem die gewonnenen Kupfererze verschmolzen wurden; schon 1730 kam ein zweites hinzu, da das erste bald nicht mehr zur Schmelzung der Erze ausreichte und die Zahl der Schmelzöfen wegen des sich schon einstellenden Holzmannels nicht vermehrt werden konnte. Dies zweite Hüttenwerk wurde am Einflusse der Barnaulka in den Ob angelegt und ist der Ursprung der jetzigen Stadt Barnaul.

Der Altaiische Bergbau blieb indessen nicht lange im Besitze von Demidow. Schon im Jahre 1736 hatte man angefangen, die Schlangenberger Grube zu bebauen, deren Erze in den oberen Teufen außerordentlich gold- und silberreich waren. Gold- und Silberbergbau zu treiben war aber Privatpersonen damals noch nicht erlaubt. Demidow sah sich daher durch den Reichthum der Grube von Smeinogorsk an edlen Metallen bewogen, dem Bergkollegium davon Anzeige zu erstatten. Dieses entsandte nun eine eigene Kommission, an deren Spitze General Beyer stand, zur Untersuchung der Sache und übernahm auch zwei Jahre später, 1746, die sämtlichen Werke des Altai für Rechnung der russischen Krone. Diese Besitzstandsänderung bildet nur insofern einen Abschnitt in der Geschichte des Altaiischen Bergbaues, als von da an außer den Kupfererzen ganz vorherrschend Silbererze gewonnen wurden, die seitdem eine jährliche Ausbeute von 1000 Pud Silber, nebenbei aber ziemlich viel Gold und Kupfer lieferten. Die russische Regierung fuhr aber fort, auf das Emporkommen der Werke die größte Aufmerksamkeit zu verwenden; sie stellte tüchtige Berg- und Hüttenleute an, verwendete mit Geschick die in Naturwissenschaft und Technik gebildeteren schwedischen Kriegsgefangenen in Sibirien und berief zu diesem Zwecke eine beträchtliche Anzahl Deutsche, insbesondere Sachsen; sie verbesserte im Innern die Administration durch zweckmäßige, der Dertlichkeit ganz angepaßte Verordnungen und sicherte auch nach außen den immer mehr aufblühenden Bergbau durch Anlage einer Festungslinie gegen Anlage der im Altai nomadisirenden Kalmüken und Teleuten. Die Nachkommen der deutschen Einwanderer aus dem vorigen Jahrhundert sind zum Theil noch jetzt vorhan-

den, aber unkenntlich, da sie in Folge gemischter Ehen Religion, Sprache und Sitten der Russen angenommen haben. Nur eine Anzahl in die russische Sprache aufgenommener deutscher bergmännischer Ausdrücke und Einrichtungen, wie „Bergamt“, „Blenda“, „Strasse“, „Strecke“, „Ort“, „Gesent“, lassen noch jetzt den Einfluß dieser erzgebirgischen Pfropfreiser erkennen. Ganz in gleicher Weise hatten Jahrhunderte früher deutsche Bergleute die Mineralschätze Polens und Rußlands aufgeschlossen, und nicht blos ihre Bräuche, sondern auch ihre Namen mitgebracht. Im Uebrigen macht ein Gelehrter, Viktor Hehn, darauf aufmerksam, wie umgekehrt die Slaven einem großen Theil der deutschen Salinen, sowol Reichenhall als Lüneburg und Halle, ihre Physiognomie gegeben. Sie gaben nicht nur leibeigene Feldarbeiter, sondern auch Minen- und Salzknechte ab, und mancher, in den genannten Werken gebräuchliche Ausdruck stammt aus dem Slavischen. Hat diese Einwanderung geübter und erfahrener Bergleute aus Deutschland jedenfalls einen nützlichen Einfluß auf die industrielle Entwicklung der Altai-Bevölkerung überhaupt gehabt, so muß doch anerkannt werden — es hebt dies Bernhard von Cotta ausdrücklich hervor — daß der russische Volksstamm an sich schon eine angeborene Befähigung für industrielle Arbeiten besitzt, wie sich das nicht nur im Altai, sondern in ganz Rußland bewährt, wo die Bauern ihre zum Theil recht zierlichen Holzhäuser eigenhändig und ohne Hülfe von eigentlichen Baugewerken erbauen, während ihre Frauen allerlei Stoffe zu weben und zierliche, bunte Muster in weiße Hemden zu sticken verstehen. Auch die Steinschleifereien zu Kolywan und Zekaterinburg, die Gußstahlfabrik bei Perm und manche treffliche einheimische Tischlerarbeiten in den Beamtenwohnungen Sibiriens liefern Beweise für diese Thatsache, welche ein Spaziergang durch die russische Abtheilung in der jüngsten Weltausstellung zu Wien über jedweden Zweifel erhoben hat.

Die Berg- und Hüttenwerke waren es also, welche die Durchforschung der metallreichen Verzweigungen des Altaischen Nordrandes zuerst anbahnten; so traten die Kolywan'schen, Kuznezki'schen und selbst die Sajanski'schen Erzgebirge hervor und wurden kolonisiert, indeß die dazwischen verbreiteten, bergmännisch unerforschten Berg- und Stromreviere nur flüchtig durchzogen wurden oder als Einöden un bebaut liegen blieben. Im Süden dagegen blieb Ust-Kamenogor'sk der einzige äußerste Punkt, von welchem aus die südliche Verzweigung des Altai gegen die Dsungarei hin erforscht werden konnte. Schon zur Zeit der ersten Anlage von Ust-Kamenogor'sk gingen einige Soldaten von da gegen Südwesten in das Gebirge auf die Jagd und entdeckten 10 Meilen südlicher die Ruinen der Stadt oder der Tempel, welche der Kalmükenfürst Ablai in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts für seine Lamapriester erbaut hatte; man nannte sie seitdem Ablait. Dieser merkwürdige Punkt zog zu verschiedenen Zeiten in die südwestlichsten Vorberge des Altai mehrere wissenschaftliche Expeditionen, wodurch jene Gegenden einigermaßen bekannt wurden. Dazu trugen wesentlich auch die russischen Handelsreisenden nach Kaschgar bei, deren Karawanenroute von Semipalatinsk am Irtysh durch die Steppe, zwischen dem großen Balchash-See und dem Issi-Kul hindurch, über das Gebirge im geradesten Wege nach Kaschgar führte und in vierzig Tagereisen zurückgelegt zu werden pflegte.

Kurz bevor die russische Krone die Demidow'schen Werke als einen Privatbesitz des kaiserlichen Hauses übernommen hatte, war das neue Eldorado von dem deutschen Naturforscher Johann Georg Gmelin besucht worden. Dieser merkwürdige Mann verdient es, daß wir bei ihm etwas verweilen. Geboren zu Tübingen am 11. August 1700, reiste er 1727 mit seinen Lehrern Bilfinger und Duvernoy aus seiner Vaterstadt nach St. Petersburg, wo er seit 1731 an der dortigen Akademie als ordentlicher Professor „der Chemie und Kräuterwissenschaft“ angestellt war. Im Jahre 1733 erhielt er den Auftrag, in Gesellschaft des deutschen Geschichtschreibers Gerhard Friedrich Müller Sibirien

zu bereisen, in welchem Lande er in der That volle neun Jahre zubrachte. Gmelin überschaute vollständig das Wissen seiner Zeit, und seine Beobachtungen erstreckten sich über sämtliche Fächer der Erdkunde; er ist so zu sagen zum wissenschaftlichen Entdecker Sibiriens geworden. Am 7. Juli 1733 hatten sich die deutschen Gelehrten von der Kaiserin verabschiedet und begaben sich nunmehr über Tobolsk und Ust-Kamenogorsk nach Tomsk und über Krasnojarsk im Frühjahr 1735 nach Irkuzk.

Bei ihrer Ankunft in



Peter Simon Pallas (geb. 1741, gest. 1811).

den Altaischen Bergwerksdistrikten fanden sie hier schon Alles in regster Thätigkeit. Allmählich wurden auch ihre Umgebungen untersucht, neue Wege gebahnt, eine neue Bevölkerung zog ein, neue Ortschaften und Industriezweige breiteten sich immer mehr in der Wildniß aus und drängten die Ursassen des Gebirges in die hintersten Winkel der Thäler und Gebirge zurück. So ward die ganze Gebirgsgruppe zu einer europäischen Kulturkolonie in der Mitte des asiatischen Kontinentes vorbereitet und zur Sicherung der neuen Organisation eine Reihe von festen Plätzen angelegt.

Bei dem Fortschritt der Entdeckung in jenen Berggegenden schritten die Schürfe und Ansiedlungen aber gar bald über die Linie dieser befestigten Orte hinaus, und als man im Jahre 1764 sah, daß sie noch einen Theil des erz-

haltigen Gebirges und viele schon entdeckte, wichtig werdende Gruben ausschloß, wurde zur Deckung und Sicherung der Hüttenwerke die sogenannte „Neue Linie“ weiter gegen Südost in das Gebirge hinein vorgeschoben, welche wir zuerst durch die Vereisung des Zoologen Pallas im Jahre 1771 zum Theil wenigstens kennen lernen; denn vor ihm hatte noch kein Beobachter über jene Wildnisse Bericht erstattet. Peter Simon Pallas war am 22. September 1741 zu Berlin geboren und von seinem Vater, einem Wundarzte, für das Studium der Medizin bestimmt. Mit großer Liebe ergriff er diese Wissenschaft und, von außerordentlichen Talenten unterstützt, widmete er einen großen Theil seiner Zeit der Erforschung der Natur. Zu Berlin Schüler eines Gleditsch, Meckel und Koloff, hörte er in Göttingen Röderer und Vogel, und beschloß die Universitätsjahre unter der Leitung eines Albinus, Gaubius und Muschenbroek zu Leyden. Jetzt lebte er nur noch dem Studium der Natur; eine Reise nach England befeelte seinen Feuereifer nur noch mehr. In einem Alter von 25 Jahren machte er sich von dort durch seine zoologischen Schriften im Ausland bekannt. Da man in seinem Vaterlande seine Verdienste nicht zu würdigen verstand, sah er sich genöthigt, einen Ruf der Kaiserin Katherina II. fast wider Willen anzunehmen. Die große Monarchin wollte nämlich den Durchgang der Venus von keinen anderen



Bernhard v. Cotta (geb. 24. Oktob. 1808).

als einheimischen Gelehrten beobachten lassen, und gab denselben auf ihrer Reise nach Sibirien mehrere Naturforscher mit. Unter diesen Erwählten befand sich auch Pallas. Im Juni 1768 trat er seine Wanderung zunächst nach Simbirsk und den Resten der alten Stadt Wolgar an. Im nächsten Frühjahr zog er nach Orenburg und Orsk, und kehrte nach Ueberwinterung nach Ufa zurück. Das dritte Jahr, 1770, wurde dem Ural gewidmet, und nachdem er von der Akademie ermächtigt worden war, seine Reise nach Sibirien und dem Baikalsee zu erstrecken, begab er sich 1771 nach dem Altai, wo er die Semenow'schen Gruben, die Hüttenwerke von Barnaul und vor Allem die Gold- und Silberbauten von Smeinogorsk beschrieb. Er war es auch, der in den sogenannten „tschudischen“ Schürfen des Ural und Altai die Spuren uralter Bergbauvölker

entdeckte. Leider hielt ihn Kränklichkeit davon ab, tiefer einzudringen, und seines Begleiters, des Studenten Sokolew Ausflug in das Tigeräzkoj'sche Schneegebirge, die uns Pallas in seinem Reiseberichte mittheilt, ist ziemlich unbedeutend.

Ohne in die spezielle Geschichte der Bergwerke einzugehen, läßt sich leicht begreifen, daß auch auf diese mehr Kräfte verwendet werden konnten, seitdem schon weit über 1000 Bergleute, über 500 Erzpocher und mehr als 40,000 Arbeiter (seit 1763) zu denselben gehörten, seitdem jährlich 333 Pud Silber (seit 1761), dann aber aus einer Million Pud Erzen jährlich (seit 1770) gegen 1000 Pud Silber und an 10,000 Pud Garkupfer ausgeschmolzen wurden. Aus einem Bergamte und Hüttengebiete wurde 1779 eine ordentliche Gouvernementsprovinz (Oblast), und auch diese erweiterte sich zehn Jahre später, 1789, zu einer wirklichen Statthalterschaft; die Zahl der Hüttenwerke vermehrte sich mit der Zahl der Gruben nach den verschiedensten Richtungen hin; eine Bergschule ward 1789 für einheimische wissenschaftliche Ausbildung zu Barnaul gegründet; es ist dieselbe Akademie, an welcher gegenwärtig Prof. Dr. Wilhelm Radloff, einer der tüchtigsten modernen Sprachforscher, wirkt. Hierzu kommen noch ganz neue und silberreiche Gruben, wie zu Kidderiski Rudnik (seit 1786) an der Alba, dann die Auffindung der schönsten Porphyr- und Jaspisarten, die in den wildesten Felsgebirgen des Altai, am Korgon, seitdem zu Steinbrüchen und berühmten Steinschleifereien führten, endlich die Versuche zur Schiffbarmachung des Tscharysch, der Verkehr mit dem Nertschinskischen Erzgebirge und die Zunahme des Verkehrs und Handels aller Art nach innen und außen. Alles dies mußte auch zugleich die nähere Kenntniß des Landes und des Gebirges erweitern. Die Entdeckungsreisen und Schürferexpeditionen sammelten die Materialien zu den besseren Landkarten des Gebirgslandes; so wurde z. B. im Jahre 1761 zur Untersuchung des Grenz- und djungarischen Gebirges eine Expedition unter Major Petrow, welche der Stabschirurg Kising begleitete, ausgesandt, um über Naturgeschichte und Alterthümer im Lande Beobachtungen anzustellen. Diese Expedition brach im April auf und kehrte im Herbst zurück; nach dem Berichte von Falk, der 1770 selbst den Altai bereiste, hat sie die Gegenden an den Flüssen Tigeräk und Buchtarma auf Karten gebracht und viele Erzanbrüche gemacht. Die große Schürferexpedition, welche im Jahre 1786 in alle Gegenden des Altaischen Gebirges, zumal in dessen wüste, bis dahin unbekannte Theile abgefertigt wurde, entdeckte nicht nur viele Steinbrüche und treffliche Erze, sondern nahm auch von den bereisten Strecken gute Karten auf. Ein Gleiches kann man von der 1790 ausgerüsteten Expedition melden, welche bis zur Buchtarma Bergleute zum Anbau entsendete. So wurden damals in den südlichsten, äußersten und wildesten Gebirgen des russischen Altai jene Ansiedlungen der sogenannten Läuflinge oder Ausreißer, die Kamenschtschiks, erst entdeckt, die seit einem halben Jahrhunderte als Wildschützen in den Felsklüften an der oberen Buchtarma wie Wilde gehaust und nun, von der Krone begnadigt, als Tassak-Bauern im Jahre 1791 unter die Zahl der Unterthanen aufgenommen wurden. Obgleich diese Kamenschtschiks, der Abkunft und Sprache, dem Glauben und den Gewohnheiten nach, Russen sind, zählt man sie doch zu den anfässigen Fremden. Schon im Anfang des vorigen Jahrhunderts zogen



viele Bewohner der nordöstlichen Provinzen Rußlands, den Spuren der Jäger folgend, in ganzen Genossenschaften hierher, theils um sich von Steuern oder Strafen zu befreien, theils, und mehr noch, um frei zu leben und ungehemmt von Zöllen mit den Fremden Handel zu treiben. Alle Kamenschtschiks, deren größter Theil ehemals der russisch-griechischen Kirche angehörte, worunter sich aber auch viele hartnäckige Sektirer befanden, versammelten sich an Sonn- und anderen Feiertagen zum gemeinsamen Gebet, das ganze Dorf in Einem Hause. Diese Gebete dauerten oft mehrere Stunden, waren aber nicht gemeinsam, sondern Jeder, welcher Gebete wußte, sagte sie für sich her. Fern von Kirche und Geistlichen konnten sie keine religiösen Ceremonien und Sakramente vornehmen.



Granitfelsen am Kolywansee.

Durch gemeinsames Schicksal verbunden und von aller übrigen Gemeinschaft abgeschlossen, bildeten die Kamenschtschiks gleichsam eine Brüderschaft für sich, bewahrten viele gute altrussische Sitten, waren treue Freunde und leisteten sich gegenseitig Hülfe; namentlich versorgten sie die Bedürftigen mit Lebensmitteln, Saatkorn und Ackerwerkzeugen. Sie hatten keine bestimmten Vorsteher, keine festgesetzten Verpflichtungen, sondern folgten der Leitung einiger angesehenen Leute. Ihre Unterwerfung unter die vordringenden russischen Bergbeamten erfolgte ganz freiwillig. Bis hierher drangen auch im Jahre 1826 die eifrigen Botaniker v. Ledebour, v. Bunge und Meyer vor, welche sowol hier als im Innern des hohen Altai, bis zum romantischen Telezkoi-See hin, die wichtigsten Führer bleiben. Keiner der uns bekannten wissenschaftlichen Reisenden früherer und späterer Zeit setzte mit solcher Anstrengung

und so glücklichem Erfolge die Entdeckungen so tief ins Innere des unwirthbarsten Altai-Gebietes fort, wie sie, und außer ihren sehr lehrreichen und wichtigen Berichten sehen wir uns nach ähnlichen vergeblich um. So schrieb vor mehr denn vierzig Jahren (1832) der große Geograph Karl Ritter, und im Wesentlichen sind für jene östlichen Gebiete des Altai seine Worte auch heute noch wahr. Im Westen hingegen fanden seither mannichfache Vereisungen statt; Epoche machend sind jene Alexander von Humboldt's mit seinen Begleitern und in neuester Zeit jene des Freiburger Geologen Bernhard von Cotta, mit welchen Beiden wir uns nunmehr eingehender befassen wollen. Da v. Cotta's Reise fast eine Kopie der von Humboldt, neun und dreißig Jahre früher, zurückgelegten Route im Altai genannt werden kann, ja selbst die Jahreszeit ihres dortigen Aufenthaltes bei Beiden der Monat August war, so empfiehlt es sich, die Ergebnisse beider Touren in Einer Darstellung zusammenzufassen und etwaige Abweichungen anzumerken. Dabei wird sich Gelegenheit geben, auch der Resultate anderer Forscher zu gedenken, welche mittlerweile das nämliche Gebiet bereist haben.

Humboldt's und B. v. Cotta's Reisen im Altai. Lange schon trug sich Alexander von Humboldt mit dem Plane einer großen asiatischen Reise, der indeß erst zur Ausführung gelangen sollte, als im Jahre 1827, gerade als der große Mann mit seinen öffentlichen Vorträgen in Berlin beschäftigt war, ihm Kaiser Nikolaus durch seinen Finanzminister Herrn von Cancrin das großartige Anerbieten machen ließ, eine ausgedehnte Reise im russischen Reiche, und zwar im nördlichen Asien nach dem Ural und Altai, sowie nach der damals noch chinesischen Tsungarei und dem Kaspischen Meere, auf alleinige Kosten der russischen Krone zu machen. Ein solches Anerbieten konnte Humboldt nimmermehr unbenutzt lassen; doch hielt er es für seine Pflicht, zuerst seine öffentlichen Vorlesungen in Berlin zu vollenden, ein Entschluß, den Kaiser Nikolaus ehrte, indem er gerne den gewünschten Aufschub bewilligte. Im Jahre 1829 endlich kam die Reise zur Ausführung, auf welcher Humboldt sich die in Berlin lebenden Gelehrten Gustav Rose und Ehrenberg als wissenschaftliche Begleiter beigelegt hatte. Da eine Schilderung dieser großartigen, unsere Kenntniß des nordwestlichen Asiens in ungeahnter Weise erweiternden Reise in ihrem Gesamtumfange außerhalb des hier gesteckten Rahmens liegt, ganz ausführlich übrigens in „Humboldt's Leben und Wirken, Reisen und Wissen“ beschrieben ist, so begnüge ich mich, ihrer nur so weit zu erwähnen, als sie direkt auf den Altai Bezug nimmt.

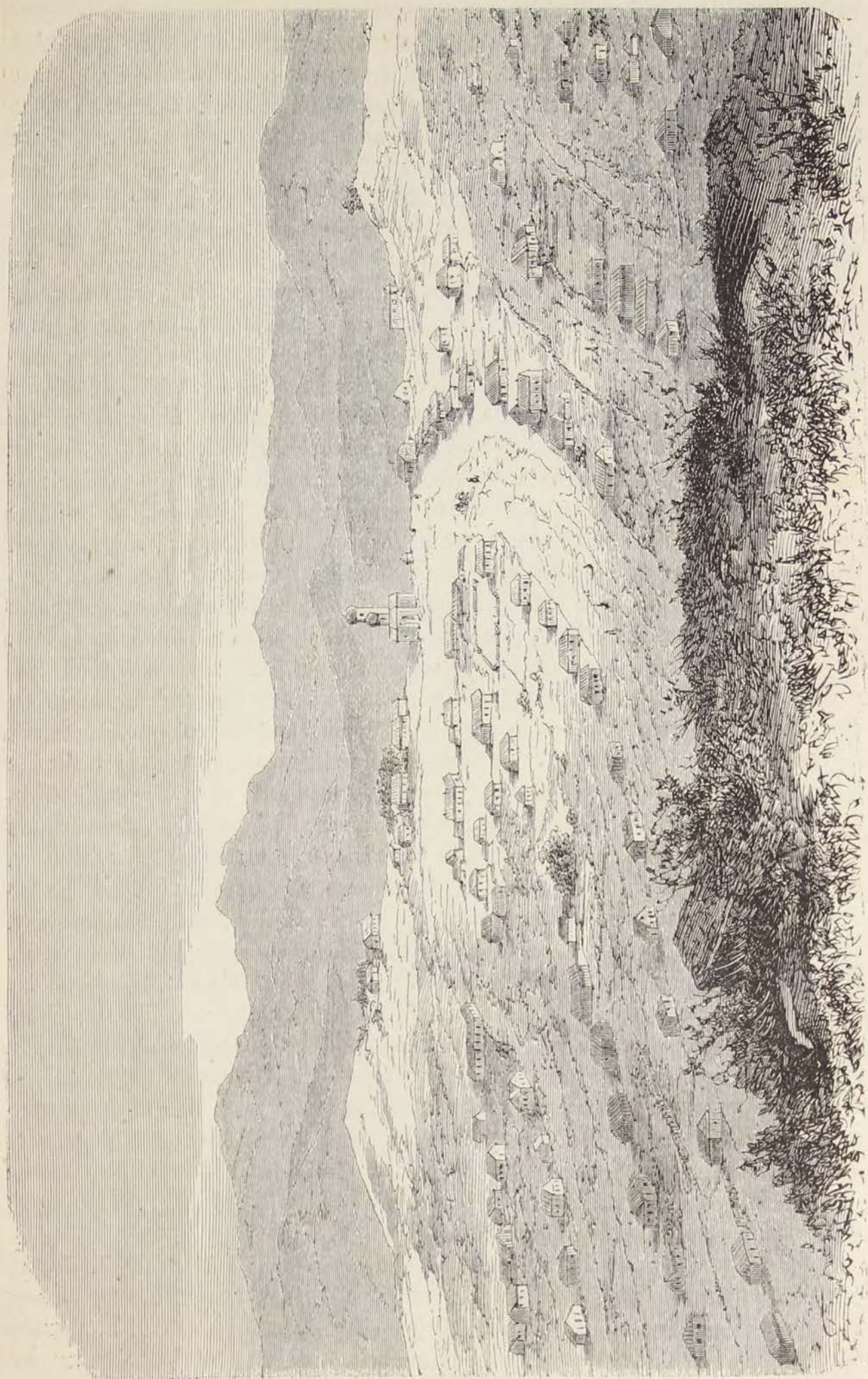
Am 12. April 1829 von Berlin aufgebrochen, langte unsere Reisegesellschaft am 2. August in Barnaul, dem schon oft erwähnten Bergwerksstädtchen am Ob an. Die kleine, gegenwärtig etwa 10,000 Einwohner zählende Stadt ist natürlich seither oft besucht und auch beschrieben worden. Sie liegt etwa 130 Meter über der Meeresfläche an der Barnaulka, deren Thal beiläufig 48 Meter tief in den Steppenboden eingeschnitten ist. Dieser war früher gut bewaldet, was jetzt nicht mehr der Fall ist. Etwas besser hat sich die Vegetation zunächst um den großen Werksteich erhalten, welcher überhaupt der Stadt zur großen Zierde gereicht. Sehr breite und regelmäßige Straßen durchschneiden die

eigentliche Stadt, welche zahlreiche schöne Gebäude und Kirchen enthält, während die Vorstädte einen mehr dorfartigen Charakter zeigen. Da auch in der Stadt fast jedes Haus einen geräumigen Hof und Garten neben oder hinter sich hat, und da einige der Hauptstraßen mit freilich noch sehr jugendlichen Birkenreihen bepflanzt sind, so fehlt es nicht an Grün und frischer Luft. Der gesellige Verkehr unter den vielen, sehr gebildeten Beamten ist schon im Sommer recht lebhaft, soll es aber in den Wintermonaten noch weit mehr sein, wozu dann noch einige Goldwäschereibesitzer beitragen, die während der Sommermonate ihre Wäschen beaufsichtigen. So beschreibt Barnaul Herr Bernh. v. Cotta. Frau Atkinson, auf die ich mich schon wiederholt berufen habe, kam fast zwei Dezennien später als Humboldt, nämlich im Jahre 1848, dahin und berichtet über eine eigenthümliche Seite des Lebens in dieser Steppenstadt. Die Hausfrauen zeigten ihr nämlich mit Stolz ihre Vorrathskammern oder vielmehr ihre Vorrathssäle, die einem vollständigen Spezereimagazin gleichen, denn dort sind ganze Kisten von Lichtern, von Mehl, von Gewürzen u. s. w. mit untadelhafter Sauberkeit aufgespeichert. Jede Familie mußte sich für ein ganzes Jahr mit ihren Vorräthen versehen, und wehe der Hausfrau, die nicht gut gerechnet hatte oder ihren Vorrath nicht zusammenhielt, denn mit Geld ließ sich der Schaden nicht mehr gut machen. Im Februar ging nämlich der Apotheker auf die Messe nach Irbit. Jede Familie gab ihm eine Liste zum Einkaufen mit, und bei der Heimkehr brachte er eine kleine, wohlbepackte Karawane nach Barnaul zurück. Ich erzähle dies nur, um die Verhältnisse zu charakterisiren, wie sie neunzehn Jahre nach Humboldt's Besuch beschaffen waren; der geneigte Leser mag daraus einen beiläufigen Schluß ziehen, wie es 1829, als unsere deutschen Forscher dort eintrafen, in Barnaul ausgesehen haben mag.

Schon zwei Tage nachher, am Abend des 4. August, verließen die Reisenden, von einer Anzahl russischer Beamten und Offiziere begleitet, Barnaul wieder, um durch die Platowskaja-Steppe sich nach dem Kolywan-See und nach Smeinogorsk zu begeben. Bereits vor dem Gehöfte Platowskaja wurden bei der reinen Luft am Horizont die ersten Berge des Altai sichtbar, denn von Barnaul ist dies, nach dem übereinstimmenden Zeugnisse aller Berichterstatter, wie schon einmal erwähnt, nicht der Fall. Barnaul liegt von den Vorketten des Altai viel zu weit entfernt. Das Atkinson'sche Ehepaar, welches die Barnaul umgebende Steppe in der ganz verschiedenen Richtung gegen Bisk durchschritt, klagte über die unerquickliche Strecke, denn die Hitze auf der Steppe war im Juli zum Ersticken und der Weg bot noch keine Unterhaltung, weil von der Altaiette nur die matten Umrisse zu sehen waren. B. v. Cotta aber, nachdem er zuvor einen Abstecher nach dem nordöstlich von Barnaul gelegenen Salair gemacht, bewegte sich in der nämlichen Richtung, wie Humboldt und seine Gefährten, nämlich von Barnaul gegen Südsüdwest über die Platowskaja-Steppe, welche, da sie gar nicht bebaut und das Gras des Frühlings längst verdorrt war, einen öden, traurigen Anblick bot; v. Cotta fuhr zuerst durch Kiefernwaldungen, dann aber durch die eigentliche Steppe, die er als ein waldloses Flachland, von sehr wenigen Bächen durchzogen, schildert, mit kaum bemerkbaren Feldern in der Nähe der baumlosen, aber sonst sehr wohnlichen Orte.

Graugrüne Artemisien bilden den vorherrschenden Charakter der niederen und durchsichtigen Vegetation; erst bei Kuria beginnen die ersten flachen Vorhügel des Altai. Schon in der Steppe aber bekam die Humboldt'sche Reisegesellschaft die Sinaja Sopka, einen mächtigen kegelförmigen Granitfels, und andere Berge aus der Umgebung von Kolywanst, zu Gesichte, obwol sie sich immer noch in einem Abstände von mehr denn 100 Werst ( $14\frac{1}{2}$  deutsche Meilen) in gerader Linie befinden mochte. Durch die Strahlenbrechung gehoben, erschienen sie freilich viel näher; doch erreichte man ihre Vorberge erst am Morgen des 6. August in aller Frühe, wo sich die Reisenden an dem wegen seiner romantischen Ufer berühmten Kolywansee, 3 Werst nordöstlich von dem Dorfe Sauschka, der letzten Station vor Smeinogorsk, befanden. Es sind Granitfelsen der sonderbarsten Form, die das nördliche und östliche Ufer dieses kleinen, etwa 6 Werst im Umfange haltenden Sees umgeben und sich unmittelbar aus der Steppe erheben. Sie stehen, wie es unser Bild des Kolywansees veranschaulicht, vereinzelt da, ohne sichtbaren Zusammenhang unter einander, oft aber reihenförmig gruppiert, gleichsam als wären sie aus einer Spalte hervorgebrochen. Sie bestehen aus übereinander liegenden, meist horizontalen Platten von 8 Ctm. bis einen Meter Mächtigkeit, die an der Spitze oft ganz überhängen und jeden Augenblick herunterzufallen drohen. Dabei sind sie von sehr verschiedener Größe; die ersten, die sich aus der Steppe erheben, erscheinen wie kleine, einzeln stehende Altäre, andere, entferntere wie Mauern und Ruinen alter Burgen. Sie erheben sich östlich immer mehr und schließen sich an die Sinaja Sopka (blaue Kuppe), welche wie die Felsen am Kolywansee aus Granit besteht. So weit Prof. Rose, der mit der Abfassung des Reisejournals betraut war und dem Altai einen ausführlichen Abschnitt im ersten Bande seines Reise-werkes widmet. Renouanz, ein anderer Reisender, erklärt, in ganz Europa keinen schöneren als den Kolywansee zu kennen. Jedenfalls gilt er für den malerischen Glanzpunkt des westlichen Altaigebietes, doch ist B. v. Cotta von ihm weniger entzückt gewesen.

Das Dorf Sauschka oder Sauschkina, auch Kolywanka und Farafanowa genannt, ist 19 Werst von Smeinogorsk entfernt und liegt noch recht eigentlich mitten in den merkwürdig gestalteten Granitfelsen, denen, um eine sehr malerische Gegend zu bilden, nur der Schmuck des Waldes fehlt. Von hier erhebt sich der Weg allmählich immer mehr gegen Smeinogorsk zu, welchen Ort, als ihr eigentliches Reiseziel, die Gesellschaft Mittags den 9. August erreichte. Der Flecken Smeinogorsk liegt in einem sich ungefähr von Westen nach Osten erstreckenden Thale, umgeben von andern fahlen Felsen und Kuppen, unter denen sich sogleich die Smejewskaia Gora, der Berg, welcher das berühmte Erzlager enthält, ein von Nordwest nach Südost sich erstreckender, etwa 580 Meter langer und von den umliegenden Bergen gänzlich abgesonderter Felsrücken im Süden der Stadt auszeichnet. Seinen Namen Smejewskaia Gora, zu deutsch Schlangenberg, hat der Berg von der großen Menge Schlangen erhalten, die man bei seiner Entdeckung auf ihm fand. Seine Höhe über dem südlich angrenzenden Thale beträgt 58 Meter. An der Ost-, Süd- und Südwestseite fällt er sehr steil ab, an der Nordostseite verflacht er sich aber allmählich und läuft in eine Ebene aus.



Смеингорск. Рядъ Голта.

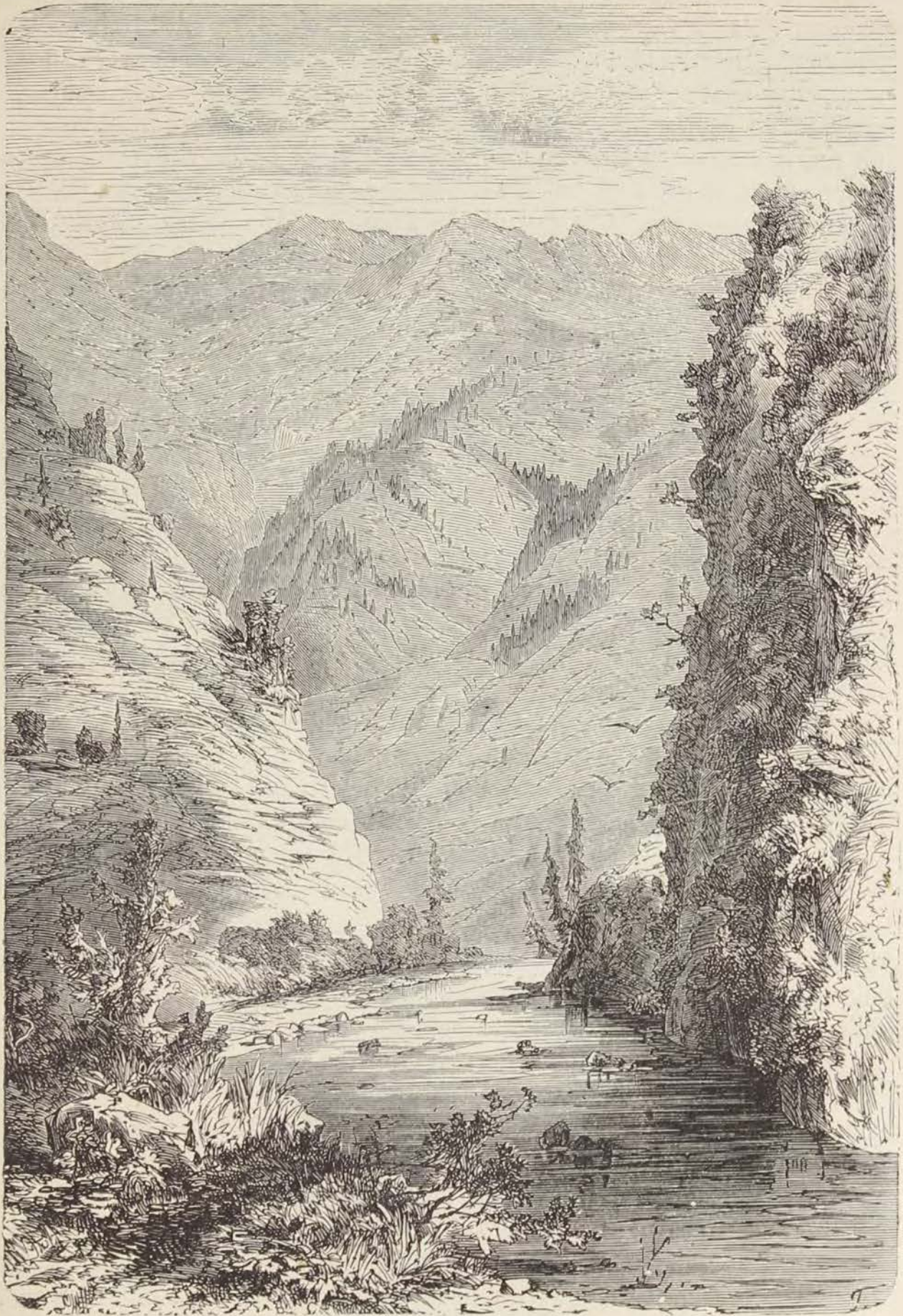
Auf dieser Ebene ist der Flecken Smeinogorsk ungefähr 400 Meter (1240 Fuß) über dem Meere erbaut. Unsere Abbildung gewährt eine Uebersicht des von breiten Straßen durchschnittenen, gegenwärtig mehr denn 15,000 Einwohner zählenden Bergstädtchens, in der Richtung gegen Ost gesehen. Hinter der hoch aufragenden Kirche senkt sich die Oberfläche nach dem sehr großen Grubenteiche zu, welcher auf der Abbildung eben so wenig sichtbar ist als die Häusergruppen, die sich fast bis zu seinem Spiegel hin ausdehnen. Die eigentliche Smejewska Gora erhebt sich auf unserem Bilde rechts von der Kirche als Hügel des Mittelgrundes.

Ostnordöstlich von der Grube erhebt sich ein domartiger Berg, die Karaulnaja Sopka oder der Wachtberg, welcher von der Smejewska Gora durch ein mäßiges Thal getrennt ist, in dem zum Theil die obenerwähnten Häuser des Fleckens stehen. Es ist der höchste Berg der Gegend und seine Höhe beträgt nach v. Ledebour 651 Meter (2006 Fuß) über dem Meere und 262 Meter (805 Fuß) über dem Plage vor der Kirche. Nördlich schließen sich an diesen Berg eine Reihe mehr gedehnter Höhen, die den Ort in einem Halbkreise umgeben und mit einem anderen Bergücken im Zusammenhang stehen, der eine nordwestliche Fortsetzung der Smejewska Gora mit gleichem Streichen bildet. Ein anderer Bergzug zieht sich auf der südöstlichen Seite fort und erhebt sich mit gleicher Steilheit wie die Smejewska Gora auf dieser Seite. Nur ein enges Thal trennt beide Bergzüge von einander, in welchem ein kleiner Bach, die Smejewska, fließt. H

Das Erzlager von Smeinogorsk wird von einer in Thonschiefer ruhenden Hornsteinmasse gebildet, die nach allen Richtungen von Gängen und Trümmern schuppigkörnigen Schwerspaths durchsetzt ist. In diesem sind vorzugsweise die Erztheile eingesprengt enthalten; sie finden sich aber auch ohne Schwerspath in dünnen Klüften des Hornsteins selbst. Von nicht metallischen Substanzen kommen auf dem Erzlager, außer dem Hornstein und Schwerspath, noch Quarz, Adular, Witherit, Kalk- und Flußspath vor. Die metallischen Mineralien sind gediegenes Gold, mehr oder minder silberhaltig, gediegenes Silber, Silberkupferglanz, Silberglanz, Fahlerz, Hornerz, gediegenes Kupfer, Buntkupfererz, Kupferkies, Kupferglanz, Bleiglanz, Zinkblende, Eisenerz, Rothkupfererz, Kupferlasur, Malachit, Kupfergrün, Weißbleierz und Zinkspath. Das Gold findet sich nie krystallisirt, sondern theils in dünnen, moosartig zusammengehäuften, kleinen Blättchen aufgewachsen, theils in kleinen Platten auf Klüften aufliegend. Das Silber findet sich ebenfalls nicht krystallisirt, aber aufgewachsen in draht- und meistens haarförmiger Gestalt und eingewachsen in Blechen und Blättchen. Dieser Berg, welcher früher wegen seines Erzreichthums und der Menge Silbers, die er lieferte, ungemein berühmt war, hatte bereits zu Humboldt's Zeit bedeutend an Ertragsfähigkeit abgenommen.

Von Smeinogorsk stattete Humboldt mit seinen Gefährten am 7. August den berühmten Steinschleifereien von Kolywansk einen Besuch ab, welche mit den Wohnungen der Beamten und Arbeiter einen freundlich gebauten, ziemlich ansehnlichen Ort bildeten; genau an demselben Tage, nur 39 Jahre später, am 7. August 1868, fand sich Hr. v. Cotta zum Besuche der Kolywan'schen Schleife-

reien ein, deren Lage, von schönem Hochwalde umgeben, ihm anziehender dünkt als der gepriesene See. Von hier aus unternahm er einen Ausflug auf einen



Im Gramatuchathale. Nach Cotta.

benachbarten Granitberg, dessen Gipfelsfelsen — der bezauberte oder Nixenstein — ruinenförmig über den Wald aufragt und von sehr sonderbaren Ausspülungen

durchbohrt ist. Wir führen diesen Nixenstein unsern Lesern in zwei Ansichten vor. Von da begab er sich über breite, in der üppigsten Blüte stehende Waldwiesenflächen nach dem Weißen See und am andern Tage an den Fuß der obengenannten Sinaja Sopka, auf deren Gipfel er einen steilen Pfad durch üppigen Nadelwald und dichtes Gestrüppe von Loniceren, Johannisbeeren und prachtvollen Waldblumen hinauftritt. Dann wieder trat er in die Fußtapfen Humboldt's. Dieser hatte am 10. August Nachmittags Smeinogorsk verlassen und sich mit seinen Begleitern nach den 184 Werst davon entfernten reichen Silbergruben Ridderst und Krukowsk gewendet, die beide in geringer Entfernung von einander in dem oberen Thale der Uba liegen. Dieser Fluß ergießt sich bei Ost-Kamenogorsk in den Irtysh, der früher noch die Uba aufnimmt. Der Weg führte von Smeinogorsk über Schamanaicha die große Straße nach Semipalatinsk und dem Rande des Altai entlang durch trostlos öde Gegend — kein Baum wird sichtbar —, wandte sich dann in's Thal der Uba stromaufwärts bis zum Dorfe Bystrucha und über den zwar niedrigen, aber doch beschwerlichen Bergrücken zwischen Uba und Alba zum Dorfe Tscheremschanka, das schon im Albathale, aber noch 35 Werst von Ridderst entfernt, liegt. Dieser große Ort befindet sich nach v. Ledebour's Messung in 762 Meter (2346 Fuß) Seehöhe und schon tief im Gebirge, ist nach allen Seiten von hohen, schroffen, alpinischen Gipfeln umgeben, die damals noch größtentheils mit Schnee bedeckt waren. Die Höhen, die das Thal im Süden begrenzen und bis zu 2274 Meter Seehöhe aufragen, führen den Namen der Albinskischen, die nördlichen jenen der Ubinskischen Schneegebirge; die Lage von Ridderst würde prachtvoll zu nennen sein, wenn nicht die umgebenden Berge fast völlig entwaldet wären. Die Abhänge und der Thalboden zeigen nur Steppengräser, Gestrüpp und vereinzelte Feld- oder Baumgruppen. Bei Ridderst ist das Thal noch ziemlich breit und wird von der Tichaja bewässert, die erst, nachdem sie sich mit der aus den Ubinskischen Gebirgen herabkommenden Gramatucha vereinigt hat, den Namen Uba annimmt. Eine der höchsten Spitzen dieser Albinskischen Schneegebirge, der Prochodnoi Bjelok, ward von Prof. Ehrenberg erstiegen. Hr. v. Cotta verwandte seinen Aufenthalt in Ridderst zu einer Ersteigung des Swanowskoi Bjelok und einem Besuche des wildromantischen Gramatucha-Thales, nach seinem Urtheile der anziehendste Platz, den er im Altai kennen lernte, und den wir deshalb im Bilde darstellen.

Syränowsk, die vierte Silbergrube, deren Besuch auf dem Programme unserer Reisenden stand, liegt südöstlich von Ridderst, unweit von dem Buchtarmafluße, den man als die südliche Abgrenzung des Altai gelten lassen kann, ist aber von Ridderst durch die im Norden der Buchtarma hinziehende Fortsetzung der Ubinskischen Gebirge getrennt. Diese Bergkette heißt anfänglich das Turgusunskische Gebirge, weiter östlich aber, wo sie am höchsten ist und die Wasserscheide zwischen der Buchtarma und den Zuflüssen der nach Norden strömenden Katunja, den Koksun und Uimon bildet, führt sie den Namen Cholsun'sches Gebirge. Ueber diesen Gebirgszug hinweg mag der Weg von Ridderst nach Syränowsk kaum 14½ Meilen betragen; da er aber nur zu Pferde oder zu Fuß zurückzulegen ist, entschloß sich Humboldt zu dem Umwege, der im



Ulbathale bis Ust-Kamenogorsk am Irtysh, dann über das Gebirge nach Buchtarminsk, dem Mündungsorte der Buchtarma in den Irtysh, und nun erst die Buchtarma aufwärts bis Syränowsk führt.

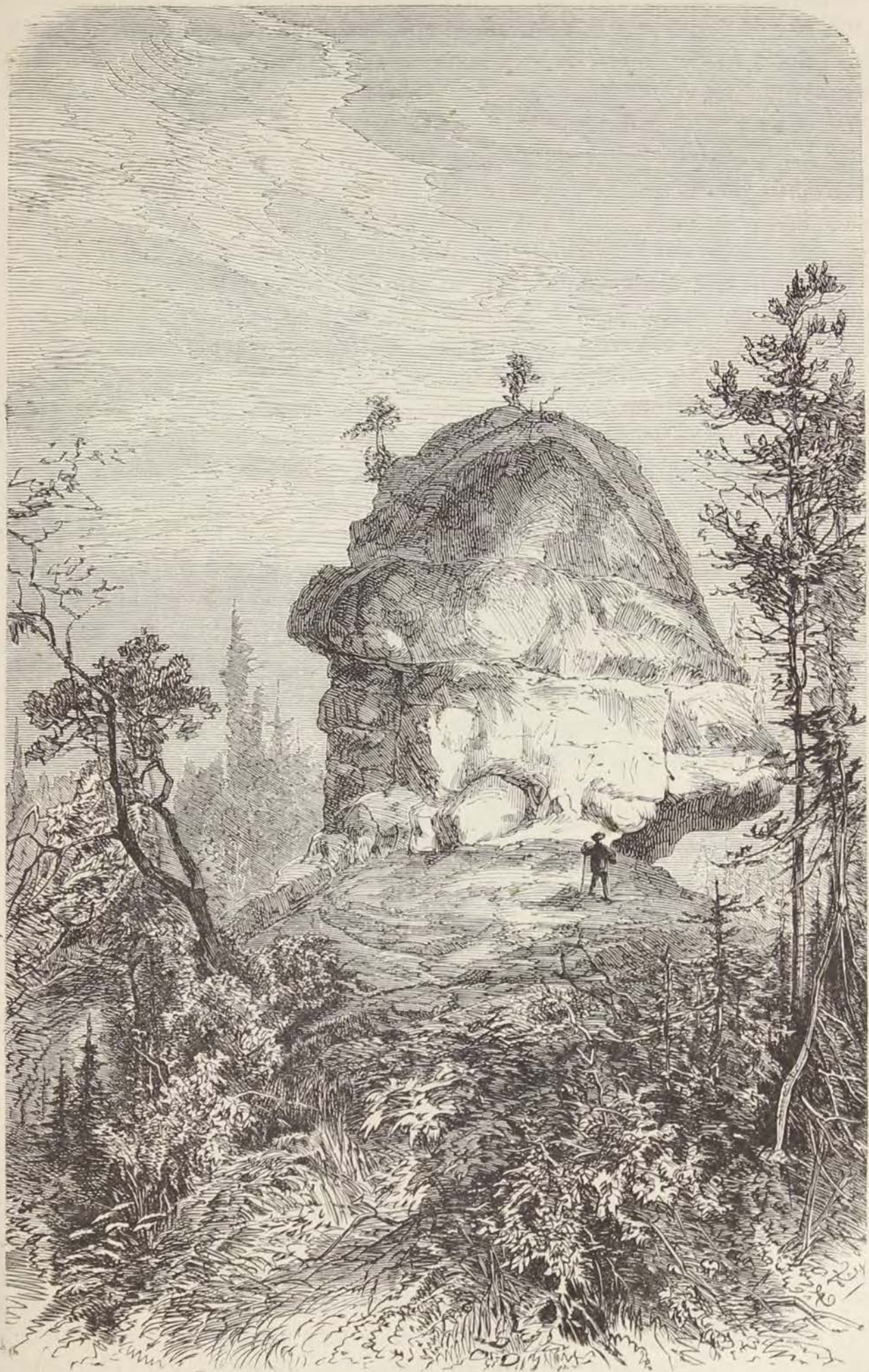
Sie verließen sonach Riddersk am 11. Morgens und zogen die Ulba abwärts, die Ubinskische Kette zur Rechten, die namhaft höhere Ubinskische, aus der der majestätische Prochodnoi Bjelok und eine andere Alpe, der oben erwähnte Swanowskoi Bjelok hervorragten, zur Linken. Dieser gegen 2200 Meter (6770 Fuß) hohe Berg besteht aus Granit, häufig durchsetzt von sogenannten Trappgängen. Steppen- und Gestrüppflora voll lästiger Mücken herrscht vor, nur vereinzelt führt der steile Weg auf den eine umfassende Aussicht gewährenden Gipfel durch Nadelwald, in welchem sich zwischen Kiefern, Fichten und Zirbeln auch vereinzelt Bäume der *Pinus sibirica Ledeb.* finden. Nach einer Erstiegung des kleinen baumlosen Porphyrkegels Kruglaja Sopka (runder Berg) ging's wieder nach Tscheremschanka, von hier aber nach Süden. Das Thal erweitert sich hier, doch bleiben die Berge zu beiden Seiten noch hoch und haben nicht selten das Ansehen von großen, mächtigen Domen. So gelangten die Reisenden in der Nacht nach Ust-Kamenogorsk, einem unansehnlichen Plage am Anfang der Steppe. Die Berge ziehen sich in einiger Entfernung vom Irtysh noch eine Zeit lang fort, fallen aber dann ganz in die Ebene ab. Am Morgen des 14. August ward aufgebrochen, um über das Gebirge nach Buchtarminsk zu gelangen. Der Weg dahin führt über die fünf Dörfer Ubinskoi, Feklistowskoi, Sewernoi, Alexandrowskoi und Beresowskoi und wird bald sehr bergig. Die Thäler werden eng, die Berge hoch und steil, die Aussichten oft äußerst pittoresk. Von Ubinskoi wird der Weg noch beschwerlicher, dann erreicht man eine Hochebene die sich zwischen Feklistowskoi und Sewernoi ausdehnt, wo die Reisegesellschaft die Nacht zubrachte. In engen Thälern zwischen steilen diorit- und schwärzlich-grauen Thonschieferfelsen zog der Weg nach Alexandrowsk. In der Mitte zwischen diesem Orte und Beresowsk hörte der Thonschiefer auf, und es stellte sich Granit ein, der von nun an bis jenseit Buchtarminsk das herrschende Gestein der Gegend ausmacht. Mit dem Granit wurde zugleich der Weg ebener und freier, und es eröffnete sich rechts eine weite Aussicht auf den Irtysh. In der nächsten Umgebung von Buchtarminsk hören die Berge auf, der Ort liegt in einer ziemlichen Ebene auf der rechten Seite der Buchtarma, 1 Werst von ihrem Einfluß in den Irtysh. Humboldt war kurz nach Mittag in Buchtarminsk angekommen und setzte schon um 5 Uhr Nachmittags seine Reise geraden Wegs nach Syränowsk fort. Der Weg dahin geht bis zum Dorfe Talowka, 20 Werst von Buchtarminsk, auf dem rechten, dann auf dem linken Ufer der Buchtarma. Die deutschen Gelehrten fuhren auf der damals ganz verdorrten Steppe fort und gelangten dann an einen niedrigen und fahlen Bergrücken, den sie in schräger Richtung bis nach Talowka durchschnitten. Sechs Werst von diesem Dorfe liegt die Grube Sawodieskoi, wo Tellursilber vorkommt. Sie fuhren dann in dem weiten Thale schnell weiter, kamen aber doch erst spät in der Nacht nach Syränowsk.

Dieser Ort, dessen Gruben gegenwärtig die reichsten im Altai sind, liegt nicht eigentlich in dem Thale der Buchtarma, sondern in dem der Maglenka,

nicht weit von ihrer Vereinigung mit der Beresowka, welche sich zehn Werst weiter nördlich in die Buchtarma ergießt. Das Thal ist weit, aber unfruchtbar, eine breite Steppenfläche, und die Berge, die sich an beiden Seiten zu bedeutender Höhe erheben, sind fast völlig baumlos, daher die ganze Gegend ein dürres und ödes Ansehen hat. Am höchsten ragt südwestlich der Adlerberg auf, während südöstlich Porphyrberge mehr abgerundete Regel bilden. Bei dem Hochwerke von Syränowsk hat man, das Thal der Beresowka hinab, die Aussicht in das Thal der Buchtarma und auf das sich jenseits erhebende Cholsun-Gebirge. Einer der höchsten Berge desselben, die Stolbowucha, zeigte sich in 17 einzelnen Hörnern, alle schon mit Schnee bedeckt, der zwar nicht das ganze Jahr liegen bleibt, im Mai wegzuschmelzen, aber schon Ende Juli wiederzukehren pflegt. Noch weiter östlich liegt 15 Werst ostnordöstlich von dem Dorfe Tjalka in dem Thale der Bjelaja, einem rechten Nebenflusse der Buchtarma, die höhere Schtschebenucha und noch weiter nach Osten die hohe Bjelucha, die für den höchsten Gipfel des ganzen Altai gehalten wird und von dem kühnen Atkinson erstiegen worden ist. Staatsrath Gebler, der sie im Jahre 1833 besuchte und beschrieb, giebt ihre Höhe auf etwa 3573 Meter (11,000 Fuß) an. Sie bildet zwei steile, spitze, durch einen das übrige Gebirge noch weit an Höhe übertreffenden Bergrücken verbundene Hörner, die mit ewigem Schnee bedeckt sind, zwischen welchem man nur schmale Felsenriffe nach den Gipfeln sich hinziehen sieht.

Am Fuße des westlichen Hornes entspringt aus Gletschern die Katunja oder der Uimon, der sich später mit dem Kofsun vereinigt; am östlichen Horne entspringt der Berell, der sich nach einem 60—70 Werst langen Laufe in die Buchtarma ergießt. Von der Bjelucha gehen zwei Bergketten aus: die eine zieht gegen Nordwesten und im Norden der oberen Katunja fort; die andere nimmt die ostjüdöstliche Richtung nach der Tschuja; diese Kette wird in ihrem mittleren Theile von dem Argut durchbrochen, einem Ströme, der seinen Ursprung in der Mongolei hat. Beide Gebirgsketten faßt man unter dem Namen Katunja-Gebirge zusammen.

Auf der Südseite desselben finden sich die einzigen bekannten heißen Quellen des Altai, deren genaue Untersuchung ein Hauptzweck der Reise des Hrn. Gebler war. Sie liegen nicht weit von den Quellen des Berell, im Thale des Flüsschens Rachmanowka, das in den Berell fällt, nachdem es sich zweimal zu kleinen Alpenseen erweitert hat. Nahe unter dem obern See dringen drei solche Quellen in geringer Entfernung von einander aus einem Gerölle von Glimmerschiefer, Porphyr, besonders aber von Granit an der nördlichen Thalwand hervor. Die Hauptquelle fand Gebler auf zwei Ellen im Geröll vertieft, die andere nicht halb so tief; ihr Wasser vereinigt sich und rieselt der Rachmanowka zu. Dreißig Faden näher am See finden sich noch zwei warme Quellen, die, wie auch eine kalte, sich in den See ergießen. In allen Becken entwickeln sich Blasen kohlensauren Gases, doch ist das Wasser geschmack- und geruchlos; die Wärme der verschiedenen Quellen bewegt sich zwischen 25 und 34° R. Nach Gebler's chemischen Untersuchungen enthält das Wasser dieser Quellen nur 0,0013 % fixe Bestandtheile, welche nur aus kohlensaurem Salze mit Extraktivstoff bestehen.



Der bezauberte Stein.

In dieser geringen Menge der fixen Bestandtheile ähneln die heißen Wasser des Altai sehr jenen von Gastein und Pfäfers, mit welchen ersteren sie auch noch das gemein haben, daß sie aus krystallinischem Schiefer entspringen. Das Dasein der heißen Quellen im Altai steht, worauf Humboldt zuerst aufmerksam gemacht hat, mit der Erscheinung der Erdbeben in Verbindung, die am Altai nicht selten verspürt werden. Sind die Erschütterungen auch nicht sehr heftig, so erstreckt sich doch ihr Gebiet nicht bloß auf das Gebirge, wo sie freilich am häufigsten sind, sondern auch auf die angrenzende Ebene.

Die Syränowskische Grube lag zu Humboldt's Zeit der chinesischen Grenze so nahe, daß er der Versuchung nicht widerstehen konnte, den Boden des Himmlischen Reiches wenigstens zu betreten, und beschloß, zu diesem Behufe dem nächsten chinesischen Grenzposten, damals Baty oder Rhonimailakhu am Irtysh, nördlich vom Dsaiffangsee, einen Besuch abzustatten. Diese Reise führte die deutschen Gelehrten den Irtysh entlang nach Krasnojarsk, unfern von welchem Orte sie über den Marym setzten, einen kleinen in den Irtysh fallenden Fluß, den man sich hüten muß mit dem Oberlaufe des Syr-Darja, gleichfalls Marym geheißten, zu verwechseln. Damals bildete jener kleine Marym die Grenze gegen die chinesische Mongolei. Gegenwärtig liegt der ganze Lauf des Irtysh aufwärts bis zum Dsaiffangsee und dieser selbst durchaus auf russischem Gebiet. Das linke Ufer des Irtysh ist in dieser Gegend frei und steppenartig, und befindet man sich schon außerhalb des eigentlichen Altaigebietes. Hier in Baty war der äußerste Punkt, den Humboldt und Genossen in Asien erreichten. Die Rückreise erfolgte auf dem nämlichen Wege, den sie gekommen, über Krasnojarsk nach Buchtarminsk. Hier aber, anstatt des beschwerlichen Landweges, wählten sie die Wasserstraße auf dem Irtysh, die für die Strecke von Buchtarminsk nach Ustkamenogorsk gewöhnlich genommen wird. Bei der Schnelligkeit, mit der sich der Strom dort durch die Felsen drängt, kann diese Strecke sehr wohl in einem Tage zurückgelegt werden. Diese Fahrt auf dem Irtysh war in hohem Grade interessant und gab Veranlassung zu wichtigen Beobachtungen, besonders über die Lagerungsverhältnisse der Gesteine. So stand der massige Granit öfter mit senkrechter Grenze neben dem Thonschiefer an und hing zuweilen förmlich über ihn hin, wie man besonders an einer Stelle sehen konnte. Später aber bedeckte der Granit den Thonschiefer gänzlich. Nach der Mitte des Weges von Buchtarminsk hören die Granitfelsen auf, die Thonschieferfelsen setzen allein fort, nehmen aber allmählich an Höhe ab und bekommen abgerundete Formen, bis sie vor Ustkamenogorsk gänzlich verschwinden. Sowol Georg von Helmersen als Bernhard von Cotta besahen dieselbe Strecke des Irtysh und Beide fanden Interesse an diesen eigenthümlichen Formen. B. v. Cotta versichert, daß in der ganzen Ausdehnung dieses Wasserweges die Uferformen ebenso wechselnd und mindestens ebenso malerisch, die zu beiden Seiten aufsteigenden Berge aber oft weit höher sind, als am Rhein zwischen Bingen und Bonn oder an der Elbe zwischen Lobositz und Tetschen. Von den grotesken Gestalten des Thonschiefers giebt „der Hahn“, ein schroffer, ganz kahler, ziemlich glatter Felsen am linken Irtyshufer, ein Beispiel. Doch können nur die Formen der Ufer mit jenen der Elbe und des Rheines sich

messen, denn die Fahrt wird fast ermüdend einförmig durch den gänzlichen Mangel an altem oder neuem Anbau, an Wald und an Frische der Vegetation. Das helle Sonnenlicht zeigt alles Vorhandene unverhüllt, aber nur die nackte Bodenform; der Phantasie ist kein Spielraum gelassen, sich unter einer Hülle üppiger Waldvegetation lauschige Plätzchen, kühle Quellen, verdeckte Reize, verborgenes Leben zu denken.

In Ustkamenogorsk verließen am 20. August Humboldt und seine Gefährten den Altai, um sich durch die weiten Ebenen, die sie schon bei der Hinreise durchzogen hatten, nach dem Ural zurückzubeben. Wir verabschiedeten uns von ihnen in Semipalatinsk, eine Stadt, die sie am 21. Abends erreichten. Ein Gleiches that B. v. Cotta; auch er wandte sich von Ustkamenogorsk nach Semipalatinsk, benutzte aber diese Fahrt, um noch die Gruben in Belusowsk, Perejowsk, Tschudak und Nikolajewsk zu besichtigen, welche alle am rechten Ufer des Irtysh und unfern vom Flusse liegen. Dieser ganze Theil des Altai-gebirges ist verhältnißmäßig flach gewellt, aus Thonschiefer, Porphyr und wenig Grünstein bestehend, dabei ganz unbewaldet, nur mit dürre Steppenflora bedeckt, — ein trostloser Anblick. Bei der merkwürdigen Uebereinstimmung in der Jahreszeit, zu welcher Humboldt's und Cotta's Reise, fast vierzig Jahre auseinanderliegend, stattfanden, traf Letzterer am Abend des 29. August 1868 in Semipalatinsk ein.

Was B. v. Cotta über die von ihm besuchten Erzlagerstätten des Altai sagt — es sind dieselben, welche Humboldt bereiste — klingt fast wie der Bericht eines Todtenbeschauers, denn die meisten Gruben sind bereits verlassen, manche in ihren größten Tiefen nicht mehr zugänglich; doch erregt er Hoffnungen, daß in der Streichrichtung der Smejewskaja Gora, ja auch in größerer Tiefe noch, abbauwürdige Erze angetroffen werden möchten. Nur leidet der altaische Bergbau noch an andern Uebeln als an der Erschöpfung seiner Erzlager. Es gehört dahin der Mangel leicht erreichbarer Brennstoffe und obendrein fehlt es in der Nähe der Gruben an Wasser zu Aufbereitungszwecken. Beim Transporte der Erze nach den Hütten hat man bisher die Vorsicht unterlassen, die kostbare Fracht in verschließbaren Kästen zu sichern; man vertraute sie nur der Ehrlichkeit der Arbeiter an, ein Mißgriff, dessen Beseitigung v. Cotta dringend anrath.

Der östliche Altai. Zwei Flüsse sind es, die Bija und die Katunja, die in ihrer Vereinigung Westasiens gewaltigsten Strom, den Ob, erzeugen; etwas unterhalb des Ortes Bijsk vermählt die längere und westlichere Katunja ihre Wasser mit jenen der östlicheren Bija, die aus einem herrlichen Seebecken hervorbricht. Während dieses von zahlreichen Zuflüssen gespeist wird, empfängt die Katunja in der Nähe ihrer Quellen, wo sie selbst auch als Uimon bezeichnet wird, den Argut und die Tschuja, von deren Einmündung an ihr Lauf ziemlich eine süd-nördliche Richtung innehält. Dieses östlich von dem Laufe der Katunja gelegene Bergrevier, das bis gegen den Jenisei hin sich ausdehnt, in seinen südlichen Theilen aber das Quellengebiet des Ob bildet, ist der östliche Altai. Unbekannter, seltener besucht als sein westlicher Nachbar, ist dieser Theil des Altai, den Versicherungen der Reisenden zufolge, großartiger, wilder, zerklüfteter, malerischer und daher auch für uns weitaus anziehender.

Ein Blick auf die Karte lehrt uns als den wichtigsten Platz im Norden des Altai die Felsenfestung Kuznezsk am Tom kennen. Bis hierher erstreckt sich nämlich eine Gebirgskette des Altai, die sich gewissermaßen als sein hervorragendster Längengrat in der Meridianrichtung von Süd nach Nord bezeichnen läßt. Es sind dies die sogenannten Kuznezskischen oder Telezkischen Alpen, welche den oberen Tom in zwei Hauptketten erfassen und sich im Osten von Kuznezsk in zwei Zweige theilen, den östlichen, der als Ala-Tau oder Bjelógori bis zur Breite von Afschinsk streicht, und den nordwestlichen, der in der Richtung gegen Tomsk fortläuft.

Im Nordwesten von Kuznezsk und am linken Ufer des Tom zieht sich eine niedrige Bergkette gegen den Ob hin, — es sind die Salairskischen Berge, die man kaum mehr dem Altai-systeme beizählen darf. Will man sie indeß für eine Fortsetzung der Kuznezskischen Alpen gelten lassen, so hat der ganze Gebirgszug doch eine Längenausdehnung, welche der der Pyrenäen gleichkommt.



Gesteinlagerung am Irtysh. (Granit über Thonschiefer lagernd.)

Der Ostabhang des Gebirges ist wegen seines Goldreichthums, der Ort Salairsk aber seines Silbers halber berühmt und 1868 von Hrn. B. v. Cotta von Barnaul aus besucht worden. In die Tiefen des eigentlichen östlichen Altai haben sich aber nur Wenige hineingewagt; ich nenne darunter den hochverdienten Botaniker Dr. v. Bunge, Georg v. Helmersen, der sich schon seiner Zeit der Humboldt'schen Reise im westlichen Altai angeschlossen hatte, den russischen Grafen Tschichatschew, und den mehrfach genannten Engländer Atkinson sammt Gemahlin.

Einige der wildesten Partien durchstreifte zweifellos Tschichatschew, den wir auf seiner merkwürdigen Reise im Jahre 1842 begleiten wollen. In seiner Gesellschaft befand sich Hr. Meyer, ein Bögling der Petersburger Kunstakademie, der aber auch besondere Ausflüge während der Reise machte. Es war am 24. Mai jenes Jahres, als Tschichatschew von der kleinen Stadt Bijsk an

der Bija ausbrach, von der übrigens die meisten Reisenden in das östliche Altai-gebiet eindringen. Vor dreißig Jahren war Bijsk, wie uns Tschichatschew erzählt, nur ein Häufchen Häuser, das den Namen einer Stadt trägt, allein schon merkwürdig durch die kommerziellen Verbindungen seiner Einwohner mit den chinesischen Tataren. Die russischen Kaufleute tauschten Wollentstoffe, Kalifots, Leder, Jagdgeräthschaften, Küchergeschirr und gröbere Juwelierarbeiten vornehmlich gegen Ziegelthee aus, nicht ohne dabei ein hübsches Geschäft zu machen.

Von diesem Plage also trat Tschichatschew seine Reise an; zu einer Zeit, wo der Frühling schon weit vorgeschritten, die Bäume mit jungem Laube bedeckt, und die Fluren mit reichen Blüten der Potentille, Anemone, Iris und einer sehr schönen Astragalusart geschmückt waren. Jenseit der kleinen Beste Katunara sah er die weißen Gipfel des Altai aufsteigen; allein seine eigentliche Reise beginnt erst in Kamenka, der letzten Stadt von einiger Bedeutung, die er traf.



Gesteinlagerung am Irtysh. (Granit den Thonschiefer bedeckend.)

Mit einer Karawane von 52 Pferden dringt er nun in die Berge; zuerst findet er Schiefer und Kalklager, dann ein Gemisch von blätterigem Talkstein, welches Massen von besonderem Ansehen und verschiedenartiger als der Kalk bildet. Dieser Talk ist mit einer üppigen Vegetation von sibirischen Lärchen, schottischen Tannen und weißen Birken überwuchert.

Die niedrigen Thäler, wie das von Sanasi, sind mit sehr fruchtbarer Pflanzenerde bedeckt, worin schöne Pflanzen blühen, unter andern die hübsche *Fritillaria meleagroides*, die prächtige *Primula malvocalyx*, die *Gagea lutea* und *Polygala comosa*. Auf dem Hochgebirge stand das *Rhododendron davuricum* L. in voller Blüte.

An der *Maïma* aufsteigend, findet man im Sande mehrere Goldspuren. Nahe an den Quellen dieses Flusses gelangte Tschichatschew in die Engpässe des Altai.

Sein Weg schlängelt sich längs der Thäler an den Ufern der Flüsse hin, über welche er mehrmals nicht ohne Schwierigkeiten und Gefahr zu setzen genöthigt ist; denn diese Wasser, aus Waldbächen entstehend, schwellen bisweilen plötzlich zu furchtbarer Höhe an. Nirgends vermag man die zerstörende Gewalt des Wassers besser zu beobachten, als in diesen Regionen, wo die großen Ströme Sibiriens herabkommen. Ihre Gestade bieten allenthalben das Bild der Verwüstung dar; ihr Bett wird durch Felsstücke und entwurzelte Bäume versperrt. In diesem Lande, ungefähr unter derselben Breite mit London, hatte der Winter noch nicht sein Ende erreicht. Am 29. Mai waren die Ufer des Ulangum noch mit hinreichend festem Eise bedeckt, daß die Pferde hinüber gelangen konnten. Um so überraschender war der Kontrast, als er am folgenden Tage die enge Thalschlucht zur Katunja hinabstieg. Um Mittag stieg das Thermometer in seinem Zelte auf 29°, außerhalb desselben auf 18° R. Während der Nacht sank es freilich auf den Gefrierpunkt herab. Der Pflanzenwuchs auf den Grasflächen war prächtig; die Robinia entsprach ihrem Zwergnamen nicht mehr, die Caragana war gänzlich blütenbedeckt, das Geißblatt hatte schon seinen Frühlings schmuck angelegt und der Wachholderstrauch trug eine Menge reifer Beeren an seinen Zweigen; frische Rosen und Leguminosen sproßten mitten unter den Syenitblöcken. Ueber diesen erhob sich die prächtige Pappel mit dem Lorbeerblatt und tauchte ihre grünen Aeste in den schäumenden Fluß, den Regen und geschmolzener Schnee angeschwollen hatten, und über den Tschichatschew am nächsten Tage setzte.

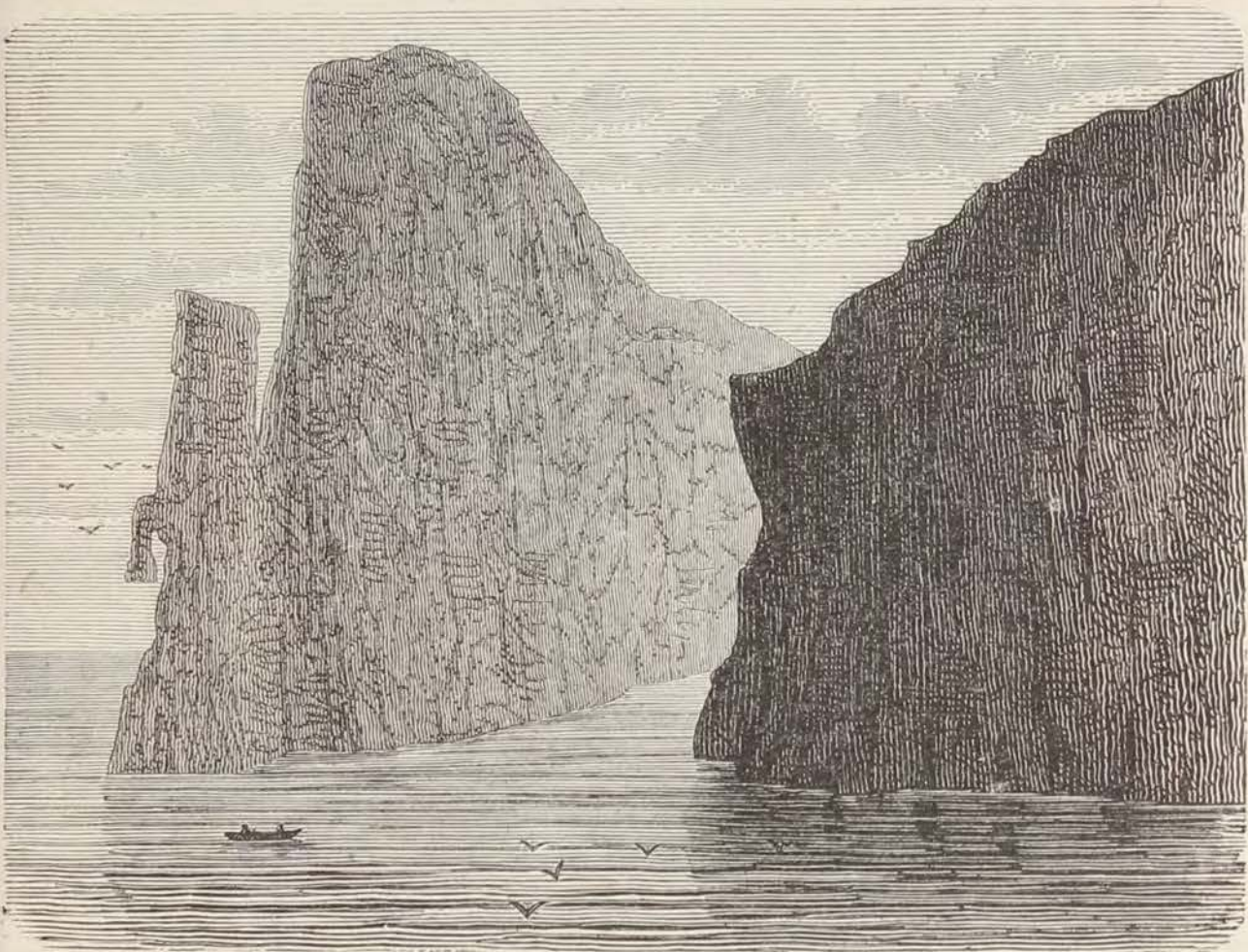
Anfangs Juni stieg er das Thal des Saldschar hinan, eines kleinen Wildbaches, der zwischen den Schieferabgründen hinströmt, welche Syenitberge umschließen. Nach einem beschwerlichen Marsche durch einen dichten Tannen- und Lärchenwald gelangt er zu einer hohen Bergfläche, wo eine der prächtigsten Aussichten des Altai sich vor seinen Blicken entrollt. Rechts dehnte sich ein ungeheurer Wall von Osten nach Westen im Halbkreise aus; über ihm erhob sich eine Reihe glänzender Bergspitzen, die einen wie Pyramiden, andere wie abgeschnittene Regel. Zwischen diesen prächtigen Gipfeln unterschied man an ihren großartigen Umrissen die beiden Hörner, die sogenannten Katunja-Säulen. Gegen Osten waren die Erhöhungen minder zahlreich und ihre Gestalt weniger ausgezackt. Es waren die Alpen von Argut (Arkhyt) und Dron.

Von diesem bewunderungswürdigen Punkte stieg Tschichatschew längs der Tschuja herunter, die zuerst ein schönes breites Thal durchfließt, welches sich bald zur engen Schlucht zusammendrängt. Er mußte sich alsdann auf einen Felsensteig wagen, der schlüpfrig zwischen Abgründen über das wüthende Bergwasser hinführt. Diesem furchtbaren Felschlunde folgt ein anderes Thal, mit Gerölle bedeckt, dessen Abhänge sich manchmal etwa 60—65 Meter über den Fluß erheben.

Auf diesem angeschwemmten Boden erglänzt ein reicher Pflanzenwuchs; die Flußufer sind mit Pappeln, Fichten, Weißbirken und gelbblättrigen Akazien besetzt. Im Hintergrunde dieses Landschaftsbildes zeichneten sich schwärzliche Gebirge, welche mit Schneefeldern und Hochebenen abwechselten, deren blaue Gipfel sich am fernen Horizont verloren.



Je höher Tschichatschew in die Berge vordrang, desto mehr fand er den Charakter des Winters. Bald verschwand die zähe Afazie, und er sah nur noch düsteres Nadelholz. Auch die Mannichfaltigkeit der Blumen verschwand, und es zeigten sich nur noch zerstreute Rhododendronzweige, die sich in ihrer ganzen einsamen Schönheit auf einem sumpfigen Boden an den Quellen des Mentu entfalteteten; nach langem Suchen entdeckt er endlich die *Primula farinosa* und *Seneccio campestris*. Höher hinauf gelangt er zu einer fahlen, wüßt mit Steinblöcken besäeten Hochebene, welche die zerstörende Wirkung der Luft in diesen Regionen bekundeten. Seine Blicke wenden sich freudig den Schneegipfeln zu, die sich rings erheben und eine angenehme Abwechslung mit der Unfruchtbarkeit des Bodens gewähren, auf dem man nur noch dürre Fichten gewahr wird. Von hier aus untersuchte der Graf das Land an der chinesischen Grenze.



Der Hahn.

Vor ihm dehnte sich eine Hochfläche aus, von einigen schwarzen Schiefergipfeln umragt, welche von ferne vulkanischen Kegeln glichen. Dann ein sumpfiges Land durchschneidend, erklomm er eine andere Hochebene, wo er an Seen hinstreifte, die mit Eis bedeckt sind. Drei Tage lang sieht er keinen Baum, keine andere Spur von Vegetation, als das *Empetrum nigrum*, die Zwergbirke und einige *Saxifragen*. An gewissen Orten erhebt sich der Schnee (im Juni) 2—2 $\frac{1}{2}$  Meter hoch. Nach zahllosen Schwierigkeiten gelangt er endlich in das Thal des Tschulyschman, von wo er an die Baschkauz, einen Nebenfluß des Tschulyschman und mit diesem fast parallel laufend, vordringt, wo lachende malerische Ufer ihn an die reizenden Thäler der Schweiz erinnern.

Am 3. Juli darauf steht Tschichatschew an den Ufern des Tschutschesees, wo sich das Thermometer im Schatten auf  $10\frac{1}{2}^{\circ}$  R. erhebt, obgleich zu beiden Seiten des Sees Schneegipfel aufsteigen. Am Fuße einer riesenhaften Bergfäule liegen zwei kleine Seen, welche ein dünner Wasserstreif verband — die Quelle des Abakan, der zum Jenisei hinabströmt. Da unser Forscher dem Abakan nicht zu folgen vermochte, stieg er thalaufwärts über die Baumgrenze, auf eine Hochfläche, wo Seen, die „Sternenseen“ der Mongolen, erglänzten, die aber das Bild der Verwüstung und Vernichtung ist. Aus dieser schrecklichen Region stieg er hinab in das Thal des Kara-Suluk, welches im Vergleich zu dem, was er soeben gesehen, ihm ein wahres Paradies erschien. Von dem See Kara-Kul, der durch seine Tiefe und die Felsenwälle, welche ihn umgeben, wohl seinen Namen „schwarzer See“ verdient, zog er bald durch Thäler, bald über das Gebirge, wo er kein einziges Thier mehr sah, und erreichte endlich die aus etwa 40 Häusern bestehende Station Abakansk, von wo er auch wohlbehalten an den Jenisei gelangte.

Die Regionen, welche Graf Tschichatschew besucht hatte, grenzen dicht an jenes Gebiet, welches unter dem Namen Dsungarei früher eine Provinz des chinesischen Reiches bildete, jetzt aber theilweise Rußland einverleibt ist. Oberst Kowalewski war es, der im Jahre 1851 die dsungarische Stadt Kuldscha am Ilistrome erreichte und dort ein Uebereinkommen mit den chinesischen Behörden erzielte, wonach sowol in Kuldscha selbst als in dem nördlicheren Plaze Tschugutschak russische Faktoreien gegründet werden durften. Der hierüber am 25. Juli (6. August) 1851 abgeschlossene Vertrag ward aber erst zehn Jahre später, am 28. Februar (12. März) 1861 bekannt gemacht. Im Jahre 1864 kam zwischen Rußland und China ein weiterer Vertrag zu Tschugutschak zu Stande, der die Feststellung der zwischen beiden Reichen sehr schwankenden Grenze anbetraf. Auf älteren Landkarten finden wir dort noch ein russisch-chinesisches Grenzgebiet mit doppeltem Grenzanspruch verzeichnet. Diese Unsicherheit ist nunmehr beseitigt durch die von Oberst J. Th. Babkow geleitete Grenzregulirung, die zwischen den sibirischen Gouvernements Semipalatinsk und Tomsk einerseits und den chinesischen Provinzen Kobdo und Uliassutai (Mongolei) andererseits im August 1869 beendet wurde. Die neue Linie hat zum Ausgangspunkt die alte Säule (Maijak) Chabinga-dabaga an der Grenze des Gouvernements Jenisei; von dort geht sie in südwestlicher Richtung durch die wildesten Partien des Altai und endet am rechten Ufer des schwarzen Irtysh, nicht weit von seiner Einmündung in den Dsaißangsee. Während die Pfähle gesetzt wurden, nahmen die russischen Topographen die Grenzlinie auf und bestimmten die Höhe der verschiedenen Punkte über dem Meere mittels des Barometers. Der Feder des gelehrten Obersten Babkow, dessen Namen wir wiederholt begegnen werden, verdanken wir einen interessanten Bericht über diese Grenzaufnahme, die ihm Gelegenheit zu werthvollen Untersuchungen in den Gebirgspässen des südlichen Altai, sowie zur Schilderung des Dsaißangbeckens und des schon erwähnten Buchtarma-Thales bot.

An die Namen von Bunge, Ledebour, Karelin und Helmersen knüpft sich die weitere Entdeckungsgeschichte des östlichen Altai. Während v. Ledebour bis

in die djungarische Kirgisensteppe umherstreifte, war der Botaniker von Bunge der erste gelehrte Reisende, der im Jahre 1826 den in den Kuznezischen Bergen gebetteten Altyn-Moor oder Altyn-Kul erreichte, den die Russen den Telezkischen See nennen. Sowol „Moor“ im Mongolischen (eine Kontraktion von naghor) als „Kul“ im Tatarischen (Türkischen) bedeutet See, „Altyn“ ist aber die türkische Bezeichnung für Gold. Der Telezkische See ist also in der Sprache jener Völker ein Goldsee, wie ja auch der Name des Altai selbst von dem nämlichen Worte hergeleitet wird. Merkwürdigerweise nennen ihn auch die Chinesen, die erst durch die Ereignisse der jüngsten Jahre von seinen südöstlichen Rändern abgedrängt worden sind, Rhin-Schan, d. i. so viel wie Goldberg. Nach Andern freilich wäre Altai eine Verschmelzung, richtiger Abkürzung von al Taiga und hieße „erhabenes Felsengebirge“, was gleichfalls zutrifft. Die Ufer des Telezkischen Sees sind wenigstens ihrer schroffen und grotesken Felswände halber berühmt.

Etwa von der Größe des Genfersees und in eine tiefe Spalte des Gebirges eingesenkt, bildet der Telezkische See ein langgestrecktes Wasserbecken, das zum großen Theile der Meridianrichtung folgt. Aus ihm strömt am nordwestlichen Ende einer der Quellflüsse des Ob, die Bija, voller Felsen und Stromschnellen, in etwa 300 Meter Seehöhe aus dem Gebirge tretend, hervor, und weiterhin zwischen herrlichen Wäldern, blumenreichen Matten und üppigen Wiesen dahinfließend. Man schätzt die Länge des Sees, der etwa 520 Meter (1600 Fuß) über dem Meere liegt, sehr verschieden auf 9—12 Meilen; seine Breite schwankt zwischen einer halben und zwei Meilen, und rings wird er umgeben von steil und hoch aufsteigenden Felsen und bewaldeten Bergen, durch deren Schluchten rauschende Bäche herabstürzen. Eine feste menschliche Ansiedlung wird aber an seinen malerischen Ufern nicht gefunden. Von seinen 26 Zuflüssen ist der Tschulyschman, der im Süden in ihn einströmt, zweifellos der bedeutendste; ja der ganze See kann, wie Einige wollen, als eine bloße Thalerweiterung dieses Gewässers gelten.

Aus den öden Gegenden des Tschuja-Plateau's, auf das uns Graf Tschichatschew führte, brach v. Bunge am 23. Juni 1826 auf, um über die hohe, steile Scheidewand zwischen Tschuja und Baschkau, welche letztere sich mit dem Tschulyschman kurz vor seiner Mündung in den Telezkischen See vereinigt, zuerst in das Thal der Baschkau hinabzusteigen und auf diesem Wege den Tschulyschman zu erreichen. Diesen schildert unser Botaniker als einen breiten, prachtvollen Strom, der ein enges Thal durchrauscht, und zu dessen beiden Seiten steile, nackte, senkrecht aufsteigende Felsen sich bis zur Alpenhöhe erheben. Am fünften Tage seiner Wanderung erreichte er endlich das südliche Ufer des Goldsees, den er von hier aus nur seinem kleinsten Theile nach überfah. Ihn genauer zu untersuchen war unmöglich, die Jahreszeit zu weit vorgeückt, die Umkehr nothwendig, denn zu beiden Seiten der tiefen Seeschlucht erhebt sich steil und unmittelbar aus deren Ufern ein hohes Felsengebirge, so daß kein Weg zu beiden Seiten des Sees weiter vorzudringen erlaubt, wenn man nicht die Woge durchschiffst.

Schon im Jahre 1834 gelangte Georg von Helmersen, diesmal aber von Norden, an die malerischen Gestade des Altyn-Kul. Mit Befremden entdeckte

er, daß die Bija und der See, einen geringen Theil des Bijathales und die nordwestliche Bucht des Sees ausgenommen, in Bezug auf die Lagerungsverhältnisse der Schichten ein Längenthal bilden. Was dem Auge sich hier darbietet — sagt v. Helmersen — ist schon von so großer landschaftlicher Schönheit, daß man davon angezogen und aufgefordert wird, die leichten Rähne der Teleuten zu besteigen, um den See zu durchschiffen und in seiner ganzen Ausdehnung kennen zu lernen. Dies that denn sowol Helmersen als auch der unermüdlche Atkinson, den wir 1848 an diesem entlegenen Alpensee wiederfinden. Die einzigen Fahrzeuge, die hier zu Gebote stehen, sind ausgehöhlte Pappelstämme von 5—7 Meter Länge und etwa einem halben Meter Breite, in denen man hinter einander auf dem Boden sitzt, um den Schwerpunkt der ganzen Last so tief als möglich nach unten zu verlegen und dadurch das Umschlagen des schwankenden Fahrzeuges zu verhüten. Helmersen's Fahrt ging vom nordwestlichen Ende nach der Mündung des Djur, dann nach dem Ausflusse des Jelanysch, dem Vorgebirge Kulgan gegenüber. Von hier bis zum Flusse Ushu bestehen die schroffen, mitunter ziemlich hohen Felsen des Nordufers aus kieselschieferartigem Thonschiefer; am Ushu folgte dann in großer Mächtigkeit Thonschiefer von rother, graugrüner und gelblicher Farbe. Bald eröffnete sich die Aussicht in die nordöstliche Bucht des Sees, in welche sich die Kamga ergießt. Auch sie ist von steilen Waldhöhen umgeben und im Hintergrunde von einer hohen, aber schon weiter entfernten Bergkette geschlossen, welche v. Helmersen für die nördliche Fortsetzung des Gorbu- oder Hurbu-Gebirges hält, das den Telezkischen See von der Quellgegend des Abakan scheidet. Diese Nordostbucht ist bedeutend kleiner als die westliche; nach Süden sah man nunmehr den ganzen See hinauf bis an das Hochgebirge, das der Tschulyschman durchströmt und das hin und wieder noch mit Schnee bedeckt war. Einige der von den Bergen herabkommenden Flüschen bilden an ihrer Mündung malerische Wasserfälle, so der Ajukesmetjch, der durch einen pittoresken Spalt in vielen schäumenden Kaskaden in den See stürzt, während sich der Korbatschak durch sein tiefes, schauerliches Thal auszeichnet, das mit seinen hohen, senkrechten Felswänden an die Formen der Hoßtrappe im Harze erinnert.

Auffallend ist die von Helmersen beobachtete Erscheinung, daß das Wasser des Sees gegen die Mitte desselben immer kälter und auch die Temperatur der Luft so abgekühlt wurde, daß man beim leisesten Winde ein Gefühl von Kälte empfand; der Grund zu dieser Erscheinung scheint in der physikalischen Beschaffenheit des Ufers und in der Menge und Anordnung der dem See zufließenden Gewässer zu liegen. Seltsam ist es ferner, daß allen Nachrichten zufolge der Altyn-Kul im Winter nicht zufriert, obwol sowol seine Meereshöhe als der Breitenparallel von Drenburg, unter dem er liegt, dieses mit Recht erwarten ließen.

Am südöstlichen Ufer kündigte sich durch sonderbar gestaltete Felspfeiler eine neue Gesteinbildung an, die sich als ein von Regen- und Schneewasser ausgehöhltes Konglomerat ergab. Auf den Höhen dieses Trümmergesteins breiten sich grasreiche, größtentheils bewohnte Ebenen aus, welche den schmalen Raum zwischen dem Hochgebirge und dem steilen Uferabfalle

ausfüllen; es sind Alpen in der schweizerischen Bedeutung des Wortes, von denen man eine unvergleichlich schöne Aussicht auf das Südende des Sees genießt, das einen ernsten Charakter hat. Die Teleuten nennen diese Höhen Belä. Am westlichen Ufer erheben sich in dieser Gegend der Adschilman und der hohe Altyn-Tagan, auf ihren Gipfeln ewigen Schnee zeigend. Ablagerungen an einigen der bedeutenderen Zuflüsse des Ostufers beweisen, daß auch hier Granitausbrüche nicht fremd sind und also auch der Osten des Altai im Wesentlichen dieselben Verhältnisse darbietet wie der westliche Theil.

Mit noch größerem Enthusiasmus als Helmersen preist die landschaftliche Schönheit des goldigen Sees Atkinson, aus dem der entzückte Maler spricht.



An der Bija.

Dem Telezkischen See zu Liebe hatte er, der dort malen wollte, die Reise in den Altai überhaupt unternommen. Nicht minder beredt ist Atkinson's Gemahlin, die bekanntlich ihrem Gatten auf seinen abenteuerlichen Fahrten eine treue Begleiterin war und ihre Eindrücke von der sibirischen Reise in einem eigenen Buche niedergelegt hat. Die nomadisirende Künstlerfamilie kam im Jahre 1848 von Barnaul und war über Bijsk, die Bija thalaufwärts bis zu ihrem Austritte aus dem Goldsee, gezogen. Bijsk liegt schon in den Bergen und Sandypsk war der letzte Militärposten im reizenden Thale der Bija, in welches unsere Abbildung einen Blick gestattet. Von dort aus ging es zu Roß weiter. An der Bija setzte Jene der Grasmuchs in hohes Staunen, denn er reichte noch über Roß und Reiter empor, eine Ueppigkeit, auf die man nördlich vom 50. Parallel nicht gefaßt ist. Von einem Kalmükendorfe an, wo sie übernachtet

hatten, ging es steil bergauf, bis die Bija tief unten im Thale fadendünn zusammengeschwunden war und auf der Höhe die Schneefette des Altai prächtig auf dunkelblauem Himmel ausgestreckt erschien. Ihren höchsten Reiz erhielt aber die Landschaft durch den Altyn-Kul, den goldenen, der bei Abendbeleuchtung, als man im Kahn hinüberfuhr, seinem Namen alle Ehre machte. Ganz besonders aber wurden durch die eigenthümlichen Lusteffekte die Naturschönheiten gesteigert. Atkinson's Schilderung, die wir nicht wiederholen wollen, ist zu entnehmen, daß er einen der am westlichen Gestade gelegenen, 3400 Meter (etwa 10,500 Fuß) hohen Gipfel und einen anderen, noch etwas höheren am südlichen Ufer erstieg, von wo er auf den See hinabschauen konnte, dessen Gewässer von dieser Höhe schwarz wie Dinte aussahen. Bemerkenswerth ist ferner der Umstand, daß Atkinson wie alle übrigen Besucher des Telezkisees und des östlichen Altai übereinstimmend die herrliche Vegetation jenes Landstriches rühmend erwähnen, während, wie wir uns erinnern, im westlichen Altai die Baum- und Waldlosigkeit einen hervorstechenden Charakterzug bildet, den schon Humboldt bemerkt, B. v. Cotta aber in seiner vollen Bedeutung und geradezu als Beeinträchtigung der landschaftlichen Schönheit geschildert hat. Atkinson sah indeß in den tiefen, schattigen Klüften am Telezkisee schöne Farrnkräuter und dichte Cedernwäldchen, die an den nördlichen Uferabhängen bis auf den Gipfel der Berge reichten.

Atkinson versuchte es auch, in den Tschulyshman einzufahren, der am oberen Theile des Sees mehrere Inseln bildet, fand aber die Strömung so reißend, daß die Kähne nur mit vieler Mühe vorwärts zu bringen waren. Er gab also sein Vorhaben auf und kehrte mit wohlgefüllter Skizzenmappe vom Altyn-Kul nach Kolywan zurück. Was seine künstlerischen Leistungen anbetrifft, so können wir sie natürlich nicht beurtheilen; doch erregte ihrer Zeit die Ausstellung seiner sibirischen Bilder in London das höchste Aufsehen.

Von Kolywan aus besuchte Atkinson die Quellen der Katunja und erstieg den Gipfel der schon von Herrn Gebler beschriebenen Bjelucha, auf welcher mühevoller Wanderung wir ihn begleiten wollen.

Am nördlichen Ufer des Flützchens Kofsu (blaues Wasser) entlang kam er nach dem Dorfe Kofschinskoi, welches nahe an der Vereinigung der Flüsse Kofsu und Katunja (Königinfluß) am oberen Ende des Uimonthales und an der reißenden Katunja gelegen ist; thalabwärts liegt der Uimonsee und das letzte Dorf im Altaigebirge. Von hier zog der Weg theils durch dichte Waldung, welche die ganze untere Bergregion mit dem schönsten Bauholz, Cedern, Fichten, Birken und Pappeln bekleidete, theils über ein Felsenchaos von ungeheuren Granit- und Jaspisblöcken. Um sein Ziel zu erreichen, mußte Atkinson wiederholt über die zwischen den einzelnen Zuflüssen der einen gewaltigen Bogen beschreibenden Katunja gelegenen Pässe und Bergzüge, welche, je näher der Bjelucha, desto höher und beschwerlicher wurden, sich wieder hinabsenken zu den tief eingeschnittenen Thälern der Bergströme. So gelangte er an den Tschugasch, dessen Quelle ein an wildem, düsterem Plage liegender See ist, an die silberne Arrega und den schäumenden Mein. Fast alle diese Gewässer entspringen in kleinen Gebirgsseen, deren interessantester der von Atkinson

besuchte Kara-Kul oder Schwarze See ist, dessen Wasser von der Ferne smaragdgrün zu sein, am Ufer aber ganz schwarz schien. Uebrigens war es völlig klar und durchsichtig; man konnte in bedeutender Tiefe große Fische hin und her schwimmen sehen. Die Lothleinen der Kosaken sollen in diesem See bei 1134 Meter (3500 Fuß) noch keinen Grund gefunden haben. Dem Kara-Kul entquillt der Kara-Su (das schwarze Wasser), von dem Atkinson nach dreistündigem Ritte an den Birschuktu gelangte. Jedes Mal brachte ein solcher Uebergang von einem Flußthale zum andern den Wechsel von Sommer und Winter, denn während die tiefen Thäler im gleißenden Schmucke sommerlicher, fast tropischer Vegetation prangten und von furchtbarer Hitze erfüllt waren, wehten auf der Paßhöhe eisige Winde, überzog eine nur spärliche Pflanzendecke das kalte Gestein und streifte der Blick die ringsum liegenden Schneegipfel. Das Herabsteigen und das Ueberschreiten der tosenden, über gewaltige Klippen flüchtig hinweg-eilenden Gebirgswasser war oft ebenso mühsam als gefahrvoll, und es bedurfte Atkinson's ganzer Energie, um die sich mehrenden Schwierigkeiten zu bewältigen, ehe er an den Quellen der Katunja stand. Durch die traurigen Feden des kaskadenreichen Turgan und die Windungen des Bjeloi (weißen) und Tschernoi (schwarzen) Berell war er endlich an einem Punkte angekommen, wo der eisige, glänzend von der Sonne beschienene Gipfel der Bjelucha vor ihm lag. Er besteht aus zwei kolossalen Spitzen, die von unzähligen Pfeilern gestützt werden, zwischen denen Schluchten oder kleine Thäler liegen; sie sind mit Gletschern ausgefüllt, die bis an den Rand steiler, das Thal der Katunja überhangender Felsen hinabreichen. Am unteren Ende eines in tiefer Schlucht gebetteten Gletschers, der sich weithin an dem Berge hinauf erstreckt, ist es, wo unter zwei kleinen, in dem Eise ausgewaschenen Bogen die Katunja in zwei Bächen hervorbricht, die sich bald mehrere hundert Meter weit unter einer Schneedecke verlieren. Dies ist des Flusses eigentliche Quelle, von welcher der Ursprung der schwarzen Lutschine am Grindelwaldgletscher im Berner Oberlande eine Vorstellung im Kleinen geben mag. Mit Mühe erklimmt Atkinson Schritt für Schritt die am Ende der Schlucht befindliche mächtige, von der Natur selbst gebildete Treppe, welche endlich auf festgefrorenen Schnee führte. Ueber diesen schritt er mit großer Mühe etwa 300 Schritte fort, dann stand er am Fuße der beiden hohen Spitzen der Bjelucha, welche alle anderen Gipfel des Altai überragen. Im Westen dehnen sich die öden Kirgisensteppen aus, die sich in nebeligen Fernen verlieren. Im Süden erheben sich mehrere hohe Pizs, und verschiedene Bergreihen erstrecken sich bis zu Steppen im Osten vom Dsaißang-Noor und bis zur Wüste Gobi. Zwischen den Bergen und den fernen Steppen zeigten sich mehrere Landseen, und unzählige Flüsse schlängelten sich, gleich einem aus Silberfäden gewobenen Netze, durch die tiefen Thäler hinab.

Diese Beschreibung altaischer Scenerien würde nicht vollständig sein, wollte ich nicht der dräuenden Ungewitter gedenken, welche diese Gegend heimzusuchen pflegen, und von denen uns derselbe Atkinson eine lebhaftere Schilderung hinterlassen hat; ich lasse ihm daher selbst das Wort. „Das Ungewitter war noch hinter uns,“ erzählt er einmal; „denn bis jetzt hatten wir nur dasucken des Blitzes, nicht aber die Blitzströme gesehen, welche alle zwei oder drei Minuten

hinter uns herabfuhren. Ich sah ungeheure, 13—16 Meter hoch emporragende Felsenpfeiler, welche mich, jedoch in riesenhafte-rem Maßstab, an Stonehenge gemahnten. Meine Leute wandten sich ein wenig linkwärts, um dieses Felsenlabyrinth zu umgehen. Wir waren nur noch ein paar Werste vom Eingang in den Engpaß entfernt, als wir ein großes Rauschen hinter uns vernahmen. Im Nu waren unsere Köpfe umgedreht, um zu sehen was da komme. Der Anblick, der sich uns darbot, war schauerlich erhaben: eine Ceder war im Thale entwurzelt, die Aeste vom Sturmwind über die Felsenspitzen hinübergetragen und hoch in der Luft in wirbelnde Bewegung gesetzt worden. Dies war der Windstoß, der dem Ungewitter voranging, das nun mit schrecklicher Gewalt heranzog. Ein Glück für uns war es, daß die Felsenpfeiler die Wuth des Sturmes brachen, sonst wären wir unfehlbar niedergeworfen worden; denn in kurzer Entfernung auf jeder Seite von uns wurden die an den Felsen sich hinaufziehenden Zwergcedern entwurzelt und von dem Orkan mit fortgerissen. Mit Mühe nur konnten wir unsere Sitze auf den Pferden behaupten, da diese den Gehorsam verfielen und Sprünge machten, als der fürchterliche Windstoß vorüber war. Das Ungewitter war nun nahe, allein in den letzten Augenblicken hatte sich kein Blitzstrahl bemerklich gemacht. Dies war noch entsetzlicher als der laute Donner. Ich wandte meinen Kopf um und sah einen dicken rothen Strom unter die Felsen schlagen, an denen wir soeben vorübergekommen; in demselben Augenblicke that es einen dreifachen Knall, als habe man über unseren Köpfen schwer geladene Geschütze abgefeuert, dann krachte es so entsetzlich, daß unsere Pferde, obgleich im Galop, vor Angst zitterten, und nun fiel ein so dichter Hagel auf uns, daß er uns einen Augenblick fast blendete; endlich folgte Blitz auf Blitz und die Donnerschläge währten ununterbrochen fort. Wir erreichten den Paß und traten in dessen zerrissenen Rachen mit einer Freude ein, welche nur ein Seemann kennt, der, wenn sein Fahrzeug am Versinken ist, in den sicheren Hafen einläuft. In etwa zehn Minuten standen wir ruhig unter dem Schutze einiger freundlicher Felsen, und unsere ermüdeten und zitternden Pferde erholten sich von ihrer Furcht."

Gewiß wird es mir der geneigte Leser Dank wissen, wenn ich diese schickliche Gelegenheit ergreife, um einige Daten über die Lebensgeschichte des großen Reisenden einzuschalten, der uns bisher so oft beschäftigte, und auf dessen Mittheilungen wir auch in Zukunft zurückkommen werden müssen. Thomas William Atkinson wurde am 6. März 1799 geboren und war im wahrsten und besten Sinne ein selbstgemachter Mann. Als Waise zurückgelassen, da er noch ein Kind war, begann er ein selbsteigenes Leben schon in seinem achten Jahre; von dieser Zeit an erwarb er sich seinen eigenen Lebensunterhalt, während er sich gleichzeitig zu einem guten Schüler und einem wohlgesitteten Gentleman heranbildete.

Er bildete sich selbst zum Architekten aus, und eine von ihm in Manchester gebaute Kirche giebt Zeugniß von seiner Geschicklichkeit als Baumeister; allein sein eigentliches Werkzeug war der Pinsel und sein Beruf der eines Reisenden. Infolge einer zufälligen Bemerkung Alexander's von Humboldt wandte er seine Augen auf das malerische Land des östlichen Rußland.



Was seine Persönlichkeit betrifft, so war er der Typus eines reisenden Künstlers, hager, gewandt und sehnig, mit einem Handgelenk wie Fels und einem Auge gleich dem eines Dichters; seine Gemüthsart war auffallend sanft und in seinen Mienen lag eine Mischung von Befehl und Bitte. Nachdem er etwa ein Jahr gekränkelt, seine Kräfte ohne besonderes Leiden abgenommen, verschied er wie in einem ruhigen Schlafe in seinem 62. Lebensjahr am 13. August 1861 zu Lower Walmer in der Grafschaft Kent, wohin er sich begeben hatte, um die Landluft aufzusuchen. Er starb so völlig mittellos, daß für sein Söhnchen, welches ihm seine unerschrockene Gattin am Fuße eines öden Berges im Altai unweit der berühmten Quelle Tamschibulak geboren und, nach der englischen Liebhaberei für excentrische Namen, Altai Tamschibulak Atkinson getauft worden war, im Meeting der British Association vom Jahre 1861 eine Sammlung veranstaltet wurde, deren Ergebnis mir leider unbekannt geblieben ist.

Alterthümer im Altai. Nicht ohne Befremden wird mancher freundliche Leser vielleicht auf diese Ueberschrift blicken und sich im Stillen die Frage vorlegen, was denn bei den wilden, unnahbaren Schluchten des Altai mit „Alterthümern“ gemeint sein könne. Und doch ist der Altai mit den umliegenden Gebieten im Besitze wirklicher allerthümlicher Reste der verschiedensten Art, die es wohl verdienen, daß wir ein wenig bei ihnen verweilen. Am interessantesten erscheint es gewiß, daß der Bergbau im Altai bereits von einem vorhistorischen Volke betrieben wurde, wofür die unzweideutigsten Anzeichen vorliegen.

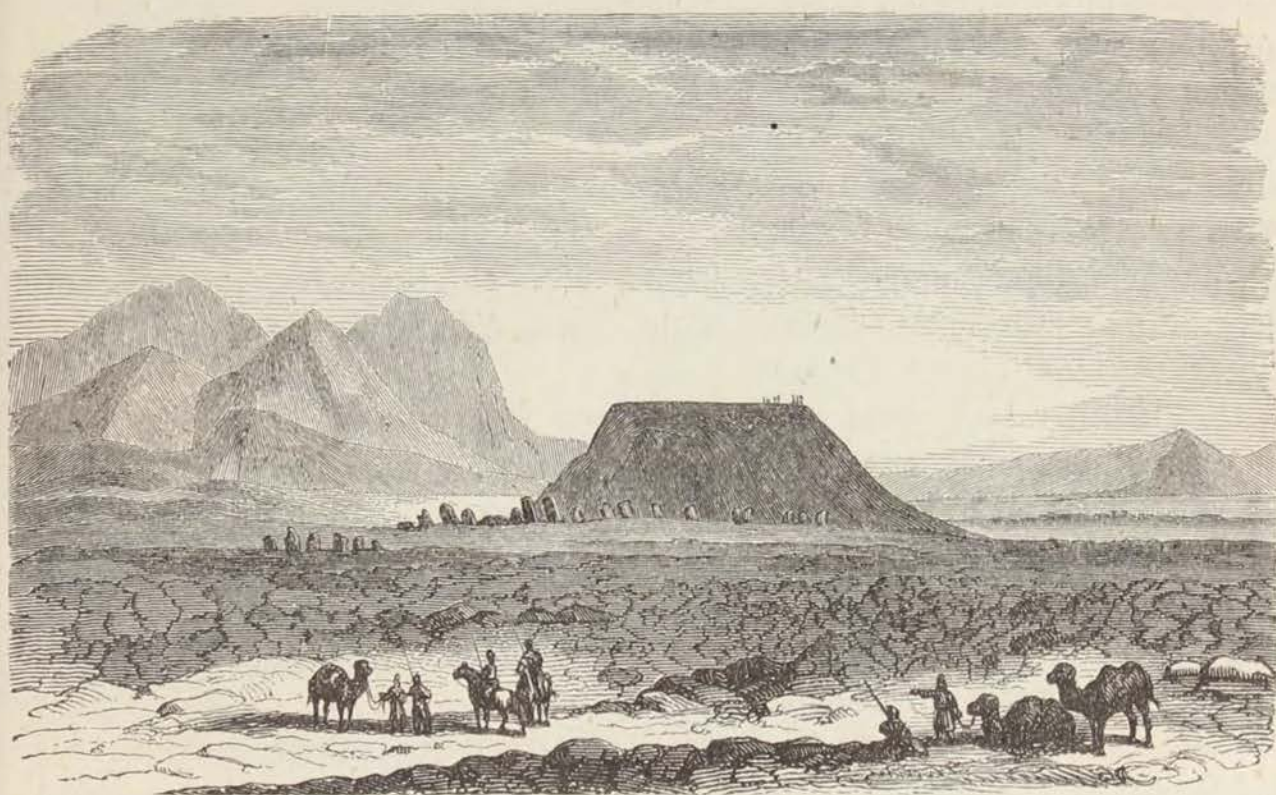
Schon der verdiente Pallas hat im zweiten Theile seines Reisewerkes auf diese uralten Bergbauer hingewiesen. Sie haben die zu Tage liegenden reichen Ockererze aus tiefen Schürfen und bis 10 Meter tiefen Schachten zu Tage gefördert; doch in die festen Erze einzudringen, dazu haben ihnen die Mittel und die Werkzeuge gefehlt. Ihre verfallenen Gruben, Schürfe und bemoosten Schlackenhalden finden sich in so unzähliger Menge über einen großen Theil der Nordverzweigungen des ganzen Altai-systems verbreitet, daß sie fast überall auch ohne Wünschelruth als Fingerzeige zum glücklichen Einschlagen von neuen Schachten und Grubenwerken dienen konnten. Was außer den Schürfen und Schachten von jenen vorhistorischen Bergbauern übrig geblieben, sind ihre Werkzeuge, und diese lassen uns auf Alter und Kulturgrad des Volkes einige Schlüsse thun. Ihre Keilhauen und anderen Berginstrumente bestanden nämlich aus Kupfer, so daß ihnen das Eisen ganz gewiß unbekannt gewesen. Darauf deuten auch die in den ältesten Gräbern des Gebirges, den sogenannten Tschudengräbern, aufgefundenen kupfernen Messer, Dolche, Pfeilspitzen und dgl. hin. Anstatt der Fäustel (Hämmer) bedienten jene alten Bergleute sich länglich runder, sehr harter Steine, um welche eine Vertiefung eingegraben oder eingeschliffen ist, die zur Befestigung des Riemens diente, mit welchem der Stein an den Stiel gebunden war. Den aufgeschürften Ocker brachten die alten Bergleute in Ledersäcken zu Tage. Beweis dafür ist das aufgefundene Gerippe eines durch Schachteinsturz erdrückten alten Bergmannes, bei dem man den mit Erz gefüllten Ledersack fand. An den Ufern der Bäche wuschen dann diese verschwundenen Menschen das Gold aus dem Ocker, wofür das alte Geschützte und der alte Goldschlich sprachen, die man an der

Smejewska auffand. Es ist also ganz leicht, sich ein Bild von dem Bergbau jenes uralten, heute verschwundenen Volkes zu machen. Wer aber war dieses Volk, welcher Zeit gehörte es an? Das sind interessante, aber immer noch ungelöste Fragen. Zur Orientirung des Lesers will ich jedoch die darüber verbreiteten Meinungen zusammenstellen.

Im russischen Reiche wurden ehemals alle Alterthümer stets den Tschuden zugeschrieben, eine Benennung, die, lautverwandt mit dem Namen Skythen, lange mißbraucht wurde, bis sie so werthlos geworden ist wie völlige Anonymität. Mit der Bezeichnung „tschudisch“ ist demnach so gut wie gar nichts gesagt, zumal dieselbe auf die Mehrzahl der Alterthümer nicht nur im Altai, sondern auch im Ural und selbst im europäischen Rußland angewendet wird. In der That sind die Vorsteppen des Altai-Systems und seine vorliegenden Hügel-landschaften in sehr weitverbreiteten Landstrichen vom Baikal und der Lena bis zum Tobol mit den Grabstätten einer solchen verschwundenen, einst sehr zahlreichen Völkerschaft bedeckt, welche ihren Todten den kostbarsten Metallschmuck an Gold, Silber, Kupfer oder Eisen zum andern Leben mit in die Gruft legte. Am häufigsten kommen diese Alterthümer bei Abakan am Ufer des Jenisei vor, und hier enthalten die Gräber die meisten Kostbarkeiten, woraus man hat folgern wollen, daß hier der Ursitz jenes unbekanntes Volkes gewesen. B. v. Cotta hat viele dieser Gräber in den angrenzenden Steppen westlich vom Altai und im Gebirge selbst gefunden; es sind einfache Steinhausen oder Erdausschüttungen, ganz in die Kategorie der deutschen Hünen- und Wendengräber, der Kumanierhügel Ungarns und der südrussischen Kurgane gehörig. Alexander Bezholdt, der in neuerer Zeit diesen Kurganen besondere Aufmerksamkeit geschenkt hat, fand die größte Unregelmäßigkeit in Bezug auf Größe und Vertheilung über die Steppe und selbst auf die Gestalt derselben; es giebt kleine und große, einfache und doppelte, durchschnittlich sind sie 5 — 6 $\frac{1}{2}$  Meter hoch und haben an ihrer Basis einen entsprechenden Umfang. Man findet sie im europäischen Südrußland, in Kaukasien, das ganze südliche Sibirien hindurch bis ins Amur-Gebiet und unterscheidet Grabkurgane, Erdauswürfe und Gräber und einfache Kurgane, welche dazu beitragen, der Steppe ein eigenthümliches Gepräge zu verleihen.

Schon v. Ledebour hat 1829 diese uralten Gräber am Tscharysch, einem aus dem Altai kommenden Nebenflusse des Ob, und an den in ihn fallenden Gewässern untersucht und die Bemerkung gemacht, daß fast regelmäßig ein Johannisbeerstrauch (*Ribes philostylum*) auf ihnen wächst, auch dann, wenn er in der Umgebung sonst nicht vorkommt. Eines, das Ledebour öffnen ließ, ergab merkwürdige Resultate. Bei 35 Centimeter Tiefe stieß er auf ein erstes Gerippe, 35 Centimeter tiefer auf ein zweites; das erste lag mit dem Kopfe nach Südwesten, das zweite nach Nordosten. Es ward weiter gegraben und eine aufrecht stehende, runde, kannelirte, weiße Marmorsäule, 70 Centimeter hoch und von roher Arbeit kam zum Vorschein. Marmor dieser Art findet sich aber in der Umgebung nicht. Dicht unter der Säule folgte ein Pferdegerippe nebst Pferdegebiß aus Eisen, dabei zerstörte Lederriemen mit Verzierungen aus getriebenen Kupfer. Aus Allem geht hervor, daß dieser Theil des Grabes mit der

Marmorsäule und dem eisernen Pferdegebiß verhältnißmäßig jung war. Aber man grub in der losen Erde noch  $3\frac{1}{2}$  Meter tiefer und kam nun auf das eigentliche „Tschudengrab“. Sogenannte Tschudenleichen werden jedes Mal in einer Lage von Thon aufgefunden, und so war es auch hier. Das Gerippe eines zwölfjährigen Kindes lag unter der Thonschicht; am Kopfende stand ein schwarzes, rohes, irdenes Gefäß, 22 Centimeter hoch, 11 Centimeter im Durchmesser haltend. Neben dem Gerippe lag Kinderspielzeug, eine Klapper aus Kupfer, ein Antilopenhörnchen aus Saxaulholz geschnitzt, andere Holzachen, Alles sehr roh gearbeitet, und durchbohrte Glasperlen, die wahrscheinlich im Handelswege aus China gekommen waren. Offenbar lagen hier mehrere Generationen, wol von verschiedenen Völkern und Kulturstufen, über einander begraben. Drei ähnliche Gräber ergaben bei der Untersuchung ähnliche Resultate.



Kurgan in der Nähe von Kopalsk.

Die Frage nun, wem diese Kurgane angehören, hat die Gelehrten schon vielfach beschäftigt, ohne eine annehmbare Lösung zu finden. Jedenfalls reichen sie in ein hohes Alter hinauf, da schon die griechischen Schriftsteller jener im südlichen Rußland gedenken und man, ein paar Ausnahmen abgerechnet, nie in einem dieser Hügel Schriftzüge gefunden hat. Nur einen Anhaltspunkt haben wir, freilich einen ziemlich schwachen; auf vielen derselben in Südrußland finden sich noch rohe steinerne Statuen, die sich im Allgemeinen sehr ähnlich sehen und worin der mongolische Typus vorschlägt. Darauf deuten auch die Ueberlieferungen im Kosakenlande und Neurußland; bei den Tataren aber schreibt sie die Sage den mehrfach erwähnten Tschuden zu, die von älteren Personen oft Akarak, die Weißäugigen, benannt werden. Allein mit dieser Tradition stimmen wiederum andere Sagen nicht überein. So wissen die Tataren zu

erzählen, zur Zeit der Tschuden sei keine Birke auf der Steppe gewachsen; als aber die Birke oder der „weiße Wald“ angefangen sich zu zeigen, d. h. als die Russen in das Land kamen und Felder rodeten, ahnten die Tschuden, daß ein „weißer Czar“ über das Land herrschen würde, und begruben sich aus Furcht vor dem neuen Herrscher sämmtlich unter den Kurganen. Augenscheinlich verwechselt diese Tradition Tschuden mit Kirgisen und schreibt Letzteren die merkwürdigen Alterthümer zu. In der That giebt es mehrere Gründe, die für ihren kirgisischen Ursprung sprechen. Im westlichen Rußland versteht man unter Tschud Völker, die zum finnischen Stamm gehören, wie die Esthen und Finnen; seltsamerweise begegnet man aber solchen angeblich tschudischen Denkmälern weder in Finnland und Lappland, noch in dem nördlichen, von finnischen Stämmen bewohnten Rußland. Der russische Akademiker Ed. v. Eichwald versuchte indeß in einem auf dem im September 1868 zu Bonn abgehaltenen „Internationalen Kongreß für Alterthumskunde und Geschichte“ die Ansicht zu begründen, daß, obzwar der Name des uralten, unbekanntes Volkes aus der Geschichte verschwunden sei, seine zahlreichen Nachkommen noch jetzt die alten Wohnsitze ihres Stammvolkes einnehmen und nur andere ethnographische Namen führen. Er ist nun der schon vom Akademiker Bayer vor fast hundert Jahren vertretenen Meinung, daß die Tschuden die Skythen des Alterthums und diese eine finnische Völkerschaft gewesen seien. Noch ein hervorragender Sprachgelehrter und Alterthumsforscher, Paul Josef Schafarik, glaubte an diese finnische Nationalität der Skythen.

In neuester Zeit ist es aber, besonders Dank den verdienstvollen Arbeiten R. Müllenhoff's, zweifellos geworden, daß die Skythen kein finnisches, sondern vielmehr ein indogermanisches Volk waren. An diese Entdeckung schließt sich nun die Meinung Neuerer, wie z. B. des Professor Cuno, wonach wir in diesen indogermanischen Skythen die alten Slaven selbst zu erkennen haben, eine Ansicht, die allerdings vielfachem Widerspruch begegnet, aber als immerhin nicht beseitigt betrachtet werden kann.

Wie man sieht, herrscht noch viel Unsicherheit und Verwirrung in der „Tschudenfrage“. Ausgemacht ist nur, daß die alten Skythen die finnischen Tschuden nicht sind. Andererseits, so weit wenigstens die uns vornehmlich interessirenden Räume Asiens in Betracht kommen, kann unleugbar durch Traditionen und verschiedene aus den finnischen Sprachen entlehnte Ortsnamen dargethan werden, daß finnische Völker einst auf den Steppen herumgestreift sind. Auch wissen wir, daß die Ausdehnung der Finnen über Europa einst eine weit größere gewesen als in der Gegenwart. Freilich besteht bei der ungeheuern geographischen Ausdehnung der sogenannten tschudischen Alterthümer durchaus keine Nothigung, dieselben nur einem Volke zuzuschreiben.

Für russische Alterthumsforscher liegt also hier noch eine dankenswerthe Aufgabe vor, nämlich eine systematische Beschreibung und Vergleichung aller Funde, was zu dem Ergebnis führen muß, entweder daß die Altaibewohner und die bergbauenden uralischen Völker Einem Stamme angehören, oder daß zwei gesonderte Kulturen in den beiden erzählenden Gebirgen sich entwickelten.

**Die Bergvölker des Altai.** Als die Russen vor drei Jahrhunderten in Sibirien eindringen, war das Land von vielen kleinen Stämmen bewohnt, die in ununterbrochener Fehde mit einander lebten. Die Eroberer unterwarfen sich diese Stämme in sehr kurzer Zeit und nahmen natürlich die besten Landstriche für sich. Auch im Altai wurden die eigentlichen Bewohner durch das oben geschilderte schrittweise Vordringen der Russen immer mehr verdrängt und auf die unnahbarsten Reviere beschränkt. Sie sind es, die wir in Nachstehendem ein wenig genauer betrachten wollen.

Den Altai pflegt man als Stammsitz jener Völker anzusehen, die von den Sprachforschern unter der gemeinsamen Bezeichnung der ural-altaischen zusammengefaßt werden, und deren genealogischer Zusammenhang namentlich in der neuesten Zeit durch die Bemühungen des Sprachforschers M. Castrén (Ethnologische Vorlesungen über die altaischen Völker. St. Petersburg 1857. 8.) wissenschaftlich festgestellt wurde. Dieser Gruppe gehören die Tataren und Mongolen an, wie ich schon bei Beschreibung der Kirgisen und Kaizaken erwähnt habe; indeß wollen wir uns hier nochmals fest einprägen, daß die Tataren Turkvölker sind und auch eine türkische Mundart reden. Als die wichtigsten Tatarenstämme haben wir bisher die Kaizaken, die man fälschlich als Kirgisen bezeichnet, und die echten Kirgisen kennen gelernt. Von den drei Kaizakenhorden, welche nomadisirend die Kirgisensteppe bewohnen, erstreckt sich das Gebiet der östlichsten großen Horde theilweise bis in den westlichen Theil des Altai, dessen Osten vorwiegend mongolische Völkerschaften inne haben; in den südlicheren Theilen treten neben diesen die echten Kirgisen auf, welche man auch wiederholt als schwarze Kirgisen, Kara-Kirgisen oder Buruten (Buräten, nicht zu verwechseln mit den ostsibirischen und mongolischen Burjäten) bezeichnen hört. Ihre Hauptsitze liegen jedoch im Tian-Schan, weshalb ich deren eingehende Erörterung erst nach Beschreibung der so interessanten Himmelsgebirge vornehmen werde. Da ich die Kaizaken in Sitten und Lebensweise dem freundlichen Leser schon ausführlich geschildert habe, so erübrigt hier nur, die Stämme der mongolischen Familie zu betrachten.

Sammt und sonders gehören diese Nomaden dem westmongolischen Zweige an, den man gewöhnlich den kalmükischen nennt. Auch die Benennung Delöten ist für sie üblich. Sie werden auch Durban oirad, die vier Verbündeten, genannt, weil sie seit Alters aus vier Stämmen bestehen, nämlich aus den Dsungar, Torgot, Choschod und Därbät. Der Ursitz derselben ist die sogenannte Dsungarei, die den Stoff zu unserem nächsten Abschnitte liefern wird. Durch Zwistigkeiten im Innern, sowie durch die Bewegungen, welche in Folge der Eroberungszüge Dschingis-Khans eintraten, wanderten einzelne Stämme derselben gegen Westen, wo sie in verschiedenen Gegenden sich niederließen. Ein ansehnlicher Wanderungsstrom bewegte sich gegen den benachbarten Altai, von da gegen die Kirgisensteppe, dann weiter gegen das Quellengebiet des Tobol, endlich an den Muchadscharischen Bergen vorüber nach dem Uralfluß und der Mündung der Wolga. Dort in der Steppe zwischen der Wolga und dem Ural, um Astrachan und Stawropol bis gegen Saratow, nomadisiren nun seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts diese Kalmüken (Torgoten), wo sie

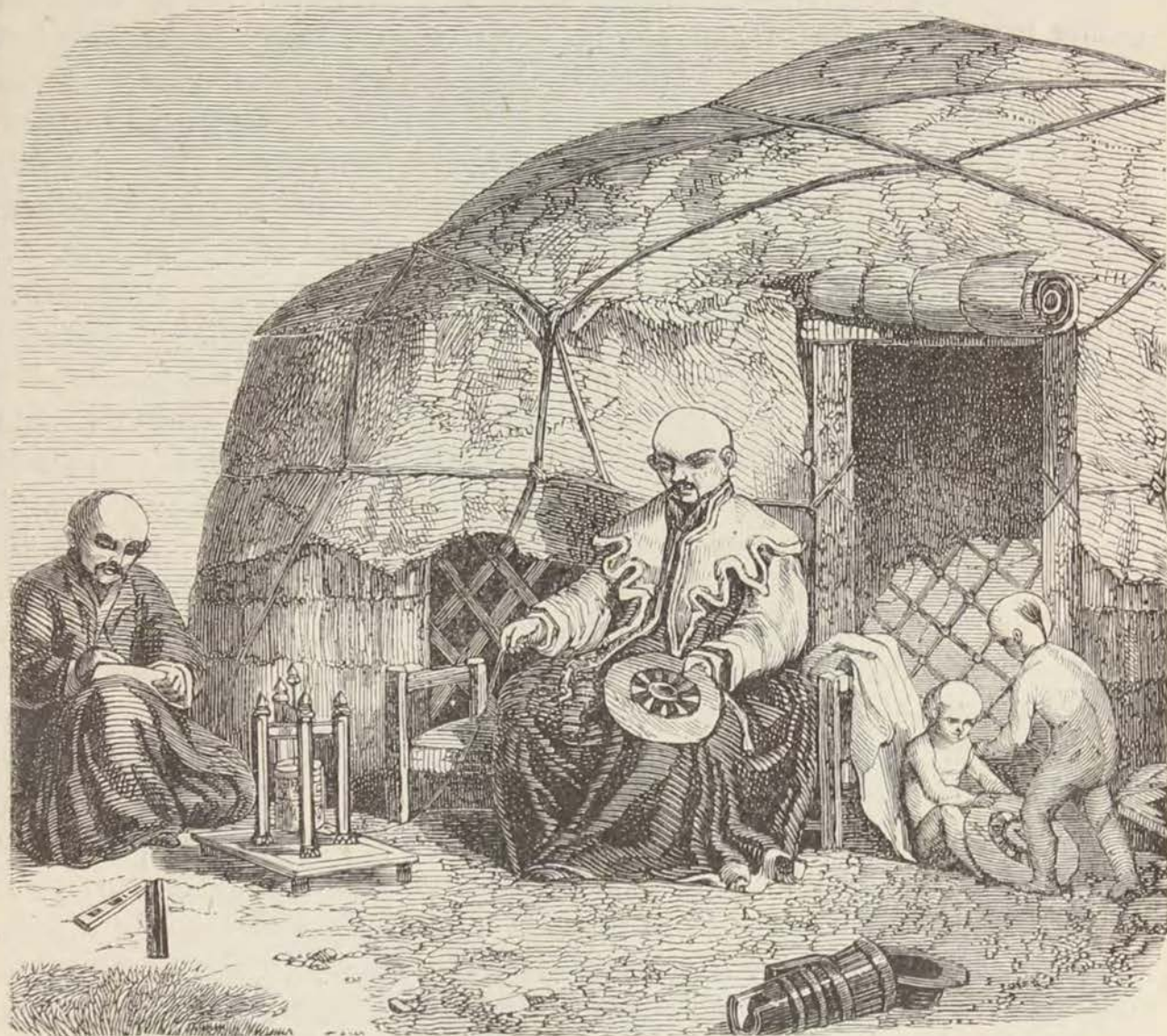
oft mit den Mitgliedern der Herrnhuter-Gemeinde Sarepta in Berührung kommen. Die am Altai angesiedelten Kalmüken sind auch unter dem Namen der schwarzen Kalmüken bekannt, zum Unterschiede von den Teleuten oder weißen Kalmüken, die einst an den Ufern des Telezkischen Sees hausten, schon lange aber von dort vertrieben und nunmehr tatarisirt in geringen Ueberresten im Gouvernement Tomsk ansässig sind.

Des Livländers Benjamin Bergmann nomadische Streifereien unter den Kalmüken zu Anfang unseres Jahrhunderts gaben zuerst näheren Aufschluß über diesen durch seine altherkömmlichen Sitten, seine eigenthümliche Poesie und Lebensweise merkwürdigen Volksstamm. Selten hat ein Mann, aus reinem Eifer für die Wissenschaft getrieben, mehr Selbstentsagung bewiesen, um ein Volk kennen zu lernen, als Bergmann; er aß, arbeitete und schlief mit den aus dem Ertrage ihrer Herden lebenden und von einem Weideplatz auf den andern ziehenden Kalmüken und ließ sich keine Mühe verdrießen, wenn er nur dabei Etwas von ihrer Sprache und ihren Gewohnheiten erlernen konnte.

In neuerer Zeit sind es ganz besonders die Schilderungen des Professor Wilhelm Radloff (im „Globus“, XI. Band), dessen ich schon wiederholt Erwähnung gethan habe, welche in das Leben und Treiben der Kalmüken den klarsten Einblick gewähren. Sein Wohnsitz zu Barnaul gab ihm Gelegenheit, den Altai zu bereisen und seine Bewohner sehr genau kennen zu lernen. Auch er führt uns zunächst in das kalmükische Zelt, die Jurta, die übrigens dem Aeußeren nach der kaizakischen Kascha vollkommen ähnlich sieht und auch im Innern fast keine Abweichungen zeigt. Diese innere Einrichtung ist höchst einfach. Der Thüre gegenüber, etwas nach links, ist das Bett, das aus Filzdecken besteht; rechts von demselben sieht man eine Reihe Paksäcke an der Jurtenwand aufgestellt, sie enthalten die bewegliche Habe der Familie. Ueber diesen dem Bette zunächst stehenden Säcken ist gewöhnlich eine Filzdecke oder ein Teppich ausgebreitet, und über diesem sind an den Dachstangen die Götzenbilder aufgehängt, wodurch wir daran gemahnt werden, daß wir uns nicht mehr unter Mohammedanern befinden, wie bei den Kaizaken. Zwischen den Säcken und der Thüre hängen an der Wand die Utensilien des Hausherrn, Sattel, Reitzzeug und Luntenslinte. Rechts vom Bette befinden sich die Küchengeräthe, der Schlauch, worin der Kumys gesäuert wird, und den wir bei den Kaizaken als Turjuk kennen gelernt, einige Kessel, Schalen, Näpfe, Eimer, Dreifüße, und dazwischen hängen Fleischvorräthe; in der Mitte ist die Feuerstelle mit all ihren schon in der Kascha geschilderten Annehmlichkeiten und Fatalitäten; rings um dieselbe liegen gewöhnlich vier bis fünf Fellstücke, auf denen die Hausbewohner und Gäste Platz nehmen. Gegenüber der Thüre, zwischen Feuerstelle und Bett, ist der Platz der Hausfrau und neben ihr links nach den Säcken zu jener des Hausherrn. Rechts, zwischen der Stelle der Hausfrau bis zur Thür, sitzen die zur Familie gehörigen Weiber, an der anderen Seite und in der Nähe der Thüre sitzen die Männer. Dicht neben dem Hausherrn ist die Stelle für den Ehrengast, dem man gewöhnlich als Sitz eine Filzdecke ausbreitet.

So sieht ohne Ausnahme jede Jurta aus. Reich und Arm begnügt sich mit den angeführten Hausgeräthen; nur hat der Reichere größere Kessel und

mehr Säcke. Der Inhalt der letzteren besteht bei den Wohlhabenden aus Zeugen, Fellen und Kleidungsstücken; bei den Armen meist nur aus Schafwolle und abgetragenen Lumpen. So wie in der kaizakischen Kascha herrscht auch in allen kalmükischen Jurten Unreinlichkeit und Unordnung. Radloff bemerkt, daß diese elenden Wohnungen weder im Sommer vor Regen oder Wind schützen, noch im Winter die Kälte abhalten, während hingegen der Kascha Sturm- und Regenfestigkeit nachgerühmt wird. Auch der Kalmük bewohnt seine Jurte in jeder Jahreszeit. Im Winter schüttet er Erde rings um dieselbe und legt an schadhaften Stellen des Daches neue Filzdecken auf.



Kalmüken vor der Jurte.

Trotz des ununterbrochen brennenden Feuers müssen sich die Bewohner doch noch in Pelze hüllen, um nicht zu erfrieren.

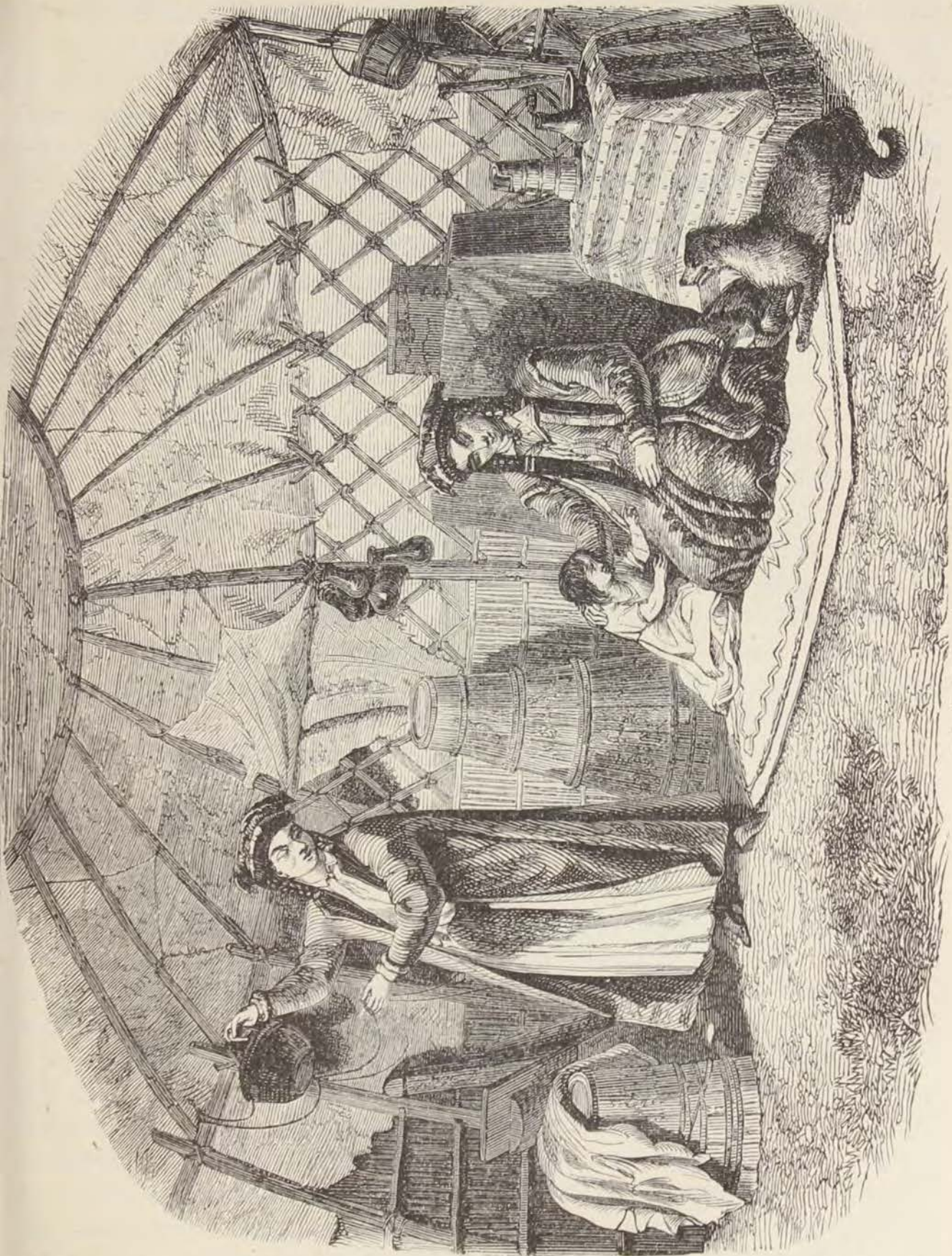
Die Kleidung der Kalmüken ist eben so gleichmäßig wie ihre Wohnungen, und es wäre schwer, Reich und Arm an der Kleidung zu unterscheiden. Freunde der menschlichen Gleichheit müßten sich in diesem Punkte wenigstens unter den Kalmüken außerordentlich befriedigt fühlen, denn kaum dürfte der Fall vorkommen, daß Einer „berstet vor Neid“ über die reichere Gewandung seines mehr begüterten Nachbarn. Im Allgemeinen tragen Alle ihre Kleidung, bis sie ihnen vom Leibe fällt; es hat also nur Der ein stattliches Aussehen, welcher zufällig ein neues Kleid besitzt.

Die Bekleidung der Kinder hat bei den Kalmüken die auffallendste Ähnlichkeit mit jener der jugendlichen Kirgis-Kaisaken beiderlei Geschlechts; auch sie laufen nämlich bis zum siebenten Jahre fast nackt einher, nur bei Kälte werden ihnen Schafpelze umgeworfen und Filzstrümpfe angezogen. Der Anzug der Erwachsenen weicht aber einigermaßen von jenem der Kaisaken ab. Männer und Weiber tragen kurze Hemden und bis zum Knie reichende Hosen von blauem Daba (Baumwollenzeug), Filzstrümpfe und Stiefel aus Reh- oder anderen Fellen, mit der behaarten Seite nach außen; über dem Hemd tragen sie meist einen Pelz ohne Ueberzug. Außerdem haben die Männer noch eine Jacke mit nach außen herabhängenden Taschen (Tshejmäk), die sie über dem Hemde tragen, die Weiber, nämlich die verheiratheten, einen langen Rock mit ausgeschnittenen Armlöchern (Tschödök), der theils über dem Hemde, theils über dem Pelz getragen wird. Die Kopfbedeckung ist die schwarze, spitze Lammfellmütze, wie bei den Kirgis-Kaisaken; von den verheiratheten Frauen wird dieselbe niemals abgenommen, selbst dann nicht, wenn sie vor Gericht erscheinen. Die Männer scheren den Kopf bis auf eine kleine kreisrunde Stelle am Scheitel, an der sie einen Zopf mit einem langen Zopfbehänge und einer Quaste daran tragen. Weiber und Mädchen lieben die bei den Kaisaken üblichen Haarverzierungen. Die Männer gehen bei großer Hitze mit nacktem Oberkörper, die Frauen aber erscheinen stets bekleidet. Unterschiede zwischen Sommer- und Winterkleidung sind unbekannt. Im Gürtel führt der Kalmük einen Feuerstahl mit Schwammtasche nebst Messer, in den Stiefeln Pfeife und Tabaksbeutel.

Die Pfeife spielt eine große Rolle im Leben der Kalmüken; allgemeiner als bei ihnen, sagt Radloff, ist das Tabakrauchen wol nirgends verbreitet. Frauen und Kinder rauchen, ja die Mutter steckt sogar dem Säugling die Pfeife in den Mund. Bekommt der Kalmük Besuch in seiner Jurte, so sind sämtliche Anwesende alsbald beschäftigt, in tiefem Stillschweigen die Pfeife aus dem Stiefel hervorzuholen, zu stopfen und anzuzünden. Darauf beginnt ein allgemeines Ueberreichen der Pfeifen mit der gewöhnlichen Begrüßungsformel „Nä tabysch bar?“ (was giebt's Schlechtes?), worauf die stehende Antwort „Tabysch jogula!“ (nichts). Eine Weile hört man nichts als diese Worte, denn ein Jeder ist damit beschäftigt, die Pfeife des Anderen auszurauchen und neu zu stopfen. Im Uebrigen verlaufen die Freuden eines solchen Besuches wie bei den Kaisaken; der Kumys ist's, der das letzte Wort behält. Man trinkt, so lange nur ein Tropfen von dem edlen Saft vorhanden ist; zuletzt sinkt Einer nach dem Andern auf der Stelle um, wo er sich gerade befindet, und Diejenigen, die nicht abgefallen sind, machen durch Geplauder einen schrecklichen Lärm. Nur die jungen Weiber und Kinder bleiben nüchtern, denn Frauen, die keine erwachsenen Kinder haben, dürfen sich nach kalmükischen Begriffen von gutem Ton nicht betrinken. Die Zubereitung des Milchbranntweins bei den Kalmüken ist verschieden von der bei den Kaisaken üblichen. Ein großer flacher Kessel wird auf einen Dreifuß gestellt und zu drei Biertheilen mit Milch angefüllt, darauf mit zwei runden Deckelhälften aus Holz bedeckt, welche genau auf den Kessel passen. Die Ritzen werden sorgfältig mit Lehm verschmiert. In jeder Deckelhälfte befindet sich ein rundes Loch von etwa 4 Centimetern im Durchmesser;



in diese Löcher steckt man zwei herumgebogene Holzröhren, die in zwei hölzerne Kannen münden. Die Röhren werden nun wieder sorgfältig verschmiert und ein helles Feuer unter dem Kessel angemacht; die dadurch ins Kochen gerathene



Kalmückenfrauen in der Jurte.

Milch destillirt nun in die Holzkrüge über, womit der Prozeß zu Ende, der aber nur im Sommer bei Ueberfluß an Milch vorgenommen wird.

Die Kalmücken sind meistens mittelgroß, aber unterseht und breitshulterig; ihre Gesichtszüge tragen den mongolischen Typus, etwas schief liegende Augen,

breite Backenknochen, nach hinten liegende Stirn und flache Nase. Die Gesichtsfarbe ist nicht leicht zu beurtheilen, da der immerwährende Rauch der Jurte gelbbraun färbt, und der Kalmük sich außerdem nur selten wäscht, daher auf der Haut ein schwarzer Ueberzug entsteht, der nichts erkennen läßt. Obwol grundhäßlich, liegt in ihren Gesichtern doch ein kindlich gutmüthiger Zug, der Jedem Vertrauen einflößen muß und in der That, wie alle Beobachter versichern, durch ihr Benehmen nicht Lügen gestraft wird. Zu Fuß außerordentlich schwerfällig, wozu seine lange, dicke Pelzkleidung und der schleppende Gang nicht wenig beitragen, ist der Kalmük zu Pferde ein ebenso gewandter, unerschrockener Reiter, wie der Kaizak.

So einfach wie ihre Jurte und ihre Kleidung ist auch das Leben der Kalmüken. Sie wohnen zwischen den mächtigen Gebirgszügen ganz vereinzelt, zerstreut; das Flußgebiet, das sie mit ihren Nachbarn bewohnen, bildet die Welt, in der sie aufwachsen und bleiben. Mit seinen nächsten Nachbarn fühlt der Kalmük sich eins, aber schon seine Stammgenossen an anderen Flüssen sind ihm Fremde, denn es ist in ihm noch nicht das Bewußtsein einer Gemeinsamkeit mit ihnen wach geworden. Ja, er besitzt nicht einmal einen Namen für sein Volk, denn Kalmük oder Tatar ist ihm von den Russen überkommen, und er wendet diese Benennung nur an, um sich vom Russen zu unterscheiden. Gewöhnlich aber nennt er sich bloß nach dem Flusse, an dem er lebt, z. B. Tschuj-Kischi (Tschuja-Mensch).

Ein großer Unterschied besteht doch im Leben der Kalmüken und der Kaizaken, insofern Erstere sich nicht einmal zu einem Aul vergesellschaften, sondern meistens auf die eigene Familie beschränkt bleiben. Wenn man die Beschreibungen der Altareisenden liest, so ist übereinstimmend geschildert, wie da und dort in der Nähe der Flüsse drei bis vier Kalmükenjurten im Gebüsche so verborgen liegen, daß man ihrer kaum gewahr wird. All das Lärmen, all die Bewegung, welche die Pflege der zahlreichen Herden im Kaizaken-Aul verursacht, sind dem Kalmüken fremd. Mehr noch als der Kaizak ist der Kalmük ein Nichtsthuer, der all des Lebens Mühe und Plage den Weibern aufhält, während er selbst in Essen, Trinken, Rauchen und Schlafen seine Zeit verbringt. Wenn wir von den Wolga-Kalmüken, die aber nicht in den Rahmen dieser Betrachtung fallen, wissen, daß sie ihre Frauen mit einer seltenen Achtung behandeln, so hat dies auf den kalmükischen Tagdieb des Altai keinen Bezug. Nur im Herbst hängt er die Flinte um und streift mehrere Wochen auf Schneeschuhen in den Gebirgen einher, um die für die Abgaben nöthigen Felle zu beschaffen. Im Sommer besucht er seine Freunde und Bekannte und labt sich am edlen Kumys. Man kann als gewiß annehmen, daß während des Sommers fast die ganze Bevölkerung des Altai nur selten nüchtern wird.

Seiner Meinung nach führt indeß der Kalmük ein herrliches Leben und hat von seinem Standpunkt aus vollkommen Recht, denn keine Sorge drückt ihn, und kein Wunsch nach irgend einer Veränderung steigt in ihm auf. Hat er keine Kleidung oder keine Speise, so erhält er sie vom reicheren Nachbar, denn sämtliche Bewohner einer Gegend bilden ja gleichsam eine Familie, und der Reiche ist nur reich, um alle ihn umgebenden ärmeren Faullenzer mitzufüttern. Dies wird ihm auch nicht schwer, denn seine bessere Lage ist nicht durch mühevollen

Arbeit errungen, er war nur glücklicher, seine Herden vermehrten sich und blieben gesund, während Seuchen dem armen Nachbar das letzte Vieh hinwegrafften. Dieser im höchsten Grade ausgebildete Kommunismus ist besonders bei jenen Kalmüken im Schwange, die sich noch am meisten in dem sogenannten „Naturzustand“ befinden, bei jenen in den Thälern des Tschulyshman, der Baschkau und des Telezkischen Sees; hier herrscht vollständige Standesgleichheit, aber mit Schrecken — meint wol sehr wahr Dr. Radloff — müßten sich die Kommunisten neuerer Zeit von ihrem Ideale abwenden, wenn sie hier die Folgen der Gütergemeinschaft beobachten würden. Der Kommunismus, welchen die vergleichende Völkerkunde bei sehr tieffstehenden Stämmen heimisch, nicht aber als ein für gesittete Menschen ersehenswerthes höheres Kulturideal erkennt, dieser ist es, der hier jedes Streben nach Fortschritt unmöglich macht, und sicherlich würde jeder Kommunismus zu derselben Unthätigkeit, zu denselben Verwüsthungen führen, wie wir ihn bei den sogenannten Naturvölkern finden. Für eine gegentheilige Ansicht ist zum mindesten kein Beweis zu erbringen. Den Menschen zwingt nur die Noth oder der Wunsch nach Eigenthum, also der Egoismus, zum Arbeiten und somit zum Fortschritt.

Deutlich läßt sich dies dort erkennen, wo die Nähe russischer Besitzungen einigen Einfluß auf die benachbarten Kalmüken ausgeübt hat; hier fängt auch der Wunsch nach Besitz und damit in unlöslichem Zusammenhang das Streben nach Standesunterschieden an Wurzel zu schlagen. Zugleich sieht man größere Rührigkeit in das einförmige Leben der Bergbewohner eindringen. Dort beginnen die Männer Handel zu treiben und auch den Acker zu bebauen. Freilich — fügt Professor Radloff, unser Gewährsmann, hinzu — dringen mit diesem Fortschritt auch viele Uebel ein; Leidenschaften und Laster werden erregt, die der „wilde Naturmensch“ nicht kannte. Der Kalmük stiehlt nicht, weil er keine Bedürfnisse hat, kennt weder Lug noch Trug, weil es in seinen Bergen nichts zu verheimlichen giebt, und er viel zu träge ist, sich zu verstellen. So sehr dem gelehrten Beobachter darin beizupflichten ist, daß man dies Nichtvorhandensein der bedeutenden Laster civilisirter Völker nicht als Sittlichkeit bezeichnen könne, die dem Kalmüken beizubringen, so unzweifelhaft das Eindringen solcher Laster eine unabänderliche Folge der beginnenden Civilisation ist, so scheint es uns doch eine des Nachdenkens noch sehr werthe Frage, ob der damit angeblich verbundene Schritt zur Bervollkommnung — indem sich das Gute vom Bösen scheidet und ein wahrhaftes Sittlichkeitsgefühl, ein gewisses Selbstbewußtsein entsteht, das dem ganz im Naturzustande lebenden Volke abgeht — auch wirklich ein Gewinn für dieses Volk selbst ist. Und darüber sind wol die Akten noch nicht geschlossen.

Die innere Zufriedenheit und die dadurch hervorgebrachte geistige Trägheit hält den Bergnomaden auch ab, sich viel Kopfzerbrechens um religiöse Verhältnisse zu machen. Eigentlich kümmert er sich blutwenig „um Gott und die ganze Welt“. Die Kalmüken in den Kaspischen Steppen Europa's bekennen sich zu einem verblähten und entarteten Buddhismus, dem auch die Mongolen, ihre östlichen Stammesbrüder, angehören; seit dem Jahre 1840 sollen indeß bei den Kalmüken um Saratow zahlreiche Bekehrungen zum Christenthume

vorgekommen sein. Im Altai indeß bekennen sich die Bergkalmüken zum Schamanismus, von dem es Professor Radloff sehr zweifelhaft erscheint, ob dieser überhaupt den Namen Religion beanspruchen dürfe. Wenn man mit Charles Darwin und Edward B. Tylor den Glauben an geistige Wesen als die minimale Definition der Religion gelten läßt, so wird man den Schamanismus ganz sicher zu den Religionen zählen müssen; denn im Schamanismus werden die Zauberer oder Schamanen jenen Kräften, die das Weltall regieren, gleichgestellt. Nicht für sie, sondern zu ihnen muß man beten. Mit anderen Worten der Schamane ist kein Priester eines Gottes, sondern er ist gewissermaßen eine Art von Gott selbst, wenn auch nur in äußerst roher Auffassung. Das Wort Schamane, womit wir die Zauberer und Geisterbanner aller nord- und hochasiatischen Völker bezeichnen, ist übrigens bei weitem den meisten dieser Völker ganz unbekannt; die Tungusen allein haben das beinahe ganz gleichlautende Saman und bei den tatarischen und kalmükischen Stämmen Sibiriens findet sich die möglicherweise urverwandte Benennung Kam, welche schon in der amtlichen chinesischen Geschichte des Kaiserhauses Thang (618—906 n. Chr.) als kirgisisches Wort für „Zauberer“ erwähnt wird. Auch bei den Kalmüken des Altai heißen die Zauberer Kam; sie sind die Kaste der Eingeweihten, welche durch Zauberformeln die Geister beschwören und von ihnen durch dargebrachte Opfer Glück und Gesundheit für die Opferbringer erflehen. Die Gabe des Zauberns wird ihnen angeblich durch die Gottheit selbst verliehen, aber, wie sie behaupten, erweist Gott diese Gnade nur den Kindern eines Schamanen. An anderen Orten, z. B. bei den minussinskischen Tataren ist das Schamanenthum nicht erblich, sondern wird nach Wahl, die sich auf die Fähigkeiten und Anstelligkeit des Kandidaten gründet, bestimmt. Allem Anscheine nach glauben übrigens die Schamanen selbst nur wenig an die Offenbarungen der Gottheit und lernen meist nur von ihren Vätern ererbte, ihnen selbst unverständliche Gebetformeln auswendig, um von den Leuten beschenkt zu werden. Die Mehrzahl der Schamanen übt wahrscheinlich bewußten Betrug. Wir verdanken Hrn. H. v. Lankeau eine nach russischen Quellen bearbeitete Schilderung der Schamanen und des Schamanenwesens (im „Globus“, XXII. Band), woraus dies mit ziemlicher Gewißheit hervorgeht. Alle Ceremonien der Schamanen bestehen einzig und allein in Gebeten, Opfern, Beschwörungen, Prophezeiungen und ärztlichen Berathungen. Für gewöhnlich unterscheidet sich der Schamane durch die Kleidung nicht von seinen Volksgenossen; wenn er aber im Dienst ist, trägt er einen ganz absonderlichen, abenteuerlichen Anzug.

Ueber ihre Gottheit selbst haben die Kalmüken nur eine ganz unklare Vorstellung, und nur Wenige konnten Professor Radloff von dieser Rechenschaft geben. Ihrer Angabe nach giebt es zwei Hauptgottheiten, eine gute, den *Uelgän*, von Manchen *Tängiri-Khjan* (Himmelsfürst) oder *Pajana* genannt, und eine böse Gottheit, *Erlik*, *Kösmös* oder *Schaitan*. Diese Namen sind den Nachbarvölkern entlehnt, *Erlik* den Mongolen, *Schaitan* den mohammedanischen Turfstämmen; außerdem giebt es noch viele, gleichfalls von den Nachbarvölkern überkommene Nebengottheiten und verehren sie die Berge und Flüsse als Herren des sie ernährenden Landes und die Seelen der Vorfahren. Aber alle

diese höheren Wesen sind ein dunkles Chaos von Vorstellungen, die ins Unge-  
wisse in einander verschwimmen. Selbst die Prinzipien der guten und bösen  
Gottheit sind nicht streng von einander geschieden, denn Erlik oder Schaitan  
erscheint bald als Vater, bald als Vernichter der Menschen. Seine Werke glau-  
ben sie an verschiedenen Stellen des Landes, meist in grotesken Felsbildungen  
zu erkennen. So wissen wir von den Schaitanfelsen in der Nähe des Irtysch.  
Schaitan und seine Legionen — so meinen die Kalmüken — bewache hier sein Gebiet.

Im Allgemeinen küm-  
mert sich das Volk wenig  
um die überirdischen Wesen  
und ihr ganzer Kultus be-  
steht darin, daß man in jeder  
Jurte rechts am Bette eine  
den Göttern geweihte Stelle  
hat, wo verschiedene Gözen-  
bilder aufgehängt sind;  
auch vor der Jurtenthür  
baumelt zwischen zwei  
Stangen ein Strick mit  
bunten Lappen und Bän-  
dern zu Ehren der Götter.  
Damit denkt der Kalmük  
aber auch genug gethan zu  
haben, beten thut er nie.  
Erst wenn Unglück, Krank-  
heit oder andere Leiden ihn  
drücken, erinnert er sich der  
Gözen, läßt er den Scha-  
manen kommen, der mit  
Hülfe seiner Trommel die  
Geister beschwört und den  
Urheber des Mißgeschicks  
zu erkennen sucht. Nachdem  
er diesen angeblich erfahren  
hat, beredet er sich mit sei-  
nen Geistern über die Ab-



Schamanen beim religiösen Tanz.

stellung des Uebels, welche durch Opfer von Pferden oder Schafen bewerkstelligt  
wird. Entweder opfert man dem guten Geiste, den man um seine Hülfe ansieht,  
oder dem bösen, um durch die Gabe sich loszukaufen. Dem Uelgän opfert  
man weißes, dem Schaitan schwarzes Vieh. Von jeher und noch jetzt be-  
zeichnet nämlich Weiß und Schwarz in Nordasien edel und unedel, frei und un-  
frei, daher so häufig noch der Ausdruck „weißer Czar“ (ak-tsar) für den Kaiser  
von Rußland vorkommt. Das Fleisch der Opferthiere wird von den versam-  
melten Gästen, die der Ceremonie beiwohnen, verzehrt, und nur die Haut mit  
den Knochen des Kopfes und den unteren Extremitäten wird an der Stange

des Opfergerüstes aufgehängt. In einigen Gegenden des Altai wird den Göttern von jeder Speise ein Opfer dargebracht, indem man, ehe man den Napf mit Speise an den Mund setzt, ein Wenig davon nach allen Seiten hinspritzt.

Bei gefährlichen Bergpässen und Flußübergängen sind Steinhaufen, Dbo, errichtet, bei denen der Vorübergehende dem Schutzgeiste ein Opfer bringt, indem er ein Steinchen, einen Zweig oder einige Haarbüschel aus der Mähne seines Pferdes auf den Steinhaufen wirft. An einigen Stellen werden solche Opfer an einem Baume aufgehängt. Alle diese religiösen Handlungen verrichtet der Kalmük, aber ohne jegliche Andacht, ja selbst beim Beschwören der Geister durch die Schamanen sieht man die Anwesenden rund um im Kreise scherzend und plaudernd sitzen, als ob die Handlung sie gar nicht berühre. Auch die Schamanen selbst scheinen die Sache nicht sehr ernsthaft zu nehmen, denn sie sind für kleine Geschenke gern erbötig, jedem Reisenden ihre Künste mit der Zaubertrommel vorzumachen.

Was die Beziehungen der altaischen Bergkalmüken zu der russischen Regierung betrifft, so blieben sie, da sie durch die Lage ihrer Wohnsitze von allen Nachbarn getrennt sind, in ihren inneren Angelegenheiten fast ganz autonom gestellt. Sie zerfallen in zwei Bezirke, die der eigentlichen Kalmüken und die der Dwojedanzen. Die Ersteren sind schon seit einem Jahrhundert, die Letzteren dagegen erst seit wenigen Jahren russische Unterthanen; bis dahin waren sie der chinesischen Krone unterthan und zahlten der russischen Regierung nur für das Land, das sie bewohnten und das zum russisch-chinesischen Grenzbezirke gehörte, eine Abgabe an Maralfellen, daher die jetzt gegenstandslos gewordene Benennung „Doppeltzinspflichtige“ (Dwojedanzen).

Die Altai-Kalmüken zerfallen nach Dr. Radloff in sieben verschiedene Abtheilungen (Tülschin) und die Dwojedanzen in zwei. An der Spitze jeder Abtheilung steht ein Saisan; diese Würde ist in der Familie erblich, kann aber auch auf Wunsch des Volks einem Andern übertragen werden. Unter jedem Saisan stehen vier bis fünf Temitschi, deren Würde ebenfalls erblich ist, und unter jedem Temitschi stehen mehrere Schülangü. Die Pflicht dieser Beamten ist, der russischen Krone die Abgaben, welche in Fellen gezahlt werden, einzusammeln und in der Kreisstadt Bijsk abzuliefern, außerdem die Verbrecher, die vom „Kopfgericht“ gerichtet werden müssen, dem Bijsker Kreisgericht zu überweisen und zuzuführen. Im Lande selbst gehört es zu ihren Amtsgeschäften, in ihrem Bezirke (Saisanschaft) Ruhe und Frieden zu erhalten und über Streitigkeiten und kleine Verbrechen oder Vergehen in einer Versammlung der Temitschi zu richten. Sollte das Urtheil des Saisans und der Temitschi dem Betheiligten nicht gerecht und billig erscheinen, so steht ihm die Befugniß zu, an das Bijsker Kreisgericht zu appelliren, und der Fall wird dann in einer großen Versammlung der Saisane und vieler angesehenen Kalmüken, die unter Vorsitz eines Beamten des Bijsker Kreisgerichtes alljährlich einmal im Altai stattfindet, entschieden. Mit Ausnahme schwerer Verbrechen richten die Saisane nach den hergebrachten Sitten; das russische Gericht darf sich nur dann einmischen, wenn ein Russe bei einer Streitigkeit betheilig ist, oder wenn die Kalmüken es selbst wünschen.

Die Saisane werden in ihrem Amte von der russischen Regierung bestätigt, erhalten aber keine Abzeichen ihres Ranges; jene der Dwojedanzen wurden früher von der chinesischen Regierung ernannt und trugen chinesische Mützen, ja trugen dergleichen noch jetzt, obwohl sie sich von China losgesagt haben. Ehrfurcht vor dem Saisan hat Radloff nur bei den Dwojedanzen bemerkt. Im Allgemeinen beobachten die Kalmüken unter einander nur wenig Höflichkeit, und die Frage: „Esen bolsyk?“ (seid ihr gesund?) ist oft das einzige Höflichkeitswort, das sie kennen. Gegen ihre Oberen sind sie, einer anderen Quelle zufolge, jedoch sehr respektvoll und zeigen dies durch allerlei Begrüßungen und Verbeugungen. Gorochow, ein ehemaliger Beamter im Kreise Bijsk, der mit den Kalmüken jener Gegend durch langjährigen Verkehr genau bekannt war, meldet (im russischen Journal des Ministeriums des Innern vom November 1840), daß auf eine ergangene Vorladung nie einer ausgeblieben sei und sie sich stets an dem bestimmten Orte, wenn dieser auch manchmal 100 Werste entfernt war, eingefunden hätten. Wenn er die Dienste eines Kalmüken nöthig gehabt und, um denselben herbeizurufen, nur den Fetzen eines zerrissenen Couverts mit einem Siegel statt aller formellen Ladung an ihn gesendet, so sei er stets ohne alle Zögerung gekommen und habe seine Befehle rasch und willig vollzogen. Ebenso, sagt Gorochow, bezeigen sie ihren Saisanen ausnehmende Achtung. Merkwürdig ist ihre Abneigung, bei Klagen zu schwören oder einen Anderen zum Schwur zu veranlassen. Sie kennen nichts Lästigeres und Unangenehmeres, so daß sie oft lieber ihr Recht aufgeben als schwören. Der Eid ist bei ihnen doppelter Art; bei unbedeutenden Sachen schwören sie auf das abgezogene Fell eines Bärenkopfes, bei wichtigeren auf ein scharfgeladenes Gewehr, dessen Mündung mit einer Kupfermünze bedeckt wird, die der Schwörende küssen muß. Das Gewehr stellen sie dabei an eine gabelförmige Stange, nehmen es nach dem Eide weg und feuern es in die Luft ab. Dann suchen alle Zeugen und Verwandten Dessen, der den Eid gefordert hat, den Gegner anzuspucken, welcher sich möglichst schnell zu verbergen bemüht ist. Woher dieser Begriff vom Eide kommt, läßt sich nicht sagen, und es verweigern die Kalmüken auf alle Fragen in Betreff dieser Sitte die Antwort, wahrscheinlich weil sie selbst keine genügende dafür wissen. So weit Gorochow.

Was die Abstammung der altaischen Kalmüken betrifft, so erklärt sie ein Kenner wie Radloff zum größten Theil für Türken von den verschiedenartigsten Stämmen, die während vieler Jahrhunderte den Altai berührt haben. Ihre Sprache ist ein sehr reiner türkischer Dialekt, in den aber viele mongolische Elemente durch den Lauf der Zeit und Geschichte sich eingemischt haben.

Von nicht geringem Interesse sind außer ihren Heldengesängen, welche Radloff gesammelt und unter denen sich Stücke von hohem poetischen Werth befinden, die von Professor Bernhard Jülg herausgegebenen „Märchen des Siddhi-kür“, welche bei Kalmüken und Mongolen gleich beliebt sind. Dieser Siddhi-kür (siddhi, Zauberkraft; kür, Leichnam) ist nun erwiesenermaßen nichts Anderes als eine mongolische Bearbeitung der alten buddhistischen Rezension der indischen Märchensammlung, die den Namen Betälapantschati, d. i. fünfundzwanzig Erzählungen eines Betäla (der in Leichnamen wohnende,

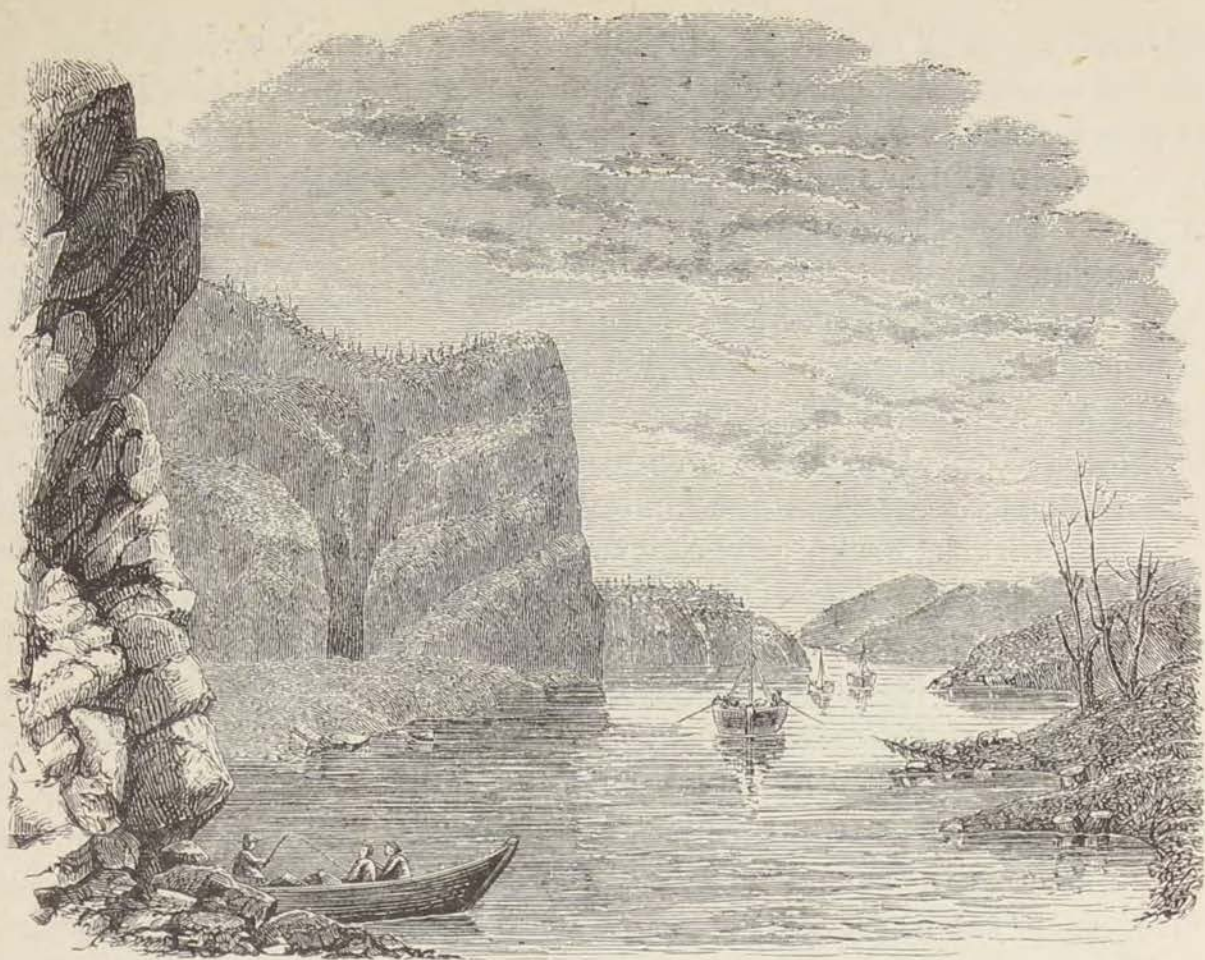
mit Zauberkraft begabte Dämon) führt, durch den Buddhismus zu den Mongolen und von diesen zu den Kalmüken gedrungen ist. Die Sammlung besitzt eine hohe kulturgeschichtliche Bedeutung, da sich darin die meisten der auch bei den gesitteten Völkern Europa's im Schwange gehenden Märchen wiederfinden. Am deutlichsten geht dies aus der gleichfalls von B. Jülg veröffentlichten Erzählung aus der Sammlung des Ardschi Bordschi Khan hervor, welche ein vollkommenes Seitenstück zum Gottesgericht in „Tristan und Isolde“ Gottfrieds von Straßburg bildet.

Russische Ansiedler dringen fortwährend mehr und mehr in den Altai ein, und das Häuflein der Kalmüken schmilzt mit jedem Jahre mehr zusammen, da sie sich allmählich auch mit den Eindringlingen vermischen. Die Bergkalmüken werden nach wenigen Jahrzehnten zu den untergegangenen Stämmen gehören, wie die zahlreichen Tatarenstämme, welche vor zwei Jahrhunderten den Nordrand des Altai bewohnten.

Zu diesen verschwundenen Völkern des Altai gehören auch die Teleuten oder weißen Kalmüken, über deren Geschichte Karl Ritter die wichtigsten Daten gesammelt hat. Sie hausten vorzüglich am Telezkischen See, der von ihnen den Namen hat, zur Zeit als derselbe von den Tomskischen Kosaken unter Anführung des Bojarensohns Peter Sobanski 1633 entdeckt wurde. Diese Seeanwohner verschwanden, ohne daß man genau anzugeben wüßte, wohin, oder wo eigentlich dieses Volk etwa in seinen Ueberresten nachzuweisen wäre, wenn es sich nicht mit den Bergkalmüken längs der oberen Baschkauz und des Tschulyschman vermischte. Teleuten finden sich auch heute noch weit im Südwest und Westen unter den Kirgis-Kaizaken der mittleren Horde als Leibeigene und Knechte in der Kirgisensteppes. Zweige desselben Volkes sind in den nördlicheren Gegenden am Tom, im Kuznezker und Tomsker Kreise längst in Dorfschaften angesiedelt, Ackerbau und Viehzucht treibend. Obwol als weiße Kalmüken bezeichnet, sind doch die Teleuten unzweifelhaft osttürk-tatarischen Stammes, wie denn überhaupt unter den sogenannten altaischen Kalmüken viele nicht mongolischen, sondern türkischen Ursprunges sind.

Unbezweifelt mongolischen Stammes sind die gleichfalls dahinsiechenden und schwindenden *Karagajen*, ein halbwildes Jägervölkchen, dessen Physiognomie ihre sehr nahe Verwandtschaft mit den in den Steppen Ostsibiriens wohnenden Burjäten (der dritten Abtheilung der Mongolen, nicht zu verwechseln mit den Buräten, Buruten oder Kara-Kirgisen) verräth, aber nicht mehr in das eigentliche Altaigebiet gehört. Der westlichste von den fünf „Uluß“ dieses Volkes, von dem übrigens eine ältere Beschreibung (im „Ethnografitscheskij Sbornik“, IV. Theil, 1858) sagt, daß der ganze Gesichtstypus mehr an die Kirgis-Kaizaken der mittleren Horde als an die Mongolen erinnere, haust an den Bächen, die sich in den Kan, einen rechtseitigen Nebenfluß des Jenisei, ergießen.





Der Irtysh bei Semipalatinsk.

#### IV. Dsungarei und Siebenstromland.

Allgemeiner Ueberblick. Begrenzung. Balchaschsee. Semipalatinsk und Umgebung. Ableitung des Namens. Steinkohlen. Fauna. Der Dsaißangsee und das Obere Irtyshthal. Thierwelt. Karelins Reise. Struve und Graf Potanin. Erforschung der Dsungarei. Baikow. Licharew. Siewers. Snegirew. Putimtschew. Madatow. Fedorow. Karelins. Schrenk. Netschwolodow. Der Balchaschsee und die Ala-Kul-Gruppe. Infantjew. Siebenstromland und Alatau. Verschiedene Regionen. Klima. Atkinson. Schlund der Teufelshöhle. Thal des Ili. Produkte und Klima. Kulscha. Handel. Semipalatinsk. Tauschhandel. Gold. Dsungarische Völkerschaften. Chinesische Eroberung. Aufstand gegen die Mandtschu. Krieg mit Rußland. Märchen von den beiden Niesen.

Nichts ist schwieriger als eine strenge Umgrenzung der geographischen Gebiete Centralasiens. Wegen dieses Schwankens der geographischen Begriffe müssen wir jedesmal erst genau erklären, welche Landstriche darunter gemeint sind. Als „Dsungarei“ betrachten wir demnach jenen Raum, der sich südlich vom Altai zwischen diesem und den Tian Schan oder Himmelsgebirgen erstreckt, und die frühere chinesische Provinz Tian Schan-pe-lu oder die Distrikte Ili und Tarbagatai, nicht aber Kobdo, im Westen hingegen die russischen Distrikte Alatau, Kopal und Nyagyz, d. h. die jetzige Region von Semipalatinsk und das Siebenstromland bis an den Fuß des Tian Schan umfaßt. Als die südliche Grenze des Altai haben wir — ziemlich willkürlich allerdings — das Thal der Buchtarma angenommen. An ihrem rechten, südlichen Ufer nun erhebt sich das Kurtschungebirge, ein breiter, den Cholsun an Höhe übertreffender Rücken ohne ausgezeichnete Gipfelbildung, den Einige noch zum Altai zählen, der aber unserer Auffassung nach schon zur Dsungarei gehört. Im Westen fällt dieser Höhenzug gegen den hier von Süd nach Nord fließenden Irtysh, der aus dem großen Dsaißangsee hervorkommt, ab. Die Längsachse dieses interessanten

Wasserbeckens liegt nahezu in ostwestlicher Richtung und diese hält im Allgemeinen auch der „Schwarze Irtysh“ ein, des Dsaißang wichtigster Zufluß, der an dessen Ostende in den See einmündet. Der „Schwarze Irtysh“ oder Kara-Grtschisch läuft also so ziemlich parallel mit der Buchtarma, von welcher er durch das besprochene Kurtschumgebirge getrennt wird. Die Gegend im Westen vom Dsaißang und dem Irtysh, der weiter nördlich einen großen Bogen gegen Westen beschreibt, ist streng genommen ein Theil der Kirgisensteppe, von der wir wissen, daß ihr östliches Gebiet sich in die Gebirgsregion erstreckt. In der That ist die Steppe südlich von Semipalatinsk durchaus hügelig; die schon früher beschriebenen Höhenzüge von Karakalinsk treten von Westen hinzu und bilden eine ansehnliche Erhebung, die sich gegen Süden hin zu dem großen Becken des fast sichelförmig gekrümmten Balchaschsees verflachen. Im Westen desselben breitet sich die sogenannte Hungersteppe Bed-pak-da-la aus, im Südosten die Sandwüste Ak-Kum, deren südlichen Theil der Ilistrom durchfließt. Wir sind hier im sogenannten „Siebenstromlande“, dem Semirjetschenskaja Oblast der Russen, dessen politische Grenzen über den Balchasch im Nordosten und den Ili im Süden weit hinaus reichen. Sergiopol oder Nyagyz, eine der wichtigsten Städte dieses Gebietes, liegt in gleicher Breite mit dem oberen Ende des Dsaißangsees und am Fuße der westlichen Ausläufer eines mächtigen Gebirgszuges, des Tarbagatai oder Murmelthiergebirges mit im Allgemeinen westöstlichem Streichen. Während nördlich von demselben die Wasser dem Schwarzen Irtysh und Dsaißang zufließen, senken sie sich im Süden in jene sandige Steppe, worin die Reste einer ehemaligen Fortsetzung des Balchaschsees, nämlich eine Reihe kleinerer Seen, der Sassyk-Kul und Ala-Kul, zu finden sind. An einem ihrer Zuflüsse und am Südbahne des Tarbagatai liegt die wichtige dsungarische Handelsstadt Tschugutschak. Südlich vom Ala-Kul, in nordost-südwestlicher Richtung, zieht sich der dsungarische Alatau gegen den Ili hin, das russische Siebenstromland von der ehemals chinesischen Dsungarei scheidend. In dem oberen Thale des Ili liegt die jüngste der russischen Erwerbungen — Kuldscha. Die Berge, welche sich am rechten, südlichen Ufer des Ili erheben, gehören, wenn auch verschiedene Namen führend, dem gewaltigen Systeme des Tian Schan an, dessen Hauptzug die Dsungarei von dem sogenannten chinesischen oder Ostturkestan, der kleinen Bucharei früherer Geographen, dem heutigen Reiche Altyschähr oder Dschiti-schar trennt. In diesem zum großen Theile noch unerforschten Theile des Tian Schan ragen als wichtigste Gipfel der Peshan und die Bogdo-vola hervor, welche letztere zugleich die südöstliche Landmarke der Dsungarei bezeichnet. Des besseren und richtigeren Zusammenhanges wegen soll das System des Tian Schan erst in einem folgenden Abschnitte erörtert werden, so daß im Allgemeinen für den gegenwärtigen das Ilithal die südliche Begrenzung bildet. Das ganze, östlich vom dsungarischen Alatau gelegene Gebiet scheint eine wenig erhöhte Platte, bis über 325 M. hoch, welche nach Osten allmählich ansteigt, und auf welche bedeutende Gebirgsmassen aufgesetzt sind; zwischen diesen hindurch kann man aber auf vielen Wegen zur mongolischen Hochfläche vorschreiten, ohne irgendwo eines bedeutenden Anstiegs zu bedürfen.

**Semipalatinsk und Umgebung.** Der Distrikt von Semipalatinsk, im Süden des Gouvernements Tomsk, ist der gesegnetste Theil Westsibiriens und wird deshalb auch das sibirische Italien genannt. Die Stadt Semipalatinsk selbst ist schön in fruchtbarer Ebene am Irtysh gelegen, besitzt eine Festung und zählte zur Zeit des Humboldt'schen Besuches etwa 2000, gegenwärtig aber mehr denn 8000 Einwohner. Aus einiger Entfernung gesehen macht es, wie B. v. Cotta erzählt, den Eindruck einer großen Stadt mit vielen Moscheen und Kirchen, die durch 14 Thürme geziert sind; gelangt man aber in die breiten, tief sandigen Straßen, so wird jener erste Eindruck sehr herabgestimmt, da nur sparsam größere städtische Häuser sich zwischen den niederen Holzhütten und rohen Gartenzäunen erheben. Die Irtysh-Landschaft um Semipalatinsk stellt unsere Anfangsvignette dar.

Semipalatinsk hat bekanntlich seinen Namen von sieben größeren Gebäuden (palata im Russischen), die den schon erwähnten „Tschuden“ zugeschrieben werden. Eines dieser Häuser soll aus einem ziemlich großen Gemache bestanden haben, das aus Backsteinen aufgeführt gewesen, die eine Länge von 32 Centimeter und eine Dicke von 4 Werschok (à 5,2 Centimeter) hatten. Das zweite Gebäude sei aus rohen, grauen Steinen auf einem Fundamente von Backsteinen aufgeführt gewesen und habe gleichfalls nur ein Zimmer gebildet. Beide waren 8 bis 9 Arschinen (1 Arschine = 71 Centimeter, also 5,68 M. — 6,40 M.) lang und eben so breit, hatten ein Dach von Strauchwerk, das mit Thon bestrichen und von Fichtenstämmen unterstützt war. Die Mauern waren 4,30 M. hoch und hatten gegen Nordosten ein Thor nebst mehreren Fenstern. Etwas entfernt von diesen standen vier andere, und noch weiterhin ein siebentes. Noch im Jahre 1772 sah man die Ueberreste aller dieser Ruinen, die im Volke unter dem Namen der „sieben Paläste“ (semi palat) bekannt waren; jetzt sind nur noch Haufen von Thon und Sand übrig.

Die Umgebung von Semipalatinsk hat in neuerer Zeit durch die Entdeckung ausgedehnter Steinkohlenlager erhöhte Wichtigkeit erlangt. Die Steinkohlen kommen hauptsächlich vor im Becken Termynsk in einer Grube etwa 14 Meilen von Semipalatinsk, im Becken des Pawlodardistriktes in den Gruben Talldykulsk, Malkobensk, Ryzyltawsk und Dschemantysk, endlich im Becken des Karfaralinskischen Distriktes in zwei Gruben. Außerdem wurde noch eine Grube eröffnet bei Ermensk, etwa 19 Meilen westlich von den Alexandrowskischen Hüttenwerken. Sämmtliche Gruben sind Privateigenthum der Familie Popow und lieferten seit dem Jahre 1840 3,119,750 Pud Steinkohlen.

Wie man sieht ist es hauptsächlich die zur Kirgisiensteppe gehörende Region, welche durch das Vorkommen der Kohlenflöze ausgezeichnet ist. Umgekehrt ist es besonders der gebirgige, östliche Theil des Distriktes, worin zahlreiche Mineralquellen auftreten. Im Allgemeinen werden in den von kalmükischen und dsungarischen Nomadenstämmen bewohnten Gegenden alle warmen und heißen Mineralquellen mit dem Namen „Arassan“ bezeichnet. Das Wort bedeutet im Mongolischen (Kalmükischen oder Dsungarischen) nach Einigen „warme“, nach Anderen „heilige“ oder „geweihte“ Wasser. Der nunmehrige General A. Abramow hat diesen Quellen eine eingehende Untersuchung

gewidmet und dieselben namentlich in den Thälern des Tarbagatai und Matau verbreitet gefunden. Die, welche Semipalatinsk am nächsten liegen, sind die warmen und kalten Schwefelquellen beim See Ala-Kul im Kreise Ahagyz. Sie sind heilkräftig bei Skropheln, bei Leiden, welche von Erkältung herrühren, und bei anderen von den Kirgisen nicht genau bezeichneten Krankheiten. Ihr Nutzen ist den Kalmyken und Djungaren schon lange bekannt; es sind dieselben Quellen, welche Putimtschew 1811 auf seinem Wege von Buchtarminsk nach dem damals chinesischen Kuldscha besuchte.

Wir erinnern uns, auch im Altai einige Mineralquellen erwähnt zu haben, und Atkinson hatte heiße Quellen selbst am Telezkischen See besucht. Sicherlich

hängen diese Thermen mit den oft wiederholten Erdschütterungen zusammen, die im Gebiete des nördlichen Randgebirges der centralasiatischen Hochebene verspürt worden sind.

Trotz seiner Fruchtbarkeit besteht der Distrikt von Semipalatinsk doch fast ausschließlich aus Steppenboden; nur im Süden, nach Ahagyz hin, erheben sich Hügel. Die Entfernung von Semipalatinsk bis Ahagyz beträgt etwa 43 geographische Meilen; hier findet



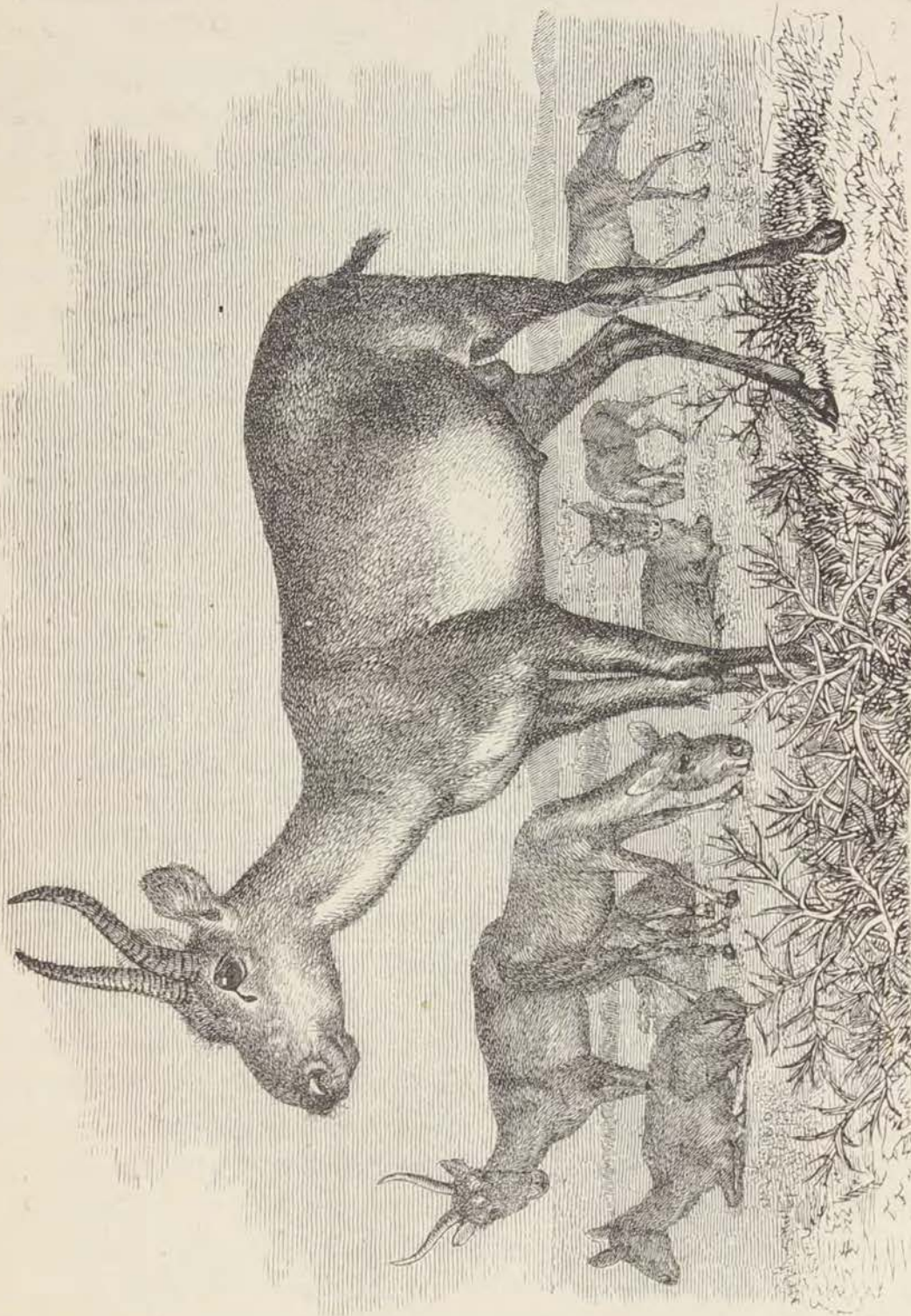
Das Argalischaf (Ovis Ammon).

sich manches Eigenthümliche, und eine schroffe Veränderung der Flora beginnt. Die nördlich von Ahagyz liegenden Felsen sind die Heimat des Arkars oder Argalischafes (Ovis Ammon) und eines höchst seltenen Vogels, des Steinhuhns (*Tetrao paradoxa* Pall).

Der Dsaißangsee und das obere Irtyshthal. In einem breiten und hoch gelegenen Thale, auf drei Seiten von Gebirgsreihen umgeben, ist der Dsaißangsee eingebettet. Die Mongolen nannten ihn früher Kun-blotu-Moor oder „Glockensee“, weil seine Wogen, wenn sie an irgend welche Theile seines schilfbewachsenen Gestades schlagen, einen Ton hervorbringen, der von fern dem Klingen von Glocken ähnelt. Der gegenwärtige Name Dsaißang wurde ihm

seit 1650 von den Kalmüken gegeben, als sie sich während einer Periode der Hungersnoth von den in dem See gefangenen Fischen nährten.

In dankbarer Erinnerung hieran nannten sie ihn Djaisfang, was in ihrer Sprache „edel“ oder „ehrenwerth“ bedeutet; im siebzehnten Jahrhundert ward er auch Kifalpu genannt. Seine Länge beträgt ungefähr  $19\frac{1}{2}$ , seine Breite  $\times 3\frac{1}{4}$  bis  $\times 4\frac{1}{2}$  deutsche Meilen. Sondirungen ergaben in einzelnen Theilen eine Tiefe



Die Steppenantilope (*Cervicapra Saiga*).

von 12,19 M.; in früheren Jahren hatte er indeß einen viel größeren Umfang und war tiefer. Daß dies der Fall gewesen, beweist das Vorhandensein von Sandhügeln in beträchtlicher Entfernung von seinem gegenwärtigen Ufer und der Umstand, daß das niedrige Marschland in der Nähe auf weite Strecken hin mit Schilf bewachsen ist. Das Wasser ist durchsichtig, weich und gut zu Zwecken des

Kochens, hat aber in tiefen Sümpfen und Einschnitten eine röthliche Färbung. Der See wird Ende Oktober mit Eis bedeckt und ungefähr um dieselbe Zeit im April wieder frei davon. Der Seeboden ist theils Thon-, theils Kieselgrund verschiedener Farbe. Am östlichen Ende liegen die Kospinski-Inseln, gegen das Westende das Kylinski-Eiland. Von Osten her ergießt sich der Obere oder Schwarze Irtysh in den See — ein Fluß, welcher in der trockenen Jahreszeit (September) so seicht wird, daß ihn selbst leichtbeladene Boote nur mit Mühe befahren können. Man nennt ihn schwarz, weil seine Gewässer rein sind und daher ein dunkles Aussehen haben. Der Untere oder Weiße Irtysh, welcher aus dem See fließt, verdankt seinen Namen der unterscheidenden Trübe seiner Gewässer. Außer dem Irtysh ergießen sich noch eine ganze Menge kleinerer und größerer Gewässer in den See, wovon nur die wichtigsten hier aufgezählt werden sollen; es sind dies der Kenderlik, die Tscherga, der Urasan, Ters-Urlyk, Dschathrak, Tamysyk, die Tobissa, Kaburga und Alsuat. Im Dsaißangsee giebt es Störe (*Accipenser sturio*), Sterlete (*Accipenser ruthenus*) und Nelma-Lachse (*Salmo nelma*) in Fülle, und die Russen haben an seinen Ufern eine Fischereistation errichtet; das Fischen betreiben die Kosakensoldaten zum Besten ihrer Truppenabtheilung. In dem Schilf rings um den Dsaißang giebt es eine Menge wilder Eber, die sich hauptsächlich von den Wurzeln der *Arundo calamagrostis* nähren, eine Art Rohr, das die Kalmüken Koga nennen. Fischottern sind gleichfalls häufig in der Umgebung des Sees, und zahlreiche Herden von Steppen- oder Saigaantilopen (*Cervicapra Saiga*) und wilden Pferden schwärmen in den benachbarten Steppen umher. Die unmittelbare Nachbarschaft des Sees wird von Schwänen, Gänsen, Enten, Seeraben, Pelikane, Möwen, Regenpfeifern, Schnepfen, Trappen und Fasanen bevölkert. Wälder sind keine in der Nähe und die einzig vorkommenden Pflanzen sind das Mehlkraut, die Steppenakazie und der Saxaul (*Haloxylon ammodendron* oder *Anabasis saksaul*), welche den kirgisischen Steppen eigenthümlich ist und im europäischen Rußland nicht vorkommt (*Journ. R. geograph. Soc.* 1865).

Das Thal des Oberen Irtysh, welches der Dsaißangsee so zu sagen beschließt, wird, wie schon erwähnt, gebildet durch das Kurtschungebirge im Norden und den Tarbagatai und dessen östliche Fortsetzungen im Süden. Die Richtung des Stromes ist ziemlich von Osten nach Westen, und nimmt derselbe hier eine Menge von Bächen und kleinen Flüssen auf, die zur Rechten und Linken von den Gebirgen herabfallen. Nach der Kartenskizze, welche General Abramow von dem Oberen Irtyshthale entworfen hat, scheint dasselbe eigentlich ein weiter Bergkessel mit ziemlich ebenem Grunde zu sein. Der Schwarze Irtysh selbst entspringt in einem Bergsee an den Kara-Dyk-Bergen, die zum Systeme des Ek-Tagh gehören, welchen Manche als Kleinen Altai bezeichnen; es wird indeß bei dem jetzigen Stande unserer Kenntniß schwer sein zu bestimmen, welche von den dortigen zahlreichen Wasseradern die eigentliche Quelle des Irtysh sei; denn so viel wir wissen, ist diese noch von keinem wissenschaftlichen Reisenden besucht worden. Die dem Dsaißangsee näher gelegenen Gebirge Naryn und Kurtschum wurden zum Theil von Karelin 1840 durchstreift. Im Juli machte sich seine Expedition auf den Weg nach Buchtarminsk, besuchte im Vorübergehen

den hohen Schneegipfel von Serscha und den Pik von Studen, und verfolgte dann ihren Weg über Jarfi und Baty nach der Schneekette von Maryn, die Karelín nicht ohne Mühe und Gefahr, an Steilabstürzen vorbei, durch Tannen-, Lärchen- und Cedernwälder erstieg. Auf dem Gipfel enthüllte sich auf Einmal eine weite Ebene, die von reißenden Bächen durchschnitten war. In verschiedenen Richtungen sah man kegelförmige, runde Berge; von dem höchsten Punkte, dem sogenannten Dschaidakberge, aus entdeckte man den weiten Dsaißangsee und die entlegenen Ketten des Saratau und Tarbagatai. Die Nächte waren sehr kalt, das Wasser gefror, und das Gras bedeckte sich mit dickem Reif. Dagegen glänzten am Tage die üppigen altaischen Blumen auf dem hellen Smaragdgrün. Hier fand Karelín gegen 15 Arten Genzianen und eine Menge anderer Pflanzen. Am 3. Juli wurden er und seine Begleiter beim Uebergange über das Gebirge von einem heftigen Gewitter mit Schnee erreicht, das bald nach Mittag begann. Der Bergrücken endigt mit einem langen Abhang, daher sie zu den waldigen Ufern des bedeutenden Flusses Kurtschum hinabstiegen. Hier giebt es Zobel, Marder, Feuermarder, Fischottern, Elenthiere, Hirsche, Bergziegen (teki), Bären, Fjelskrähe, Füchse, Luchse und schwarze Eichhörnchen in Menge. Jenseit des Flusses beginnt der mit der Marynhöhe zusammenhängende Gebirgsrücken des Saratau. Die Häuptlinge der hier weilenden Urjanchen hegen in halb-wildem Zustande kleinere Herden tibetianischer Kühe (*Bos grunniens* L.), dieses wunderlichen Thieres, das eine Art Mittelstufe zwischen dem Ochsen und dem Pferde bildet. Hr. Karelín blieb etwa eine Woche an den Grenzen des Himmlichen Reiches und kehrte am 4. August nach Jarfi zurück. Acht Tage später stieß sein Begleiter, Hr. Kirilow, wieder zu ihm, der das nördliche und östliche Ufer des Dsaißang-Moor in Augenschein genommen und sich am Schwarzen Irtysh aufwärts ins chinesische Gebiet vertieft hatte.

Die wichtigste Expedition der neueren Zeit ist jene des Astronomen C. Struve und des Grafen Potanin 1863; auch sie kam nicht bis zu den Irtyschquellen. Immerhin verdanken wir ihr bisher die verlässlichsten Nachrichten über jenes Gebiet.

Am 10. Mai 1863 erreichten die beiden genannten Forscher Tschinghilda am Schwarzen Irtysh und brachen am 17. in nordöstlicher Richtung nach dem Markasee auf, der innerhalb des Kranzes von Bergen liegt, welche das Obere Irtysththal bilden. Sie fanden, daß die südlichen Ausläufer des Altai weit näher am Irtysh liegen, als es auf den Karten angegeben ist. Am folgenden Tage erreichten sie das Bukumbaigebirge. Von einem der höchsten Gipfel dieser Kette aus konnte Struve einen großen Theil des Irtysththales übersehen. Der Fluß durchströmt dort eine sandige Steppe, in der außerdem noch die mit Gebüsch umsäumten Flüsse Takyr, Koldschir (Kalsir der Engländer), Alfabeß und Belezek sichtbar waren. Die drei letzteren ergießen sich in den Irtysh, der erste aber verliert sich in der Ebene. Im Süden waren die Berge Sauri, Maurak und der Tarbagatai, im Westen der Dsaißangsee am Horizont sichtbar. Die Reisenden gingen am Takyr aufwärts bis Dschalbak-Kain im Süden des Berges Salkyne-Tschok, einer der Höhen der Kette, welche vom Saratau-Gebirge sich nach Südwesten erstreckt und die Quellen des Kurtschumflusses

von denen des Schwarzen Irtysh trennt. Von Dschalbat-Kain brachen sie am 22. Mai auf und erreichten, längs jener Kette vorgehend, noch am selben Tage den Koldschir. Der Fall dieses überaus reizenden Flusses, der aus dem Markasee strömt und nach kurzem Laufe den Irtysh erreicht, ist auf einer Strecke von 120—150 Werst (17—21 Meilen) 1300 Meter. An seinen öden, waldigen Ufern hausen Biber, und der Fluß ist, wie der Kurtschum, reich an Fischen, namentlich an Salmenarten. Wo der Bala-Koldschir sich in den Koldschir ergießt, gingen die Reisenden auf das rechte Ufer über und setzten ihre Reise nach dem Marka-Kul durch eine gebirgige Gegend fort. Ihr letzter Halteplatz war am Tarbaulfluß, der zum Bassin des Akabek, des östlichen Nebenflusses des Schwarzen Irtysh, gehört. Die Spiräenbüsche, die bisher die Höhen bedeckt hatten, verschwanden, und die Kräuter in den Thälern gehörten einer kälteren Zone an. Am 25. Mai erblickten die Reisenden von den alpinen Höhen, südlich des Marka-Kul, diesen von hohen, mit Wald bedeckten Gebirgen umgebenen See. An einigen Stellen trat der Wald bis dicht an den See, an anderen bis auf eine Entfernung von 1—2 Werst heran. Sehr schwer ist es, die stufenförmig zum See abfallenden Gebirge bis zum Seeufer hinabzusteigen, was den Reisenden dennoch gelang, indem sie zuerst das Thal des Kleinen Kain-Su und dann das des Koldschir passirten. Nach siebentägigem Verweilen am Marka-Kul erreichten sie nach einem beschwerlichen Marsche den Sartau, dessen etwa 2924 Mtr. hoher, kuppelförmiger Gipfel bei weitem die Grenze der Lärche überragt, nicht aber die des ewigen Schnees erreicht. Auf dem südlichen Abhang fand Graf Potanin eine entschieden alpine Flora. Der Sartau besteht aus Graniten, welche gegen Westen einen Glimmer führenden Schiefer gehoben haben. Verschiedene Abänderungen dieses Schiefers sind gegen Osten bis zum Markasee vorherrschend. Die noch weiter östlich vom Marka nach dem Koldschir gelegenen Gebirge bestehen aus demselben Gestein. Vom Fuße des Sartau gelangten die Reisenden in das Thal des Kolgutflusses, der in der Richtung des Dsaißangsees fließt, sich aber 25 Werst ( $3\frac{1}{2}$  Meilen) vom See entfernt im Schilf verliert. Von diesem kleinen Fluß aus gingen sie nach Westen, passirten die Ausläufer des Dolon-Kara und Arkaulgebirges, und erreichten am 10. Juni wieder die Ufer des Irtysh.

In seinem Hintergrunde mag also das Obere Irtyshthal noch manches Geheimniß bergen; nur durch Berichte von Eingebornen wissen wir von dem U n g u r s e e, einem nicht unbedeutenden Wasserbecken, welches etwa  $5\frac{3}{4}$  Meilen vom Irtysh entfernt und von demselben nur durch eine wenig hohe, felsige Kette getrennt ist. An den Zuflüssen des Stromes kennen wir eine Petroleumquelle (am Koldschir), eine Naphthaquelle (am Ku-Irtysh) und einen kleinen Salzsee. Auch Mineralquellen, sowol warme als kalte, kommen vor, erstere am Mafrana, einer Abzweigung des Tarbagatai, letztere am Sartau. In jüngster Zeit ist im Ergenektinskischen Bezirke, am Ufer des Schwarzen Irtysh, Graphit von vorzüglicher Qualität gefunden worden. Das ganze Thal ist reich an wilden Thieren aller Art; es giebt hier Tiger, Leoparde, Luchse, Wildkaten, Bären, Wölfe, Füchse, Fjelsraße, Dachse, Biber, Marder, Eichhörnchen, sibirische Wiesel, Maulwürfe, Hermeline u. v. a. m.



Die Erforschung der Dsungarei. Das Herz der Dsungarei, die Region südlich vom Dsaiffangsee und des Schwarzen Irtyshthales, ist lange ein unentschleiertes Geheimniß geblieben, und selbst dermalen ist unsere Kenntniß dieses Erdraumes eine mehrals oberflächliche. Was wir von demselben wissen, kann ich am besten zeigen, indem ich den geneigten Leser ersuche, mit mir einen kurzen Blick auf die Geschichte der dsungarischen Forschungsreisen zu werfen.

Die großen Asiareisenden des Mittelalters, Marco Polo, Johann Plano Carpini, Andreas Longjumeau und Willem van Ruysbroek, waren niemals in das Innere der Dsungarei gedrungen. Marco Polo nahm seine Route südlich von den Himmelsgebirgen, die drei Anderen streiften aber nur den nördlichsten Theil des dsungarischen Gebietes, indem ihr Weg nach Karakorum, der Hauptstadt der Mongolenkhane, sie wahrscheinlich die Ufer des Dsaiffang entlang führte. Dieselbe Straße zogen auch die Fürsten Jaroslaw und Alexander Newsky, dann der armenische Prinz Hetum, die alle um die Mitte des 13. Jahrhunderts sich an das Hoflager des Großkhans begaben. Was aber von ihren Reiseberichten auf uns gekommen, ist so mager und dürftig, daß die Erdkunde nur sehr geringen Nutzen daraus ziehen kann. Aehnlich verhält es sich mit der Reise des Bojaren Feodor Tschakowitsch Baikow, den der russische Czar Alexei Michailowitsch im Jahre 1654 nach Peking sandte. Baikow brach von Tobolsk auf und erreichte in dreizehn Tagen das Flüßchen Beska, welches in den Irtysh fällt. Von hier reiste er an den Kjalpu oder Dsaiffangsee, folgte dem Laufe des Schwarzen Irtysh bis zu seiner Quelle und erreichte bei Huhu-Hotan die große chinesische Mauer. Dieser Zug Baikow's wäre allerdings sehr werthvoll, da er die so wenig besuchten Gegenden des Oberen Irtysh der Länge nach durchzog, allein sein Bericht zeigt sich sogar den über die Dsungarei vorhandenen chinesischen Quellen gegenüber als untergeordnet. Wir wollen bei dieser Gelegenheit bemerken, daß unser trefflicher Karl Ritter bei Benutzung des Baikow'schen Berichtes durch das alte holländische Rejewerk Witsen's irregeleitet ward.

Im Jahre 1719 erhielten Kapitän Urasow und Fähnrich Somow von Peter dem Großen den Auftrag zu einer Reise nach Yarkand in Ostturkestan, behufs Erkundung der mittelasiatischen Goldregion; sie erreichten die Ufer des Dsaiffang, welchen schon 1717 einige Reiter unter der Führung des Zwan Kalkmakow, so zu sagen, entdeckt hatten. Urasow und Somow unternahmen die erste Durchschiffung des Dsaiffang; ja man wagte sich auch ostwärts desselben noch zehn Tagereisen weit zu Schiffe in den Lauf des Schwarzen Irtysh hinein, zwischen die Bergthäler der Dsungarei, die man damals zum ersten Male erblickte. Peter der Große beauftragte nun in eigener Person den Generalmajor Zwan Mich. Sin Licharew von Neuem mit dem Befehl, die Forschungen bis zum Dsaiffang und so weit als möglich fortzusetzen. Die Expedition ging 1720 von der neuen Festung Semipalatinsk aus, wo man große Kähne mit plattem Boden erbaute, die zum Andenken der glücklichen Fahrt den Namen Saisanki beibehielten und die dort gebräuchlichen Lastschiffe wurden, blieb aber im Ganzen ziemlich resultatlos, obgleich Licharew durch den südlichen der beiden Arme, wodurch der Obere Irtysh in den Dsaiffang strömt, zwölf Tage und zwölf Nächte stromaufwärts schiffte.

Der erste gelehrte Reisende in jenen Gebieten war der Botaniker Siewers. Das Gerücht, als wachse die wahre, echte bocharische Rhabarberwurzel, d. h. diejenige, welche durch die bocharischen Kaufleute auf die russisch-sibirischen Märkte zum Verkauf gebracht ward, jenseit des Tarbagatai, am Urdjchar- oder Urdjcharflusse, war für den unermüdeten Botaniker die Veranlassung seiner so kühnen Reise, welche als die erste Erforschung des Tarbagatai zu betrachten ist. Der Tarbagatai ist, wie wir heute wissen, ein mächtiger, meist granitischer Gebirgszug, der im Süden der Dsaißangregion 30 Meilen weit in der Richtung von Ost nach West streicht. Er erreicht im Taston 3466 Mtr. (10,670 P. F.) Höhe, ist während des ganzen Sommers mit Schnee bedeckt und erscheint, von Norden gesehen, äußerst imposant. Seinen Namen hat er von Tarbaga, Murmelthier (nach Humboldt wahrscheinlich *Arctomys Baibak Pall.*). Siewers brach im Jahre 1793 von Ustkamenogorsk am Irtysh auf und zog zunächst an den Tjchar-Gurban, einen Fluß, der sich ziemlich weit unterhalb Ustkamenogorsk, aber noch oberhalb Semipalatinzk in den Irtysh ergießt. Von hier begab er sich über das Chalwagebirge, im Westen des Dsaißang zu den Kochbuchtig- und Nyagyquellen im westlichen Tarbagatai, dann über den Knyzl-Tasch an die Quelle des Bugasflusses, der am Nordabhange des Tarbagatai entspringt und dem Dsaißangsee zufließt, ohne ihn jedoch vollends zu erreichen. Der Knyzl-Tasch (rother Stein), ein ungeheurer Granitblock, erhebt sich aus der Tiefe emporsteigend, durch ein sumpfiges Thal in zwei Fels Höhen geschieden, die sich gegen Südwest mehrere Werste weit fortziehen und nur aus derben, rothen, großen Granitblöcken bestehen. Die Alpen-Lonizere (*Lonicera Alpigena*), in baumartiger Höhe bis 3 Mtr. hoch, Epheustämme zoll dick (*Ephedra polygonoides Pall.*), der Sewenbaum (*Juniperus lycia*), der Psop, der weiße Dittam, die Akelei (*Aquileja viscosa*) und andere merkwürdige Gewächse wuchern auf diesen wilden Höhen, die der Steinbock bewohnen soll. Vom hohen Knyzl-Tasch und den Quells Höhen des Bugas wagte nun Siewers den Ausflug nach dem hohen Tarbagatai, den er überstieg, um zu dem auf der Südseite dieses Gebirges gelegenen Ala-Kul-See zu gelangen. In dem durch blaue Talkschiefer und weißen Granit ausgezeichneten Thale des Nyagy, der in weitem Bogen dem Nordende des Balchash zufließt, stieg Siewers über reiche Bergwiesen, doch nicht ohne mannichfache Beschwerden den Tarbagatai hinan, von dessen Kammhöhe die Aussicht weit gegen Süden reichte, wo sich die ungeheure Fläche des Ala-Kul (bunter See) ausbreitete, und jenseits in weiter Ferne der djungarische Alatau (buntes Gebirge) sichtbar ward. Im Osten fiel der Blick auf die damals chinesische Grenzfestung Tschugutschak, von der gegen Norden eine lange, bewaldete Bergreihe, das Tokty- oder Tochtagebirge, vorüberstreicht. Nahe am Südufer des Tarbagatai, dessen Abstieg hier überaus steil und beschwerlich ist, sah man den Urdjcharfluß zum Ala-Kul ziehen. Siewers kehrte vom Ala-Kul im Thale dieses Flusses wieder auf den Tarbagatai zurück, um dann auf dessen Nordseite zum Dsaißang hinabsteigen.

War es Siewers nicht vergönnt, den 47.° n. Br. zu überschreiten, so blieb der Tarbagatai noch längere Zeit hindurch die südliche Grenze für unsere topographischen Kenntnisse jenes Gebietes, denn Siewers' unmittelbarer Nachfolger,

der russische Bergmann Snegirew, kam nicht viel weiter. Zwei Jahre nach Siewers, im Jahre 1795, ward Snegirew, den man übrigens nicht den wissenschaftlichen Reisenden beizählen kann, von der Syränowskischen Grube im Altai zur Erforschung des Goldlandes ausgesandt, der an der Südseite des Tarbagatai vorkommen sollte. Snegirew erreichte auch in der That mit Hülfe kirgisischer Führer die südliche Seite dieses Gebirges; am Bache Chabara, an dem die Stadt Tschugutschak liegt, nur zwei Stunden von diesem Orte entfernt, machte er Halt. Von dem Bache, an dem sich zwei bedeutende Bergkuppen aus festem blauen Schiefer erheben, näherte er sich längs dem Zuge des Tarbagatai dem Flusse Kara-Ungur, den er auch glücklich erreichte, dort, wo er eine Breite von zwei bis dritthalb Faden hat, eine Strecke, die nur vier starke geographische Meilen von Tschugutschak entfernt ist. Von hier kehrte er im September über den schon wieder mit Schnee bedeckten Tarbagatai zurück. Seinen Weg nahm er an einem Berge vorbei, in dem man Steinkohlen grub; nahe dabei liegt eine Therme. Von da führte ihn der Gebirgsbach Tatar-Affaran in die Nähe von Porphyry- und Granitgebirgen und weiter ostwärts flache Steppen und mehrere Bergwasser, die dem Dsaißangsee zueilen, über das Gebirge Manrak zum Ostende des Sees und zum Schwarzen Irtysh zurück.

Erheblich weiter ins Innere der Dsungarei drang erst der Uebersetzer Putimtschew, der 1811 von Buchtarminsk im südlichen Altai bis an den Ili wanderte und sich durch Verlässlichkeit seiner Berichte auszeichnet. Er war der Erste, welcher den Dsaißangsee ganz umreist hat, denn beim Hinwege nach Tschugutschak ging er am Westufer, beim Rückwege am Ostufer des Sees entlang. Der Reisebericht Putimtschew's ist in dem „Sibirischen Boten“ erschienen und führt uns weit jenzeit des Tarbagatai, den er am 18. Juli 1811 passirte; ihm verdanken wir auch die ersten eingehenderen Nachrichten über den wichtigen Handelsplatz Tschugutschak, wo er sich einige Zeit aufhielt. Die Stadt ist mit einer Steinmauer umgeben und im Quadrat gebaut, jede Seite etwa 290 Mtr. lang; in jeder Ecke stehen 10 Mtr. hohe Thürme, an denen die zwei Außenseiten und die eine innere mit Papierfenstern und hölzernen Läden versehen sind, an der zweiten innern Seite ist eine Thür. Die in der Mitte jeder Mauerseite befindlichen Stadthore haben ähnliche Thürme. Alle Gebäude sind aus rohen, mit Thon verbundenen, von außen geweißten Ziegelsteinen erbaut. Die Stadtmauer ist nach außen 5 Mtr. hoch und um sie herum ein Graben geführt; durch den Platz fließt der oberwähnte Fluß Chabara. Im Norden und Süden zieht sich eine Weidenallee um die Stadt, im Osten und Westen liegen die Vorstädte.

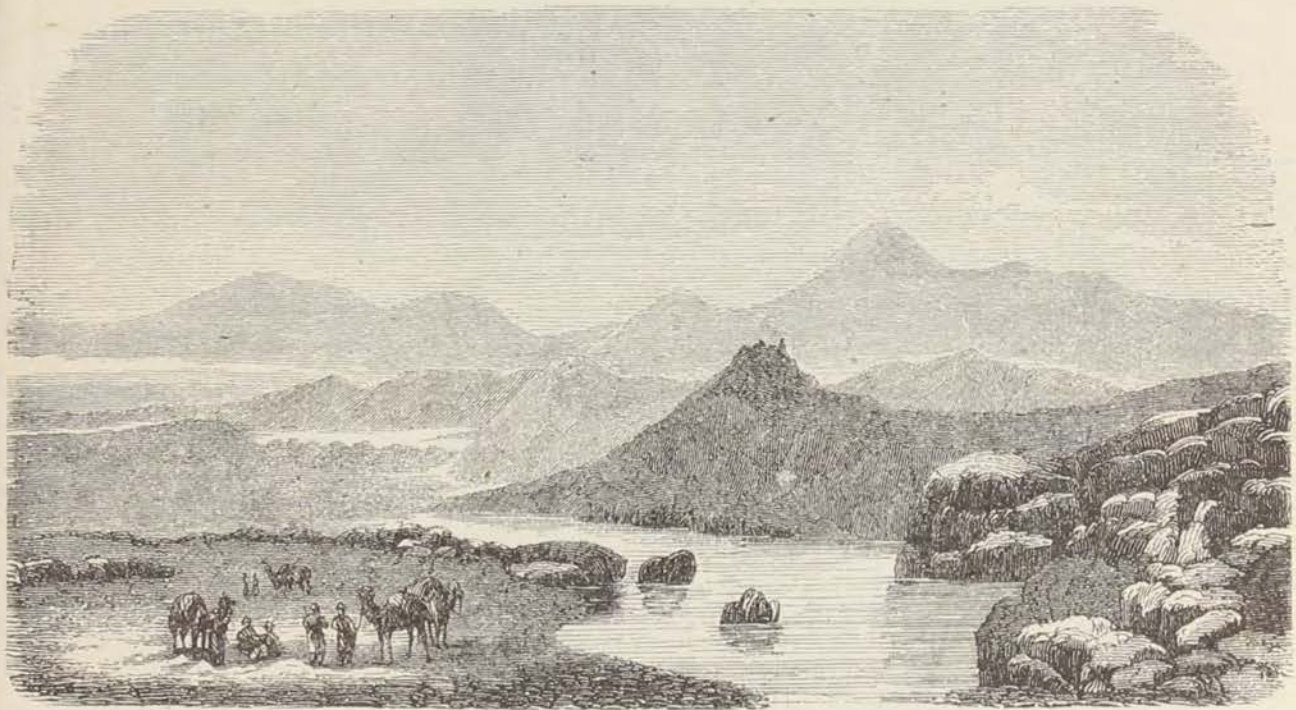
Die Landschaft im Süden von Tschugutschak wird von dem Semil- (oder Emil-) Flusse bewässert, der selbst im östlichen Tarbagatai entspringt, die Mehrzahl der von den südlichen Gehängen dieses Gebirges herabströmenden Gewässer in sich aufnimmt und damit dem Ala-Kul zueilt. Ueber Manitu, am rechten Ufer dieses wichtigen Flusses gelegen, und Sara-Bulak in einer Sandsteppe führt die Karawanenstraße nach dem südlichen Kuldscha, welcher Putimtschew folgte, an der mit schlanken Pappeln besetzten Tschagan-Togoi, ein Fluß, der im Massa-Tau entspringt, gegen West dem Semil zufließt und reich an köstlichen Fischen ist. Der Weg zieht weiter zur Quelle Mandschu-Bulak an den

heißen Quellen Krassan vorüber zum Dolety, der vom Barlukberge zum Ala-Kul herabfließt, dann seitwärts von diesem Berge zu den Toktybergen, welche überstiegen werden müssen. Auf der Route dahin liegt der runde, etwa  $1\frac{1}{2}$  geographische Meilen im Durchmesser haltende Tasch-Kul oder Dschalanatschi-Kul, der durch Moräste mit dem Ala-Kul in Verbindung steht. Dieser kleine See ist nur 8 Werste lang, 4 Werste breit, ungemein seicht, hat schwach salziges Wasser und verdankt seinen Namen („Offener See“) dem Umstande, daß er rings im Umkreise sichtbar ist. Nachdem die Toktyberge, eine Abzweigung des dsungarischen Alatau, auf dem nicht sehr mühsamen Kandschega-Passe überschritten waren, senkte die Straße sich in die innerdsungarische Ebene hinab, deren Mitte der noch wenig erforschte Borotalasee einnimmt. Während bisher, d. h. vor Uebersteigung der Toktyberge, alle Gewässer ihren Lauf beiläufig in der Richtung von Ost nach Westen nahmen und in dem Becken des Ala-Kul verschwand, bemerkte Putimtschew, daß nunmehr das Umgekehrte der Fall sei. Zu seiner Rechten, im Westen also, erhoben sich die weißen Zinnen des Alatau, der in weitem Bogen gegen Südwesten hinzieht, das Ala-Kul-Becken im Süden abschließend, und den der kühne Russe an seinem östlichsten und niedrigsten Ausläufer erstiegen hatte. In der vom Borotalaflusse und dem gleichnamigen See (auch Karatal genannt) bewässerten Hochebene liegt noch ein kleinerer Wasserspiegel, jener des Sairam-Kul, mehr westlich und fast am Fuße der Gebirge, von denen Putimtschew kam; er zog auch dicht an den Ufern des Sairam hin, während der Borotala weit im Osten entfernt blieb. Südlich von diesen Seen erhebt sich nun eine neue Querkette, welche ihr Becken vom Klithale trennt und daher wieder zu übersteigen ist, ehe Kuldscha erreicht wird. Auf russischen Karten der Neuzeit findet man dasselbe als Gori-Boro-Choro, in seiner Fortsetzung als Chrebet Vara-Urgusu und Kara-Gujan bezeichnet, doch ist es wol mit jenem identisch, welches Karl Ritter als Tren-Chabirgan beschrieben hat, und das sich als Brücke zwischen dem dsungarischen Alatau im Westen und der Bogdo-Dola, einer der höchsten Erhebungen des östlichen Tian Schan, im Osten querüber lagert. Von diesem immerhin bedeutenden Gebirgsrückten stieg der russische Dolmetscher ins Klithal nach Kuldscha, der Hauptstadt der damals chinesischen Djungarei, hinab.

Nicht minder wichtig wäre die Reise des russischen Edelmannes Madatow, der zu Anfang dieses Jahrhunderts von Semipalatinsk durch die Djungarei an den Fisi-Kul, und von da über die Himmels- oder Tian-Schan-Gebirge nach Ostturkestan vordrang und glücklich Indien erreichte. Leider ist kein Bericht über diese merkwürdige Tour vorhanden, und so groß dünkt uns das Wagniß, jene Gegenden zu bereisen, wo später Adolf von Schlagintweit sein Leben lassen mußte, daß man sich versucht fühlen möchte, an der Wahrheit dieser Reise überhaupt zu zweifeln, wenn nicht ein so ehrenwerther und hervorragender Gelehrter, wie P. Semenov, ausdrücklich versicherte, in den Archiven von Omsk darauf bezügliche offizielle Dokumente vorgefunden zu haben. Dort entdeckte er auch einen kurzen und wenig lichtspendenden Bericht über eine ganz ähnliche Reise, welche der Kaufmann Bubeninow 1821 von Semipalatinsk aus bis nach Kaschgar in Ostturkestan unternahm. Eine wissenschaftliche Bereicherung unserer

Kenntnisse brachte wol die Reise des Dr. Meyer im Jahre 1826, leider streifte sie aber nur die äußersten nördlichen Grenzen unseres Gebietes, so weit es in die Kirgisensteppes hineinragt. Meyer durchforschte nämlich jene Höhenzüge, die westlich vom Djaïssangsee als Fortsetzungen der Tarbagataikette gelten können und den großen Balchaschsee in weitem Kranze auf seinem nördlichen Ufer begleiten; es sind dies die Arkatgebirge, der silberreiche Tschingiztau, von dem wir eine Ansicht beifügen, und die Berge von Karakalinsk, welche man alle noch der Steppe zuzurechnen pflegt und die nach Meyer auch von Karelin besucht wurden, der dort eine Menge wichtiger Beobachtungen anstellte. Humboldt hingegen wandte sich zur Umkehr an der Pforte der Dsungarei, ohne den Djaïssang erblickt zu haben.

Eine neue Aera brach indeß an, nachdem im Jahre 1831 die Russen die Stadt Sergiopol am Ahagyßflusse gegründet, von welchem der Ort anfänglich auch Ahagyß genannt wurde; die Bezeichnung Sergiopol erhielt er erst 1860.



Tschingiztau.

Fast mathematisch genau unter dem 48.° n. Br. und am westlichen Fuße des Tarbagatai gelegen, in welchem der in den Balchaschsee mündende Ahagyß seinen Ursprung nimmt, war Sergiopol damals die südlichste Ansiedlung der Russen und, so zu sagen, am weitesten gegen die Dsungarei vorgeschoben. Von Putintshew abgesehen, war eigentlich Niemand noch um einen Breitengrad südlicher hinausgekommen, und obwol das Thal des Ahagyß sich bald in die flache Steppe öffnet, war Niemand noch an den großen Balchaschsee vorgedrungen. Die Entfernung Sergiopol's von dem nächstgelegenen Ende des Sees beträgt gleichwol in der Luftlinie über die ebene Steppenflur hin nicht mehr als 150 Werste, also etwa  $21\frac{1}{2}$  geographische Meilen. Da fügte es sich eben um jene Zeit, daß sich ein ansehnlicher Theil der großen Kirgisendorde dem russischen Reiche unterwarf, ein Umstand, der nunmehr gestattete, nicht nur im Flachlande gegen den Seespiegel des Balchasch, sondern auch in südöstlicher

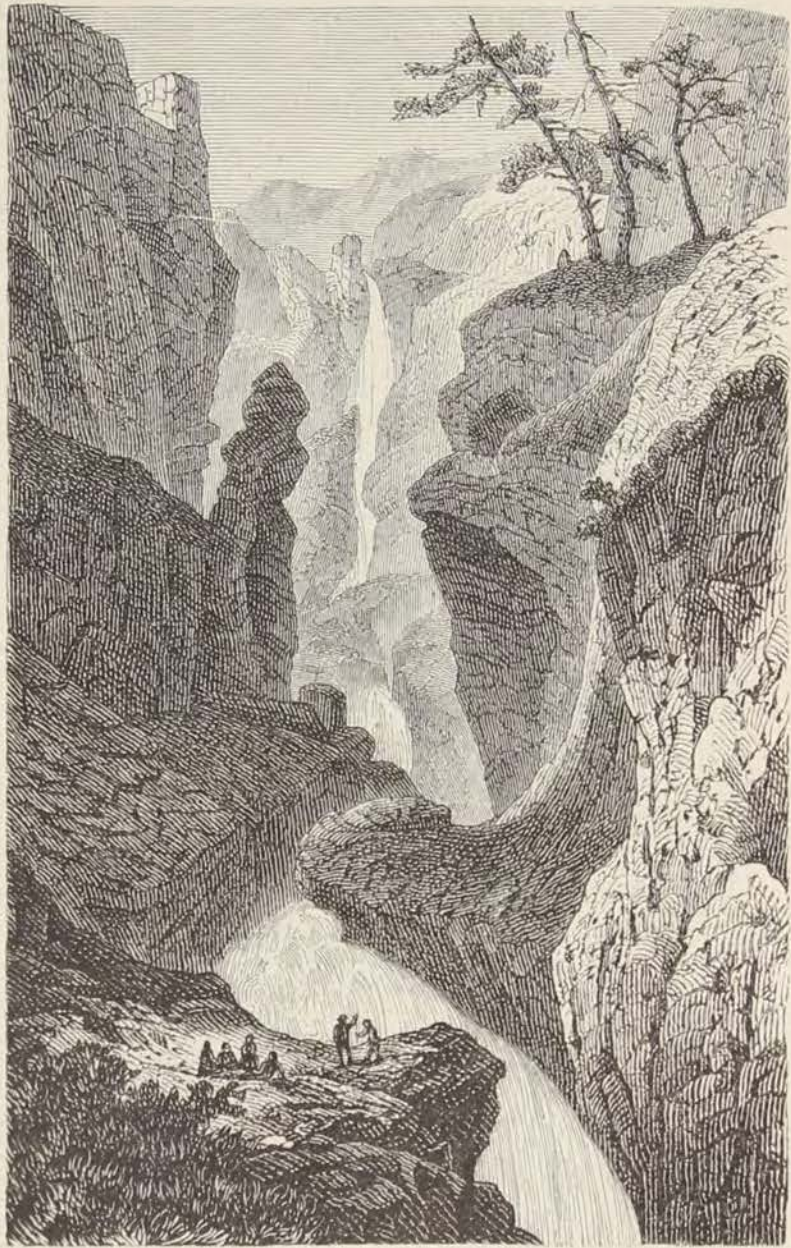
Richtung nach den blinkenden dsungarischen Bergen zu streifen und deren Erforschung von Westen her zu beginnen. Die erste und namhafteste dieser Wanderungen ist unstreitig die des russischen Astronomen Fedorow (Fjodorow), der wir einige Worte widmen müssen.

Da nur mittels astronomischer Bestimmung von Hauptpunkten der Geographie eine feste Grundlage gegeben werden kann, entsandte die russische Regierung den ehemaligen Adjunkten am Dorpater Konservatorium, Hrn. Fedorow, zu einer astronomischen Reise nach dem nordwestlichen Asien. Es wurden 14 Hauptpunkte und 36 Punkte von sekundärer Wichtigkeit auf der Strecke zwischen dem Ural bis zum Jenisei oder zwischen Orenburg und Krasnojarsk eine Ausdehnung von 38 Längengraden, zur Beobachtung bestimmt. Im Anfange des Jahres 1832 stellte Fedorow in Dorpat seine vorbereitenden Beobachtungen an und beendigte auch Ausgangs des Jahres 1837 daselbst seine Arbeiten; in die Zwischenzeit fällt seine Reise, die somit im Ganzen ungefähr sechs Jahre dauerte. Statt der 50 ihm vorgeschriebenen Punkte bestimmte er deren 79, und zwar auf einem viel weiteren als in dem Plane festgesetzten Umkreis. Die Lage von 27 Punkten im Ural, nahe am Gebirge Saratau, bei Kuznezsk im nördlichen Altai und im Tarbagatai, nicht weit von der chinesischen Grenze, wurden durch trigonometrische Messungen bestimmt und auf dieselbe Weise die relativen Höhen vieler bemerkenswerthen Punkte aufgefunden. Zweimal überschritt der unermüdlche Astronom die damalige chinesische Grenze, einmal um den Punkt zu bestimmen, wo der Irtysh aus dem Dsaisangsee kommt, das zweite Mal, um die Mündung des Flusses Lepsa ( $46^{\circ} 20' 22,3''$  n. Br. und  $48^{\circ} 0' 49,5''$  ö. L. von Pulkowa) zu bestimmen, welcher in den Balchasch fällt. Dieser große See, seiner Größe nach der vierte in Asien, war noch von keinem europäischen Reisenden vor ihm besucht worden. Fedorow glaubte, daß er gleich dem Kaspischen Meere und dem Uralsee salziges Wasser führe, was sich später indeß als ein Irrthum herausstellte; die Resultate seiner Forschungen ergaben ein Kartenbild jener Gegenden, ganz verschieden von dem, welches man bisher davon entworfen hatte.

Von nicht geringerer Bedeutung war die Reise der Gelehrten Karelin und Alexander Schrenk, von deren Bericht bis jetzt leider nur ein Bruchstück veröffentlicht ist; wir wissen aber, daß sie in den Jahren 1840—1842 in den gebirgigen Theil der Dsungarei eindrangen. Hr. Karelin brach am 15. März 1840 von Orenburg auf und begab sich über Omsk nach Semipalatinsk und Nyagyz, von wo aus er bis zur Schneelinie die Thäler der Lepsa, des Baskan und Sarkan erforschte, die alle drei im dsungarischen Alatau entspringen. Der Baskan mündet, nachdem er den schmalen, aber langen Steppensee gleichen Namens durchflossen, in die Lepsa; der Sarkan vereinigt sich bald nach seinem Austritte aus den Bergen mit dem mächtigeren Alsu, welcher unweit von der Lepsa den nördlichen Theil des Balchaschsee's erreicht. In diesen ergießt sich auch der Nyagyz, der durch eine bis dahin unbekannte Art Fische, Marinka genannt, bemerkenswerth ist. Dieser Fisch ist bei mäßigem Genuße unschädlich, aber sein Kogen ist giftig. Von Nyagyz begab sich Karelin nach dem Tarbagatai, wohin der Weg durch eine vegetationsreiche, von Bächen bewässerte und von

niedrigen Bergen begrenzte Steppe führt. Ehe man an den Tarbagatai kommt, trifft man auf die ziemlich bedeutenden Felsenhöhen Kungur Tschauly und Ak Tschauly. Unmittelbar hinter denselben folgt der Tarbagatai, dessen westliches Ende, welchen Durchgang man den Kessel nennt, Karelin durchzog; dann folgte er dem südlichen Abhange, der nur schroffe, fast unübersteigliche Steilhöhen darbietet. Auf der ganzen Ausdehnung des Tarbagatai finden sich nur vier solcher Durchgänge. Zahlreiche Bäche strömen in Wasserfällen mit betäubendem Geräusch herab. Der Gipfel ist mit Schnee bedeckt, die unteren

Abfälle mit spärlichem Waldholz und dichtem Gebüsch, worin sich kleine, hellgraue Bären, wilde Schafe und Ziegen, Elenthiere und Hirsche finden. Merkwürdig ist, daß auf dem Nordabhang am Fuße des Tarbagatai eine Menge Murmelthiere haufen, während auf dem Südabhang sich auch nicht ein einziges findet. Unter den Vögeln ist das Berghuhn und der Halsfragensajan bemerkenswerth. Karelin kehrte auf einem anderen Wege wieder nach Ujaguz zurück, von wo er am 10. Juli wieder in Semipalatsinsk eintraf. Hr. A. Schrenk hingegen wandte sich dem Ala-Kul-See zu, folgte dem in Sümpfen sich verlierenden Flusse Tentek thalwärts und überschritt in der Nähe von dessen



Wasserfälle des Kopal.

Quellen die chinesische Grenze, die hier der Kamm des Alatau bildete. Jen-  
seit dieses Gebirges drang er gegen Tschugutschak, diesseit desselben in das  
Gebiet des Koksufusses und südwestlich vom Balchasch gegen den Tschu vor.  
Im Jahre 1840 bereiste er den südöstlichen, in den darauf folgenden Jahren  
den nordwestlichen und den südlichen Uferstrich dieses Seebeckens.

Zwei Jahre später, 1844, schritten die Russen zur Besetzung des Land-  
striches zwischen dem Balchaschsee und Alatau, den sie als „Siebenstromland“,

Semirjetschenskaja Oblast, organisirten; im Jahre 1846 ward die Stadt Kopal in einer fruchtbaren Ebene am Fuße des dsungarischen Alatau gegründet, aus welchem der in seinem oberen Laufe malerische und kaskadenreiche Kopalfluß hervorbricht. Dieser Platz ward alsbald für die weitere Erschließung des Landes Das, was Ughuz bisher gewesen; wegen der Nähe der chinesischen Handelsplätze Tschugutschak und Kuldscha entwickelte sich in Kürze ein lebhafter Grenzverkehr, zu dessen Regelung endlich Oberst Kowalewski im Jahre 1851 nach Kuldscha entsendet ward. In seinem Gefolge befand sich der Kapitän Wlangali vom Bergingenieurcorps, der seit 1849 die östliche Kirgisensteppe zu geognostischen Zwecken bereist hatte. Das wichtigste Ergebniß dieser Expedition war der schon einmal erwähnte, erst 1861 bekannt gemachte Vertrag vom Jahre 1851, welcher die Errichtung russischer Handelsfaktoreien in Tschugutschak und Kuldscha gestattete. Diese Befugniß trug wesentlich zur Erweiterung der geographischen Kenntnisse von der Dsungarei bei und eröffnete der russischen Regierung die Möglichkeit, die neuen Konsularämter mit zwei gelehrten Sino-ologen zu besetzen, Männern, die der chinesischen Sprache und Verhältnisse kundig waren. Einer von ihnen, Hr. Staatsrath Zacharow, Konsul in Kuldscha, stellte 1858 eine interessante Karte jener Gegenden nach den chinesischen Quellen, deren er in Peking habhaft werden konnte, zusammen. Indesß ist nicht zu vergessen, daß schon im vorigen Jahrhunderte, gleich nach der Eroberung der Dsungarei, der chinesische Kaiser Khian-lung europäische Missionäre unter der Leitung der Jesuiten P. Felix d'Alrocha, Espinha und Hallerstein dahin entsendete, um die Karte seiner neuen Provinzen aufnehmen zu lassen.

Die Errichtung russischer Konsulate in der Dsungarei zog natürlich schon auf offiziellem Wege allein mannichfache Verbindungen nach sich; mehrere russische Offiziere kamen in Regierungsgeschäften nach Kuldscha, und Jeder von ihnen brachte genauere Nachrichten über das Innere des Landes nach Hause. Wir erwähnen darunter die Reise des Stabskapitän Dmitri Alexandrowitsch Netschwolodow, der als Leutnant einen für das russische Konsulat in Kuldscha bestimmten Geldtransport befehligte und im Jahre 1859 von Kopal aus dahin führte (siehe „Ausland“, 1861, S. 459, und „Globus“ 1873, XXII. Bd.). Der erste Theil des Weges ging auf der russischen Heerstraße von Kopal nach Wiernoje weiter, bis er den Kofsu erreicht und nach Osten abbiegend am Laufe dieses Flusses hinaufgeht, bis man über den Jagan-Tasch (Uigen-Tasch) einen Gebirgspasß oder ein Joch im südlichsten Theile des dsungarischen Alatau, nach der Wasserscheide des Ili hinübertritt. Ein Vorgebirge der jenseitigen Abhänge auf der Iliseite, der Vogel Schnabel genannt, ward damals noch als die chinesische Grenze betrachtet, und wenn man 5 Werste immer abwärts in das wärmer werdende Thal gestiegen war, stieß man auf den ersten chinesischen Karaul oder Grenzposten, ein kleines steinernes Gebäude hinter einem 14 Meter hohen Erdwall, an dem blumigen und sonnigen Thale des schilfreichen Borodschusir, der als Grenzfluß galt. Von hier bis Kuldscha sind noch 125 Werste oder 18 geographische Meilen. Auf dem Wege dahin muß man etliche Arme des reißenden Usük, eines rechtsseitigen Nebenflusses des Ili, kreuzen und erreicht am zweiten Abend die kleine Stadt Chorgoß mit ihren



reichen Gärten, deren Obstbäume und Reben sich unter einer Last von Birnen, Äpfeln, Aprikosen, Pfirsichen, Orangen und Trauben beugten. Am anderen Tage ritt die Expedition durch die Stadt, den mit Pest- und Leichengeruch erfüllten Bazar hinab, der mit faulenden Abfällen jeder Art gepflastert und mit einer Pfütze geziert ist, aus welcher die widrigsten Gase aufsteigen. Am jenseitigen Ende kam man an einem Tempel vorüber, dessen gepflasterter Vorhof reinlich gefegt war, und gelangte zur Stadt selbst durch ein düsteres Schwibbogenthor hinaus, hinter welchem ein Garten von solchem unbeschreiblichen vegetabilischen Zauber lag, daß der überraschte Russe sich lange nicht satt sehen konnte. Man kam dann zwischen Weizen-, Mohn- und Hirsefeldern hindurch, erreichte aber bald wieder kahle Sandflächen, die sich bis in die Nähe von Kuldscha hinziehen und wo wegen Wassermangels jeder Anbau aufhört.

Seit 1871 ist, wie wir später ausführlicher erzählen werden, auch dieser noch chinesische Theil der Dsungarei von den Russen unterworfen worden; Kuldscha ist der Sitz russischer Behörden und wir dürfen daher genaue Details über die so lange geheimnißvoll verschlossene Dsungarei in der nächsten Zukunft erwarten.

**Der Balchajchsee und die Ala-Kul-Gruppe.** Der ansehnliche Kamm des metallreichen Tschingiztau, den man in gewissem Sinne als eine Art westlicher Fortsetzung des Tarbagatai betrachten kann, scheidet die Irtyischsteppe von der Balchajchniederung. Der ganze Landstrich westlich vom dsungarischen Alatau sinkt zum Uralsee hinab und bildet eine ununterbrochene, durch den Balchajchsee, die sogenannte Hungersteppe und die Seenkette im südlichen Gebiete des Tschu und Sary-Kul deutlich markirte Niederung. „Es war ein Anblick, den man nie vergißt“, sagt Atkinson in seiner Schilderung dieses Steppengebietes im Süden von Nyagy, „und der mich vermochte, mein Pferd anzuhalten und verwundert mich umzuschauen nach der trostlosen Landschaft im Süden. Nirgends war Gras zu entdecken, denn die Sonne hatte Alles versengt. In zehn Meilen Entfernung lag ein breiter Streifen Landes, bedeckt mit einem Stoff von blendender Weiße, jenseits lag ein See von 25—30 Meilen Länge und etwa 15 Meilen Breite, dessen Ufer so flach waren, daß sich ein Saum von Röhricht zwei Meilen breit rings um das Wasser zog. Westlich dümmerten in großer Entfernung die blauen Gipfel des Tarbagatai. Sonst aber war, so weit der Blick reichte, nirgends ein menschliches Obdach wahrzunehmen.“ Die in dieser Niederung gelegenen Balchajch und Ala-Kul haben noch in historischer Zeit ein einziges Becken gebildet, als dessen abgetrenntes Glied sich gegenwärtig letztere Seengruppe darstellt. Westwärts vom Sassyk-Kul (Stinksee), in der Richtung zur Nordostspitze des Balchajch, bezeugt ein sandiger, salzhaltiger Tiefstreifen Mitaklyn-Karakum, den ehemaligen Seeboden und wässerigen Zusammenhang. Die Umgebungen beider Seen zeigen unverkennbare Spuren jüngst erfolgten Austrocknens. Die einst zusammenhängende Wassermasse des Ala-Kul hat sich durch Sinken des Wasserspiegels in drei isolirte Seebecken aufgelöst. Der größere östliche See mit bitter-salzigem Wasser ist der Ala-Kul im engeren Sinne, der westliche Süßwassersee ist der Sassyk-Kul. Von letzterem hat sich im Süden der Ujaly abgelöst.

Nebst dem Kaspi- und dem Aralsee ist der Balchasch — er bedeckt einen Flächenraum von etwa 400 Quadratmeilen — die größte Wasseransammlung in der Kirgisensteppe, in den chinesischen Annalen Si-hai, Meer des Westens genannt. Der dsungarische Name Balchasch-Moor ist erst von Julius Klaproth in die geographische Nomenklatur eingeführt worden; Humboldt hörte ihn nie anders als mit dem kirgisischen Worte Tenghiz, kurzweg „das Meer“, bezeichnen. Vielleicht in 152 Meter Meereshöhe gelegen, mißt der Balchasch von Nordost nach Südwest 86 geographische Meilen; seine Breite ist sehr schwankend, stellenweise überaus gering, kaum mehr denn eine Meile. Seine ansehnlichste Wassermenge konzentriert sich im südwestlichen Theile; die Tiefe scheint nirgends mehr denn 21 Meter zu betragen und nimmt nordwärts zu, südwärts ab. Das nördliche und nordöstliche Seeufer erhebt sich stufenförmig über dem Wasserspiegel; die schilfige Südküste hingegen, welche kaum gestattet eine Uferlinie zu unterscheiden, ist abschüssig, und von da aus zieht sich bis zu den Vorbergen des Alatau eine aus Sandhügeln bestehende Steppe, Adschabainym-Al-Kum, eine Fortsetzung der im Westen des Balchasch gelegenen Hungersteppe Bed-Pak-Dala oder Golodnaja Step der Russen. Das Wasser des inselreichen Sees ist klar, meist frisch und trinkbar; nur an den Rändern und Buchten ist es salzig-bitter und ungenießbar. Bloss kleine Fischarten kommen in ihm vor.

A. Schrenk zeichnet mit wenigen Zügen ein anschauliches Landschaftsbild der Seeumgebung: „Deder, lehmiger, bisweilen sandiger, stellenweise salziger Steppenboden, auf welchem spärlich einige Pflanzen grünten, dehnte sich fast bis zum See aus. Etwa 4 Werste vom See trifft man auf Sand und flache Hügel, die unter sich und mit dem Seeufer parallel von Norden nach Süden oder wol auch von Nordnordost nach Südsüdwest verlaufen. Diese unfruchtbaren Sandflächen sind nur äußerst spärlich mit Pflanzen bewachsen. Unter anderen wächst hier der Saraul (Anabasis Ammodendron), von welchem wir ein Bäumchen, 2 Faden hoch und gegen  $\frac{1}{4}$  Arschin im Durchmesser, antrafen, dessen Gipfel von einem großen Adlernest eingenommen wurde. Der Triebland bildete am Ufer des Sees einen ununterbrochenen Gürtel mit zwei parallelen Dünen, zwischen denen mehr oder weniger ausgedehnte Salzwassertümpel, die vom See genährt werden, liegen. Das Schilf erreicht stellenweise eine solche Höhe, daß Roß und Reiter in ihm verschwinden. Dieser Wasser- und Schilfgürtel macht das Ufer des Sees nur an einzelnen Stellen zugänglich. Hier halten sich Wildebeer, zahllose Wasservögel und Schwärme blutdürstiger Mücken auf.“ (Bericht über eine im Jahre 1840 in die östliche dsungarische Kirgisensteppe unternommene Reise in den „Beiträgen zur Kenntniß des russischen Reiches“, herausgegeben von Bär und Helmersen. VII. Bdchn., S. 282.)

Eine genauere Kenntniß von der eigentlichen Gestalt des Balchasch erhielten wir erst durch die mit Mühsalen der mannichfaltigsten Art verknüpfte Expedition des Leutnants Infantjew vom Topographencorps, der 1851 Befehl erhielt, den ganzen See aufzunehmen und erst 1853 seine Aufgabe beenden konnte. Später war der schon öfters genannte General Babkow an der Aufnahme der Topographie des Balchaschsees thätig. Seit der Einverleibung des Siebenstromlandes wurde der See auch mit Rücksicht auf die Schifffahrt

und die mögliche Eröffnung einer Wasserstraße in das Innere der Dsungarei durch den in ihn mündenden Ili wichtig. Nachdem schon Infantjew den tatsächlichen Beweis für die Möglichkeit einer Beschiffung des Balchasch geliefert hatte, rüstete 1854 ein russischer Kaufmann, Hr. Kuznezow, eine Expedition aus, die zu Schiff in den Ili eindrang, und eben so weit gelangte wie Infantjew. Der Balchasch friert gegen Ende November zu und geht erst Ende März wieder auf; im Jahre 1856 rüstete derselbe Hr. Kuznezow das erste im Balchaschhafen erbaute Schiff aus, welches am 11. August Ilizk am Ili erreichte und im Herbst zurückkehren sollte. Von den vier in den Balchasch mündenden Flüssen ist der südlichste, der Ili, der einzig schiffbare; die Lepsa, der Aksu und der Karatal können vom See aus nicht beschifft werden, alle aber bilden an ihren Mündungen weit in den See reichende Deltas.

Oestlich vom Balchasch liegen in dürrer, sandiger Steppe die erwähnten Seen der Ala-Kul-Gruppe. Der Ala-Kul im engeren Sinne, das größere östliche Seebecken, wird von drei Gebirgen eingerahmt und von deren Wasserscheiden gespeist. Nach Norden hin liegt der Tarbagatai. Eine breite Niederung dehnt sich zwischen seinem Granitmassiv und dem Steppensee aus. Ostwärts steigt der Barluk, westwärts der Alatau auf. In den Thälern dieser Gebirge sammeln sich die Wasseradern, welchen die zum Ala-Kul abfließenden Gewässer ihren Ursprung verdanken. Westwärts, dem Balchaschsee zu, ergießt sich der See Werste weit; südwärts gelangt er durch eine Kette kleiner Seen zum Dschalanatschi-Kul, von wo aus ein den Barluk vom Alatau scheidendes Engthal zu der inneren Dsungarei führt. Den Ala-Kul, der auf manchen Karten auch als Ala-Kul-Tugul-Koor, d. i. See des buntscheckigen Stiers, bezeichnet wird, kennzeichnen im Gegensatze zum Dsaißang und selbst zum benachbarten Sassyk-Kul verschiedene Inseln. Die wichtigste derselben ist Aral-Tübe, was im turkisch-irgisischen Dialekt einen insularen Gipfel bezeichnet, von t ü b e, Gipfel, Hügel, und aral, Insel. Das Giland ist kein erloschener Vulkan, wie man früher glaubte, sondern besteht aus Hornsteinporphyr, Hornstein oder Hornfels und Thonschiefer. In früheren Zeiten war der Ala-Kul auch unter dem Namen Gurghe-Koor, nämlich „Brückensee“, bekannt; diese Bezeichnung ist charakteristisch; eine Menge von Landzungen erstreckt sich tief in den See hinein, bei sinkendem Wasserpiegel mögen einzelne das gegenüberliegende Ufer erreichen und Naturdämme, „Brücken“, bilden. Noch vor nicht langer Zeit existirte im südlichen Theile des Seebeckens ein derartiger Damm, dessen Mitte gegenwärtig vom Wasser überschwemmt ist.

Die astronomische Lage des Ala-Kul ist im Jahre 1862 von A. Golubew bestimmt worden; die Mündung des Urdschar, einer seiner Zuflüsse, liegt unter  $46^{\circ} 21' 30''$  n. Br. und  $81^{\circ} 27' 28''$  ö. L. v. Gr., dagegen schwanken die Angaben betreffs seiner Höhe über der Meeresfläche sehr beträchtlich; nach A. Golubew's Ermittlungen wäre dieselbe mit etwa 365 Meter anzunehmen. Während der Sommerzeit sind die Ufer des Ala-Kul unbewohnbar, im Oktober beginnt der Schneefall, der See friert im November zu und geht erst im April wieder auf; auf der Nordseite des Seeufers ist anhaltende Dürre seltener, das Frostwetter dauert hier weniger lange an, doch fällt der Thermometer häufig auf  $20^{\circ}$  R.

In der Ma-Kul'schen Steppe weht vom Herbst bis zum Frühjahr ein Südostwind, Ebe (Zube) genannt, der aus dem oben erwähnten Engthale zwischen Barluk und Matau hervorbricht. Von den offenen Flächen weht er den Schnee weg, so daß das genannte Thalbecken bis zum Ma-Kul hin schneeentblößt erscheint. Bisweilen schwillt er zum Sturme an, der die Schnee- und Sandmassen emporhebt und davonführt; dann hört alle Kommunikation auf, vereinzelte Reisende, ja ganze Aule sind in solchem Schneesturme schon untergegangen. Der Ebe ist ein trockener, warmer Wind, der nach den Aussagen von Kirgisen und Tataren aus Grotten hervorkommt, die die Kalmüken mit Steinen zu vermauern sich vergeblich abgemüht haben. Jedes Mal — so behaupten sie — fegte der eingesperrte Wind die Steine wieder weg und brach mit neuem Ungestüm hervor. Der Ebe ist der im Winter vorherrschende Ostwind Innerasiens, der sich an den Randmauern der Gebirge aufstaut und durch das Engthal zwischen Matau und Barluk zur Ma-Kul-Steppe hinausweht.

**Siebenstromland und Matau.** Jenseit der in den Balchasch mündenden Lepsa liegt das der ehemaligen Dsungarei angehörige, eigentliche Siebenstromland, Semirjetschensky Krai der Russen, das einerseits von der Hochgebirgskette des dsungarischen Matau mit dem ihr vorgelagerten Stufen- und Gebirgslande, andererseits von der zum Balchasch allmählich absinkenden, 450—150 Meter hohen Steppe gebildet wird. Die Kammlinie des Matau im Südosten, der Balchaschspiegel im Nordwesten, die Stromlinie des Ili im Süden, die der Lepsa im Norden bezeichnen die natürlichen Grenzen dieses Landstriches, der durch die Schneeregion des dsungarischen Matau vom hinterasiatischen Hochlande geschieden wird, durch das tief eingesenkte Strombett des Ili aber mit ihm in natürlichem und geschichtlichem Zusammenhange steht.

Die sieben Flüsse, welchen das Land den Namen verdankt, sind die Lepsa mit dem Bakjan, der Akju (weißes Wasser) mit dem Sarkan, der Bien und der Karatal mit dem Koksju (blaues Wasser). Nur der nördliche Grenzfluß, die Lepsa, der Ili und allenfalls der Karatal erreichen dauernd den Balchaschsee, während Akju und Bien, obwohl gleichfalls der Südküste des Balchasch zustrebend, früher im Sande verrinnen oder doch nur bei Hochwasser dahin gelangen. Sie entquellen sämtlich der Schneeregion des Matau und durchziehen zuerst fruchtbare Täler, später die weiten Ebenen um den Balchasch; in ihrem oberen Laufe sind sie echte Gebirgswasser, in Steinbetten raschen Laufes die malerischen Schluchten und Täler des Hochlandes durchströmend. Sowie sie aber die Steppe erreicht haben, verwandeln sie sich in träge dahinschleichende, trübe Steppenflüsse. Diese eigentliche Steppenregion des Balchasch — die Winterstation der Nomaden enthaltend — mit sterilen, sandigen, dünnen und salzigen Lagunen bedeckt, ist baumlos, trägt eine der Natur der Gewässer entsprechende Vegetation, also das Charaktergepräge der Aralo-Kaspischen Niederung, den schon beschriebenen typischen Saxaul. In den an den Stromufern und Seeküsten gedeihenden Schilf- und Rohrdickichten hausen Kulan (*Equus hemionus*), Stachelschweine, die *Felis latolynx*, die Saiga-Antilope, Schildkröten und *Phrynocephalus*. Tiger, Phalangien und Skorpione kommen hier sowol als auch in dem Landestheile vor, welcher die Uebergangsregion

von der Steppe zum Hochgebirge bildet und von 480 bis 1300 Meter hinanreicht. Diese Uebergangsregion, deren allgemeiner Charakter durch unsere Illustration gekennzeichnet wird, enthält strichweise die für sesshafte Kultur durch gemeinschaftliches Vorhandensein von Humusboden, Wasserfülle und relativem Waldreichtum allein geeigneten Vertlichkeiten. Die reißenden Alpenbäche verbreiten hier den Segen reicher Bewässerung, welcher durch Irrigation von Kirgisen, Buräten und sibirischen Kosaken gleich eifrig ausgenutzt wird. Mit gutem Ackerboden ausgestattet, hat diese Zone in ihren krautartigen Gewächsen mehr Ähnlichkeit mit der Pflanzenphysiologie des westsibirischen und osteuropäischen Tieflandes. Die russische Kolonisation breitet sich mit Vorliebe über diese Region aus und konzentriert sich an den Stellen, wo sie die gemeiniglich zwischen 1300 und 2320 Meter vorkommenden Waldungen antrifft; diese höhere Waldregion enthält nämlich ausreichende Borräthe an Bauholz für die Ansiedlungen unter ihr, ist aber nicht



Uebergangsregion von der Steppe zum Hochgebirge.

überall vorhanden. Ihr Repräsentant ist die *Pinus Schrenkiana*, die sich am Nordostende des Alatau der sibirischen Lärche anschließt; im Uebrigen ähnelt die Vegetation jener des Altai und dessen subalpinen Formen. Der Maral (Edelhirsch, *Cervus elaphus*) und der Bär leben sowol in der Waldregion als in der Kulturzone. Der Maral, dessen Geweih die Chinesen mit schwerem Golde bezahlen, verweilt nur im Winter und im Frühling in den Thälern; sowie es warm wird, treiben ihn die Fliegen nach der Nähe der Gletscher. Die Marals leben nicht herdenweise, doch sieht man bisweilen Gesellschaften von zehn bis zwölf Stück. In der Kulturregion

entstanden allmählich, durch die angeführten Umstände begünstigt, zahlreiche, heute schon blühende und stattliche Niederlassungen; wir nennen darunter die Stadt Kopal'sk oder Kopal, am gleichnamigen Flusse gelegen und 1846 vom damaligen Gouverneur Westsibiriens, Fürsten Gortschakow, zum Schutze der unterworfenen Kirgisen der großen Horde gegen die Einfälle der Dikofamennüje-Kirgisen gegründet, dann die Forts und Militärstationen Afsuisk, Arassan, Karatal, Kofsuisk, Althyn-Zmel und Kaltschyk.

Der wichtigste unter diesen Orten ist unstreitig Kopal; die kleine Stadt liegt auf dem Dschunke-Plateau, am nördlichen Fuße der Kopal-kette, eines Ausläufers des Alatau, 914 Meter über der Meeresfläche, und unser Bild giebt eine gute Vorstellung von dem landschaftlichen Charakter der Umgebung. Die Feste wurde in den Jahren 1848 bis 1850 bevölkert, und da sie sich in Kürze als ein Verkehrsknoten für den Handel mit Westchina herausstellte, zogen bald Tataren aus den Gouvernements Tobolsk und Kasan, russische Händler, Handelsgäste aus Taschkend und Kosaken zu dauerndem Aufenthalte hierher. Schon 1862 betrug die Einwohnerzahl Kopal's 5325 Seelen, deren Hauptnahrungs- und Erwerbsquelle der Ackerbau bildet. Die gewerbliche Industrie ist allerdings noch unbedeutend, wichtiger dagegen der Handel. Die wichtigsten Absatzorte sind Kuldscha in der Djungarei, dann Chokand und Taschkend in Turkestan. Ausgeführt werden Zige, Nanking, Tuch, Eisen- und sonstige Metallwaaren, Holzkisten und Fichten, eingeführt dagegen, und zwar aus China, Thee, Kampher und Porzellanwaaren, aus Chokand Seidenstoffe, Schals und Kattun, aus der Kirgisensteppe Pelzwerk, Filze und Produkte der Viehzucht. Vom 1. bis 15. November findet in Kopal alljährlich eine Messe statt, deren gesammter Waarenumsatz 1862 nach den offiziellen Angaben schon 30,000 Silber-rubel betrug.

Nächst Kopal ist die agrifole Militärkolonie Werchne Lepsinsk (Werchne-Lepsinskaja Staniza) die wichtigste Ansiedlung der Russen im Siebenstromlande. Diese Staniza — befestigtes Kosakendorf — verdankt ihr Gedeihen sowol der in strategischer und kommerzieller Beziehung gleich wichtigen Lage in der Nähe des Vereinigungspunktes der beiden Quellbäche der Lepsa, wie auch der ausgezeichneten Bodenbeschaffenheit ihrer wald- und wasserreichen Umgebung und der reinen, frischen Gebirgsluft, die ihr von den Schneehöhen des Alatau zuströmt. Im Allgemeinen ist das Klima des Siebenstromlandes, als im centralsten Theile Centralasiens, exzessiv kontinental. Inmitten des Kopal'schen Kreises steigert sich in den von den sommerlichen Sonnenstrahlen durchglühten Sandstrichen die Tageshize von der zweiten Hälfte Mai bis zur Hälfte des August bis 40° R. In der Nähe des Alatau wird aber die trocken-heiße Atmosphäre durch die über Schneeflächen streichenden Gebirgswinde gemildert. Mit Sonnenuntergang wird es kühl und gegen Morgen die nächtliche Kälte so unangenehm fühlbar, daß man es ohne warme Kleidung im Freien nicht aushalten kann. Anfangs März zeigt sich das erste Grün, Ende Oktober oder Anfang November fällt der erste Schnee, hält sich aber nur einige Stunden, da ihn der Wind alsbald verweht. Eine dreitägige Schneedecke ist eine Seltenheit, keine Seltenheit aber eine Kälte von 25° R.

So bilden im Siebenstromlande Steppe und Gebirge den fundamentalen Gegensatz, der alle Natur- und Kulturverhältnisse durchzieht. Das emporragende Gebirge mit seiner Wasserfülle wirkt nährend, belebend, kulturfördernd — die platte, niedrige Steppe mit ihrer Dürre abzehrend, deprimirend, kulturhemmend. Wo die Wüstensteppe sich wasser- und baumlos ausstreckt, da ist spezifisches Nomadenland, der Tummelplatz des Nomadenthums, dessen Naturzwang kein Wille, keine Kulturmacht zu brechen vermag. Ein herrlicher Anblick erfreut aber den Wanderer, der von Norden kommend die ersten Stufen der die Balchajschsteppe überragenden Hügel hinansteigt. Während im Westen die Landschaft in dem weiten Silberpiegel des Balchajsch verschwindet und der Blick über die unabsehbare, monotone, in grauer Ferne verdämmernde Steppe



Kopal.

hinschweift, sich im Süden, so weit das Auge reicht, grüne Weidenflächen ausdehnen, blenden im Südosten die scharf umrissenen, wie ein Wolkengebilde hingelagerten glänzenden Schneegefilde an den Gipfeln des in ununterbrochener Kette am östlichen Horizonte sich erstreckenden djungarischen Alatau. Er ist es, dessen Vorberge die Kulturregion des Semirjetjenski'schen Landes bilden; er ist es, der zwischen  $46^{\circ}$  und  $44^{\circ}$  n. Br. in südwestlicher Richtung von den südlichen Zuflüssen des Ala-Kul-Beckens bis zu jenem des Ili sich lagert, und dessen Kamm noch vor Kurzem die russisch-chinesische Staatsgrenze bezeichnete. Die Länge des Alatau beträgt 300 Werste oder 43 geographische Meilen, seine Kammhöhe erreicht 1950, seine Gipfelhöhe aber über 3900 Meter. Südwärts hängt er, wie wir schon erfahren haben, mit dem Tren-Chabirgan-Gebirge zusammen; nach Westen aber sinkt er in Stufen allmählich zur

Balchajsniederung ab und diese Stufen eben tragen das erwähnte Kulturland. Sein wichtigster Seitenzweig ist die von Osten nach Westen streichende Kopalkette, die mit den Burakoibergen sich in die Steppe hinaus verflacht. Im Südwesten bilden die Mamankette und jene des Altyn-ymel (Djungarisch „goldener Sattel“), welche der gleichnamige, 1420 Meter hohe Paß vom eigentlichen Alatau scheidet, eine Verlängerung desselben, die fast bis dicht an die Flußufer reicht, sich aber nirgends bis in die Schneelinie erhebt. Der Hauptkamm des Alatau, wie auch der Kopalkette, besteht aus Granit und Syenit, der Nordwestabhang ist aus Thonschiefer und anderen Schieferarten zusammengesetzt; die Altyn-ymel- und Mamankette sind an Porphyrarten reich; hier lagern auch werthvolle Mineralschätze, silberhaltige Blei- und Kupfererze.

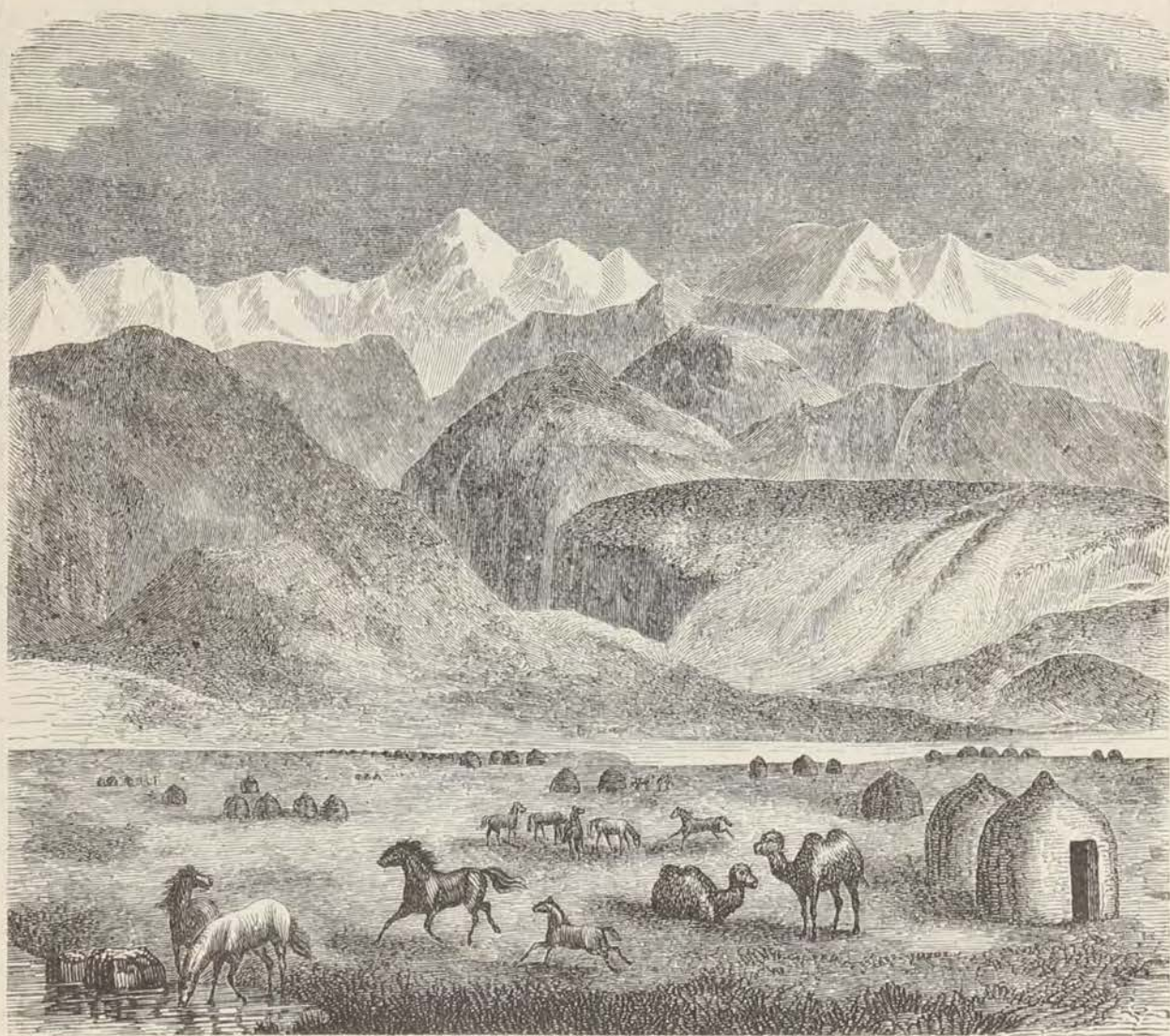
Der südöstliche, chinesische Hang ist reich an Kohlenlagern und, wie die schon frühzeitig angestellten Untersuchungen des Kommerzienrathes Popow ergaben, auch an Gold. Die Erfolge waren so bedeutend, daß die russische Krone alsbald auf dem Westabhang ein Gleiches that; man fand auch Goldsand, aber bei Weitem minder reichlich als auf der Ostseite. Anfangs der vierziger Jahre hat man einige Geschiebe auf dem Ostabhang des Alatau gefunden, so reich als nur irgend eines auf dem Ostabhang des Ural. Der Ertrag, welcher im Jahre 1829 nur 51 Pfund gewesen war, stieg 1838 auf 5400, am Westabhange jedoch nur auf 1510 Pfund.

Von 1300 Meter, d. h. von den obersten Grenzen des Kulturbodens an, der sich in sehr allmählichem Anstieg aus der Steppe bis zu jener Höhe erhebt, werden die Gebirgsformen des Alatau kühner und gewaltiger; in der oben angegebenen Höhe breiten sich stellenweise Nadelholzwaldungen, darüber bis 2600 Meter Alpenmatten mit reichem, kräftigem Kräuterwuchs aus. Diese Zone enthält die gesündesten und an Viehfutter reichsten Sommerfrischen für die Nomaden des Tieflandes. Höher hinauf beginnt die hochalpine Region, von 2924 bis 3640 Meter, immer noch mit schönen Hochalpenkräutern bewachsen, dann die Schneeregion, von der Grenze des ewigen Schnees bis zur Gipfelhöhe des Gebirges; für Naturgeschichte und Völkerleben sind diese Hochlandschaften nur durch ihre Paßübergänge von Bedeutung. Der Archar (*Ovis argali*), der Alpenwolf, das Murmelthier (*Arctomys Bobac*) und einige Antilopenarten bewohnen diese Höhen. Von der Balchajsteppe thalauß zur Schneeregion des Alatau emporsteigend, durchwandert der Reisende also den Kulturstrich, den Waldgürtel, den Höhenstrich der Alpenwiesen, die hochalpine Region, bis er endlich zu den Schneelagern des Gebirgskammes gelangt.

Die Natur des Alatau lernen wir am Besten an der Hand jener Reisenden kennen, welche die Thäler der Gebirgsströme und Bäche aufwärts verfolgten, wie dies A. Schrenk und Atkinson thaten. Ersterer ist unter Anderem durch die Baskanschlucht zum Kamm des Alatau vorgedrungen. „Das Flußthal des Baskan“, so berichtet er, „nimmt rasch an Breite ab; hohe, steile Thonschieferwände schließen die Schlucht ein, auf deren Boden der schäumende Fluß strömt. Dichtzweigige Rothtannen wachsen an den Abhängen überall, wo sie nur Wurzel fassen können. Ein enger Pfad, sich an hohen Felsen und zwischen ungeheuren Felsstrümmern hitziehend, führt durch diesen dunklen Wald. Hin



und wieder sieht man Birken (*Betula alba*), Pappeln (*Populus laurifolia*), verschiedene Winden, Vogelbeeren (*Sorbus*), Traubeneichen, Beinholz (*Lonicera xylosteum, hispida* und *microphylla*), Himbeeren und Sadebaum (*Juniperus Sabina*). Wir brachten die Nacht in einer Höhe von 1590 Metern zu und verfolgten am anderen Tage unseren Weg durch das Thal des Baskan aufwärts, der uns bald an bewaldeten Abhängen hin, bald über blühende Matten subalpiner Pflanzen führte . . . . Thonschiefer ist die herrschende Felsart; da, wo der Rasen aufhört, bildet sie jähe, mit Trümmern bedeckte Abhänge und Kämme, die sich auf die Höhe des Gebirges hinziehen; der immer kleiner



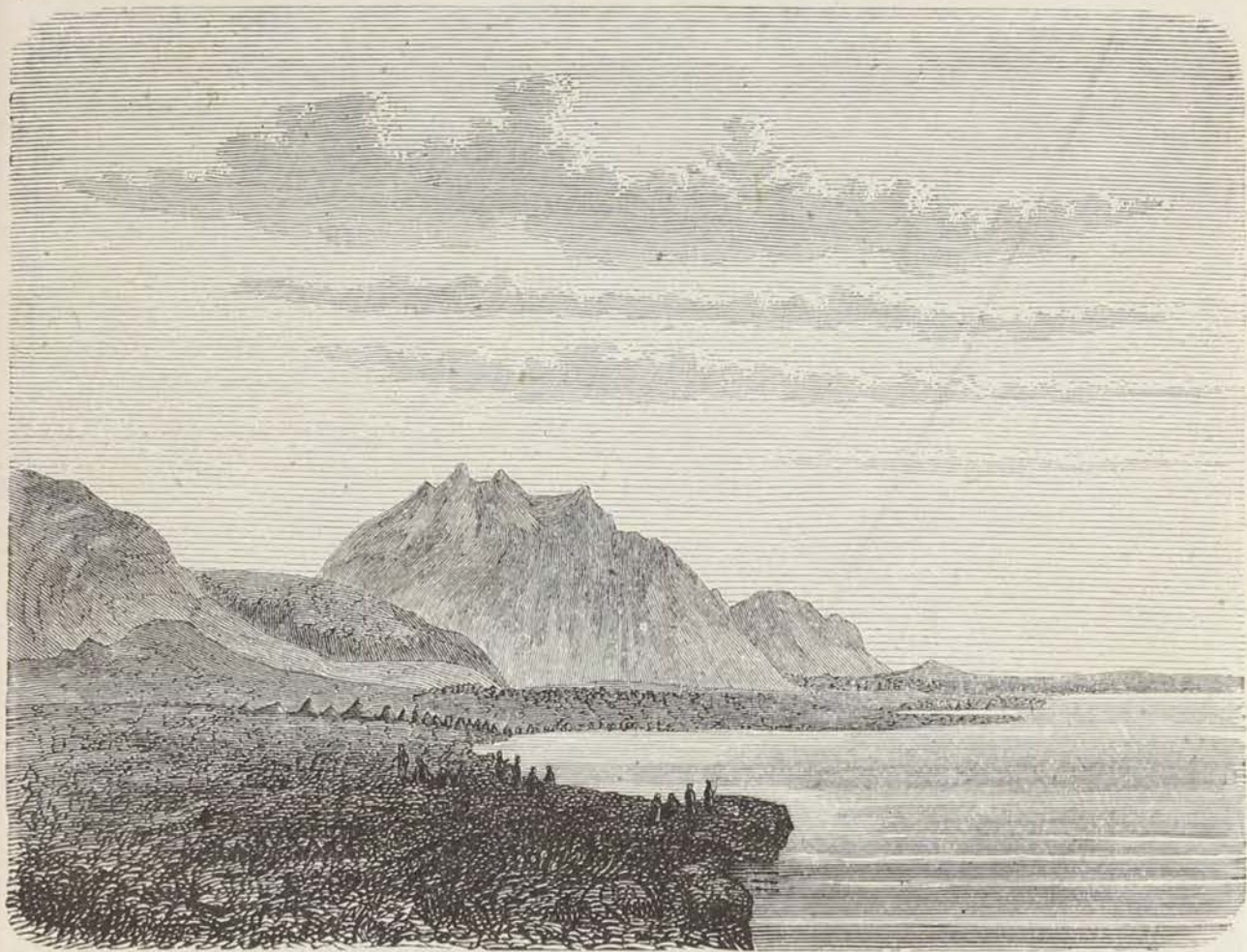
Ansicht des Alatau von der Steppe.

werdende Fluß wurde endlich zu einem schmalen Bache, der sich zwischen ungeheuren Felsblöcken schlängelt, welche ihm den Weg zu verstopfen drohen. Plötzlich war der Bach verschwunden und wir hörten bloß ein dumpfes Gemurmel unter den Felsen, doch schon einige Faden weiter erblickten wir ihn wieder, wo er in einen kleinen See fällt, aus welchem sich das Wasser unter die Felsen verliert und nach einem unterirdischen Laufe als neue Quelle hervorrieselt. Diese Erscheinung wiederholt sich zwei- bis dreimal an solchen Stellen, wo große Felsblöcke von den steilen Abhängen in das Bett des Baches herabgestürzt sind.“ Uebrigens giebt es im Alatau mehrere solcher kleiner Seen;

einer davon liegt in einem Seitenthale, das zum Vaskan führt, und wurde von Atkinson gezeichnet, der so wie Schrenk am Vaskan entlang in den Alatau emporstieg. Nebenstehende Abbildung ist eine Wiedergabe der Atkinson'schen Skizze. Sie zeigt uns zugleich die überraschende Hochgebirgsnatur der Scenerie in jener Erhebung. „Die Felsenmassen traten nackt hervor,“ fährt Schrenk in seiner Schilderung fort, „und nur hin und wieder erblickte man noch einige Moose und Flechten. Ueberall herrschte eine tiefe Stille, und nur bisweilen hörte man das durchdringende Pfeifen eines Murmelthieres, des einzigen Bewohners dieser öden Gebirgsgegend. Und auch diese letzten Anzeichen des Lebens verschwanden fast völlig in einer Höhe von 3475 Meter, wo das Gebiet des ewigen Schnee's beginnt.“ Es gelang dem kühnen Forscher leider nicht, eine der dortigen Hochspitzen ganz zu erklimmen; in einer Höhe von 3812 Meter mußte er Kehrt machen, denn eine tiefe Klüft mit senkrechten Wänden trennte ihn vom Hauptgipfel und verhinderte jedes weitere Vordringen. Die vor ihm liegende Spitze schätzte Schrenk auf etwa 3966 Meter, und meint, kein Gipfel des Alatau möchte 4060 oder 4223 Meter übersteigen.

Die einzelnen Abzweigungen des Gebirges führen verschiedene Benennungen, durch die man sich nicht zu der Meinung verleiten lassen darf, als ob es sich hier um ein besonderes Gebirge handeln würde; so sind die Kopalberge, der Altau, der Karatau u. s. w., alle nur einzelne Theile oder Aeste des in seiner Gesamtheit Alatau genannten Höhenzuges. Der Karatau (schwarzes Gebirge) z. B., so genannt wegen seiner tiefdunklen Färbung, in den uns Atkinson führt, zieht sich südlich von Kopal zwischen zwei Zuflüssen des Karatal, dem Bache Karatau und dem Tschaschabache hin. Atkinson, der dem Gebirge von Nordosten nahte, sagt, daß es sich urplötzlich aus der Ebene zu Höhen erhebe, die mitunter 2274 Meter erreichen. Unsere Illustration stellt die allgemeinen Umrisse des Karatau mit dem an seinem Fuße gelegenen See dar. Atkinson überstieg ihn auf seinem Wege nach Kopal und schildert ihn als außerordentlich beschwerlich. Von hier aus unternahm er einen Ausflug in jenen Theil des Gebirges, den er als Altau bezeichnet, und wozu, wie er angiebt, der Alatau erst überstiegen werden muß. Leider ist Atkinson in seinen Angaben so ungenau, daß es ganz unmöglich ist, zu bestimmen, welcher Gebirgsabschnitt unter seinem Altau zu verstehen sei; keinesfalls aber, dies steht wol fest, ist dies eine besondere Kette, sondern eben nur ein Theil des Alatau. Von Kopal also brach Atkinson nach dem Thale der Kora auf, eines Gewässers, das vielleicht mit dem Bache im Thale des Karatau identisch, jedenfalls einer der im Süden von Kopal aus den Schluchten des Alatau hervorbrausenden und in ostwestlicher Richtung fließenden Bäche ist. Mit den europäischen Alpen hat dieser Theil des Alatau nur wenig Aehnlichkeit. Zwar fehlen ihm nicht im Hintergrunde die Schneehörner, die Gletscher und Gletscherbäche, vergeblich aber würde man die Basaltbauten des Alatau in unseren Alpen suchen. Die Thäler sind eng, tief eingeschnitten und das Gestein ragt säulenförmig und kerzengerade empor oder bildet, wo Vorgebirge die Thäler trennen, die Formen gothischer Bauwerke, nadelförmig in abgesetzten Thürmen aufsteigend. Tief in diesen Pässen

und Schluchten stieß Atkinson auf die Kirgisen mit ihren Herden. Eine Wolke von Schafen suchte die gewürzigen Kräuter an den Abhängen, Anfangs geführt von den Geißen, die aber bald höher und höher die unwegsamen Felsen hinaufsteigen, wo ihnen kein Thier mehr nachfolgen konnte. Atkinson's Wunsch war es, durch den östlichen Zweig des Passes, vor dessen Gabelung er stand, nach dem noch östlicheren Thale des Baskan hinüberzusetzen; dabei betrat er drüben ein Thal oder eine Schlucht, wo er die grauenhaften Verheerungen eines Burans oder Orkans vor sich sah. Das Thal war einst bewachsen gewesen mit Fichten und Cedern, jetzt aber stand nicht ein einziger Baum mehr aufrecht.



Der Karatau mit dem an seinem Fuße gelegenen See.

Zu Tausenden oder Zehntausenden lagen sie geknickt und ihre Stämme von Hitze und Frost gebleicht. Alle hatte sie ein einziger Luftstoß niedergeworfen; manche waren mit dem Wurzelstock jählings emporgesahren, andere Stämme waren über dem Boden umgeknickt worden. Durch diesen todten Wald hindurch und über eine bequeme Bergwand hinüber erreichte man das Hauptwasser des Baskan in einem Alpenthale von seltener Schönheit; zu beiden Seiten waren Gipfel sichtbar, die hoch über die Schneelinie hinausragten. Weiter oberhalb verstattete eine Schlucht einen Blick nach der höchsten Kette, wo ehrwürdige Schneehäupter aus starren Gletschermassen sich erhoben. Unser Bild veranschaulicht diesen Ausblick. Am oberen Thalrande angekommen, hatte er eine Aussicht, die alles Bisherige in den Schatten stellte. Man blickte nämlich wieder in dämmernde Abgründe hinab, verdunkelt durch überhängende Felsen

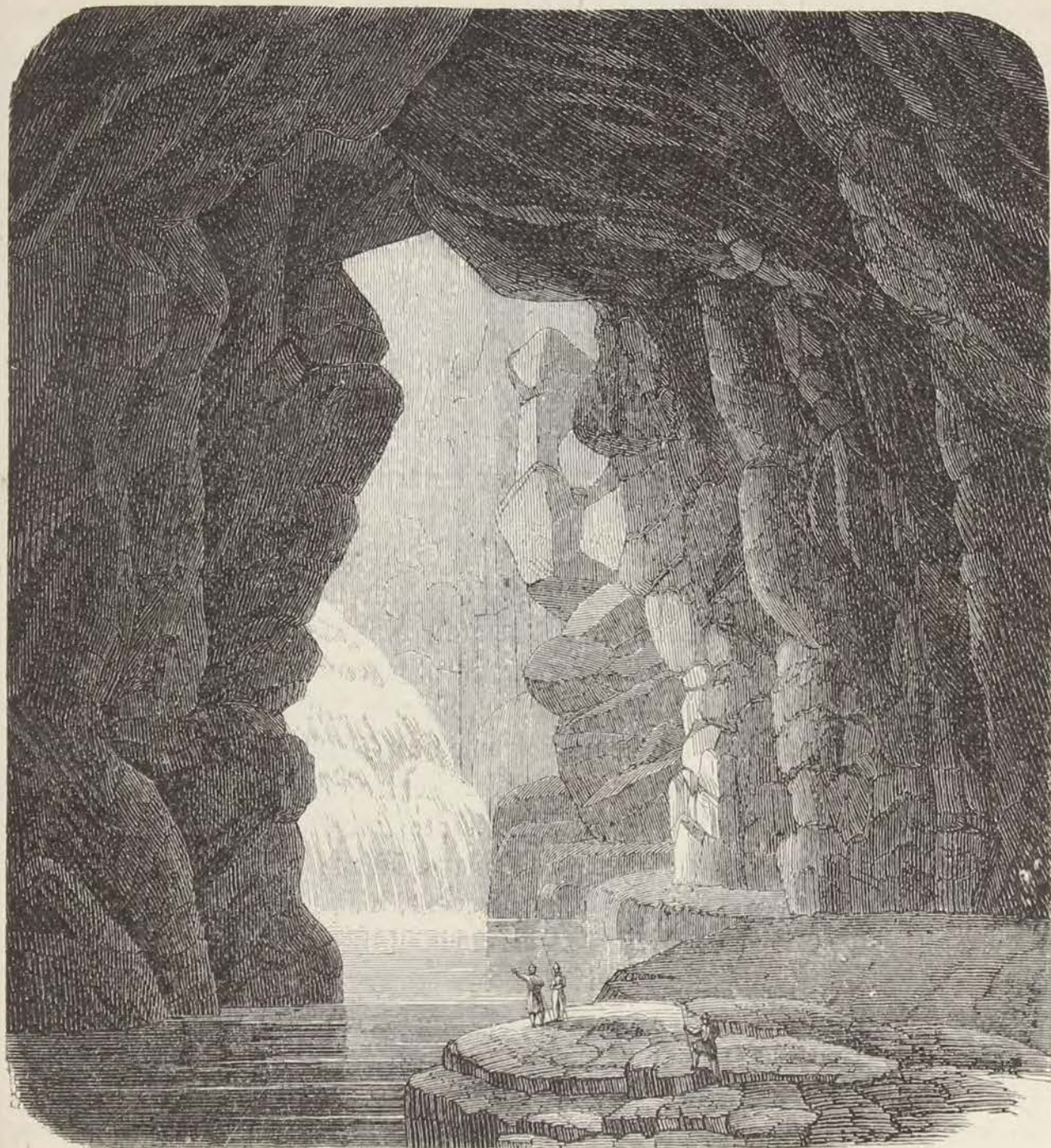
von blaugrauem Schiefer. Nur wenige Gesträuche nisteten am Saume der Klippen, sonst bedeckte grün- und braunes Moos die Felsenränder, und ganz in der Tiefe ruhte ein Weiher mit tintenblauem Wasser. Am andern Morgen ritt man durch ein anmuthiges, blumenreiches Thal, welchem verschiedene Arten von Anemonen den Anstrich eines Gartens gaben. Die Thalwände waren zu Bastionen und Thürmen gespalten und stiegen bis zu 330 Meter auf. Nahe an den Quellen des Baskan zog ein besonders hoher Gipfel den Blick fest an sich. Er war ehemals wol von Kegelform gewesen, aber die eine Hälfte schien eingestürzt. Der Schnee von tausend Menschenaltern hatte sich am Schoße des Berges zu hohen Klippen angehäuft, die wie Marmor schimmerten.



Eine Ansicht des oberen Altan.

Man war etwa 300 Meter im Thal höher gestiegen und bemerkte jetzt, daß dieser Elevationswechsel bedeutende Veränderungen im Pflanzenwuchs bewirkt hatte, denn statt der üppigen Gräser und Kräuter überzog nur ein dünner Filz den Boden, doch fehlte es nicht an gelbblühenden Alpenrosen (*Rhododendron chrysanthemum*), die bis 1 Meter Höhe erreichen und mit ihrem dunkeln, immergrünen Laub oft große Gesteinflächen einhüllen. Von der Thalhöhe ging es abwärts in den großen Schlund, der an Großartigkeit ähnliche Partien unserer Alpenwelt, die Tamina, die Via Mala- und Koslaschlucht weit übertrifft. Hier sind die Basaltwände wieder durch enge Spalten getheilt und fallen

schroff und parallel zu beiden Seiten in die dunkle Tiefe hinab. Die Schlucht, in welcher ein Alpenwasser tobte, öffnete sich jedoch bald in ein heiteres, sonniges Thal, wo es die Reisenden drückend heiß fanden. Ein seltsames Spielwerk der Natur in diesem Thale ist ein 180 Meter hoher und an seinen Basen fast eben so breiter dreiseitiger Felsblock, der, inwendig ausgehöhlt, drei Spitzbogenthore zeigt, so daß die Masse eigentlich auf drei Füßen steht. Ein anderes Wunder sah man noch im Laufe desselben Tages. Man folgte nämlich einem unbenannten Gewässer des Thales abwärts bis zu einer Stelle, wo Felsenwälle



Die Teufelshöhle im Räuberthale (Attau).

jedes Vordringen zu verschließen schienen; der kundige Führer bog indessen seitwärts durch eine finstere Felsenpalte. Als man aus diesem unheimlichen Schlunde austrat, befand man sich neben dem Strom, an dessen Rand sich die Abgründe 550 Meter erhoben, während das Wasser selbst von einer Höhle im Hintergrunde verschlungen wurde. Die Kirgisen halten dies für einen Mund der Hölle, und der alte Führer blieb schaudernd zurück, als Atkinson mit

einem Kosaken den Fluß entlang an einer Felsenschwelle sich in die Höhle wagte. Das Toben des Wassers füllte den engen Schlund so vollständig, daß die menschliche Stimme sich nicht mehr vernehmbar machen konnte. Als die Augen allmählich das Dunkel zu durchdringen vermochten, sah man, daß 70 Meter tiefer in der Höhle der Strom über einen Abgrund in völlige Finsterniß hinabfiel, nach welcher Entdeckung man sich gern auf den Rückweg aus der Teufels-  
höhle begab. Eine Wiederholung dieser Naturscene sah man am nächsten Tage. Es öffnieten sich nämlich seitwärts nach Westen zu die Gesteinsmassen zu einem engen Spalt, in dessen Tiefen ein Wasserfall rauschte. Die Felsen stiegen 325 bis 400 Meter zu beiden Seiten auf, nach 100 Schritten aber schlossen sie sich oben zusammen, so daß der Himmel nicht mehr zu sehen war. Alles war in Dämmerung gehüllt, und selbst der Schaum des dahin brausenden Wassers, welches Felsen und Steine schlüpfrig machte, leuchtete nur wenig. Endlich, nachdem man 300 Schritte in völliger Dunkelheit weiter getappt war, öffnete sich plötzlich die Schlucht nach oben, wo die Sonne lustig die Gebüsch an den höchsten Felsensäumen beschien. Die Schlucht erweiterte sich immer mehr und mehr, bis man zuletzt vor dem Gießbach stand, der mit seinem Gischt und seinem betäubenden Geräusch die Schlucht erfüllt.

Da der Charakter dieser Gebirgswelt sich auch fernerhin treu blieb, und Atkinson jetzt genug von dieser Natur gesehen hatte, so kehrte er zu den Aul besfreundeter Kirgisen zurück, und auch wir können mit ihm den dsungarischen Alatau verlassen.

Das Thal des Ili. Vom Alatau, dessen Schilderung uns bisher beschäftigt hat, wenden wir uns in das Thal des Ili, an welchen von Norden her, wie schon erwähnt, die Ausläufer des Alatau hinabreichen, so daß der Lauf dieses merkwürdigen Stromes als die südliche Begrenzung jenes Gebietes betrachtet werden darf, welches wir unter dem Namen Dsungarei verstehen. Bedeutender als irgend einer der sieben Ströme des Semirjetschenskiſchen Landes und zugleich eines der mächtigsten Gewässer Centralasiens, entspringt der Ili unter dem Namen Tak-Su aus zahlreichen Schnee- und Gebirgsbächen am Nordwestabhänge und im höchsten Theile des Tian-Schan, am Bogdo-Dola. Er durchfließt 130 Meilen weit ein langgestrecktes, von Kan-Schan und Jren-Chabirgan eingeschlossenes breites Thal westöstlicher Richtung, dessen Höhe 422 Mtr. über der Meeresfläche übersteigt; den Namen Ili nimmt er erst abwärts von der Einmündung seines rechten Nebenflusses Kungis oder Chasch an und trennt das Siebenstromland von jener südlicheren Gegend, welche seit 1854 die russischen Ansiedler die transilischen Ländereien genannt haben und später von uns beschrieben werden sollen. Seine Ufer sind niedrig und hie und da mit großen Bäumen und Gebüsch bestanden; die Breite des Stromes beträgt etwa eine Viertelmeile, und sein Lauf ist rasch, ja sogar reißend. An einem Punkte besteht eine Furt und unterhalb derselben drängt er sich durch porphyrische Felsen, die sein Bett verengen; dort ist er sodann sehr tief, sein Lauf wird stark gewunden, aber nach jener Schlucht, welche er schäumend durchtoßt, erweitern sich wieder seine Ufer, die reichlichen Wasser werden ruhig und der Lauf verliert im unteren Theile an Kraft; die Ufer werden immer flacher und

sind von einer mannichfaltigen Baum- und Strauchvegetation bedeckt. Endlich 36 Meilen unterhalb seines Durchbruches durch die obenerwähnten Porphyr-felsen, nach einem Gesamtläufe von 166 Meilen, und nachdem er die Sandsteppe des Siebenstromlandes durchmessen, mündet er mit einem niedrigen, von hohem Schilfwalde üppig bewachsenen, 7 Meilen breiten Delta in das südöstliche Ende des Balchaschsees.

Einige Stellen der Iliufer besitzen die nöthigen Eigenschaften zu Ansiedlungen und gestatten feste Niederlassung; dies bezeugen die zahlreichen Militär- und Strafposten, welche seiner Zeit die Chinesen im oberen Theile des Ilibassin zwischen dem Iren-Chabirgan und Tian-Schan errichteten. Hier sind die Wasser seiner zahlreichen Zuflüsse sowol am linken als am rechten Ufer überall geschickt zur Bewässerung des fetten Lehmbodens der Felder benützt, welche hiedurch einen reichen Ernteertrag liefern; die Wälder werden künstlich erneuert und der Anblick der mit lebenden Zäunen eingefassten, von großen Bäumen beschatteten Dörfer erfreut das Auge des Reisenden, welcher soeben die ernsten und düstern Berg- und Steppengegenden des Siebenstromlandes durchzog. In dem gestreckten Kessel des Ilihalles, der nur nach Westen hin für die im Sommer heißen Westwinde offen ist, gedeihen unter dieser Breite und trotz des trockenen Klimas, welches so wie jenes der südlichen djungarischen Steppe eine Uebergangsstufe zwischen dem rauhen Klima Sibiriens und dem tropischen Klima jenseit des Tian-Schan bildet, Wein, Reis, Mais, Sorghum, Weizen, Arbusse und Melone, von europäischen Obstbäumen vorzüglich die Pflaumen und Aprikosen, Birnen und Pflaumen, also Früchte wie in Istrien, dem in gleicher Breite gelegenen Lande Südeuropa's. Der Winter dauert nur drei Monate und die allerdings hohe Kälte hält meist nur drei Wochen an. Dagegen ist der Sommer glühend heiß und die Hitze erreicht mitunter im August 36—38° R. im Schatten; für die Bewohner ist indeß das Klima sehr gesund und gehören Epidemien zu den Seltenheiten.

Den oberen Theil des Ilihalles umfaßt das Khanat Kuldscha, welches vor Kurzem noch bestand, die frühere chinesische Oberherrschaft abgeschüttelt und sich unabhängig erklärt hatte, seit 1871 aber dem russischen Reiche einverleibt worden ist. Dieser Bezirk hat ein Areal von höchstens 900 Quadratmeilen, ist also siebenmal kleiner als das Siebenstromland. Da derselbe aber überall, außer auf der westlichen Seite, von Gebirgen umgeben ist, von denen sich reiche Gewässer ergießen, so bildet er, obgleich inmitten der asiatischen Wüsten gelegen, eine Oase, die eine größere Bevölkerung aufnehmen kann als Semirjetschensk. Eine breite Zone fruchtbaren Landes liegt am Fuße des Bergamphitheaters, welches die Provinz im Norden, Osten und Süden umschließt, und nur in der Mitte findet man am Ili Steppen, die jedoch bis auf wenige Ausnahmen in Gärten und Ackerland umgewandelt werden konnten, so daß daselbst eine Ausnahme-Erscheinung für Asien, der Wald, sich eingefunden hat. Das noch Wüste gebliebene Steppenland, welches man auf dem Wege nach Kuldscha durchziehen muß, wimmelt aber nach Netschwolodow's Versicherung von giftigem Gewürm, und darunter soll der Karakurt, eine schwarze Tarantel, höchst gefährlich sein, denn der von ihr Gebissene hat schreckliche Qualen

auszustehen, die bisweilen den Tod, jedenfalls aber langwierige Leiden herbeiführen. Werden dem Patienten sogleich Schröpfköpfe gesetzt, so hat das Uebel geringe Folgen, allein die Tarantel fällt in der Regel die Menschen nur bei Nacht an, und ihr Biß verursacht anfänglich bloß einen geringen Schmerz, so daß, wenn der Schläfer erwacht, das Gift der Spinne bereits seinen Körper durchzogen hat. Die Chinesen sind durch den sie stets umgebenden lieblichen Geruch von Fäulniß, Knoblauch und Tabak vor den Angriffen der Tarantel geschützt, welche einen sehr ästhetischen Geruchssinn besitzt, so daß in diesem Sinn die chinesische Unreinlichkeit etwas Prophylaktisches an sich hat.

Das Gebiet des oberen Ili ist in neuester Zeit von Herrn Schepeliew genauer erforscht worden; darnach sind die Gebirge um Kuldscha durchschnittlich 2270—2600 Meter hoch und besteht die Provinz aus vielen Thälern, unter denen das Tekes- und das Kungisthal durch ihre große Ausdehnung sowol wie durch ihre landwirthschaftliche Bearbeitung die erste Stelle einnehmen. Kuldscha ist reich an Getreide, an Mineralien, wie Kupfer, Silber und Blei, besonders aber an Steinkohlen, von denen sich Schichten von 2—3 Meilen finden. Trotz der Mangelhaftigkeit der Bearbeitung der Steinkohlengruben durch die Chinesen wurden doch so viel Kohlen gewonnen, daß die Bewohner der Umgegend mit Brennmaterial, diesem in Asien so kostbaren Artikel, genügend versehen werden konnten. In administrativer Hinsicht ist das Land in vier Bezirke getheilt: den Bezirk des linken Flußes, den westlichen, den nordwestlichen und den Bezirk der Stadt Kuldscha.

Die Hauptstadt Kuldscha verkündet sich von Weitem den Nasen an den Ausdünstungen von verwesendem Vieh. Die russische Faktorei, zur Zeit, als das Land noch chinesisch war, kenntlich an der russischen Flagge, ist wie die Stadt selbst am rechten Fluß gelegen und bestand aus einem ummauerten Viereck mit Magazinen und einer ständigen Besatzung von 15 Kosaken. Der chinesische Ceremonienname des Platzes ist übrigens Hoi-juan-tschin, und den Werkeltagsnamen sollte man richtiger Guldscha schreiben, weil nach mandschurischer Schreibart dieses Wort „Bergziege“ bedeutet, und von dem Reichthum dieser Thiere in ihrer Umgebung die Stadt ihren Namen erhalten hat; doch wird sie auch Ili, d. h. die Schimmernde, genannt. Sie liegt 776 Meilen von Peking, 718 von St. Petersburg und etwa 140 Meilen von Semipalatinsk entfernt und besteht wie alle chinesischen Garnisonsplätze aus zwei Theilen, aus der Festung und aus der offenen Stadt. Die Festung, welche früher die Russen nicht betreten durften, war der Sitz des chinesischen Dän-Dün oder Generalstatthalters der Provinz Ili und ist von einem steinernen Mauerviereck von je 1023 Meter Seitenlänge und  $6\frac{1}{2}$  Meter Höhe eingeschlossen und auf jeder Seite mit neun Contreforts geschützt. Die offene oder eigentliche Stadt selbst bietet den Anblick aller chinesischen Städte. Sie ist nichts weniger als schön, sondern excellirt nur in Schmutz und Gestank auf den krummen und engen Straßen, von denen die breiteste nicht 7 Meter mißt. Einige rühmen die Pracht der dortigen Moscheen und chinesischen Tempel; auch soll die Stadt, die erst 1760 gegründet ward, immerhin unvergleichlich besser gebaut sein als Bochara oder Chokand. Jedenfalls ist Kuldscha die größte Stadt auf vielleicht 140 Meilen im Umkreise —



man schätzte die Bevölkerung vor den letzten Kriegen auf etwa 60,000 Einwohner und 40,000 (?) Mann chinesisches Militär — und zugleich ein hochwichtiger Handelsplatz.

**Handelsverhältnisse.** Seit jeher hat Rußland in der Vermittlung der chinesischen Naturerzeugnisse nach dem europäischen Abendlande eine gewinnbringende Beschäftigung erblickt und die Förderung und Entwicklung dieses Handels sich zur Aufgabe gemacht. Unter allen Produkten des Himmlischen Reiches schien aber den Europäern keines begehrenswerther als der Thee, und dieser bildete naturgemäß auch den wichtigsten Artikel im russisch-chinesischen Handel; er kommt auf dem Landwege jedoch nur an drei Punkten über die russische Grenze, in Kiachta im östlichen Sibirien, in Tschugutschak und in Kuldscha in der Dsungarei. Daraus läßt sich allein schon die Wichtigkeit dieses Landes in kommerzieller Hinsicht ermessen, und erscheint es sicherlich gerechtfertigt, wenn ich hier, den Mittheilungen Abramow's folgend, die Handelsverhältnisse jenes Gebietes näher ins Auge fasse.

Russischerseits ist die Stadt Semipalatinsk der Haupthandelsplatz und schon vor langer Zeit wegen seiner Handelsbeziehungen zu den Stämmen Centralasiens berühmt geworden. Diese Beziehungen bestanden bereits im Jahre 1718 und schon 1754 wurde hier von den Russen eine Grenzmauthstation gegründet.

Die russischen und die tatarischen Kaufleute von Semipalatinsk verkaufen in den Bazars Thee, Zucker, Spezereiwaaaren, Baumwollentoffe, chinesische Seide, Porzellan, Pelzwerk, Wachs und Honig. Obgleich seit 1855 zwei Messen und zwar vom 25. Mai bis 10. Juni und vom 15. Dezember bis 1. Januar gehalten werden, so sind dieselben von fremden Kaufleuten doch nicht stark besucht. Der Haupthandel des Platzes wird immer während des Winters betrieben, wo die Kosaken und Bauern sowol von den umliegenden als den entfernteren Dörfern und Stationen in die Stadt kommen. Sobald der Irtysh sich mit Eis bedeckt, bringen die Kirgisen der Nyagyz'schen und besonders der Karakalinskischen Steppe auf ihren Kameelen gewaltige Ladungen von Schaf- und Lammfellen, Häuten, Kameelhaaren und noch einige weitere Rohprodukte nach Semipalatinsk, durch deren Umsatz sie sich ihren Bedarf an Getreide, Mehl, Tabak, Eisen- und Holzwaaren verschaffen. Während des Winters kommen mehr als tausend Kameele in Semipalatinsk an, welche mit einer Last von ungefähr 50,000 Centnern wieder ihren Heimweg antreten. Der auswärtige Handel von Semipalatinsk mit der Kirgisensteppe, Taschkend, dem westlichen Turkestan, Tschugutschak und Kuldscha wird durch russische und tatarische Kaufleute betrieben.

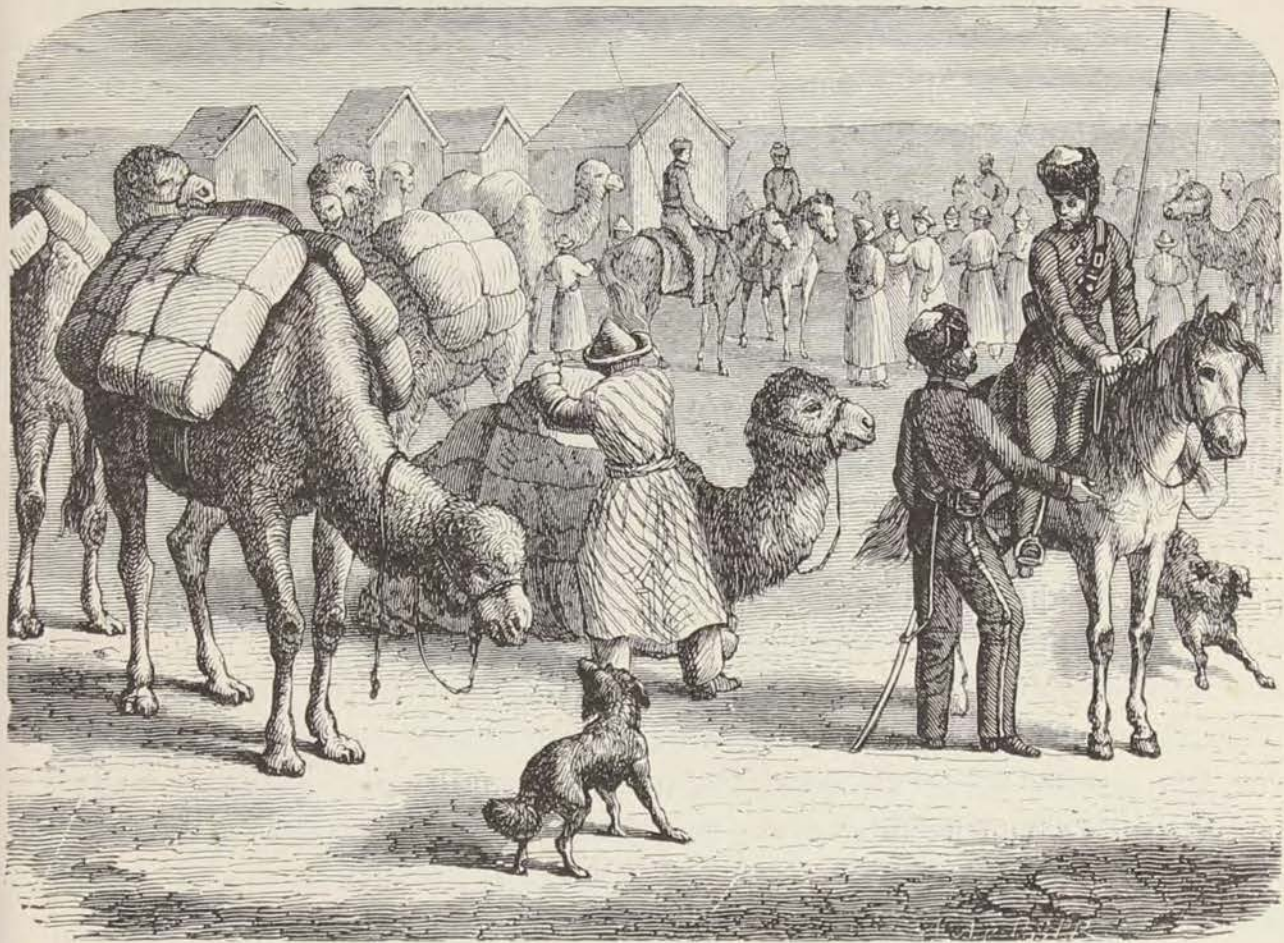
Die von ihnen ausgeführten Artikel bestehen meist in schwarzem und rothem Leder, Baumwollen- und Wollentoffen, Sammt, Goldborten, Brokat, Uhren, Spiegeln, Guß- und Schmiedeeisen, Kupferplatten und Schweinen. Dagegen werden dünne Filze, Schaffelle und Schlachtvieh aus den Steppen zurückgebracht; Taschkend liefert Baumwollentoffe, seidene Kastrans, wollene Teppiche, rohe und gespulte Baumwolle und Obst, während von Kuldscha und Tschugutschak Thee, Porzellan, Silberbarren, Seide, Pelzwerk und Kämme bezogen werden, Artikel, welche jedoch nur zum kleineren Theil in Semipalatinsk

bleiben, meist aber nach den russischen Messen in Irbit und Tjumen und selbst bis Kasan und Moskau wanderten. Seit dem Schlage, welchen der russische Handel zwischen Tschugutschak und Kuldscha in Folge der Zerstörung der russischen Faktorei durch Feuersbrunst erlitten, hat der Exporthandel von Semipalatinsk etwas abgenommen.

Tschugutschak ist von der russischen Stadt Aghy 61 $\frac{1}{3}$  deutsche Meilen und Kuldscha 59 $\frac{3}{7}$  deutsche Meilen von Kopal entfernt. Die russischen Niederlassungen am Flusse Urdjchar sind 39 Meilen von Aghy entfernt, während die Entfernung vom Urdjchar nach Tschugutschak 31 Meilen beträgt. Handelsbeziehungen zwischen dem nahen Sibirien und dem westlichen China bestehen seit sehr langer Zeit. Kaufleute aus Taschkend sowie Tataren besuchten von jeher Tschugutschak und trieben nach dorthin Handel; den Russen dagegen war der Eintritt strenge untersagt, und sie mußten sich immer für Handelsleute von Taschkend oder eines anderen asiatischen Volkes ausgeben, um ihre Geschäftsbeziehungen zu erweitern, was häufig mit großen Verlusten und selbst mit persönlichen Gefahren verbunden war. Erst zwischen den Jahren 1808 und 1819 erhielt der auswärtige Handel durch die Bemühungen des Generallieutnants Glasenap, welcher die Armee in Sibirien kommandirte, eine weitere Ausdehnung. Er unterwarf und bändigte die Kirgisenhorden, welche bisher das Räuberhandwerk in großem Maßstabe betrieben hatten; erst nach deren Unterwerfung unter russische Herrschaft konnten Karawanen und einzelne Kaufleute mit Sicherheit jene Gegenden durchziehen. Erst unter der Verwaltung Glasenap's vermochten russische Karawanen bis nach Chokand sowie zu den Grenzstädten Tschugutschak und Kuldscha zu gelangen, auch nahm der Handel mit Bochara, Kaschgar und Chotan einen bedeutenden Aufschwung. Ebenso trugen die freundschaftlichen Beziehungen zu den Sultanen der großen Horde, den Dikokamennüje-Kirgisien und mit Chokand und Bochara, sowie die Niederlassung an Punkten, welche den Russen bisher ganz unzugänglich gewesen, viel zur Entwicklung des Handels an der sibirischen Grenze bei.

Lange Zeit wurde der Handel sowol von den Russen als von den Asiaten ausschließlich nur mittels Tausches getrieben; die allmähliche Erscheinung des Goldes hatte jedoch keinen günstigen Einfluß auf denselben. Die Chinesen wollten ihre Waaren von jezt an nur noch um Gold los schlagen und ließen hierbei eine nicht geringe Anzahl von Prozenten nach. Anfänglich bediente man sich nur des gemünzten Goldes; bald aber zeigten die Chinesen eine Vorliebe für das ungemünzte Metall, so daß man jezt lieber Goldbarren und Goldstaub als Zahlungsmittel anwendet. Diese Nachfrage der Chinesen nach Gold veranlaßte russische Kaufleute, einträgliche Geschäfte damit zu machen und die Märkte mit diesem Bedürfnisse zu versehen; Manche sammelten das Metall auf den großen russischen Messen, während sich Viele damit begnügten, dasselbe direkt aus den Goldgruben der Kirgisiensteppe zu verschaffen. Der russische Handel blieb auf dieser Stufe stehen, bis das Ministerium des Aeußeren in St. Petersburg den Entschluß faßte, russische Faktoreien innerhalb des chinesischen Territoriums anzulegen. Im August 1851 wurde durch Oberst Rowalewski zwischen der russischen und chinesischen Regierung der schon wiederholt

erwähnte Vertrag abgeschlossen, kraft dessen der Handel zwischen den Angehörigen beider Reiche zu Kuldtscha und Tschugutschak geregelt wurde. Russischerseits ward durch diesen Vertrag der Export, d. h. nach China, von Gold und Silber in Barren, Staub oder Münzen, sowie von Feuerwaffen, Schießpulver, Opium, Banknoten und Schatzscheinen verboten. Ebenso wurde die Einfuhr von Banknoten, Branntwein und Wein nach Rußland untersagt, wodurch der Handel auf den bloßen Tauschverkehr wieder herabgedrückt ward. Die Anwesenheit der russischen Konsuln in Kuldtscha und Tschugutschak machte nun greilich dem offenen Handel mit Gold ein Ende, doch wurde damit immer ein gewisser Schmuggelhandel getrieben.



Handelskarawane.

Um durch Verbot der Baarzahlung den Tauschhandel zu fördern, ordnete die russische Regierung eine strengere Ueberwachung der Goldgruben in der Steppe sowie der dort angesiedelten Kosaken an; endlich belegte man den aus China eingeführten Thee, welcher immer mit baarem Gelde bezahlt wird, mit einem sehr hohen Eingangszoll, um dadurch ebenfalls die Goldausfuhr zu mindern. So hatten noch im Jahre 1854 Taschkend'sche Kaufleute, welche nicht der Kontrolle der russischen Konsuln und der Zollstationen unterlagen, durch ihren Theeimport, welchen sie in ausgedehntester Weise betrieben, und der ihnen ungeheure Summen baaren Goldes abwarf, den ganzen russischen Handel sowol in Tschugutschak als in Kuldtscha brach gelegt; während mehrerer Monate waren sie die einzigen Käufer, weil die goldgierigen Chinesen nur an sie verkauften.

Im Jahre 1856 verbrannten, wie schon erwähnt, die russischen Faktoreien in Tschugutschak mit allen darin aufgestapelten Waaren, und erst 1858 wurden die Konsulate an den beiden Handelspunkten wieder hergestellt. Trotz oder vielmehr in Folge der angeführten Präventivmaßregeln ist der Tauschhandel der Russen in beständiger Abnahme begriffen, an dessen Stelle der Schmuggel tritt; eben so wenig konnte die Goldausfuhr unterdrückt werden, erst mit Aufhebung dieses Verbotes kann ein neuer Aufschwung für den russischen Handel erhofft werden, der übrigens durch die historischen Ereignisse in der Djungarei während der jüngsten Zeit einen gewaltigen Stoß erlitten hat. In Kuldscha hat aber die Besitzergreifung durch die Russen jedenfalls neue Verhältnisse gezeitigt, worüber noch keine besonderen Nachrichten bis zu uns gedrungen sind. Unter allen Umständen ist aber der Besitz der Djungarei vom kommerziellen Standpunkt aus sehr wichtig, da die alten Handelsstraßen aus dem Nordwesten China's durch diese Gegenden führen, welche ihr Mineralreichthum an sich zu einem neidenswerthen Besitze macht.

Die djungarischen Völkerschaften. In dem weiten Gebiete, welches ich in Vorstehendem zu schildern versucht, wohnen eigentlich keine anderen Völkerschaften als jene, deren Bekanntschaft wir schon gemacht, nämlich Kalmüken und Kirgisen, also Mongolen und Tataren. Freilich treten sie hier unter sehr verschiedenen Namen auf. Die Geschichte des Landes selbst sind seit Jahrhunderten in den Händen der Mongolen gelegen, deren ein Zweig, die Delöten, ein mächtiges Reich gegründet hatten, welches den größten Theil der hier in Rede stehenden Ländereien umfaßte. Unter dem Hause Galdan blühte dasselbe, bis es 1696 im Kampfe gegen China unterging; indessen erhob sich im Westen, in der eigentlichen Djungarei, ein neues Djungarenreich, welches sich die kirgisischen Stämme in den Gebirgen unterwarf, in den Jahren 1757 bis 1759 aber gleichfalls von den Chinesen unter dem Kaiser Khien-lung vernichtet ward. Ihre tributären Gebiete wurden Staatseigenthum China's, die Weideländer der Djungaren, deren die Chinesen über eine Million gänzlich auszurotten kein Bedenken trugen, nordwärts des Tian Schan wurden zum Grenzgouvernement Ili umgeschaffen und erhielten den Namen Sin-Kiang, das Land der neuen Grenze. Auf den meisten Landkarten findet sich dafür die Bezeichnung Tian Schan Pe Lu, „Nordstraße vom Tian Schan“, also Land im Norden des Tian-Schan-Gebirges, im Gegensatz zu Tian Schan Nan Lu, welches die Landschaften im Süden der Himmelsberge, das sogenannte Ostturkestan, umfaßt. Die Djungarei war also eine chinesische Provinz geworden, hatte selbst ihren Namen verloren, wurde gar bald mit Festungen, Garnisonen und Grenzposten versehen und zur Aufnahme der Verbrecherkolonien aus China bestimmt, welche seitdem den Städtebau, den Ackerbau und die Industrie dahin verpflanzt haben. Die chinesische Eroberung beschränkte sich übrigens nicht auf die Djungarei, sondern erstreckte sich in gleichem Maße auf das Gebiet südlich von Tian Schan, auf Kaschgar, Yarkand, Chotan und die Region der Dzusquellen. Die Djungarei theilten die Chinesen aber in drei Bezirke, Ili, Karakara-Ussu und Tarbagatai, und verpflanzten, um das Land, dessen günstige Lage sie sofort erkannten, besser auszubeuten, Turkestaner, Mandschu, Tschacharen, Solonen

und Sibos dahin. Die Bevölkerung ward dadurch eine ziemlich gemischte; im Norden ziehen Kirgisen umher, in den Garnisonplätzen standen die Tschacharen, welche Ostmongolen sind, und Solonen oder Westmandschu, in den Städten hatten sich neben den Turkestanern auch Chinesen niedergelassen. Die Sibos sind nach Prof. Radloff eigentliche Mandschuren, welche die mandschurische Schriftsprache auf's Reinste sprechen. Dazu kamen Handelsleute aus Indien, Kaschmir und Turkestan. Die nach Tian Schan Pe Lu verpflanzten Turkestaner stammten meist aus dem Gebiete der sogenannten „Sechs Städte“ in Kan Lu oder Ostturkestan, und aus ihrer Vermischung mit den Chinesen gingen die Dunganen hervor, welche Vieles von den Sitten und Gebräuchen der Letzteren angenommen hatten und auch chinesisch sprachen, aber dabei eifrige Mohammedaner blieben, während die Leute von unvermischter turkestanischer Abkunft als Tarantjchen bezeichnet werden. Der englische Reisende Robert Shaw, der beide Stämme aus eigener Anschauung kennt, versichert, daß jene Dunganen, die er selbst gesehen, große, kräftig gebaute Leute waren, mit stark ausgeprägtem mongolischen Gesichtstypus; übrigens giebt es begreiflicherweise in der Dzungarei eine starke Mischung mit chinesischem Blute; um so bemerkenswerther ist es, daß die Chinesen — seit einem Jahrhunderte die wahren Herren des Landes — niemals die herrschende Nationalität bildeten. Häufig erhob sich das Volk gegen sie in blutigen Aufständen, worunter jener vom Jahre 1827 seiner Heftigkeit wegen besondere Erinnerung verdient.

Bis vor Etwas mehr denn einem Jahrzehnt ging in der Dzungarei Alles in der alten chinesischen Ordnung vor sich. Radloff, der im Jahre 1862 von der Steppe nach dem oberen Ilithale kam, welches ihm wie eine Oase des Gewerbsleißes erschien, kann den Eindruck nicht vergessen, den die chinesischen Städte, besonders Kuldscha, auf ihn machten. „Das bunte Treiben einer unabsehbaren Volksmenge auf den Straßen dieser Stadt, die Läden, Gasthäuser, Ausrufer, selbst der Bettler auf den Straßen, erinnerten mich, trotz des bizarren Wesens der Chinesen, trotz aller Eigenthümlichkeiten ihrer Kultur, so sehr an das Leben großer Städte in Europa, daß ich mich ordentlich heimisch fühlte“, so schreibt der vielgewanderte Gelehrte. Allein schon um jene Zeit erschienen ihm die Zustände des Ilithales als für die Regierung des Landes höchst bedenkliche. Das bunte Völkergewirr, das man hier absichtlich zusammengewürfelt hatte, war während eines ganzen Jahrhunderts eine treffliche Stütze für die Peking'sche Regierung gewesen, da sie auf solche Weise ohne große Ausgaben die entfernte Provinz im Zaume halten konnte. Dies konnte ohne Gefahr geschehen, so lange dem herrschenden Stamme, den Mandschu, die alte Kraft inne wohnte, und sie im Stande waren, die verschiedenen Völkerstämme von einander zu trennen und einzelne mit starker Hand zu beherrschen. Doch die Zeit der Kraft war bei den Mandschu schon lange vorbei, seit Jahrzehnten hatten sie im Lande ihr Ansehen verloren; ihre Soldaten waren durch chinesischem Einfluß verweichlicht, die Militärkolonien beschäftigten sich mehr mit Ackerbau als mit dem Kriegsdienste; durch Härte und Ungerechtigkeit hatten die Beamten sich bei den verschiedenen Stämmen verhaßt gemacht, und es bedurfte nur eines zündenden Funken's, um das alte, verdorrte Gebäude in Brand zu stecken.

Da erhoben sich, durch die Erfolge der Taipingrebelln in China ermuntert, die meisten mohammedanischen Provinzen des Himmlischen Reiches; zuerst Schansi, dann Yunnan, Si-tschuan und Kansu. Die wichtige Stadt Urumtschi ward von den Insurgenten eingenommen, und die Nachrichten von ihren Erfolgen im Osten erreichten Kuldscha schon gegen Ende 1862. Sie stachelten natürlich den lange unterdrückten Haß besonders der Dunganen auf, und so ward am Neujahrstage 1863 von Diesen die Erhebung beschlossen, welche der chinesischen Herrschaft in der Dzungarei ein Ende bereiten sollte und deren einzelne Phasen von Radloff geschildert worden sind (Russische Revue. 1873. 3. Heft). Wir können leider auf die Einzelheiten dieses langwierigen Kampfes nicht eingehen; daß aber beim ersten Anprallen der mohammedanischen Bevölkerung, welche die Mehrzahl bildet, die Anhänger der Lehre Konfutsse's weichen mußten, ist selbstverständlich. Schrecklich waren die Mezeleien und Verwüstungen, mit welchen Dunganen und Tarantschen, unterstützt von ihren Glaubensgenossen, den Kirgisen im Westen, ihre Herrschaft und den Kachetag über Mandschu und Kalmüken heranzubringen ließen. Wie damalige Berichte erzählen, haben sich ganze Zweige aufgerieben, und nur die Hunde blieben am Leben, von welchen mehrere Hunderte, herrenlos umherirrend, die Gegend für einzelne Reisende ganz unsicher machten. Den Schluß des mörderischen Aufstandes machte die Eroberung von Kuldscha, welches die Insurgenten vollständig einschlossen, um es durch Hunger zu bezwingen. Die Lage dieser Festung ist nunmehr eine fürchterliche. Die Getreidevorräthe sind vollständig aufgezehrt, die einzige Nahrung Pferde, Hunde und Katzen. Der Hungertyphus ist in schrecklicher Weise ausgebrochen, so daß täglich 50—100 Menschen sterben. Die Todten liegen auf den Straßen umher und faulen, die hölzernen Möbel und die Dachbalken der Häuser werden als Brenn- und Heizmaterial verwendet. Endlich, Mitte Januar 1866, beginnen die Dunganen ihren Angriff auf die Festung. Sie unterminiren einen Theil der Mauer und sprengen ihn in die Luft, zerstören ein Stadtthor, und dringen in die Festung. Es ist ein fürchterliches Gemetzel, Weiber, Kinder, Männer, Alles wird hingeschlachtet, da die Halbverhungerten sich kaum zu wehren vermögen. Der kleine Ueberrest des Mandschuheeres mit dem Dsän-Dsün (dem chinesischen Statthalter) und einigen höheren Beamten flüchten sich in den Palast des Dsän-Dsün und vertheidigen sich verzweifelt gegen die Insurgenten. Als sie endlich einsehen, daß sie sich nicht länger halten können, läßt der heroische Dsän-Dsün das Gebäude unterminiren und sprengt sich mit allen Beamten in die Luft. Dem Falle Kuldscha's folgten in Kürze die wenigen noch nicht unterworfenen Plätze des Landes; die Unabhängigkeit der Dzungarei war erfochten, die chinesische Herrschaft im Tian Schan Pe Lu sowie in Ostturkestan für immer gebrochen.

Bald nach diesen Siegen brachen Zwistigkeiten zwischen den Dunganen und Tarantschen aus, welche Letzteren mit den chinesisch sprechenden und den chinesischen Sitten mehr huldigenden Dunganen nicht lange einig bleiben konnten. Der Zwist artetete bald in offenen Kampf aus, worin die Tarantschen Sieger blieben. Nur noch einen Kampf hatten sie mit den früheren Regierungstruppen zu bestehen, und zwar mit den Kalmüken, die jetzt zu spät ihre frühere

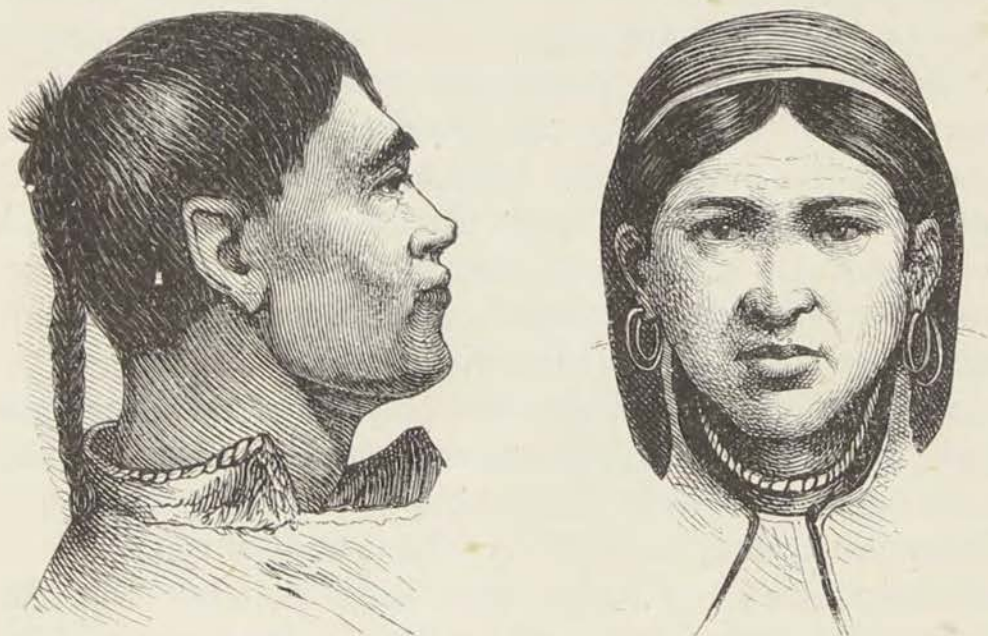
Unthätigkeit bereuten und Ende August 1866 zum Ilithal hinabzogen; allein auch sie wurden von den Tarantschen geschlagen und zogen sich nach dem Issi-Kul-See zurück; zum Theil ergaben sie sich den Tarantschen, zum Theil traten sie auf das russische Gebiet der Provinz Semirjetschensk über, wohin sich seit 1863 wiederholt sowol chinesische Kalmüken als auch sonstige chinesische Auswanderer geflüchtet hatten, um sich daselbst niederzulassen. Ihre Zahl betrug 1866 schon 14,291, und sind dieselben meist erfahrene Landleute (Petermann's Geograph. Mitth. 1868. S. 345).

So endigte der blutige Aufstand in Ili, das von 1867 an unbestritten im Besitze der Tarantschen blieb, die es von dem tatarischen Kuldscha aus regierten und Abal Dghlan zu ihrem Herrscher wählten. Alle Städte und Ansiedlungen westlich von Kuldscha blieben wüst darniederliegen, denn der kleinen Schar der Tarantschen kam es schwer genug an, die widerstrebenden Elemente des östlichen Theiles zu beherrschen. Gegen die benachbarten Russen zeigte sich der neue Sultan Abal Dghlan keineswegs freundlich; er duldete die Einfälle seiner Unterthanen in das russische Gebiet, hezte die Kirgisen zur Empörung auf und brach alle Beziehungen zu den russischen Handelsleuten ab. Da beschloß endlich die Regierung von St. Petersburg, energische Maßregeln gegen den widerhaarigen Nachbar zu ergreifen. Anfangs Mai 1871 überschritt eine kleine russische Truppenabtheilung den mehrfach erwähnten Grenzfluß Borodschusir, um das feindliche Gebiet zu rekognosziren, und gegen Ende Juni begannen die größeren Operationen unter General Kolpakowzki. Natürlich verblieb den Russen überall der Sieg. Schon am 4. Juli verließ Abal Dghlan seine Residenz und begab sich ins Hauptquartier des russischen Befehlshabers. „Ich vertraute“, sprach er zu diesem, „auf die Gerechtigkeit meiner Sache und auf den Beistand Gottes. Besiegt, unterwerfe ich mich dem Willen des Allmächtigen. Ist irgend ein Verbrechen begangen worden, so strafe den Souverän, verzeihe aber seinen unschuldigen Unterthanen.“ Am folgenden Tage hielt der siegreiche General seinen Einzug in Kuldscha, nach einem Feldzuge, der nur acht Tage gedauert hatte. Er versprach allen Jenen Schutz, welche die Waffen niederlegen würden; die spärlichen Ueberreste von Abal Dghlan's Heer wurden unverzüglich entlassen und Jeder eilte in seine Heimat. Zwei Stunden später herrschte vollkommene Ordnung in der Stadt und die Kaufläden wurden wieder geöffnet. Die Dsungarei war eine russische Provinz, für „ewige Zeiten“ mit dem Mutterlande vereinigt, indem Rußland die Herrschaft des einheimischen Fürsten für erloschen erklärte, dem Abal Dghlan die Stadt Drel als künftigen Wohnsitz anwies und sein Land mit dem Namen „Priilinsker Generalgouvernement“ beschenkte. Sofort nach Besetzung Kuldscha's erklärte General Kolpakowzki die Sklaverei daselbst für aufgehoben, wodurch etwa 75,000 Sklaven — so viel mögen ihrer im ganzen Lande gewesen sein — ihre Freiheit erhielten.

In die mannichfaltigen Kämpfe, deren Schauplatz die Dsungarei in dem letzten Jahrzehnt gewesen, haben mehr denn einmal die nördlich vom Ilithale hausenden Nomaden eine nicht unwichtige Rolle gespielt. Diese Nomaden sind die Kalmüken und die Kirgisen, die ich alle beide schon geschildert habe. Von den Letzteren begegnen wir hier jedoch einem Zweige, der noch eine kurze

Betrachtung erfordert. Die dsungarische Steppe wird nämlich fast ausschließlich von der großen Horde der Kirgis-Kaizaken durchstreift, während in den Bergen die wilden Kara-Kirgisen, die schwarzen oder echten Kirgisen, hausen. Schon die Kaizaken der großen Horde zeigen einen anderen Typus als jene der mittleren und der kleinen Horde und nähern sich mehr den Kara-Kirgisen, die eigentlich allein das wahre Kirgisenvolk sind, von welchen durch die Russen der Name unpassender Weise auf die Kaizaken übertragen wurde. Diese Kara-Kirgisen sind es, welche ich hier kurz betrachten will.

Das Volk, dem die Chinesen den Namen Buruten oder Buräten geben, das die Türken wilde oder schwarze Kirgisen, und die Russen, mit Beziehung auf die felsigen Berge, wo sie gerne ihren Wohnsitz aufschlugen, steinige Kirgisen, Dikofamennüje-Kirgisen nennen, hat wol die nämliche Abstammung wie die Kirgis-Kaizaken, allein der Zeitpunkt ihrer Trennung verliert sich in dem Dunkel der Zeiten.



Buräte und Burätin.

Die Buräten hausen nur zum Theile in der Dsungarei; wir treffen sie außerdem noch im östlichen Altai, in Ostturkestan und namentlich im Tian Schan an den Quellen des Syr oder Jaxartes und an seinen bedeutenden Nebenflüssen, dann im dsungarischen Alatau und südlich vom Tian Schan im Pamirgebiete. Sie sprechen einen rein türkischen Dialekt und theilen sich in zwei Völkerschaften, die Rechten, *Di*, und die Linken, *Sol*, welche wieder in Stämme und Familien zerfallen. Man kann sie auch in nördliche und südliche Buräten unterscheiden. Im Norden vom Tian Schan haben ihre Weideländereien die größte Ausdehnung von Ost nach West zwischen den Kaizaken und der ansässigen Bevölkerung im Khanate Chokand und in Ostturkestan; im Süden degegen dehnen sich alle ihre Ländereien vorzugsweise von Nord nach Süden aus.

Die nördlichen Buräten haben unter sich nicht den geringsten Verband, noch irgend welche gesamtstaatliche Einrichtungen, ihre zahlreichen Stämme sind unter sich gänzlich geschieden und befehden einander; sogar jeder einzelne Stamm zweigt sich wieder in Abtheilungen ab, die sich gleichfalls bekriegen.



Alle ihre Kräfte werden durch diese inneren Kämpfe absorbiert, zu denen noch die Streitigkeiten mit den Kaizaken hinzukommen, so daß sie trotz ihrer Wildheit früher ohne Mühe von den Chinesen und Chokanzen unterjocht wurden, worauf in jüngster Zeit ein Stamm nach dem anderen, einige wenige ausgenommen, die russische Oberherrschaft freiwillig annahm. Die Wohnplätze der nördlichen Buräten sind von den südlichen, die wir in einem späteren Abschnitte kennen lernen werden, durch einen wilden, kaum zugänglichen Gebirgsknoten im Tian Schan geschieden, wo der wenig zahlreiche Stamm der Tschiriken sitzt, der die russische Oberherrschaft ebenfalls anerkennt.

Bei der Schilderung ihrer Sitten müssen wir uns hauptsächlich an die Reisen der Russen, an das schöne Werk des Staatsraths Lewschin und an die Beobachtungen des Herrn Schpagin und des Kapitäns Rytshkoi halten; doch unterscheiden sie sich nicht wesentlich von den benachbarten Nomadenvölkern. Wie bei den Kaizaken bildet der

Pferderaub eine ihrer Lieblingsbeschäftigungen, und verfahren sie dabei also. In Haufen, bisweilen über 100 Mann stark, ziehen sie in der Morgendämmerung aus und bringen den ganzen Tag in irgend einer Klust zu; so verfahren sie in der heißen Jahreszeit, denn an kalten Herbsttagen lassen sie ihre Pferde bei Tage übersezen. Am Abend begeben sie sich nach dem Orte, wo sie den Raub ausführen wollen. Gewöhnlich legen sie in solchen Fällen ihre ältesten Kleider an und waffnen sich, außer mit einigen



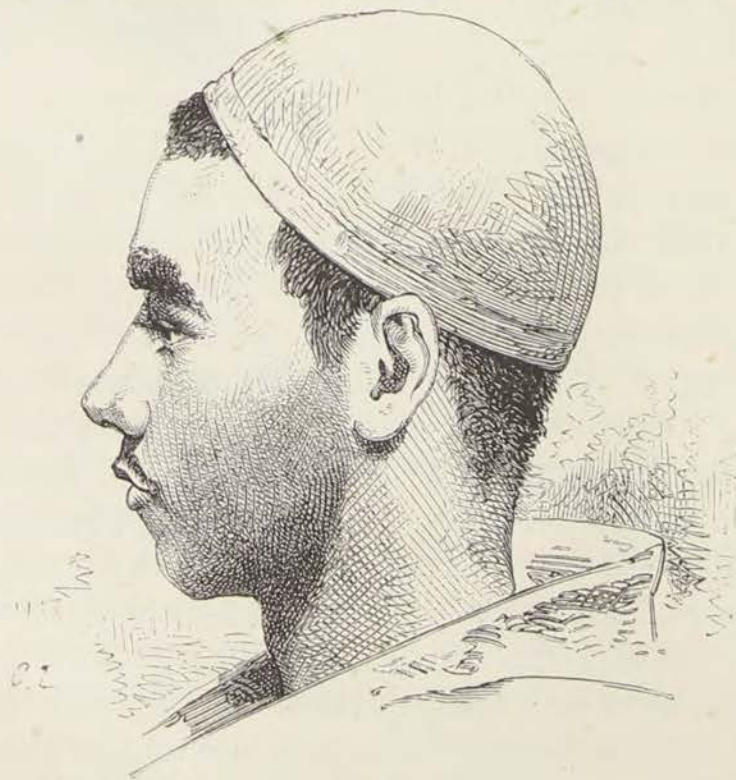
Tatar.

Säbeln und Piken, mit langen, am unteren Ende dickeren Prügeln, die Batik heißen, und deren sie sich mit großer Gewandtheit bedienen. Diese Prügel sind zuweilen 1 bis 2 Meter lang. Begegnet ihnen bei Tage ein viel kleinerer Trupp ihrer Stammesgenossen, so fallen sie gleich mit furchtbarem Geschrei und Gepfeif über diese her und beschreiben Kreise um sie herum, den Batik über dem Kopfe wirbelnd. Gefällt es den Ueberfallenen nicht, abzustiegen, so schlagen die Räuber sie mit Prügeln so lange, bis sie von den Pferden herunterfallen. Gewöhnlich werden die Schläge gegen das Schienbein oder den Nacken gerichtet. Dem Heruntergeschlagenen nimmt man sein Pferd, sogar seine Kleidung, wenn sie gut ist, und läßt ihn im Hemde zurück. Die nächtlichen Ueberfälle fremder Herden führen sie in der nämlichen Weise aus, wie sie bei den Kaizaken schon geschildert wurde.

Da die Kirgisen immer mit Pferden umgehen, so verstehen sie es meist, sie von allerlei Krankheiten zu heilen; besonders geschickt sind hierin Diejenigen,

welche die kirgisischen Gebete kennen, denn diese spielen natürlich eine große Rolle bei dem abergläubischen Volke. Merkwürdigerweise scheinen die Kirgisen trotz ihres großen Aberglaubens keinen reichen Märchenschatz zu besitzen. Hier möge indeß zum Schluß eines ihrer Märchen folgen, welches ein Streiflicht auf die Anschauungen des Volkes wirft.

In den Vorbergen des Tarbagatai weideten zwei Riesen, Vater und Sohn. Als sie zu dem Orte kamen, wo jetzt der Berg Kalmyk-Tologoi steht, machten sie Halt, um zu übernachten. Zu ihrem Unglück weidete hier ein Stamm, in welchem die Braut des jungen Riesen war, für die er aber noch nicht den ganzen Kalym (Kaufpreis) erlegt hatte. Die Kirgisen dürfen nämlich ihre Bräute besuchen und sogar mit ihnen allein sein, aber sie in keinem Falle heirathen, ehe der Kalym vollkommen bezahlt ist. Da nun jener junge Riese seine Braut lange nicht gesehen hatte, bat er seinen Vater um Erlaubniß, sie besuchen zu dürfen; Dieser gestattete es ihm zwar, erinnerte ihn jedoch daran, daß der Kalym noch nicht entrichtet und der Bruch dieses Gesetzes ein sehr schweres Vergehen sei. Am anderen Tage in der Frühe erschien der Jüngling bei seinem Vater, um die Wanderung fortzusetzen. Da hob dieser den Berg Kalmyk-Tologoi an dem einen Rand in die Höhe, rief seinen Sohn zu sich, trat mit ihm unter den Berg und stülpte diesen über sie Beide. So wurde der Tologoi die Grabstätte beider Riesen. Das Gerücht von ihrem Tode kam nach Tarbagatai und die Gattin des Einen, Mutter des Andern, machte sich auf, um den Berg zu sehen, der ihre Theuren barg. Sie kam an den Ort, wo heutzutage der Kyzyl-Tscheku sich erhebt, sah von hier aus den Tologoi und ergab sich nun ganz ihrem Schmerze. Das Blut, welches mit ihren Thränen den Augen entquoll, verwandelte sich in den rothen Stein des Kyzyl-Tscheku. Nach dem ersten Erguß des Schmerzes begann sie dem Tologoi zu nahen und schon am Ak-Tasch waren ihre Thränen weiß wie Wasser (!) geworden und verwandelten sich in weißen Stein (Erman's Archiv).



Carte.



Kirgise.

## V. Im Tian Schan.

Der transilische Alatau. Stellung des Tian Schan. Das Transsililand. Chomentowski und Silverhelm. Semenow. Talgarnyn-Tal-Tschoku. Der Tschu. San-Tasch und Karlara-Plateau. Golubew. Der See Issi-Kul. Erste Erforscher. Semenow. Der westliche Tian Schan. Semenow. Die Buamschlucht. Säwerzow. Das Alexandergebirge. Der Urtaktan und das Tschirtschitthal. Osten-Sacken und Poltarakty. Tschatyr-Kul. Das Turagatjoch. Vorstoß gegen Kaschgar. Bunatiowski. Der Temurtu-Tagh. Semenow. Walichanow. Das Narhn- oder Taragaithal. Hochthal des Alfai. Paß. Reintal. Baron Kaulbars. R. Scharnhorst. Der Muzart. Der Nan Schan. Thal des Teles. Erforschung des Muzartpasses. Lauf des Teles.

Der transilische Alatau. Im Süden des Siebenstromlandes und des Niltalles ist eines der höchsten Erhebungssysteme unseres Erdballs, das weitverzweigte Himmels- oder Tian Schan-Gebirge, gelagert, dessen Erforschung nur wenige Jahrzehnte zurückreicht, und das auch dormalen nur hauptsächlich in seinem westlichen Theile bekannt ist. Es ist schwer zu sagen, wo der Tian Schan anhebt, wo er endet; im Allgemeinen wird man die Höhenzüge, welche im Osten von Tschemkend und Samarkand beginnen, schon dem Tian Schan-Systeme beizählen dürfen. Dieses besteht nämlich aus mehreren meist parallelen Ketten, die beiläufig in der Richtung von West nach Ost streichen, und zwischen die das westliche Tiefland in langgestreckten Zungen nach Osten hineingreift. Ein Blick auf die Karte lehrt uns diese Ketten als die Scheide zwischen der Dsungarei und jener Hochebene Ostturkestans erkennen, deren Wasseradern dem nach Osten

fließenden, in den See Lop-Moor mündenden großen Binnenstromen Tarym sich zuwenden. Der in umgekehrter Richtung fließende Ili im Norden und der Tarym im Süden bezeichnen also beiläufig den Abschnitt, auf dem sich zwischen 40 und 45° n. Br. die Himmelsberge emporthürmen. Wie weit sie sich nach Osten in die chinesische Mongolei hinein erstrecken, ist in Wahrheit noch unermittelt; indeß fällt dieser Theil ohnehin außerhalb des Rahmens vorliegenden Buches, welches sich nur mit dem mächtig nach Centralasien hereinragenden West-Tian-Schan zu befassen hat.

Die in jüngster Zeit durch russische und englische Reisende unternommenen Forschungen in diesem Theile Asiens haben eine gewaltige Revolution in den Anschauungen über die Orographie des Gebietes hervorgerufen, welches zwischen der großen Himalajakette und dem Altai sich ausbreitet. Wenn wir uns auch kaum der Anschauung zuneigen, wonach der dsungarische Alatau, der Trens-Chabirgan, der Tarbagatai, die Sajanischen und Tangnugebirge sämmtlich in die Gruppe des Altai einzureihen sind, was bei der selbständigen Stellung dieser Ketten kaum gerechtfertigt erscheint, so ist es hingegen doch ziemlich zweifellos, daß südlich vom Ili nur mehr die zwei großen Systeme des Tian Schan und Himalaja bestehen, mit anderen Worten, daß Alles, was nicht mehr dem Himalaja beigezählt werden kann, zum Tian Schan gehört. Ich will mich nunmehr bemühen, von diesen überaus verwickelten Verhältnissen der Bodengestaltung ein möglichst klares, übersichtliches Bild zu entwerfen, wobei ich der größeren Deutlichkeit wegen von Norden nach Süden fortzuschreiten gedenke. Ich fasse demnach zuerst die Bergketten im Süden des Ili ins Auge.

Die Steppen des Semirjetschenskischen Landes erstrecken sich auch jenseit des Ili, der in seinem Unterlaufe, d. h. von der Mündung des Kurtu an, durchaus zwischen Sandwüsten fließt, die Sary-Tschik-Utrau zur Rechten, zur Linken die Peski-Tau-Kum oder Badpak-Kum. An diese Sandwüsten stoßen im Osten, sowol diesseit als jenseit des Stromes, Kulturflächen, die sich nördlich vom Ili, wie schon im vorigen Abschnitte geschildert, zu den Vorbergen des dsungarischen Alatau hinanziehen. In diesem Theile liegt Kopal, von wo aus den Vorbergen und südlichen Ausläufern des Alatau entlang eine russische Heerstraße zum Ili führt. An dem Punkte, wo diese Straße den Strom erreicht, erhebt sich das Fort Iliiskoje, und bis hierher hält der Lauf des Ili von seinen Quellen an ziemlich genau eine ostwestliche Richtung ein; kurz, unterhalb Iliiskoje aber macht er eine bedeutende Wendung, um einen abermals ziemlich genau nordwestlichen Lauf zum Balchaschsee zu nehmen. Nachdem Kopal gegründet war, stellte sich bald heraus, daß die Festung ungenügend sei, um Schutz gegen die aus dem oberen Ili thale hervorbrechenden Buräten oder Karakirgisen zu gewähren. Es blieb nichts Anderes übrig, als auch den Ili zu überschreiten und am linken, südlichen Ufer desselben feste Positionen zu gewinnen. Das Land nun, welches für die von Norden kommenden Russen jenseit des Ili lag, nannten sie deshalb Transsili.

Diese transsilische Region zeichnet sich vor dem rechten Uferstriche zunächst durch ihre reiche Bewässerung aus. Während der Ili auf letzterem abwärts vom Borodschusir keinen nennenswerthen Zufluß mehr aufnimmt, erhält er

deren eine große Menge auf der transilischen Seite; die wichtigsten darunter sind, von Ost nach West hin gerechnet, der Ticharyn, der Tichilik, der Turgen, der Tjifik, der Talgar, der Keskelen und der Kurtu. Mehr oder weniger besitzen alle diese Flüsse einen von Süden nach Norden gerichteten Lauf und sind reich an Nebenbächen gleicher Richtung. So nimmt der Keskelen die Große und Kleine Almaty auf und fällt bei Tjiskoje zugleich mit dem Talgar in den Ili. Die Ursache dieses Parallelismus der Flußläufe, welche eben so viele Parallelthäler verursachen, liegt darin, daß ihre Quellen alle in einem hohen Gebirgszuge liegen, der fast parallel mit dem Ili streicht und sich langsam zu demselben hinabsenkt. Es ist die nämliche Erscheinung wie im östungarischen Alatau, nur daß sich dort die Flußthäler meist nach Westen hin öffnen, hier hingegen nach Norden. Die Russen, welche 1853 unter Gutfowski und Peremyschelski hieher vordrangen und 1855 das Fort Wiernoje an der Kleinen Almaty gründeten, da, wo sie als wilder Gebirgsbach den gewundenen Bergschluchten entschlüpft, benannten die vor ihren Augen liegende Kette gleichfalls mit dem vorgefundenen Namen Alatau, zum Unterschiede aber vom östungarischen, den transilischen Alatau. Wiernoje liegt 823 Meter über dem Meeresspiegel in überaus günstiger und gesunder Lage; die kleine, etwas mehr denn 4—5000 Einwohner zählende Stadt erfreut sich aller klimatischen Vorzüge des Ili-thales, die ich schon früher geschildert habe. Die Gehänge des nahen transilischen Alatau, reichlich mit sibirischen Tannen bestanden, haben das nöthige Material zum Bauen von Wohnungen geschaffen; die Almaty, deren Thal mit Obstbäumen bedeckt ist, mußte zur Bewässerung der Felder und Anpflanzungen dienen, und der Ackerbau blüht an diesem wenig gekannten Punkte Asiens. In der kurzen Periode von fünf Jahren, bis 1860, sind im Transiligebiet russische Dorfschaften gegründet worden, welche den Ackerbau in Landstrichen eingeführt haben, auf denen früher nur die den Kirgisen gehörenden zahlreichen Viehherden ihre Weide suchten. Wiernoje aber ward in dieser kurzen Frist ein administrativer und kommerzieller Mittelpunkt, nicht blos für die russischen Ansiedlungen, sondern auch für die Kirgisen. Seitdem sind abermals 14 Jahre verflossen, in welchen das Gedeihen des Transililandes weitere sehr ansehnliche Fortschritte gemacht hat.

Nach dieser Charakteristik des Transiligebietes wendet sich unsere Aufmerksamkeit naturgemäß den Bergspitzen im Süden zu, die so lange ein geheimnißvoller Schleier umflossen hat. Dieser transilische Alatau nun ist als die nördlichste Parallelkette des Tian Schan zu betrachten; seine Fortsetzung nach Osten ist das Nan-Schan-Gebirge im Süden von Kuldscha, um welches herum der Tefes dem Ili zusießt. Im Westen zieht sich eine lange Kette bis nach Kulie-ata am Talas, die sogenannte Alexanderkette, eine Art westlicher Fortsetzung des Alatau.

Die Erforschung dieses mächtigen Gebirges ging von Wiernoje aus, begann daher in der Mitte desselben und verbreitete sich erst allmählich nach den beiden Seiten. Oberst Chomentowski und General Silverhelm, welche von Wiernoje aus eine Militärabtheilung zur Rekognoszirung des völlig unbekanntes, bis dahin noch von keinem Europäer betretenen Berglandes durch

die Schluchten des Alatau führten, waren die Ersten, welche nach Uebersteigung desselben, des großen Sees Issi-Kul und der schneeigen Riesenzinnen des eigentlichen Tian Schan, seiner Hauptkette nämlich, ansichtig wurden. Leider machten die kritischen Verhältnisse ein weiteres Vordringen unmöglich, und war der erreichte südlichste Punkt am Fuße des Tian Schan jener, wo der Zaufubach auf das Issi-Kul-Plateau hinaustritt. Bis hierher kam Fähnrich Janowski, der Topograph der Expedition.

Der erste wissenschaftliche Erforscher des transilischen Alatau und des Tian Schan überhaupt war Paul Semenow, einer der tüchtigsten Gelehrten Rußlands, welchen die kaiserliche geographische Gesellschaft zu St. Petersburg noch im nämlichen Jahre, 1856, dahin entsandte. Semenow hatte während eines früheren Aufenthaltes in Berlin viel mit Alexander von Humboldt und Karl Ritter verkehrt, welche beide Größen an der Entschleierung des Tian Schan den lebhaftesten Antheil nahmen. Freilich sollte diese, wie überhaupt die Erschließung des centralasiatischen Innern, die von ihnen sicher ungeahnte Zertrümmerung jener Konjekturalgeographie zur Folge haben, welche sie als Summe des damaligen Wissens eingestandenermaßen zu bieten vermochten. Semenow langte in Wiernoje leider zwei Monate nach Rückkehr des erwähnten Expeditionscorps an und konnte in diesem Jahre nicht mehr viel verrichten; doch gelang es ihm am 21. September 1856, das östliche Ende des Issi-Kul zu erreichen und von der in den See hinausragenden Landzunge Kuke-Kulufun aus die imposanten Berghäupter des Tian Schan zu schauen, vom Dschirgatau bis zum entgegengesetzten westlichen Ende des Sees. Nach seiner Rückkehr nach Wiernoje unternahm er einen Ausflug nach der wilden Buamschlucht, die in das Thal des Tschu hinüberführt, und erreichte auf diese Weise das Westende des Issi-Kul.

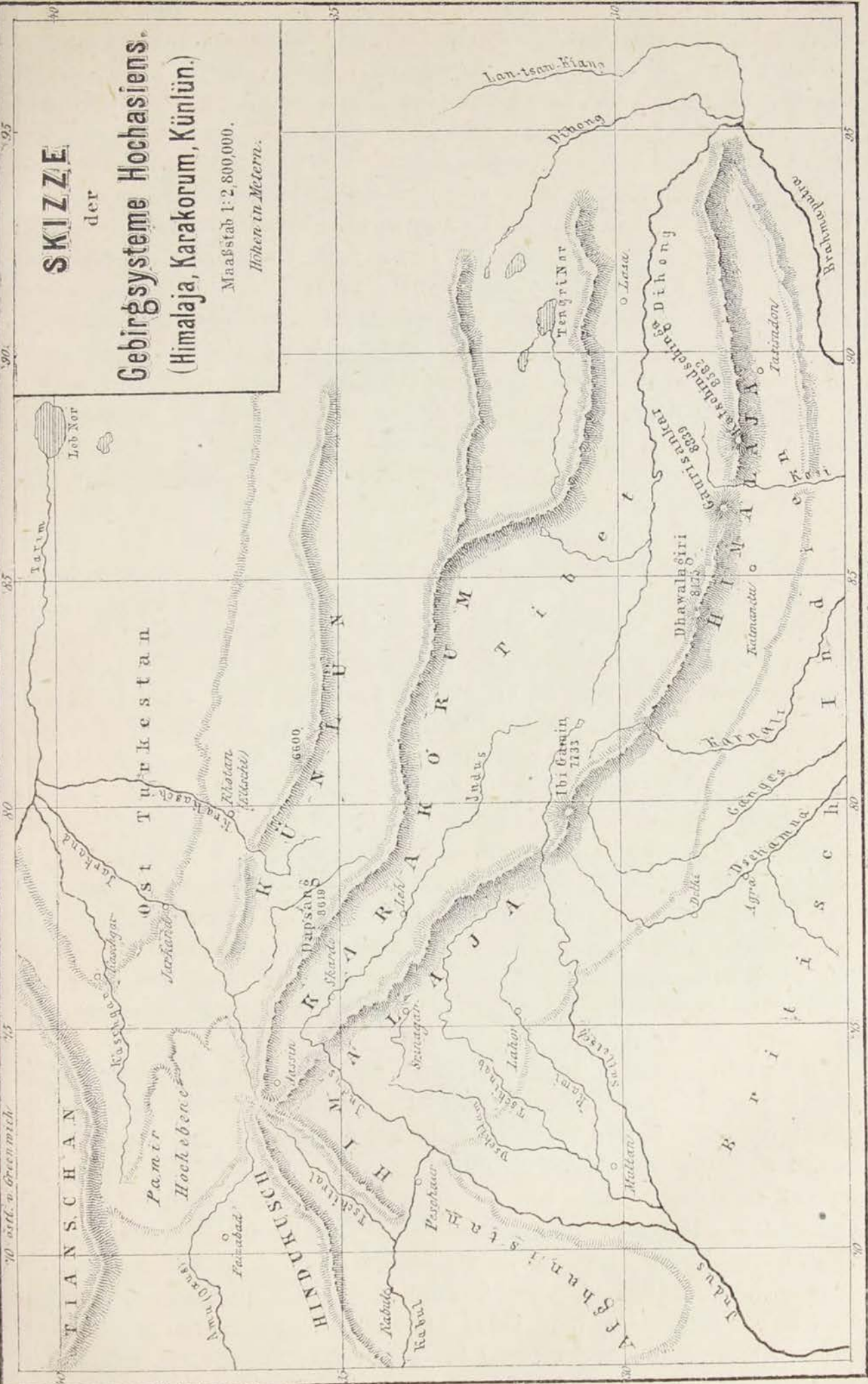
Volle Erfüllung seiner Pläne brachte ihm erst das folgende Jahr 1857, in welchem Semenow als der erste Sterbliche den Fuß auf eine der gewaltigsten Eiszinnen des eigentlichen Tian Schan setzen konnte. Ehe wir ihm aber dahin folgen, sei noch der weiteren Erforschung des transilischen Alatau gedacht. Diese ergab denn, daß das Gebirgsmassiv zwischen Ili und Issi-Kul-See nicht aus einer, sondern aus zwei parallelen Granitketten bestehe. Der transilische Alatau besitzt also eine Nordkette, an deren Abhänge Wiernoje liegt, und eine Südkette, deren Fuß im Issi-Kul sich badet; beide werden durch ein tiefes Thal von einander geschieden, aber in der Mitte durch ein Querjoch mit einander verknüpft, worauf der dreiköpfige Riese Talgarnyn-Tal-Tscheku von der Höhe des Montblanc aufsteigt, dessen weißes Haupt Herrn Alexander Beholdt bei seinem jüngsten Aufenthalte in Wiernoje täglich ins Fenster schaute. Beide Ketten divergiren nach beiden Seiten, so daß die Südkette, welche auf russischen Karten auch mit dem Spezialnamen Kungei Alatau bezeichnet ist, sich im Osten dem eigentlichen Tian Schan nähert, mit dem sie das Karakaplateau verbindet, während die Nordkette etwa ihre Fortsetzung im Nan Schan findet, der den Ili im Süden begleitet, die Südkette aber im Westen des Sees sich mit dem Tian Schan verbindet und den Issi-Kul völlig ummauert. Das tiefeingeschnittene Thal, welches aber, wie gesagt, durch den gewaltigen Knoten

# SKIZZE

der

## Gebirgssysteme Hochasiens. (Himalaja, Karakorum, Künlün.)

Maafstab 1:2,800,000.  
Höher in Metern.



Geogr. Anstalt von Veitlinger & Kieffing Leipzig

Profil des Tian Schan.

des Talgarnyn Tal Tscheku eigentlich in zwei Theile zerlegt wird, dient zwei natürlich in entgegengesetzter Richtung fließenden Gewässern zum Bett. Der eine dieser Flüsse, der nach Osten hin fließende, ist der Tschilik, welcher später in großem Bogen sich nach nach Norden zum Ili wendet, der andere die Große Kebin, ein Nebenfluß des Tschu. Dieser bedeutende, 70 Meilen lange Steppenfluß kommt nicht aus dem Tssi-Kul hervor, sondern entspringt auf der Höhe des westlichen Tian Schan, führt in diesem Theile seines Laufes den Namen Koschar und tritt in das Thal der Umgebung des Tssi-Kul, 5 Werste vom westlichen Ufer dieses Sees, wird aber mit diesem durch die Kutemaldy, einen angeblich von den Kirgisen gegrabenen Kanal, verbunden. Der Tschu, der als Koschar eine nordöstliche Richtung hat, wendet sich vom Einfluß der Kutemaldy an gegen Westen, später nach Nordwesten, und ergießt sich in den in der Kirgisenteppe gelegenen See Tele-Kul. In jenem Stück seines Laufes, wo er, dem Tssi-Kul und Alatau nahe, die westliche Richtung innehält, liegt der befestigte Ort Tokmak, und wird derselbe auf beiden Ufern von bedeutenden Höhenzügen begleitet. Die gewundenen, gipfelreichen Gebirge am nördlichen rechten Ufer sind eine unmittelbare Fortsetzung der Nordkette des transilischen Alatau nach Westen hin und gehen allmählich in die entfernteren Muzbelhöhen und Arkarlyberge über, die sich in der Hungersteppe verlaufen. Diese Westfortsetzung der nördlichen Alautaukette ist es, welche die von Wiernoje nach Tschemkend und Tschekend führende Poststraße übersteigt. Von Wiernoje aus läuft sie gegen Westen am Hange des Alatau hin bis zum Fort Kasteck, 1224 Meter hoch, am Ausgange jenes Passes gelegen, der aus der Ebene des Tlithales in das Tschuthal führt. Die absolute Höhe des Kasteckpasses beträgt 2286 Meter, eine sehr ansehnliche Ziffer, wie man sieht; sie giebt von der Bedeutung dieser geringeren Abstufungen des Alatau einen hohen Begriff und läßt es nicht wunderbar erscheinen, wenn die Paßhöhen in den beiden Parallelketten des Alatau zwischen 2600 und 2925 Meter angegeben werden. Ins Tschuthal getreten, zieht die Poststraße anfänglich den Fluß entlang bis Tokmak, dann aber, als dieser sich mehr gegen Norden und nach der Steppe zu wendet, in stets westlicher Richtung nach Kulie-ata längs einer mächtigen Kette hin, welche den Tschu auf seinem linken, südlichen Ufer begleitet und eine Unzahl von Gewässern zu demselben hinabsendet. Es ist dies die hohe Alexanderkette, in welcher der Semenowberg zu 4684 Meter (15,366 engl. Fuß) aufragt.

In Vorstehendem ist in kurzen Zügen die Geographie jener nördlichsten Ketten des Tian-Schan-Systemes entwickelt, wie sie sich auf Grund der besten bisher erschienenen Karten darstellt. Natürlich ist man nur sehr allmählich zur genauen Kenntniß dieser Verästelungen gelangt, und bedurfte man hierzu wiederholter Expeditionen. Alle Reisen freilich, die dem eigentlichen Tian Schan galten, förderten naturgemäß auch die Kenntniß des Alatau, der stets zu diesem Zwecke, wenn nicht umgangen, gekreuzt werden mußte. Als Semenow im Mai 1857 seine erste Expedition in den Tian Schan unternahm, wählte er das Erstere; er ging längs der Nordkette des Alatau gegen Osten, überschritt mehrere aus dem Gebirge herabkommende Zuflüsse des Tschilik und erreichte am 13. Juni das damals noch theilweise mit Schnee bedeckte Plateau



von Santasch. Bei einer Seehöhe von 1800 Metern trägt hier die Flora einen durchaus subalpinen Charakter. Der Santasch liegt im äußersten Osten der Südkette des Alatau und wird von dem Karfara durchströmt, der in den Tscharyn, einen Zufluß des Ili, mündet. Von hier aus werden wir dem kühnen Forscher folgen, wenn wir uns mit der Hauptkette des Tian Schan beschäftigen werden. Kaum zurückgekehrt, veranlaßte Semenow die russische geographische Gesellschaft, die wichtigsten Punkte des neuerworbenen Transilgebietes astronomisch bestimmen zu lassen, eine Aufgabe, womit Kapitän Golubew betraut wurde. Dieser benutzte in der That seine 1859 ausgeführte Reise, um 16 Punkte, nicht nur im Transililande, sondern auch in Semirjetschensk ihrer Pol- und Meereshöhe nach zu messen, wodurch die Hauptanhaltepunkte für eine kartographische Niederlegung des Landes gewonnen wurden. In der Sitzung der Petersburger geographischen Gesellschaft vom 12. April 1861 konnte Golubew auch wirklich die Resultate seines Fleißes gleichzeitig mit einer Karte des Siebenstromlandes vorlegen, welche auf sämtliche bis dahin zugänglichen Vorarbeiten gegründet war. Gleich Semenow wandte sich auch Golubew nach dem Santasch- und Karfaraplateau, von wo er zum Tssi-ful-See hinabzusteigen gedachte. Da aber die Gestade dieses Wasserbeckens durch die Sarybagischkirgisen noch unsicher gemacht wurden, unternahm er, bis Verstärkung seines Begleitcorps aus Wiernoje herbeikam, einen Ausflug nach dem Dorfe Sumbe im Nan-Schan-Gebirge. Vom Karfaraplateau kann man nämlich sowol durch westliche Bäche zum Tssi-ful hinab, als im Süden gegen den Hauptkamm des Tian Schan vordringen und im Osten in das Thal des Tekes gelangen, welcher hier seinen Ursprung hat. Sumbe liegt in einer Seitenschlucht des Tekesthales, welches sich zwischen Tian Schan und Nan Schan ausdehnt. Golubew stieg aber nicht sogleich in das Tekesthal hinab, sondern wanderte durch das Thal des Regen, der sich mit dem Karfara vereinigt, zu dem kleinen Salzsee Boro-Dab-Sun Koor, dessen Höhe er zu 2130 Meter über dem Meeresspiegel bestimmte. Von da an mußte er, um nach Sumbe zu kommen, einen ansehnlichen Höhenrücken übersteigen, der den so oft wiederkehrenden und dadurch ziemlich sinnlosen Namen Karatau trägt. Sumbe oder Alvan, ein kleines buddhistisches Dorf, liegt in 2350 Meter Seehöhe, die breite Thalsohle des Tekes, den Golubew eine Strecke weit abwärts verfolgte, in 1737 Meter Seehöhe. Diese Zahlen zeigen, daß man es hier mit durchaus alpinen Verhältnissen der großartigsten Natur zu thun hat. Golubew kehrte auf dem nämlichen Wege nach dem Karfaraplateau zurück und ging nunmehr mit den mittlerweile eingetroffenen Verstärkungen an den Tssi-ful, wo wir ihn später wieder auffuchen wollen.

War durch Golubew's eben erwähnten Ausflug ein Theil der östlichen Vorberge des Tian Schan und Fortsetzungen des Alatau erschlossen worden, so förderte eine 1860 ausgeführte militärische Erforschung in dem den Tssi-ful umgebenden Lande wesentlich die Kenntniß der mittleren Partien des Alatau. Es mußten seine beiden Ketten überschritten werden, die südliche auf dem Turo-Aigyr-Passe, dessen Höhe auf 2740 Meter angeschlagen werden kann. Dieser durch ein schwer zugängliches Land und über einen mit einer Schicht weichen Schnees bedeckten Boden unternommene Feldzug war für die Mannschaft

ungemein anstrengend und richtete eine Menge Pferde und Kameele zu Grunde. Man mußte um 6 Uhr Morgens aufbrechen, um erst Abends 9 Uhr zum Nachtlager zu gelangen. Dennoch ertrug die Expedition freudig diese Strapazen und ist für ihre Mühen durch den Anblick der schönsten Gemälde belohnt worden, welche die Natur dem Menschen zu bieten vermag. In das Thal des Kungei herabgestiegen, bemerkte die Expedition die Oberfläche des Issi-kul-Sees so wie die majestätische Kette der himmlischen Berge von Kysarta bis Zauku. Bei Sonnenuntergang glänzten die Gipfel dieser mit ewigem Schnee bedeckten Berge in den mannichfachsten Farbentönen. Vom Goldgelb im Westen gingen sie in ein rosiges Blau nach Osten hin über, und die Piks Tekes, Afsu und Tuba erschienen noch wie phantastische, mit einem weißen Schleier umhüllte Gespenster, als um sie herum die Natur bereits in tiefe Dunkelheit getaucht war.

Die Schwierigkeiten dieses Bergmarsches lernen wir am Besten durch die Wanderungen Semenow's ermessen, der sich Ende Juli 1856 nach dem Inneren des Alatau wandte, um die Querpässe und Längenthäler des Tschilik und der Kebin dieses mächtigen Gebirges zu erforschen. Auf seiner Expedition nach der wilden Buamschlucht war er an das nördliche Ufer des Issi-kul gelangt und versuchte es von hier, also vom südlichen Fuße der Südkette, quer über nach Wiernoje zurückzukehren. Dieses Uferland im Norden des Sees heißt Kungei, daher die Südkette von den Kirgisen Kungei-Alatau genannt wird. Vom Kungei aus erhebt sich dieser südliche Granitwall des Alatau etwa 1670 bis 1980 Meter über den Spiegel des Sees, d. h. 3048—3350 Meter über dem Meere. Höher jedoch ist der mittlere Theil des Gebirges auf einer Strecke von 7—8½ Meilen, denn hier steigt das Gebirge bis 3700 und 4300 Meter auf und überschreitet die Schneelinie. Doch liegt der ewige Schnee intmer nur stellen- und fleckenweise, daher mit Recht der Name Alatau, das bunte, fleckige Gebirge. Zu solchen Höhen nun steigt es steil und schroff empor; Vorberge sind fast nicht vorhanden, nur kurze, rasch abfallende Kontreforts scheiden ebenso viele kurze Querthäler von einander, in denen kleine aber stürmische Gebirgsbäche von der Schneelinie über Stein und Fels zum See hinabstürzen. Nur eines dieser Kontreforts tritt, aber bedeutend erniedrigt, so hart an den See heran, daß kaum ein Durchgang übrig bleibt; diese Stelle heißt Kesse-Sengir. Was dem Alatau vom Kungei her ganz den Anblick einer Mauer giebt, das ist namentlich der Mangel jedes irgendwie bedeutenden Ausschnittes in seinem Kamm und die Höhe seiner Pässe.

Am 11. Oktober stand Semenow der schwierige Uebergang über diesen Kungei-Alatau bevor. Er hatte schon am verschlossenen Tage die Vorberge erstiegen und in beträchtlicher Höhe am Flusse Tur-aighr übernachtet. Von Diesem ging es nun in vierstündigem, langsamen Aufsteigen an den Dyrenyn-Su, ein Gewässer, welches von dem Passe Dyrenyn-Afsu herabkommt. Der Weg wurde allmählig immer steiler, war jedoch noch erträglich, so lange er dem Bache zur Seite hlieb. Als dieser jedoch links abbog, und in gerader nördlicher Linie der steile Granitberg, welcher das Thal schloß, erklimmen werden sollte, wurde die Sache selbst gefährlich. Furchtbare Gneisfelsen, zum Theil mit lockerem Schnee bedeckt, lagen im Wege, und es dauerte drei Stunden, ehe die Höhe des

Passes erreicht war. Ein Kameel und drei Pferde mußten in dieser Wildniß ihrem Schicksal überlassen werden, da sie nicht weiter zu bringen waren. Den Paß, von dem Semenow noch einmal im Abendsonnenschein Um- und Rückschau hielt, schätzte er auf 2740 Meter Höhe. Das Niedersteigen war aber fast noch gefährlicher als der Aufstieg. Im Anfang war der Weg so steil und felsig, daß die Pferde am Zügel geführt werden mußten, und doch Menschen und Thiere fortwährend stürzten, den Abhang in malerischer Unordnung hinabrollend, zum Glück ohne ernstlichen Schaden zu nehmen. In einer Senkung lag der kleine Alpensee Dyrenyn-Kitschkene-kul; vor ihnen zeigte sich in der Tiefe das Längenthal der Kebin, zu welchem ein Gebirgsbach, der Nördliche Dyrenyn-Su mit ungewöhnlich raschem und stürmischem Fall durch ein kleines enges Querthal hinabstürzt. Dieses wilde, romantische Thal ist mit malerischen Gruppen und Wäldchen hochstämmiger Fichten (*Picea Schrenkiana*) besetzt. Dort, wo es in die Große Kebin mündet, schätzt Semenow die absolute Höhe auf 1670 Meter. Das Thal der Kebin, welche den westlichen Flügel des Alatau auf einer Strecke von 14 Meilen in die zwei osterwähnten Parallelketten scheidet, ist hier etwa eine halbe Werst breit. Die Kebin ist ein rauschender, an Wasserfällen reicher Fluß, der hier eine Breite von etwa 15—16 Meter hat und in dem Tschu sich ergießt. Semenow war in der Buamschlucht der Mündung der Kebin gegenübergestanden, welche sich in den letzten Wersten ihres Laufes so zu sagen in eine Sackgasse verliert, nämlich in eine so enge, mit so steilen, dicht zusammentretenden Porphyrwänden eingefasste Schlucht, daß auch nicht Raum mehr zu einem Fußpfade bleibt. Ein Eindringen in das sonst ziemlich breite Kebinthal von Westen her ist also unmöglich.

Nachdem die Kebin in einer Furt passirt war, begann das Aufsteigen an der Nordkette des Alatau in der Richtung nach Nordost, um den Keskelen-Paß zu erreichen. Der Marsch aus dem Kebinthale zur Höhe des Passes dauerte fünf Stunden. Die Uebergangsstelle bildet einen kleinen Ausschnitt in dem Gebirgskamme, dessen nächste Gipfel etwa 90 bis 150 Meter über den höchsten Punkt des Passes, welcher 3170 Meter über dem Meere liegt, hinausstehen. Die Aussicht von dieser Höhe gab an Erhabenheit der vom Faulhorn in den Berner Alpen nichts nach. Die Abfahrt war wiederum schwieriger als die Auffahrt. Schnee und Steine lagen chaotisch durch einander, bis man auf einen der Quellbäche des Keskelen stieß, der schon vollständig zugefroren war. Das Hauptthal des Keskelen, in dem es dann später und tiefer unten weiter ging, war aber mit schöner, grüner Vegetation geschmückt und wurde außerordentlich malerisch und romantisch. Zwei Werste nach seinem Austritt in die Vorberge bricht der Keskelen durch Dieselben in einer sehr engen Schlucht, deren Steilwände aus röthlich-violettem Porphyr bestehen. Nach Durchziehung dieser Schlucht trat man endlich in die untere Ebene ein, wandte sich nach Ost und gelangte nach einem Marsche von  $4\frac{1}{2}$  Meilen glücklich wieder nach Wiernoje.

Auch im nächstfolgenden Jahre 1857 besuchte Semenow das Thal der Kebin. Die Reise ging im August von Wiernoje an der Almaty oder Almatinka aufwärts und war in ihrem ersten Theile die Wiederholung einer Exkursion, welche Semenow schon am 31. Mai im Almatythale bis zur Grenze der

Waldvegetation ausgeführt hatte.  $1\frac{3}{4}$  geographische Meilen oberhalb Wiernoje beginnt der Eintritt in die Vorberge des Alatau. Das schöne Thal der Alma-tinka nimmt von hier aus bald den Anblick eines künstlich bepflanzten Gartens oder Parkes an, wo Gruppen wilder Apfel- und Aprikosenbäume mit andern Laubhölzern untermischt sind. In einer Höhe von 1300 bis 1460 Meter beginnt der Fichtenwald, während der Ahorn erst bei 1624 Meter seine Grenze erreicht. Der allmählig steiler werdende Pfad führte nunmehr durch Waldesdickicht und über Stein- und Felsblöcke hinweg. Weiteres Steigen brachte Semenow aus der Waldzone in die Region der Alpensträucher und darauf in jene der ausschließlichen Alpenkräuter, ausgezeichnet durch Mannichfaltigkeit der Blumen und Lebhaftigkeit der Farben. Endlich hörte aller Pflanzenwuchs auf, und die Reisenden arbeiteten sich durch frischgefallenen Schnee zum Gipfel des Passes hinauf. Das Thermometer zeigte hier  $3,5^{\circ}$  C. Wärme, und als absolute Höhe des Passes ergab sich aus der Temperatur des siedenden Wassers 3246 Meter (10,650 russische = englische Fuß). Ueber ein Schneefeld hinweg stieg Semenow nunmehr zu einem kleinen, hübschen Alpensee hinab, aus welchem der K-koi-su, einer der Quellarme der Kebin, abfließt; der ganze Abstieg war außerordentlich steil. Nach fünf Stunden war das Thal erreicht, nicht weit von dem obersten Theile dieses schönen Längsspaltes. Beim Hinuntersteigen zur Kebin konnte deutlich wahrgenommen werden, wie dieser Fluß aus mehreren Gebirgsbächen entsteht, welche hauptsächlich dem Foché entspringen, das die Nord- und Südkette des Alatau verbindet und die Quellen der Kebin und des ostwärts laufenden Tschilik von einander scheidet. Der Kebin folgten die Reisenden in dem ziemlich breiten Thale nach abwärts, wurden jedoch durch die entdeckte Nähe feindseliger Kara-Kirgisen alsbald gezwungen, sich wieder in eine Schlucht der Nordkette zu werfen und ihre Schritte nach Wiernoje zurückzulenken. Es war ein wilder, öder Querspalt, aus dem die Reisenden mit großer Mühe den steilen Kamm erreichten, der die Schlucht schloß und sich als 3197 Meter hoch erwies. Auf dieser Höhe wuchsen einige Pflanzen der oberen Alpenzone, darunter die kreuzblütige *Hutchinsia pectinata* Bge. Am Nordabhange zeigte sich ein kleines Eisfeld ewigen Schnees. Als Semenow noch weiter hinab zum Zusammenflusse der Quellarme des Keskelen gekommen war, befand er sich auf uns schon bekanntem Wege, der ihn ungefährdet nach Wiernoje zurückleitete. Ueberrascht war Semenow, auf allen diesen Wanderungen nirgends eine Spur von vulkanischen Gesteinen im Alatau anzutreffen, da die Bergrücken Desselben nur aus Syenit, Granit, Diorit und Porphyr bestanden.

2) Der See Tssi-kul. So wie Semenow der Erste gewesen, welcher den transilischen Alatau mit wissenschaftlich forschendem Auge betreten, der, wie wir später erfahren werden, den eigentlichen Tian Schan erklimm, so ist er auch der Erste, dem wir genauere Kunde von dem großen, schon mehrfach genannten See Tssi-kul verdanken. Die Lage des Sees wurde bis dahin auf unseren Karten nur nach den Itinerarien von Karawanen und Kaufleuten bestimmt, welche von den russischen Behörden in Sibirien gesammelt worden waren. Ebenso wenig war man über die Natur dieses Binnensees und seiner Ufer genauer unterrichtet. Die Chinesen nannten ihn Sche-hai, den warmen

See, und die Türken übersezten diese Benennung durch Issi-kul, während die mongolischen Kalmüken ihn Temurtu-Noor, den eisenhaltigen See und die Kirgisen Tuz-kul (Salzsee) nannten, welche letztere Bezeichnung er verdient. Hr. Nisantiem, ein erfahrener Offizier des russischen Topographenkörps, war allerdings der Erste, welcher im Jahre 1847 den Issi-kul annähernd genau aufnahm; der Mangel an astronomischen Ortsbestimmungen aber gestattete keine genauere Fixirung auf der Karte. Der Topograph Woronin maß dann die Sonnenhöhe Wiernoje's mit einem Sextanten; die Geographie des Issi-kul-Beckens ist aber erst durch Semenow und seine Nachfolger Wenjukow und Golubew auf einer wissenschaftlichen Basis gegründet worden.

Obwol nur etwa  $8\frac{1}{2}$  Meilen in gerader Linie von Wiernoje gegen Süden entfernt, konnte doch an eine gründliche Untersuchung des Sees nicht gedacht werden, ehe das dazwischen liegende mächtige Alataugebirge bewältigt war. Semenow überstieg Dieses 1856 zuerst im Osten auf einer 36 Meilen langen Straße über hohe Focher, in Begleitung etlicher Kosaken. So wurde zunächst der Fluß Tub erreicht, der sich in den Ostwinkel des Sees ergießt. Das breite Thal dieses Flusses und eines zweiten ihm parallelen Stromes, Dschirgalan, trennt dort den Kungei-Alatau von dem gigantischen Rücken des Tian Schan, hier Temurtu Tagh geheißen, welcher das Südufer des Sees einschließt. Den Tub hinabsteigend erreichte Semenow den Rand des „stürmischen, hellblauen Issi-kul, dessen salzige Wogen an diesem Tage geräuschvoll über sein östliches Ufer brachen.“ Auf einem bequemeren Wege kehrte der Reisende nach Wiernoje zurück, nachdem sein äußerster Punkt nur eine Tagereise von dem Bergpaß Sauka oder Dschauka entfernt, der in das warme Kaschgarien oder Ostturkestan und nach den großen damals noch chinesischen Garnisonsstädten Nsch-Turfan und Aksu führt, berühmt durch ihre Trauben und Granatäpfel.

Semenow's zweite Reise an den Issi-kul erfolgte noch im nämlichen Jahre, 1856, und ist jene, auf welcher wir ihn schon bei seiner Uebersteigung der beiden Alataufetten begleitet haben; er kam diesmal von Westen, und das Resultat seiner Expedition war die Gewißheit, daß der Tschu nicht aus dem Issi-kul abfließt, sondern im Tian Schan entspringt und nur dem Westende des Sees sich nähert. Astronomische Positionsbestimmungen am Issi-kul war Semenow indeß noch nicht in der Lage auszuführen; diese Aufgabe blieb vielmehr dem Kapitän Golubew vorbehalten, der 1859 zu diesem Zwecke die Ufer des Sees bereiste. Vom Karfaraplateau stieg er an dem Tub oder Tjuba hinab und erreichte am 21. Mai die Mündung dieses Flusses in den See; nachdem er diesen Punkt gemessen ( $42^{\circ} 42' 5''$  n. Br.,  $96^{\circ} 1'$  ö. L. v. Ferro), verband er ihn mit Wiernoje und kehrte dann sofort nach Demselben zurück, um längs des Nordufers des Sees bis zur Mündung der Kutemaldy zu wandern und auch diesen Punkt zu bestimmen ( $42^{\circ} 24' 2''$  n. Br.,  $93^{\circ} 57'$  ö. L. v. Ferro), worauf er sich nach Wiernoje und weiter nach Norden begab, um in der Dsungarei seine wichtigen Arbeiten fortzusetzen.

Die genaue Form des Sees ist durch die im Sommer 1860 unter der Leitung W. Wenjukow's arbeitenden Topographen in die Karte eingetragen worden. Seine Länge beträgt hiernach 24,37 Meilen, die Breite, der Ein-

mündung des Flusses Barskaun gegenüber, 8,19 Meilen. Die Oberfläche des Bassins umfaßt 105 deutsche Quadratmeilen. Er übertrifft also noch um 5 Quadratmeilen das deutsche Großherzogthum Oldenburg, die Nebenländer abgerechnet. Wenngleich das brackische, nie gefrierende Wasser nicht den bitteren Geschmack des Seewassers besitzt, so wird es dennoch von den Eingebornen nicht genossen und auch von Thieren nicht getrunken. Die Tiefe des Sees, wenngleich nicht bestimmt, scheint sehr bedeutend zu sein, da dessen Grund eine Fortsetzung der nahen Gebirge ist, welche alle ungemein steil abfallen. In der Mitte des Sees soll sich jedoch eine Untiefe befinden; wenigstens sind unter der Wasserfläche Steine sichtbar, welche Ueberresten einer Stadt zu gleichen scheinen. Die Annahme gründet sich theils auf Traditionen, theils auf den Umstand, daß an dem nördlichen Ufer des Sees, der Einmündung des Flusses Tur-aigur gegenüber, schon viele menschliche Gebeine angeschwemmt worden sind. In neuerer Zeit hat der Eroberer von Kuldscha, General G. A. Kolpakowski diese merkwürdigen Reste im Jissi-kul zum Gegenstande einer eingehenden Untersuchung gemacht und ist dabei in der That auf altes Gemäuer, Ziegel und Steine gestoßen. (Zeitschr. d. Ges. für Erdk., 1871. S. 466.)

Das Thal der Sauka ist der letzte Strich auf der Südostseite des Sees, welcher für einen längeren Aufenthalt geeignet ist; weiter gegen Westen wird die Vegetation allmählig so spärlich, daß man selbst für eine geringe Anzahl von Pferden nicht einmal das nöthige Futter für einen einzigen Tag aufzutreiben vermag. Der Boden ist theilweise thonartig und von zahlreichen Schluchten durchzogen, theils felsig; große Steinmassen bedecken die Erdoberfläche von dem Barskaun bis an die Kutemaldy, — dieselbe Erscheinung findet auch auf der Nordseite des Sees statt, von den Ufern des Tschu bis zum Kes-Sengir, nur sind dort die Steine von geringerer Größe. Was auf den Karten — zwischen den Gebirgen und dem Wasser — als kultivirbares Thal erscheint, ist weiter nichts als elendes Steppenland. Dieser Uferstreif heißt im Norden des Sees Kungei, im Süden Terskei.

Die Seegeüste selbst sind nicht überall flach, im Gegentheil an vielen Stellen abschüssig, wenn auch nicht hoch. Aber auch von diesen Uferterrassen scheinen die Gewässer des Sees allmählig zurückzuweichen, als ob der Wassergehalt Desselben im Abnehmen wäre. Die alten und die jetzigen Ufergehänge des Jissi-kul ebenso wie der Boden des Sees an seinen Rändern bestehen aus schwach verkitteten röthlichem Konglomerat, dessen Schichten zum Seebecken hin schwach geneigt sind, während sie zum Gebirge hin sich erheben und den Fuß Desselben ganz überdecken, an einigen Stellen in den Thälern des Tian Schan bis zu mehreren hundert Fuß hoch, so z. B. an der Vertlichkeit Kyzyl-Ungur, wo in die mächtigen Konglomeratschichten geräumige Höhlen eingewölbt sind.

Nur eine Strecke von 3 bis 4 Wersten ist längs des Kutemaldyflusses mit Grün und saftigem Grase bedeckt; dies ist jedoch auf der Südwestseite des Sees nirgends der Fall, mit Ausnahme einer kleinen Zone, welche ein gleiches Niveau mit dem Wasserspiegel hat und mit Strauchwerk bedeckt ist. Doch trifft man einen genügenden Graswuchs längs der Flüsse, welche sich in den östlichen Theil des Sees ergießen; allein diese Erscheinung ist wol mehr der Nähe

höherer und feuchter Gebirge zuzuschreiben. Die Abhänge des Himmelsgebirges sind ebenfalls bewaldet. An dem südlichen Ufer des Sees, längs des Kara-Bulak und anderer kleiner Flüsse, finden sich ausgedehnte mit hohem Schilf bewachsene Streifen.

Die Kirgisen, welche sich an den Ufern des Issi-kul umhertreiben, ziehen während des Sommers in die Berge, wo sie mehr Gras für ihre Schafe finden; auch das nördliche Ufer hat eine äußerst armselige Flora, — selbst in den Thälern der kleinen Flüsse sind nur wenige Stellen mit Gras bewachsen, der übrige Theil des Bodens ist völlig kahl, felsig und unfruchtbar. Nur in den beiden Thälern des Akfu und Kurmethy haben die Kirgisen ihre eigenthümliche Bewässerungsmethode zur Anwendung gebracht und dadurch dem sterilen Boden die nothdürftigste Nahrung für ihre Schafherden entlockt. Das Niveau des Seespiegels über der Meeresfläche ist nicht genau ermittelt; wir finden dafür je nach dem Beobachter sehr verschiedene Angaben. Semenow bestimmte sie zu 1384, Golubew zu 1615 Metern; andere Angaben sprechen von 1450 und 1493 Metern.

In den See münden an vierzig Flüsse. Im Winter meist wasserarm, füllen sie sich dagegen im Frühling und Sommer, selbst noch im Herbst und werden dann stürmisch und rauschend, während ihre Betten mit Baumgruppen eingefast sind. Reich ist der Issi-kul an Fischen, welche sich in manchen Buchten in erstaunlicher Menge zusammendrängen, dagegen scheint Reichthum an Artenden See nicht auszuzeichnen, welcher darin der ihm benachbarten Steppe hinsichtlich ihrer Flora gleicht. Semenow fing immer nur Sasane, eine Karpfenart.

Großartig ist die Landschaft, die dem Blicke des Reisenden sich darstellt, wenn er vom Kemgei aus über den See nach Süden schaut. Der blaue Wasserspiegel kann sich in seiner Saphirfarbe kühn mit dem Genfersee messen, nur daß er eine zehnmal größere Fläche bedeckt als dieser und der unvergleichliche Hintergrund dem Bilde eine Erhabenheit verleiht, die der Genfersee nicht besitzt. Während hinter diesem die Vorberge der Savoyischen Alpen aufsteigen und die majestätische Gruppe des Montblanc vollständig verdecken, erstreckt sich hinter dem doppelt so breiten Issi-kul eine auf etwa 40 Meilen übersehbare ununterbrochene Schneefette. Die scharfen Umrisse der Vorberge, die dunklen Spalten der sie durchschneidenden Querthäler, Alles dies wird gemildert durch den leichten und durchsichtigen Wasserdampf des über dem See schwebenden Nebels, aber je klarer, je bestimmter in den geringsten Einzelheiten ihrer Conturen, um so glänzender zeichnen sich auf dem dunkelblauen Grunde des wolkenlosen mittelasiatischen Kontinentalhimmels die vom Sonnenlichte übergossenen grauen Häupter der Bergriesen ab, die aus dem durchsichtigen Nebeldampfe scharf sich abheben. Nur der Vordergrund dieser Scenerie erreicht bei weitem nicht die Anmuth schweizerischer Seelandschaften. Statt der Uferterrassen mit den prächtigen Gärten, statt der blühenden Städte und Dörfer, der poetischen Villen und Schweizerhäuschen sieht der Wanderer am Issi-kul eine traurige, öde Fläche vor sich, ohne allen Schmuck Dessen, was die Hand des civilisirten Menschen anzupflanzen und hervorzubringen vermag.

3) Der westliche Tian Schan. Von den Gestaden des Tssi-kul wenden wir uns zu den Berggruppen, welche im Westen dieses Seebeckens gelegen, auch als die westlichen Verzweigungen des Tian-Schan-Systems angesehen werden können. Schon oben habe ich darauf hingedeutet, wie diese nach Westen gestreckten Gebirge in zwei scharf zu sondernde Ketten zerfallen, in jene nördlich und die südlich vom Tschu. Um von Wiernoje aus zu Vexterer, welche den Namen Alexanderkette empfangen hat, zu gelangen, muß nothwendigerweise die Erstere überstiegen werden. Auch auf diesem Wege ist es Semenow, dessen Name uns als der des ersten Erforschers entgegentritt; er besuchte jene Gebirge, als er den Tssi-kul von Westen her erreichte. Von Wiernoje, dem ständigen Ausgangspunkte, ging er nach dem etwa 11 Meilen westlich davon und in 1100 Meter Seehöhe gelegenen Fort Kasket am Fuße der nördlichen Gebirgskette. Am 6. Oktober ging die Reise in dem gewundenen Thale des Kasket aufwärts in der allgemeinen Richtung nach Süden. Nach einer Stunde Weges traten an den hohen Bergseiten des Thales die ersten festen Gesteine, Anfangs dunkler Kalk, dann grobkörniger Granit zu Tage, und nach fünfständigem Marsch gelangte Semenow's Zug an die Stelle, wo der Kasket aus zwei Quellächen zusammenfließt. Nach weiteren sechs Stunden näherte man sich der Spitze des Passes, den die Wegweiser Beissenyn-Ussy nannten und Semenow auf 2316 Meter Höhe schätzt. Der Weg abwärts führte in das enge wilde Thal des Beissenyn-Bulak, das sich indeß bald erweitert und in das breite Tschuthal ausmündet. Jetzt führt eine russische Poststraße durch den Paß, welcher allgemein Paß von Kasket genannt wird; es ist jene, welche, wie schon einmal erwähnt, Wiernoje mit dem westlichen Turkestan verbindet.

Im Tschuthale angelangt, hatte also Semenow die nördliche Gebirgskette überschritten und wandte sich nunmehr der südlichen zu, welche ihm als Kirgizsyn-Matau bezeichnet ward. Er zog daher eine Meile weit den Tschu aufwärts auf den Punkt zu, wo der Tschu aus dem Querspalt von Buam in sein breites nach Westen gerichtetes Thal tritt. Am Spalt steht der Hügel Boroldai, der aus gräulich-violettem Porphyrr gebildet ist; vom Boroldai ging es, immer noch auf dem rechten Ufer des Tschu, in die Schlucht hinein. Die Führer nannten die Berge auf dem rechten Ufer Turaighyr, auf dem linken Enyrghan. In Wirklichkeit aber ist es ein und dieselbe Bergkette, die durch den tiefen Querspalt der Buamschlucht wie mit Gewalt auseinandergerissen ist. Die Alexanderkette ist also in jeder Hinsicht die unmittelbare westliche Fortsetzung des Kungei-Matau. Wilde Erhabenheit ist der Charakter der Buamschlucht, in welche die Große Kebin von Osten her mündet; endlich wichen die Berge zurück, und es war der Wendepunkt des Tschu erreicht, wo der Fluß seine vorher nordöstliche Richtung plötzlich in eine westliche verwandelt. Von hier trat Semenow in die weite westliche Uferlandschaft des Tssi-kul hinaus, welche an dieser Stelle den Namen Kutemaldy trägt. Rechts konnte man in das schöne Thal des Tian Schan hineinblicken, aus welchem der Oberlauf des Tschu, der Koschkar, hervorströmt. Beim Austreten aus diesem Thale, welches also schon südlich von der Alexanderkette liegt und Dieselbe so zu sagen umgeht, empfängt der Fluß den Namen Tschu, strömt noch eine Zeit lang in nordnordöstlicher Rich-



tung dem See zu, getrennt von ihm durch einen niedrigen Doppelhöhenzug, bis dieser sich völlig abplattet, tritt dann in die Uferniederung selbst ein und macht hier plötzlich, an einer etwas geneigten Ebene entlang fließend, die Schwenkung nach Westen, die ihn in das Gebirge und weiter in den Engpaß von Buam führt. Die Entfernung von diesem Wendepunkt bis zum Tssi-kul beträgt etwa 1 bis  $1\frac{1}{2}$  Meilen; auf dieser Strecke liegt ein kleiner Sumpf, genährt, wie es scheint, vom durchsickernden Wasser des Tschu, und aus diesem Sumpfe fließt zum See ein Wasserlauf ab, der wie seine Umgebung Kutemaldy heißt und zuletzt so dürftig wird, daß er mehr einem künstlichen Bewässerungsgraben gleicht.

Im Jahre 1864 machte der Naturforscher Säwerzow Behufs geologischer und zoologischer Forschungen und im Auftrage des russischen Kriegsministeriums, versehen mit einer Instruktion der kaiserlichen geographischen Gesellschaft eine Reise in diese westlichen Vorberge des Tian Schan, welche viel Klarheit über die geognostischen Verhältnisse jener Gegenden verbreitet hat. Auch er brach von Kastei auf, erforschte zunächst die Geologie der nördlichen Kette, welche den Tschu vom Tlibecken scheidet, untersuchte dann das Tschuthal und nahm hier verschiedene Höhenmessungen vor. Nun verband er sich mit dem Bergingenieur Frese zu verschiedenen Exkursionen in die Alexandrowskiberge und in den Urtaftau. Dieser letztere Höhenzug liegt südlich von der Alexanderkette und erhebt sich als Wasserscheide zwischen dem Talas und dem Narne, dem Oberlaufe des Syr-Darja oder Jaxartes. So wie das Alexandergebirge zwischen Tschu im Norden und Talas im Süden als westliche Fortsetzung des Kungei-Alatau, so ist dieser Urtaftau als westliche Fortsetzung des Temurtu Tagh, des Hauptkammes vom Tian Schan zu fassen. In seinem westlichen Theile wird dieser südliche Höhenzug Kaschkurt genannt, in der Mitte Kara-bura und erst weiter östlich Urtaftau, doch schlägt Säwerzow letzteren Namen zur Bezeichnung der ganzen Kette vor. Es ergab sich durch seine Untersuchungen, daß die Vermuthung Alexander von Humboldt's von einer nördlichen Fortsetzung des Bolorgebirges über den Syr-Darja hinaus sich nicht bestätigt. Interessant war ferner die Entdeckung von Moränen, die Säwerzow an vier Stellen, darunter am Kastei und an der Umaty, auffand. Die Steinreihen, welche unzweifelhaft als Moränen erscheinen, ziehen sich theils in der Richtung der Querthäler hin, theils senkrecht oder doch fast senkrecht gegen diese. Daß diese Spuren ehemaliger Gletscher mitunter, z. B. in den Alexandrowskigebirgen, so relativ tief herabreichen, ist nur durch Humboldt's Voraussetzung zu erklären, daß das Aralokaspische Bassin einst von einem großen Meere bedeckt war, welches mit dem nördlichen Eismeer in Verbindung stand. Nach den Forschungen Säwerzow's muß dieser Zusammenhang noch in der postpliocänen Eisperiode so wie zur Zeit der Bildung tertiärer, ozeanischer Ablagerungen vorhanden gewesen sein.

Vom Durchbruche des Tschu steigt der Kirgysnyu-Alatau oder das Alexandrowskigebirge nach Westen zu immer höher hinan und erreicht seine höchste Erhebung — nahe an 4572 Meter — im Quellgebiet des Ala-Medyn und des Ala-Urticha, zweier Nebenflüsse des Tschu. Von dieser Stelle nimmt

die Höhe des Gebirges weiter nach Westen stetig ab, doch verbleiben ihm ewiger Schnee und Gipfel von 3960—4270 Meter Höhe noch bis zur Kara-balta, einem anderen Nebenflusse des Tschu, dann sinkt die Kammlinie so weit, daß sie in der Gegend der Festung Merke — an der mehrfach erwähnten Poststraße von Wiernoje nach Tschemkend gelegen — nur noch 2800 Meter hoch ist, wobei keine besonderen Gipfel sie krönen. Von Merke an weiter nach Westen steigt das Gebirge rasch wieder bis über die Schneelinie und sinkt endlich westlich vom Flusse Makmal mehr und mehr bis Aulie-ata, wo das westliche Ende des ganzen Zuges, der Tef-Turmas, nur 46 Meter über dem Niveau des Talaß, d. h. 762 Meter über das Niveau des Meeres emporragt.

Auf der Nordseite dieses im Ganzen sehr imposanten Gebirgszuges lassen sich drei Terrassen deutlich und gleichmäßig vom Ost- bis zum Westende, von Tokmak bis Aulie-ata unterscheiden und verfolgen; ganz verschieden ist die Struktur des Südabhanges, wo sich zwischen den Talaß und den Hauptkamm noch ein ganzes Netz kleinerer Ketten einschleibt. Beim Uebergange von der Süd- zur Nordseite des Alexandergebirges fand Säwerzow ein 5 Meilen langes, 1 Meile breites hochliegendes Längenthal, jenes des oberen Kara-Kyshtak, durch welches das Gebirge dort in zwei Parallelzüge getheilt wird. Hier und deutlicher noch am Nordfuße der Nordkette bemerkte er Spuren alter Moränenbildung. Das Thal des Talaß, der im Süden die Alexandrowski-berge begrenzt, liegt bedeutend hoch; es hat 1370 Meter an jener Stelle, wo seine Quellflüsse, der Kara-Kol und der Utsch-Kosch-sai, sich vereinigen. Der Fluß durchbricht nach dieser Vereinigung eine Felsbank, dann erweitert sich das Thal und erscheint mit Ausnahme seines mittleren, unmittelbar am Flusse liegenden Theiles, als — vollständige Steppe. So erreicht er den Platz Aulie-ata; 7 Meilen unterhalb davon tritt er in die Sandsteppe ein, um in dem Steppensee Kara-ful zu münden. Zu Diesem gelangt der Talaß zwar noch mit zusammenhängendem Laufe, aber sehr matt und wasserarm, oft ganz mit Flugsand überschüttet; der See selbst ist nichts weiter als eine Reihe von Wasserläufen, die sich zwischen Sandhügeln hindurchwinden.

Nach Erforschung der Alexanderberge unternahm Säwerzow einen Ausflug in den südlich von diesen gelegenen Urtaktau. Es war die Straße von Aulie-ata nach Namangan, einer Stadt im Thale des Syr-Darja, auf welcher er vordrang. Vom Talaß führt der Weg an einem seiner südlichen Zuflüsse, der Kara-bura, nach welcher auch das sie begleitende Gebirge benannt ist, aufwärts zu einem Passe von 3084 Meter Höhe, wo krystallinischer Kalk, in der Regel weiß und von gleichem Werthe wie der Carrarische Marmor, auftritt. Die Grenze des ewigen Schnees liegt hier in einer Höhe von etwa 3657 Metern, daher der Paß, den Säwerzow am 4. Juli überschritt, um von dem Kara-bura-Thale nach jenem des Tschirtschik zu gelangen, völlig schneelos war. Hier sah er mehrere Herden von Bergziegen (vielleicht *Capra Sibirica*) und ungeheure Rebhühner von 10—15 russischen Pfund Gewicht (*Megaloperdrix Brandt*), die bei der Verfolgung gewandt steile Abhänge hinanlaufen und sehr schwer zu erlegen sind. Von dem erwähnten Paß, den rings Schneegipfel überragen, führt der Weg in das breite, runde obere Thal des Kara-Kyspak, der ein

Quellfluß des Tschirtschik ist. Dieser selbst fließt etwas südlich von der großen turkestanischen Stadt Taschkend vorüber und mündet in den Syr-Darja. In einer Höhe von 2164 Metern fällt der Kara-Khyzpak in den Tschattal; so heißt nämlich in seinem oberen Laufe der Tschirtschik, dessen Thal weniger Steppencharakter als jenes des Talas trägt. Waldgruppen ziehen sich an den Ufern des Flusses hin, und Wiesenflächen wechseln häufig mit ihnen ab. Die Kette von Namangan, aus welcher der Tschattal oder Tschirtschik von links her viele Zuflüsse erhält, ragt über den Urtahtau hinaus bis zu der gewaltigen Höhe von 4572 und 5180 Meter. Ihre Kammhöhe zwar steht ungefähr jener des Urtahtau gleich, aber die sich davon abhebenden Spitzen sind bei Weitem bedeutender. Ihre Formen sind von malerischer Mannigfaltigkeit, bald scharf zugespitzt, bald krenelirten Thürmen gleich, mit schneeiger Plattform und schneebedeckten Kontreforts. Leider verfolgte Säwerzow den Lauf des Tschirtschik nur  $6\frac{1}{2}$  Meilen weit, dann kehrte er auf demselben Wege den er gekommen nach Aulie-ata zurück.

Der freundliche Leser, welcher die unserem Buche beigegebene Karte Centralasiens zur Hand nehmen will, wird sich sofort überzeugen, daß wir ihn im Verfolg unserer Schilderung bis hart an die turkestanischen Steppenländer geführt haben, die durch die Kämpfe der Russen während der jüngsten Jahre uns so geläufig geworden sind. Wir gewahren, daß sich fast unmittelbar am rechten Ufer des Syr-Darja, den links nur öde Steppenflächen begleiten, Gebirgssysteme von früher ungeahnter Höhe erheben. Nach Säwerzow's Ansicht bildet dieser ganze westliche Theil des Tian Schan, wofür der Name der alten chinesischen Schriftsteller Tün-Lün in Vorschlag gebracht wird, ein mächtiges Hochland, das dereinst eine meerumslossene Insel gebildet, und worauf die Gebirgsketten nur aufgesetzt sind. Letztere bilden also eigentlich ein untergeordnetes Element; was dominirt, sind Hochplateaus von 1520—3040 Meter senkrechter Erhebung, bald in Stufenform, bald in Form von Hochfesseln. Die Längen- und Querthäler, welche das Hochland durchziehen und gliedern, erweisen sich in vielen Fällen als Erosionsschluchten, welche die kompakten Massen 30 Meilen weit in die Länge und Breite durchfurchen. Dem Erdkundigen brauche ich nicht zu sagen, daß diese Auffassung des Tian Schan durch Säwerzow nicht vereinzelt dasteht; er eilt gewiß sofort im Geiste nach dem neuen Kontinente und denkt an das hohe mexikanische Tafelland, welches auch nichts Anderes ist als eine riesige Bodenanschwellung, worauf die schneeigen Bergkuppen nur wie aufgesetzt erscheinen.

Die ausgedehnteste Kenntniß von diesem Berglande, wenigstens für seinen östlich, dem centralen Tian Schan oder Temurtu Tagh nächstgelegenen Theil, brachte die denkwürdige Reise des Freiherrn Friedrich von Osten-Sacken, früheren Sekretärs der Petersburger geographischen Gesellschaft, im Verein mit dem General Poltarakly im Jahre 1867. Die Reisenden verließen Wiernoje am 2. Juli und passirten am 6. den oft erwähnten Engpaß von Kastei. Nachdem sie das Thal des Tschu  $3\frac{1}{2}$  Meilen oberhalb des Forts Tokmak durchschnitten hatten, überschritten sie die große Schneekette der Alexandrowskiberge auf dem Pässe Schamji. Diesen zu überschreiten

bedurfte es zweier Tagemärsche, und bietet Derselbe große landschaftliche Schönheiten dar. Jenseits der Alexanderkette mußten sie in das Thal des Kotschar hinabsteigen, der wie wir wissen der Oberlauf des Tschu und der bedeutendste Fluß an den nördlichen Abdachungen des Tian Schan ist. Derselbe entspringt unter  $42^{\circ} 7'$  n. Br. und trägt bei seinem Ursprunge die Benennung Kyzart; in der Nähe des genannten Ursprungs befindet sich ein Paß gleichen Namens, der bequemste und mit den bei Weitem geringsten Schwierigkeiten verbundene Uebergangspunkt dieses Theiles des Tian Schan.

Von dem reizenden Thale des Kotschar drangen Osten-Sacken und Poltarakty nunmehr in das gebirgige Massiv ein, welches diesen Fluß von dem sogenannten Dschungal trennt. Das Dschungal ist das Thal, worin ein Nebengewässer des Naryn fließt, den man schon lange im Verdachte hatte, der Oberlauf des mächtigen Syr-Darja-Stromes zu sein, ehe noch dieser Verdacht zur völligen Gewißheit erhoben worden war. Die Richtung, in welcher sich unsere Reisenden bewegten, war eine streng südliche, und erreichten Dieselben nach Ueberschreitung eines etwa 300 Meter über dem Kyzartthale liegenden Passes die Schlucht des Tschar-artscha. Um von hier aus zu dem einsamen Alpensee Son-ful zu gelangen, mußten noch mehrere Höhen erklimmen werden, was in der etwas mond hellen Nacht vom 13. auf den 14. Juli vollbracht ward. Bald nach Sonnenaufgang erreichten sie die letzte Höhe, von wo aus sie die ruhige blaue Oberfläche des Son-ful kaum 100 Meter tiefer unter sich erblickten.

Kapitän Prozenko war es, der im Jahre 1863 das Plateau des Son-ful erforschte und das Flußthal des Naryn mit den früheren Aufnahmen in Zusammenhang brachte. Später ward die Lage des Sees von Wenjukow genauer bestimmt; er ist von den Gipfeln der südlichen, tiefer gelegenen Höhenzüge des Tian Schan umgeben und liegt in der Mitte zwischen der Hauptkette und dem Naryn. Der Son-ful hat eine birnförmige Contur; seine größte Länge ist  $3\frac{1}{2}$ , die größte Breite  $2\frac{1}{2}$  Meilen, und braucht man einen ganzen Tag um den Umfang Desselben zu umreiten. An der nordwestlichen Seite ist er von felsigen Rämmen aus grünem Porphyr strahlenförmig umsäumt, sonst sind die Ufer flach und bieten herrliche Grasweiden dar, auf welchen niedliche Alpenpflanzen wachsen. Die umliegenden Berge erheben sich nicht bedeutend über seinen Wasserspiegel, von dem uns Baron Osten-Sacken sagt, daß er in 2865 Meter Höhe liege. Sein Wasser, welches mehrere Monate hindurch gefroren bleibt, ist vollkommen trinkbar; Schilf scheint nirgends an den Ufern zu wachsen, obwol mehrere träge Bäche dem See zusfließen. Der einzige Abfluß des Son-ful, der kleine Fluß Kadschirty, ist am südöstlichen Ende, wo unsere Reisenden nicht hinkamen, nimmt eine östliche Richtung und fällt oberhalb des zerstörten Forts Kurtka in den Naryn.

Am 15. Juli marschirten sie mehrere Stunden auf der westlichen Seite des Son-ful-Plateaus, bis sie zu der malerischen Molda-assu-Schlucht kamen, welche auf sehr abschüssigem Wege nach dem Narynthal führt. Mächtige auffallend blaß-röthliche Kalkfelsen bezeichnen den Eingang in die Schlucht, welche nach der Einförmigkeit des Son-ful-Plateaus durch die Mannichfaltigkeit ihrer

Vegetation überrascht. Am anderen Tage kamen sie in Kurtka an, einem ehemals im Besitze der Chofanzen befindlichen Orte. Die Absenkung in das Thal des Naryn war sehr steil, und das Herabsteigen erforderte mehrere Stunden. Im Thale trafen die Reisenden wieder Ackerbau, besonders Weizen, Gerste und Hirse, welcher dann wieder mit der Höhe des Bodens verschwindet.

Ueber die im Süden des Narynthales sich erstreckende Region wußte man damals noch nichts und sie war eben der Forschungsgegenstand der Expedition des Generals Poltarakki, welcher sich Osten-Sacken angeschlossen hatte. Am 17. Juli bewerkstelligte sie denn den Uebergang über den Fluß und stieg das Thal des Terek, eines der Nebenflüsse des Naryn, hinauf. Wie man sieht, hatten unsere Reisenden seit ihrem Abgange von Wiernoje eine Bergkette nach der anderen, Alles mehr oder minder parallel laufende Höhenzüge mit dazwischen liegenden Parallelthälern, zu durchqueren. Diesmal galt es dem schwierigen Dschaman-Dawan-Paß in der Schneekette, welche den Naryn von dem Arpa trennt. Der Arpa, ein ziemlich bedeutender Fluß, läuft gegen Westen und gehört ganz sicher zum Gebiet des Syr-Darja, aber aller Wahrscheinlichkeit nach ergießt er sich nicht unmittelbar in diesen Strom. Die Kirgisen bezeichneten einen Nebenfluß des Naryn, den Alabuga, in welchen sich ihrer Aussage nach der Arpa ergießen soll. Auf dem Höhepunkte des Dschaman-Dawan wurden die Reisenden durch Unwetter und Schnee überrascht. Sie stiegen am 23. Juli das Thal des Arpa aufwärts gegen Osten und überschritten dann die kaum merkbare Wasserscheide zwischen diesem Thale und den Zuflüssen des oberen Narynlaufes.

Am nächsten Tage traten sie neuerdings in einen Paß ein, in den Taschrobot, nach Buniakowski's Messungen 3932 Meter hoch, über welchen sie zu der salzigen, wenig bewachsenen Steppe des Tschatyr-Kul-Sees gelangten, dessen östliches Ende sie schon von der Paßhöhe erblickt hatten. Auf dem Südwege ritten sie um den ganzen See herum und gewannen auf diese Weise einen allgemeinen Ueberblick. Der See hat eine längliche Form, die größte Breite ist  $1\frac{1}{3}$  Meilen, die absolute Höhe nach Buniakowski 3347 Meter; an der nördlichen Seite treten die Gebirge ziemlich nahe an den See heran, auf der südlichen sind sie hingegen 1— $1\frac{1}{3}$  Meilen von den Ufern entfernt. Von Westen her ist der Tschatyr-Kul nur durch eine mäßige Erhöhung von dem Arpa-Thale getrennt. Er besitzt keinen Ausfluß, doch ist sein Wasser vollkommen trinkbar und die allerdings nichts weniger als reiche Vegetation seiner Umgebung hat einen ausgesprochen alpinen Charakter.

Eine halbe Tagereise südlich von diesem See entfernt ist das sehr niedrige Turagatjoch, eine Wasserscheide, welche sich dem Anscheine nach kaum 200 Meter über den See erhebt und den Ausgang zu dem Abhang nach der Kaschgarischen Ebene hin bildet. Die Gewässer nehmen von hier an ihren Lauf nach dem Kaschar-Darja oder Tarim-Gol des östlichen Turkestan, und hier angekommen durfte sich Baron Osten-Sacken in der That auf der südlichsten Parallelkette des Tian Schan glauben, den wir ja im Allgemeinen als das zwischen der Dzungarei und Ostturkestan mächtig aufragende Bollwerk betrachten dürfen. Osten-Sacken und Poltarakki standen nun an der Schwelle

dieses noch vor Kurzem so fest verschlossenen Ostturkestan, wo Adolf von Schlagintweit den Tod gefunden, und die letzten drei Tage des Juli, welche zu einer Exkursion in das Flußthal des Toyn verwendet wurden, brachten sie bis nach Tschyk-Tasch-Karaul, wo sie am 31. Juli, höchstens 6—7 Meilen von der ostturkestanischen Stadt Kaschggar entfernt, Halt machten. Der Zweck dieses Vorstoßes auf dem südlichen Abhange des Tian Schan bestand hauptsächlich darin, die Stadt Kaschggar zu erblicken, um für die topographische Rekognoszirung einen Anhaltspunkt nach Süden hin zu gewinnen; sie hofften, daß, aus den Gebirgen herausgetreten, sie die Stadt alsdann in der Ebene erblicken würden, etwa in der Weise, wie man Straßburg vom Schwarzwalde aus unterscheiden kann. Dieses war aber nicht der Fall; die Gebirge wurden zwar immer niedriger, aber eine wirkliche kaschggarische Ebene bekamen die kühnen Forscher nicht zu Gesichte.

Am 1. August traten sie demnach den Rückweg an. Nachdem sie zum zweiten Male den Tasch-robot passirt hatten, wandten sie sich nach Osten in das Thal des Alt-Basch, eines Nebenflusses des Naryn. Am 8. August befanden sie sich in Demselben an jener Stelle, wo ehemals eine von den Chinesen erbaute, aber von den Chokanzen zerstörte Brücke stand, etwa 14 Meilen von Kurtka entfernt. Sie folgten dann dem Narynthale abwärts und überschritten am 10. den Fluß in der Nähe von dem letztgenannten Orte, worauf sie auf dem nämlichen Wege, den sie im Anfang der Reise eingeschlagen hatten, nach Wiernoje zurückgingen. Im Ganzen hatte ihre merkwürdige Forschungstour sieben Wochen gedauert.

So interessant in jeder Hinsicht die eben erzählte Expedition der beiden Forscher auch war, so hat sie dennoch über die Höhenverhältnisse des Tian Schan keinen ausreichenden Aufschluß gewährt, da sie nicht mit den zu Höhenmessungen erforderlichen Instrumenten versehen war. Eine Vorstellung von dem Profil des Hochgebirges zwischen der transilischen Ebene im Norden und der Ebene von Kaschggar im Süden sich zu bilden, gelang erst Dank den barometrischen Bestimmungen eines anderen russischen Gelehrten, des Herrn H. Bunakowski, der einen Theil des Sommers und Herbstes 1868 im Gebiete des Naryn zubrachte, gleichfalls die Seen Son-ful und Tschathr-ful besuchte, das Thal des Arpa durchwanderte und bis zur Grenze von Chokan vordrang, wo er den Kohart oder Kufart, einen durch märchenhafte Schilderungen der Kirgisen verherrlichten, 3215 Meter hohen Berg, erstieg. Herr Bunakowski war einer Truppenabtheilung beigegeben, welche zum Bau einer Feste am Naryn abgeschickt ward; die Russen versäumen es aber niemals, ihre militärischen Unternehmungen auch für die Wissenschaft fruchtbringend zu gestalten, und sorgten deshalb auch in diesem Falle für die physisch-geographische Erforschung des Landes.

Der Temurtu Tagh. Die gewaltigsten Erhebungen des Tian Schan, welche man bisher kennt, liegen in jenem centralen Theile des Gebirges, in den ich nunmehr den freundlichen Leser führen will. Wir haben bis jetzt das System des Tian Schan als eine Reihe paralleler, meist in ostwestlicher Richtung streichender Ketten kennen gelernt, und diesen Charakter behält das Gebirge

auch in seinem eentralen Theile bei, welchen wir als Temurtu Tagh bezeichnen, obgleich dieser Name im Munde der Eingebornen wahrscheinlich nur dem dicht am südlichen Ufer des Issi-kul sich erhebenden Bergstocke angehört. Der Temurtu Tagh liegt also dem transilischen Alatau gegenüber und wird von Demselben nur durch das Issi-kul-Becken geschieden. Die nördlichen Abhänge des Himmelsgebirges sind, von dem Saukapasse angefangen, in der Richtung nach Westen völlig kahl und unbewaldet, und die Gegend erscheint hier unbewohnbar; nur einzelne kleine Dasen längs der Flüsse werden bisweilen von den Buräten aufgesucht, deren Aufenthalt jedoch von sehr kurzer Dauer ist. Die Holzarmuth ist hier noch auffallender als im Alatau, weil der Tian Schan bezüglich der nothwendigen Feuchtigkeit viel vortheilhafter gelegen ist als dieser. Abgesehen von der Nähe des Sees hat der Temurtu Tagh bedeutend mehr Schnee, so daß, wenn man die große Menge Desselben in Betracht zieht, die Bergkette am westlichen Ende des Issi-kul eine außerordentliche Höhe erreichen muß. An den nördlichen Ausläufern des Gebirges möchte man das Vorhandensein einer nicht unbedeutenden Anzahl größerer und kleinerer Flüsse vermuthen, allein dies ist nicht der Fall, nur einige und zwar sehr unbedeutende Flößchen, wie der Tschischkan, die drei Dschargilschaks, die Tamga und der Bars-kaun fallen zwischen Sauka und Tosara in den See; weiter westlich gegen die Kutemaldy zu, auf einer Strecke von etwa 15—16 Meilen, finden sich nur fünf kleine Flüsse. Der dem See zugewandte Abhang des Gebirges ist un- gemein steil, und dieser Umstand mag auch zum Theil das längere Verbleiben des für den Baum- und Pflanzenwuchs so nothwendigen atmosphärischen Niederschlags verhindern; ebenso absorbiren die in diesen Bergen so häufig vorkommenden Erdrisse und Spalten einen Theil des erforderlichen Wassers, und die äußerst trockenen Winde, welche aus dem Thal des Tichu hereinwehen, saugen im Vereine mit den intensiven Sonnenstrahlen, welche die durchsichtigen, dünnen Schichten der Atmosphäre durchdringen, den Boden völlig aus.

Die Kette des Temurtu Tagh wird im Süden durch das Thal des Naryn begrenzt, welches mit der südlichen Uferlinie des Issi-kul so ziemlich parallel läuft. Zwischen den Flüssen Kotschar und Sauka führen auf einer Strecke von  $31\frac{1}{2}$  Meilen Länge sechs Uebergänge über den Temurtu Tagh in das Bassin des Naryn. Der beste dieser Pässe ist der Barskaun-assu an dem östlichen, und der Kyzart an dem westlichen Ende; der Saukapas wurde, wie wir sehen werden, von Semenow und Walichanow überschritten und ist von diesen Reisenden eingehend geschildert worden. Die dort wohnenden Kara-Kirgisen benutzen den letztgenannten Paß nicht gern und ziehen jenen an dem oberen Theile des Dschuwanaryk vor, welcher nach Kurtka führt; die beiden Pässe an dem oberen Gebiete der Flüsse Tosara und Alsu sind sehr beschwerlich. Von dem Himmelsgebirge wenden sich einige kleine Flüsse dem oberen Laufe des Syr-Darja oder Naryn zu.

Semenow ist der erste Europäer, dem es 1857 vergönnt war, seinen Fuß auf die Binnen des Temurtu Tagh zu setzen und in das obere Narynthal vorzudringen. Wir haben ihn schon bei seinen zwei Reisen 1856 im Alatau begleitet, bei welchen er einmal an das Santasch- und Karakapplateau im Osten

des Tssi-ful gelangte. Von hier aus versuchte er es auch 1857, in die Schluchten des Tian Schan hinaanzusteigen. Der Santasch, eine Hochfläche am Fuße der Vorstufen des Tian Schan, ward von Semenow am 18. Juni 1857 erreicht und hat einen morastigen Boden; dicht an den Vorstufen des Tian Schan befindet sich ein kleiner See mit hellblauen Gewässern, in welchen zahllose Herden von scheuen Enten und Kranichen hausen. Am westlichen Ufer des Sees erhebt sich ein von Menschenhänden aufgethürmter Steinhaufen, von welchem diese Gegend auch ihren Namen Santasch, d. i. „Zählungssteine“, erhalten hat, da sich an Denselben eine auf Timur bezügliche Legende anknüpft. Bis hieher ging es ziemlich leicht, allein von da aus war Semenow's Reise infolge eines blutigen Zwistes zwischen zwei mächtigen Burätenstämmen sehr beschwerlich. Er ging zuerst nach Westen, dem Fuße des Temurtu Tagh folgend, längs des Dschirgatanthales und des Terскеi und wandte sich dann direkt nach Süden. Den ersten Blick in die Alpenthäler der centralasiatischen Schweiz bekam Semenow an einem Flusse, dem Dschity-Ugus, der sich am Südrande des Tssi-ful in diesen See stürzt. Als er und seine Begleiter, worunter sich auch ein Künstler, Hr. Koscharow, befand, am Südrande des Sees entlang weiter zogen, hob sich der Pfad auf die Vorberge und gewährte einen weiteren Umblick. Um sich der Hauptkette des Tian Schan zu nähern, zog die Karawane nunmehr das Thal des Zauker, des nächsten in den Tssi-ful mündenden Fließchens, hinauf. Die Landschaft wurde immer malerischer und majestätischer. „Das Querthal erhebt sich schnell und in direkter Richtung zum Himmelsgebirge, eine prachtvolle *echappé de vue* auf die Schneekuppen bildend, die an seiner Spitze stehen. In den Strahlen der Sonne glänzt der krümmungsreiche Fluß in seinem steilen Fall; schattige Tannenwälder steigen von beiden Seiten in das Thal herab und versperrten es von Zeit zu Zeit mit ihren dunkelgrünen Barrikaden. Ueber der Zone des Nadelholzes ragen gleich Zinnen und Thürmen die kühnen Kämme der Syenitfelsen. An zwei Stellen stürzen sich zwischen ihnen Kaskaden herab, die wie der Staubbach sich in einen Wasserstaub verwandeln.“ Das Thal hebt sich bis zu dem unter den Asiaten berühmten Zaukapaß, der in das warme Ditturkestan hinüberführt. Hören wir, wie diese Schwelle zu einer neuen, von Europäern noch nicht betretenen Welt überschritten wurde. „Nach einem mühevollen Marsch von 5 Wersten ( $\frac{5}{7}$  Meile) fanden wir uns plötzlich am Ufer eines reizenden, smaragdgrünen Alpensees, ringsum von den steilen Abhängen nackter Felsen eingefast, über welchen in einer fast vertikalen Höhe von 300 Metern oder mehr die zackigen Gipfel der feigeren Schichten von grünem Thonschiefer emporragten, hie und da von Gießbächen durchbrochen, die in silberhellen Kaskaden herabfielen und sich in feinen Staub auflösten. Hinter uns ließen wir die vordere Krystallkette des Tian Schan mit ihrem nur sporadisch hingeworfenen ewigen Schnee. Jenseits des Sees begann der Pfad in Absätzen zu den furchtbaren Felsenblöcken aufzusteigen, die in chaotischer Unordnung übereinander lagen und eine kolossale Barrikade quer durch das Thal bildeten. Die Vegetation ist hier schon eine vollständig alpine, das Gesträuch erreicht in einer Höhe von 2740 Metern seine Grenze. Man sieht hier namentlich den dunkelgrünen Wachholder (*Juniperus sabina*) und Tüekujrüf



(*Caragana jubata* off.), der zwischen den Felsen überall seine massiven, stehenden Zweige hervorstreckt, in welchen graziose weiße und blaßrothe Schmetterlingsblüten sich mit dichtem, ins Grau spielendem Grün und langen, starken Nadeln vermischen. Nachdem wir die Felsenbarriere überschritten, kamen wir zu einem zweiten Alpensee, der weit höher lag als der erste. Bei diesem See verschwindet der Kaschkasfu, der ein unübersteigliches Hinderniß in der riesenhaften Felsenmauer findet, auf 2 Werste in den Zwischenräumen und Spalten derselben, und kommt, unter der Erde und den Steinen sich durchwindend, erst beim unteren See wieder zum Vorschein. Die Farbe des oberen Sees ist weniger rein; er erscheint etwas trübe, ist aber dagegen von einer noch malerischeren und ergreifenderen Scenerie umgeben. Von allen Seiten erheben sich die felsigen Abhänge gigantischer Berge; nur im Südwesten, wo die steile Wand aus zum Theil überhängenden, zum Theil eingestürzten und regellos übereinander geworfenen Granitklippen besteht, ist hoch oben, fast über dem Haupte des Reisenden, ein Einschnitt sichtbar, gegen den auch unser enger Pfad seine Richtung nahm, indem er sich im Zickzack zwischen den Granitblöcken hinwand. Einer von den Kolossen des Tian Schan, der sich von Süden her dem Pfade nähert, bricht in einem steilen Walle ab, der die Vorübergehenden mit seinen Schneelawinen zu verschütten droht, und der ihn krönende ewige Schnee ist in dem natürlichen Profile so deutlich bloßgelegt, daß man die Jahreschichten wie die konzentrischen Ringe in einem gefällten Baume zählen könnte, wären sie nicht gar zu zahlreich. Zu den Schrecken des Weges gesellte sich noch der Anblick einer Menge Kadaver von allen möglichen Hausthieren, Kameelen, Pferden, Ochsen, Hammeln, Ziegen, Hunden u. dgl., die längs dem Pfad zerstreut lagen. Diese Leichen waren zu Tausenden von dem unteren Kaschkasusee bis zum Gipfel des Saukapasses hingestreckt, in den verschiedenartigsten Stellungen, die bald einen plötzlichen, bald einen langsamen Tod verriethen. Ein so furchtbares Bild des Todes stand im Einklang mit dem erhabenen, aber schauerlichen Charakter der Landschaft und der eisigen Atmosphäre, die uns umgab.“

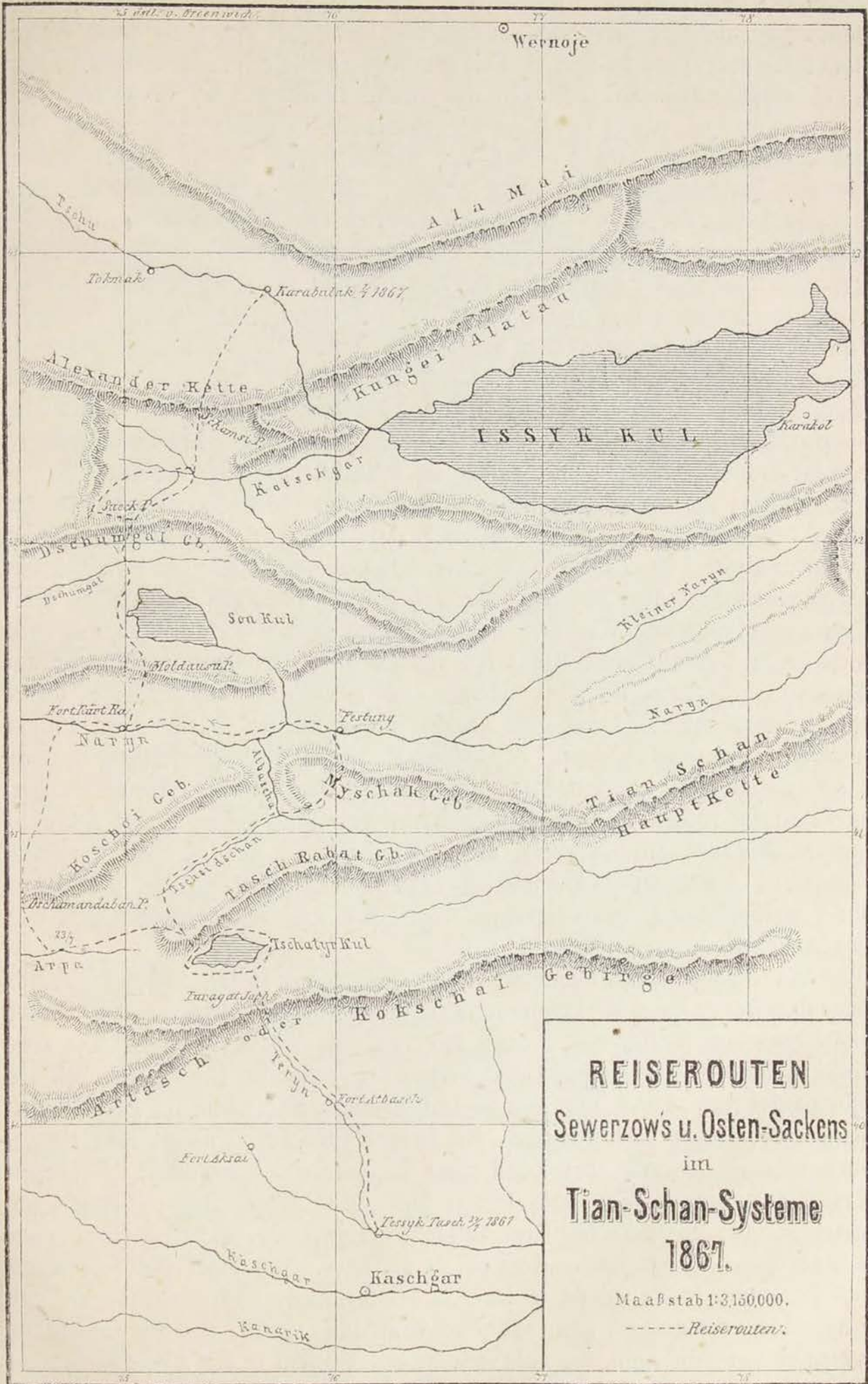
Der Reisende befand sich unter  $41^{\circ} 45'$  n. Br. zwischen Kaschmir und Semipalatinsk, zwischen Delhi und Omsk, ziemlich im Mittelpunkt Asiens. Endlich glaubte er Etwas von dem Lande hinter den mittelasiatischen Alpen, von Ostturkestan oder Kaschgar zu sehen, als er den Gipfel des Bergpasses erreicht hatte. „Nach allen Seiten dehnte sich eine große Ebene aus, die ein weites Längenthal zwischen der vorderen Kette des Tian Schan und seinem Hauptzug bildet. Born bemerkte man zwei Seen, mit Eis bedeckt, das kaum an seinen Rändern geschmolzen war. Aus dem einen See floß ein Bach langsam und ruhig in den andern und setzte, aus demselben hervortretend, seinen Lauf eben so ruhig bis zum Rand des Thales fort, wo er sich mit einem Sprung in die Schluchten stürzte und in Kaskaden zum oberen Kaschkasusee hinabfiel. Jenseit dieser beiden Seen und einiger kleinen Hügel der Hochebene lag ein dritter, in der Mitte gleichfalls von einer Eisrinde bedeckt. Hinter ihm stieg eine Kette von Schneebergen auf, die aber nur sanfte Hügel schienen, so gering war ihre Erhebung im Verhältniß zu dem Plateau, auf dem wir uns befanden. Ewiger Schnee zog sich von den Gipfeln bis zur Mitte derselben hinab.

Wir setzten unsern Weg quer durch das Thal eine Strecke von einer Meile bis zu einem dritten, vierten und fünften Eissee fort. Aus dem dritten strömt ein Fluß, der, sich direkt nach Süden wendend, die Hauptkette des Tian Schan in einem ziemlich breiten Thale durchschneidet, welches den Anblick einer Allee zwischen den Schneehügeln darbietet. Nach der Versicherung meiner Führer, die mir in der Folge von den Kaschgariern bestätigt wurde, ist dieser Fluß eine von den zahlreichen Quellen des Karyn.

Semenow konnte ohne weitere Gefährdung seines Gefolges die Reise nach Süden nicht weiter fortsetzen, sondern mußte den Rückweg antreten; sonst würde er gewahr worden sein, daß er von dem Gipfel des Saukapasses seinen Blick nicht in die warme Hochebene Ostturkestans gesenkt habe. Vor ihm lag das Thal des oberen Karynflusses ausgebreitet, und er darf sich rühmen, als der erste Europäer den Syr-Darja seinen Quellen so nahe erblickt zu haben, allein den in die Kaschgariische Ebene sich absenkenden Hang des Tian Schan erreichte sein Auge nicht, wie aus der Reise Walichanow's, der wirklich nach Kaschgar gelangte, hervorgeht. Ehe wir uns aber mit diesem Forscher beschäftigen, wollen wir noch kurz der weiteren Unternehmungen Semenow's gedenken.

Die zweite Wanderung des Jahres 1857, die Semenow in die wildeste Mitte des Tian Schan brachte, ging gleichfalls vom Santasch aus, jedoch nach Südosten, die Karfara aufwärts. Semenow überstieg hier den Kok-Dschar-Paß und besuchte die Quellen des Sary-Dschas, eines bedeutenden Zuflusses oder vielmehr Stammflusses des ostturkestanischen Afsu. Diese Quellen liegen inmitten der Gletscher, welche von der Riesengruppe des Tengri-Khan herabkommen. Semenow, der diesen gewaltigen Koloß erstieg, möchte fast bezweifeln, daß die hoch gerühmte Bogdo-Dola-Gruppe im östlichen Tian Schan viel höher sei als der Tengri-Khan. Die Berner Alpen vom Faulhorn, die Montblancgruppe vom Mont Anvert betrachtet, erscheinen viel weniger majestätisch als der Tengri-Khan vom 3230 Meter hohen Kok-Dschar-Passe. „Der östliche oder linke Flügel des Hochgebirges besteht aus der herrlichsten Gruppe, die ich je gesehen habe. Nicht weniger als zwanzig Schneegipfel, alle ziemlich gleich an Höhe, treten in einen dichten Haufen zusammen, von oben bis unten in eine fleckenlose, blendend weiße Schneedecke gehüllt. Aus ihrer Mitte ragt majestätisch, unübertrefflich der wunderbarste Gipfel hervor, und klein im Vergleiche mit ihm erscheinen die erhabenen Kolosse der Gruppe, da er dieselbe noch fast um die Hälfte seiner relativen Höhe überragt und ebenso blendendweiß und fleckenlos erscheint, trotz des steilen Fallens seiner Abhänge. Wenn der ursprüngliche Name dieses Gipfels Tengri-Khan, d. i. der König der Geister, sein sollte, wie es die Kalmüken versicherten, so ist derselbe trefflich und poetisch ausgewählt. In der wunderbar dichten Gruppe dieser blendendweißen Kolosse eine Welt erhabener Geister zu erblicken, ist eine schöne, poetische Vorstellung, und der majestätische Tengri-Khan stellt vortrefflich ihren ehrwürdigen, greisen König dar.“

Scheiterte auch Semenow's dritter Versuch, den Tekes aufwärts mit der Absicht, den Muzartpaß und den Pe Schan zu erreichen, also auch über den östlichen Theil des Tian Schan Licht zu verbreiten, so haben doch seine Expeditionen im Jahre 1857 mehrere Streitfragen ziemlich endgiltig entschieden.



Geogr. Anstalt von Velhagen & Klasing Leipzig

Alexander von Humboldt's und Ritter's Konjekturalgeographie hatte das Vorhandensein von Gletschern von vornherein vermuthet und fand durch Semenow's Wanderungen in dem Gebiete der Riesengletscher am Tengri-Khan ihre vollste Bestätigung. Die Schneelinie ermittelte er in 3352—3505 Meter Höhe, und hier war es, wo er mit Altmeister Humboldt in Widerspruch gerieth, der gegen diese Ziffern Zweifel erhob und dieselben für viel zu hoch erachtete. Spätere Forschungen haben indeß gelehrt, daß der große deutsche Gelehrte Unrecht hatte, wie in vielen anderen Punkten centralasiatischer Geographie. So hatte Humboldt, auf chinesische Quellen vertrauend, in seinem großen Werke über Centralasien die Vorstellung des Tian Schan als eines vulkanischen Gebirges in Umlauf gesetzt und hielt an dieser Meinung mit seltsamer Zähigkeit fest. So weit nun Semenow in den beiden Jahren 1856 und 1857 den Tian Schan in verschiedenen Richtungen durchkreuzte, war er nirgends der leisesten Spur vulkanischer Gebilde begegnet, so daß die Annahme, es möchte in dem noch unerforschten östlichen Theile Feuerberge geben, — man hatte dabei insbesondere den Pe Schan im Auge — bedeutend an Wahrscheinlichkeit einbüßte. Semenow glaubte sich auf Grund seiner Untersuchungen berechtigt, die vulkanische Natur des Tian Schan in Abrede zu stellen; Humboldt bemerkte aber noch 1858 in einem Briefe, daß, wenn auch Semenow den Pe-Schan nicht erreichte und weder eine Kunde über den jetzt ruhenden Vulkan unter den Völkern des Tian Schan verbreitet, noch irgendwo Spuren vulkanischen Gesteines fand, uns dies nicht an der Existenz des Vulkans irre machen dürfe, denn der kolossale Vulkan Sangay (in Südamerika), der thätigste aller Feuerberge unserer Erde, bildet eine Trachytinsel von kaum zwei geographischen Meilen Durchmesser, mitten in Granit- und Gneisschichten. Seitdem diese Worte niedergeschrieben, ist zwar der Pe Schan selbst allerdings noch nicht erstiegen oder genauer erforscht worden, allein andere Reisende als Semenow haben den Tian Schan in der mannichfachsten Richtung durchwandert, unsere Kunde von diesem Gebirge unendlich erweitert und Semenow's Beobachtungen in allen Punkten bestätigt. Der Wahn eines vulkanischen Himmelsgebirges dürfte wol aus den geographischen Anschauungen für immer verschwecht sein.

War Semenow nicht über das Narynthal gelangt, so sollte schon im nächstfolgenden Jahre durch Walichanow und seither wiederholt durch mehrere Andere das Berggebiet südlich vom Naryn bis Kaschgar erforscht werden. Die erste russische Rekognoszirungsfahrt nach diesem vielberühmten Punkte Innerasien's fällt in das Jahr 1858, und war dem obengenannten talentvollen Herrn Walichanow übertragen. Walichanow, ein junger russischer Offizier, war ein geborner Kirgis-Kaizake, der Sohn eines Sultans und Nachkomme des großen Temudschin, genannt Dschingis-Khan; mehr denn irgend Jemand erwies sich dieser begabte Reisende für seine Aufgabe geeignet, und ist dessen frühzeitiger Tod im Interesse der Wissenschaft tief zu beklagen. Als angeblicher Kaufmann aus Ferghana schloß er sich einer Handelskarawane nach Kaschgar an und brachte die werthvollsten geographischen Aufschlüsse zurück. So wie Semenow, erstieg er den Saukapaf, der vom Gestade des Issi-Kul in das obere Narynthal hinüberleitet, und überschritt den Rücken des Tian Schan in seiner ganzen Breite.

Dieser Rücken, Syrt in der Sprache seiner kirgisischen Führer genannt, ist ein breites, ausgedehntes Hochland, dessen Ebene sich in einer sehr beträchtlichen absoluten Höhe ausbreitet, und aus dem einzelne Spizen und Ketten in noch höhere Regionen des Luftmeeres emporsteigen. Vom Südufer des Issi-Kul bis zur Höhe des Terektj-Dawan, des Passes, von welchem der südliche Abfall des Hochrückens zur Ebene von Ostturkestan beginnt, gebrauchte die Karawane 11 Tagemärsche und legte etwa 25 Meilen zurück. Diese gewaltige Ausdehnung, etwa zu vergleichen der Strecke von Berlin nach Dresden, ist demnach eine zusammenhängende große Bodenerhebung, welche durch die aufgesetzten Zwischenmauern verschiedener Längen- und Querjoche in mehrere kleine Hochplateaux getheilt ist. Die bedeutendsten Hochthäler dieser Art sind nach Länge und Breite das des oft genannten Naryn, der nach Westen, und jenes des südlicher liegenden Affai, der nach Osten fließt. Das obere Narynthal führt verschiedene Bezeichnungen; im Meridian vom Son-Kul-See haben wir durch Osten-Sacken und Poltarakty den Namen Dschungal kennen gelernt; Walichanow, der gewiß 35—40 Meilen weiter östlich in dasselbe vom Saukapasse hinabstieg, bereichert uns mit der Benennung Taragai und berichtet, daß seine gesammte Breite in jener Gegend sich auf mehr als drei Meilen stelle. In diese Hochfläche war es wol, wo Semenow ein Jahr zuvor vom Sauka aus geschaut in der Meinung, die ostturkestanischen Gefilde zu erblicken; keiner der Quellflüsse des Naryn kann, wie ihn Kaschgari'sche Leute versicherten, einen Abfluß nach Süden durch das Gebirge haben, und liegt hier augenscheinlich eine Verwechslung mit dem südlicheren Affai vor, der hinwieder kein Quellfluß des Naryn sein kann und von diesem durch ansehnliche Gebirgsgruppen geschieden ist. Das Thal Taragai müssen wir uns als eine hügelige Hochfläche denken, mit niedrigen, abgeplatteten, terrassenformigen Bergen eingefast, welche mit Steppenformen, namentlich Festuca, und einigen alpinen Pflanzen bewachsen und von zahlreichen Herden von Steinböcken, wilden Schafen, auch Wildschweinen bevölkert sind. Auch dem blaßgelben Steppenbär, einer Varietät des Ursus isabellinus, der hier von der Jagd auf Murmelthiere lebt, begegnete unser Reisender. Dieser Bär, aus der Ferne völlig weiß erscheinend, ist nur wenig kleiner als der gewöhnliche braune Meister Bär, dem er im Uebrigen ähnlich ist.

Walichanow's Karawane übernachtete nach Passirung des Taragai oder oberen Naryn, welcher im Meridian des Barskaun als ein schon recht bedeutendes Gewässer erscheint, am Fuße der Gebirgsgruppe von Tschau-Tschurek, und gelangte Tags darauf, am 29. September, nur mit großer Mühe über den Paß Tschachyrgurum, der außerordentlich steil abfällt. Am nächsten Tage führte der Weg über den gefährlichen Abhang Kilin-Taigak und die hügelige Hochebene Kobergenty, die mit Schnee bedeckt war; es entspringen hier mehrere Fließchen, die zum Affai gehen. Die Karawane wandte sich nun in das Thal des Fließchens Kolmak-Utschak, der nach Westen läuft, überstieg am 2. Oktober den nicht unbedeutenden Paß Getschge und mündete am 3. an einer Stelle, welche Tschadyrtasch heißt, in das Thal des nach Osten fließenden Affai, der im unteren Laufe den Namen Kofschal empfängt. Demnach wurde

der Alfai erst am fünften Tage nach dem Ausbruche vom Taragai erreicht, wonach der Tian Schan sich hier mehr als doppelt so weit ausbreitet, wie zwischen Taragai und Issi-Kul. Wir sehen auch, daß es keine Kette mit einer einzigen Kammlinie ist, welche den Taragai vom Alfai scheidet, sondern eine Bodenschwellung, die in ihren Besonderheiten eine Wiederholung des Gesamtbaues des Tian-Schan-Gebirges ist. Von all diesen aufgesetzten, unter einander mehr oder minder parallelen Höhenzügen kommt auch keiner an absoluter Erhebung dem zwischen Issi-Kul und Maryn aufgethürmten Temurtu Tagh gleich, und die östliche noch höhere Gruppe des Tengri-Khan kann man füglich nur als eine Fortsetzung des Letzteren betrachten.

Das Hochthal des Alfai wird von Walichanow als die breiteste und umfangreichste Hochebene im Berglande des Tian Schan bezeichnet. Vier Tage lang durchzog er es in südwestlicher Richtung, immer am Fuße des Gebirges Kok-Kija entlang, welches den Südwall des Alfai-thales bildet, bis endlich der Eingang zum Paß Terektj-Dawan erreicht und dieser in südlicher Richtung überstiegen wurde. Der Terektjfluß, der von dem gleichnamigen Passe herabkommt, ist einer der rechtsseitigen Zuflüsse des Alfai, und der Paß selbst liegt nur wenig östlich von dem Turagatjoch, durch welches, wie wir schon wissen, Baron Osten-Sacken und General Poltarakfi 1867 in die Kaschgarische Ebene niederstiegen. Die Berge im Westen des Turagatjoches kennen wir als Kaschgar-Dawan, östlich davon heißen sie Kok-Kija-Gebirge, eigentlich ist es aber eine und dieselbe Kette, welche den Südwall des Tian Schan gegen Ostturkestan hin bildet. Osten-Sacken hatte sie vom Dschaman-Dawan aus gesehen und von jenem Standpunkte aus nicht weniger als 63 Schneegipfel in dem ihm gegenüberliegenden Theile gezählt; daß der Zug des Kok-Kija nicht minder mächtig, werden wir bei Säwerzow erfahren, der die Höhe dieser Kette auf 5100 Meter schätzt, wonach die höchste Anschwellung des Tian Schan an seinem Südrande zu liegen käme, vom Tengri-Khan immer abgesehen. In dieser jedenfalls riesigen Bastion liegen nun, von Westen nach Osten fortschreitend, der Suukpaß, das Turagatjoch und der von Walichanow benutzte Terektjpaß. Alle drei führen den Südabhang des Tian Schan zur Hochfläche Kaschgariens hinab, von wo Herrn Walichanow beim Eintritte in das nach Süden geöffnete Thal wieder der Sommer entgegenlachte, der Tag warm und klar wurde.

Die Ergebnisse der verdienstvollen Reise des muthigen Walichanow, den wir nunmehr verlassen, um ihn in Kaschgar wiederzufinden, wurde im Großen und Ganzen durch die Erforschungen Säwerzow's bestätigt, welcher sich 1857 die Aufgabe stellte, das geognostische Profil des Tian Schan in der Nähe seiner Gliederung am Tengri-Khan zu untersuchen. Am 26. September verließ er demnach Wiernoje und brach am 10. Oktober unter Bedeckung von Kosaken, aus dem Wachtposten Alfui, südlich vom Issi-Kul, auf. Die Expedition überschritt den Paß Barstann im Temurtu Tagh etwas westlich vom Sauka und fand zwischen dem See und dem Maryn drei Gebirgsrücken, die aber nicht scharf durch Längsthäler geschieden waren. Der erste Gebirgskamm südlich vom Issi-Kul ist der höchste und der Hauptrücken, ohne indessen die Wasserscheide zu

bilden, die sich vielmehr in dem Längsthale zwischen dem ersten und zweiten Gebirgskamm befindet und durch kaum wahrnehmbare Verzweigungen gebildet wird. Auch hier zeigten sich Gletcherspuren. Auf dem Wege zum Naryn wurden oberhalb der Wachholdergrenze Seen sichtbar inmitten von Alpenweiden von Festuca- und Astragalus-Arten. Säwerzow erreichte den Naryn am See Baty-Kitschik; der Fluß durchströmt hier, ganz so wie es Walichanow weiter oben gefunden, ein gewaltiges Plateau. Die Quellen des Naryn waren damals noch unbekannt, Säwerzow erfuhr nur, daß der Naryn am See Baty-Kitschik noch Taragai genannt werde; den Namen Naryn erhält er erst nach der Einmündung des Ulan und Kurmakty, welche ihm von Süden her zufließen. Am 19. Oktober erreichte die Expedition Ulfun-Naryn-Baß am Zusammenflusse des Taragai und Kaptschagai, wo das Narynthal etwa 2740 Meter über dem Meeresspiegel an der oberen Grenze des Tannenwaldes (*Pinus abies*) liegt.

Von Ulfun-Baß an verfolgte die Expedition zwei Tage hindurch den Lauf des Naryn, durchschnitt denselben und stieg dann in dem engen, baumlosen, aber gangbaren Thale des Ulan südwärts in die Höhe. Dieses Thal war besäet mit großen Haufen von Thierschädeln (*Ovis Ammon* und *Capra Sibirica*), und in den Lüften schwebte der riesige *Vultur Indicus*, der in den Flügeln — der Reisende konnte ein Thier erlegen — 2,90 Meter mißt und folglich den amerikanischen Kondor an Größe übertrifft. Wahrscheinlich haben wir in diesem riesigen Segler der Lüfte den fabelhaften Vogel Greif zu erkennen, von dem Marco Polo erzählte. Vom Ulan gelangte Säwerzow über den schneebedeckten Ak-Tscheku hinweg zum Uman, einem Quellbache des uns von Osten-Sacken's Reise her bekannten At-Basch, zu welchem er im Thale des Uman hinabstieg. Zwei Tage zog er am At-Basch, einem Nebenfluß des Naryn von Süden her, thalabwärts, dann ging er einen östlicheren linken Zufluß desselben, den Taß-assu, hinauf zum Pässe des Gebirges Ujurmen-Tscheku, fand den Uebergang ziemlich bequem und sanft abfallend, nur auf den letzten 300 Metern steil ansteigend, und erreichte am 25. Oktober den Aksai da, wo er aus dem Tian Schan hervorbricht und im östlichen Laufe dem ostturkestanischen Becken des Kaschgar-Darja zufließt.

Dieses letzte Stück der Säwerzow'schen Expedition, der Uebergang vom Naryn- in das Aksaitthal, macht uns mit einem neuen Detail der Tian Schan'schen Orographie bekannt. So wie Walichanow fand auch Säwerzow, daß dieser Uebergang sich nicht auf den einer einzigen Kette beschränke, vielmehr mußte er den Ak-Tscheku und den Ujurmen-Tscheku übersteigen. Das erstgenannte dieser Gebirge stellt sich als die Fortsetzung jener vom At-Basch durchbrochenen Kette dar, welche nur wenige Monate früher, am 23. Juli, aber um viele Meilen weiter westlich, Osten-Sacken und Poltarakty im Dschaman-Dawan-Passe überstiegen. Sie führt östlich von diesem bis zum At-Basch den Namen Koschoi- und am rechten Ufer dieses Flusses bis zum Ak-Tscheku die Bezeichnung My-schatgebirge. In diesem Theile überstiegen die beiden letztgenannten Reisenden sie, um auf ihrem Rückwege aus dem At-Baschthale zur Feste am Naryn zu gelangen. Die Höhe dieses Zuges darf ziemlich gleichförmig zu 3800 Metern angenommen werden. Die südlich von At-Basch sich erhebende Ujurmen-Tscheku-

fette, deren Paß Säwerzow auf 3200 Meter schätzen zu dürfen meint, ist die östliche Fortsetzung jenes Gebirges, welches wir als Tschrobat kennen gelernt haben, und dessen gleichnamiger Paß zu dem Alpensee Tschatyr-Kul hinabführt. Von Westen her gesehen erscheint der Tschrobat wie ein Kap, da hier die Kette plötzlich abbricht; im Osten aber verknotet sich dieses Gebirge durch den Ujurmen-Tscheku mit dem Alt-Tscheku zu einem bis jetzt namenlosen, massigen Gebirgsstock, von dem nach Osten hin die Erhebungen zwischen Naryn und Afsai sich abzweigen.

Auf dem Plateau des Afsai wurden zwei Exemplare des seit Marco Polo vielberühmten und fast zur Fabel gewordenen *Ovis Polii* erlegt. Der große Venetianer erzählte nämlich, daß auf der Hochebene von Pamir wilde Schafe

leben, deren Hörner 3, 4 und selbst 6 Palmen Länge hätten. Der englische Reisende Burnes hörte von einem seltsamen Thiere „Kas“, das nur auf den Höhen von Pamir lebe. Lieutenant Wood, der 1838 die Gegenden am oberen Drus bereiste, brachte zuerst Schädel und Gehörn dieses Mufflons nach Europa, nach denen die neue Art bestimmt und *Ovis Polii* genannt wurde; immerhin jedoch blieb es zweifelhaft, ob diese Thiergattung noch existire. Da sah Semenow eine Herde dieser Thiere zuerst an den Gletschern des Sary-Dchas in der



Die Bezoarziege (*Capra aegagrus*).

Nähe des Tengri-Khan und konnte somit das Vorkommen derselben auch in unserer Zeit konstatiren; nunmehr war es Säwerzow, dem die Zoologie schon so manche Aufklärung und Bereicherung verdankt, gegönnt, zwei vollständige Exemplare des seltenen Thieres nach Europa zu bringen. Diese Schafe halten sich herdenweise zusammen, nur alte Böcke leben einsam. Ihre gefährlichsten Feinde sind die Wölfe, namentlich der räuberische rothe Alpenwolf, *Canis alpinus parvus*, der stark im Gebirge verbreitet, aber ein so vorsichtiges Raubthier ist, daß er bisher noch nicht erlegt werden konnte. Auch *Ovis Polii* zu tödten ist nicht leicht, da das Thier Wunden, die sonst tödlich sind, zählebig übersteht. Die nördliche Grenze seiner Ausbreitung bildet der Naryn; wenigstens hat man



nördlich von diesem Flusse noch keinen Schädel dieses Mufflons gefunden. Die Südgrenze ist unbekannt, aber das Vorkommen dieser Spezies im Afsaithale deutet auf einen ununterbrochenen Zusammenhang großer Hochplateaux bis zum Himalaja hin, denn nur auf solchen hält sich das Thier auf.

Mit Vorliebe scheinen die Reisenden im Tian Schan den Herbst zu ihren Exkursionen zu benutzen. Walichanow und Säwerzow bereisten das Gebirge im September und Oktober, und die gleiche Jahreszeit wählte Kapitan Reinthal, der 1868 in politischer Mission an den Hof von Kaschgar entsandt wurde und seine Reise zur Befestigung verschiedener Punkte in unserer Kenntniß vom Tian Schan benutzte. Er war so wie Säwerzow in das Thal des At-Basch gekommen, welches er aber an einer westlicheren, also tieferen Stelle durchschritt, zog dann das Thal des Boguschti, der von links in den At-Basch fällt, aufwärts und überstieg die Bergkette, welche den At-Basch vom Afsai trennt. Im unteren Theile des Boguschthales wachsen Sandweiden, höher hinauf Tannen, die allmählich zu einem förmlichen Dickicht sich zusammendrängen und erst zwei Meilen vor der höchsten Stelle des Ueberganges ein Ende nehmen; am Südabhange tritt der Wald erst viel tiefer auf, angeblich 14 Meilen weit von dem Punkte weg, wo der Baumwuchs auf dem Nordabhang aufhört. Die letzte Strecke des Passes war wegen ihrer Steilheit außerordentlich schwierig, und nahm Kapitan Reinthal die Höhe des Ueberganges zu 3200 bis 3350 Meter an. Das Afsaithal durchschnitt er gleichfalls an einer westlicheren, in diesem Falle also höheren Stelle als Säwerzow und fand hier die Mündung des Derektysflüsschens in einer absoluten Höhe von etwa 3000 Metern. So wie Walichanow zog dann Reinthal durch den Derektypaß, um hinab nach Kaschgar zu gelangen, wozu er vom Passe an noch drei Tage brauchte. Leider gestattet der Mangel an genaueren Landkarten es nicht, zu bestimmen ob, wie es allerdings wahrscheinlich ist, Reinthal auf dieser Strecke die nämlichen Pfade benutzte, welche zehn Jahre früher Walichanow gewandert war.

Schon im Jahre 1869 ward ein russischer Generalstabsoffizier, der Baron von Kaulbars, mit topographischen Aufnahmen beauftragt, welche die verschiedenen Ketten des Tian-Schan-Systems von der Grenze des Khanates Chokand und dem Thale des Afsai im Südwesten bis zum Tengri Khan und Muzartpaß im Nordosten umfaßten und unter Anderem endlich die bis dahin ungekannte Quelle des Naryn nachgewiesen haben. Der Naryn entspringt einem ungeheuren Gletscher des Afs-Schiriaf-Gebirges, welchen Namen in dem vielgetheilten und benannten Tian Schan ein Gebirgsstock im Süden des Issi-Kul führt.

Die Afs-Schiriaf-Gruppe ist ungefähr im Meridian der Ostspitze dieses Sees zu suchen, gehört aber dem centralen Theile des Gebirges an und wird von dem See noch durch eine gewaltige Bergkette geschieden, von deren Südseite dem Naryn die ersten Zuflüsse rechter Hand zulaufen. Der Gletscher ist zu Ehren des Topographen, der ihn kartographisch aufgenommen hat, Petrowgletscher genannt worden. Neben den kartographischen Arbeiten stellte Baron Kaulbars an dreißig Punkten barometrische Höhenbestimmungen an, die mit denen von Biunakowski und Reinthal in der Regel gut übereinstimmen. Ueber den ferneren Verlauf seiner Arbeiten wissen wir nur, daß er

im Herbst 1870 den später zu besprechenden Muzartpaß besuchte; als aber Anfangs April 1872 die russische Regierung neuerdings eine diplomatische Mission nach Kaschgar entsandte, wußte sie keinen Besseren an deren Spitze zu stellen als eben Baron von Kaulbars. Mit dieser Gesandtschaft vereinigte sich K. Scharnhorst, um als Geodät astronomische Ortsbestimmungen vorzunehmen, welche den topographischen Aufnahmen als Stützpunkte dienen sollten. Diese Ortsbestimmungen wurden in Tokmak am Tschu begonnen. Von hier ab gelangte die Gesandtschaft durch die bekannte Schlucht von Buam nach dem westlichen Ende des Issi-Kul-Sees ( $42^{\circ} 26' 22''$  n. Br.,  $76^{\circ} 13,3'$  ö. L. v. Gr.) und dann aufwärts im Thale des Koschar durch die wilde Dschuwan-Arnyk-Schlucht nach dem Dolonpasse, über welchen sie das Thal des Ottukaflusses erreichte, der sich unterhalb der Festung Narynsk ( $41^{\circ} 25' 48''$  n. Br.,  $76^{\circ} 2,2'$  ö. L. v. Gr.) mit dem Naryn vereinigt. Hierauf überschritt die Gesandtschaft die Naryntau-Berge vermittelst des Passes Tchar-Naryntma und gelangte in das Thal des uns wohlbekannten Alt-Basch. Am 20. Mai kam sie durch den Paß Taschrobat zum See Tschatyr-Kul, der noch vollständig mit Eis bedeckt war; dann führte sie der Turagatpaß nach der Schlucht des Flusses Toyn oder Tojuna, welcher zum Lop-Moor-Systeme gehört. Am 27. Mai erreichte man Kaschgar, um daselbst einen ganzen Monat zu verweilen.

Wie man sieht, war Baron Kaulbars beflissen, seine Gesandtschaft innerhalb des Tian Schan auf neuen, noch unbetretenen Pfaden zu führen und auf solche Weise die Kunde dieses merkwürdigen Gebirges zu erweitern. So viel ich bisher über Forschungstouren im Tian Schan zu berichten gehabt, sind dieselben ausschließlich nur von Russen ausgegangen, und ihnen allein verdanken wir die Erschließung dieser ebenso großartigen als erdkundlich interessanten Gebirgswelt. Noch sind es keine zwanzig Jahre her, daß Semenow 1856 zum ersten Male den Fuß in die Wildnisse und auf die Gipfel des Tian Schan gesetzt, und Dank dem rastlosen Eifer der russischen Gelehrten sind wir heute im Stande, ein schon merkwürdig genaues Bild jenes so mannichfach verzweigten Gebirgssystemes zu entwerfen. Diese Leistung ist das alleinige Verdienst der Russen, denn kein Angehöriger einer fremden Nation hat sie in ihren Forschungen unterstützt; sie haben für den Tian Schan und in nicht weniger gründlicher Weise gethan, was die Briten für den Himalaja geleistet. Die westlichen Gebiete des Tian Schan sind entschleiert und zweifelsohne wird die Annexion von Kuldscha die genauere Durchforschung des einstweilen noch minder beachteten Ostens zur nächsten Folge haben. Das Wenige, was hier bisher geschehen konnte, wollen wir sogleich ins Auge fassen.

Der Muzart. Die Fortsetzung des Tian Schan östlich von der Gruppe des Tengri-Khan bildet im Allgemeinen einen sehr bedeutenden Höhenzug, dessen Ausdehnung und Verästelung nach Osten hin noch wenig bekannt ist. Dem allgemeinen Charakter des Tian Schan getreu, sind der Hauptkette im Norden jedoch wieder parallele Bergreihen vorgelagert, welche als Nan Schan im Süden der Stadt Kuldscha streichen und, wenn auch in weiter Ferne, die südliche Umrahmung des oberen Alithales bilden. Wir haben schon gesehen, daß man diesen Zug des Nan Schan füglich als eine östliche Verlängerung des

transilischen Alatau gelten lassen kann. Von der Hauptkette des Tian Schan, der hier zum Tengri Khan sich zusammenballt, wird der Nan Schan durch das tiefe Längsthal des Tekes geschieden, welcher weit oberhalb Kuldscha in den Ili sich ergießt und einer seiner wichtigsten Zuflüsse ist. Der nördliche Theil der Tengri Khan-Gruppe, zu der man also von der dsungarischen Seite her am bequemsten durch das Thal des Tekes gelangt, führt auch den Namen Muzart, mit dem man übrigens vorzugsweise einen wichtigen Paßübergang bezeichnet, welcher in diesem östlichen Theile des Tian Schan aus der Dsungarei nach Ostturkestan hinüberleitet. Begreiflicherweise wandte sich demnach das Augenmerk der russischen Forscher frühzeitig jener in handelspolitischer und militärischer Hinsicht gleich wichtigen Stelle des Gebirges zu und schon 1868 unternahm W. A. Poltarakky eine Rekognoszirung des Muzart. Im Herbst 1870 befand sich, wie schon erwähnt, Baron Kaulbars auf der Höhe desselben, und wir verdanken ihm eine Karte des Muzart mit erläuterndem Text. Der neueste Besucher ist aber der Generalstabskapitän Schepelew. Er hat 1871 den Paß überschritten und ist längs des Baches Muzart-nyu-su bis zum Kaschgar'schen Wachtposten Masar vorgedrungen. Es fand dabei eine topographische Aufnahme und die Bestimmung der Höhe des Tengri-Khan statt.

Der Erforschung des Muzart, den man bisher nur aus chinesischen Quellen kannte, ging naturgemäß die endgiltige Bestimmung des Tekeslaufes voran. Dieser bedeutende Bergstrom entquillt dem südwestlichen Theile der Tengri-Khan-Gruppe und hält in seinem ganzen Oberlaufe die Richtung von Ost nach Westen ein bis zu dem vorgeschobenen Posten Karok. Hier, etwa  $6\frac{1}{2}$  Meilen von seiner Quelle, wendet er sich gegen Norden, durchfließt den Distrikt Utsch-Kapfak und stürzt sich am Fuße des etwa 3250 Meter hohen Berges Tasch-Tepe in einen felsigen Engpaß, aus welchem er dann in ein breites Thal tritt. Die Gebirge, welche sich auf seinem rechten Ufer erheben, tragen hier verschiedene Namen, meistens nach jenen der Gewässer gebildet, die ihnen entströmen. So giebt es einen Kapfaktau, einen Karynkultau, einen Karakultau u. s. f. Diese Theile des Tian Schan, besonders zwischen den Bächen Karynkul und Urten-Muzart, sind überaus walddreich und liefern herrliche Bauhölzer, was von den neuen Besitzern des Landes keineswegs unterschätzt wird. Wir befinden uns hier an den nördlichen Gehängen des Tengri-Khan, von dem der Gebirgszug in einer einzigen Kette sich dem Augenmaße nach etwa  $8\frac{1}{2}$  bis  $9\frac{1}{2}$  Meilen weit gegen Osten hin erstreckt (Ocean Highways, Juni 1873).

Durch das Thal des Tekes zieht nun der interessante Weg über den vor Kurzem den Europäern noch völlig unbekanntem Muzart. Nachrichten über diese Route sammelte indeß schon der russische Staatsrath v. Zacharow, zur Zeit als er noch Generalkonsul in Kuldscha war; seither ist, wie erwähnt, der Paß von Schepelew thatsächlich überschritten worden.

Die erste Hälfte des Weges geht, wenn man nämlich von Norden aufbricht, über die Vorberge des Tian Schan durch eine Menge tobender Gebirgsströme, während die zweite Hälfte durch hohe Pässe hinzieht und gleichfalls eine nicht unbedeutende Anzahl von Gebirgsbächen hat. Eigentliche, allerdings sehr große Beschwerden sind nur auf dem eisigen Rücken des Muzart in dem

mühsam übersteigbaren Gletscher zu suchen. Es zieht sich nämlich im Norden des Muzart ein zweiter Bergrücken von Westen nach Osten, den der Bach Küttsche-Charchai, aus den Gletschern des Muzart entspringend, so zu sagen in zwei Theile schneidet, einen ziemlich breiten Paß bildend, den er bis zu seiner Vereinigung mit dem Tekes durchfließt. Auf dieser ziemlich wegsamen Straße gelangt man auf wiesenartiger Ebene zum Posten Schatu Aman am Eingange des Passes. Von der Station Küttsche-Charchai steigt der Weg immer steil aufwärts und hebt sich auf einer Strecke von  $1\frac{1}{5}$  Meile (20 chinesische Li) bis zum Rücken des Muzart. Hier ist selbst noch Mitte Juni tiefer Schnee anzutreffen und der Weg besteht aus einem schmalen, krummen Pfade über Steingeröll und Eisstücke. Nach einer Strecke von 2 Meilen gelangt man endlich zum eigentlichen Gipfel des Muzart, aus ewig mit Schnee vermengten Eisblöcken gebildet, und wo man beinahe eine ganze russische Werst auf schmalen, höchstens ellenbreiten, ins Eis gehauenen Stufen hinaufklimmen muß. Zahl und Höhe dieser Stufen wechseln von Jahr zu Jahr. Während des Tages sind sie durch die Strahlen der Sonne von Wasser bedeckt, und es bedarf bei jeder Passage einer Ausbesserung, zu welchem Behufe denn auch die chinesische Regierung seiner Zeit etwa 120 turkestanische Familien in der Nähe dieser Gebirgsstraße angesiedelt hat, von welchen täglich ungefähr zwanzig Menschen hinausziehen und den Weg ausbessern mußten. Auf dem eigentlichen Gipfel trifft man einen kleinen See, an dessen Ufer der schmale Pfad entlang hinzieht, so daß kaum ein einzelner Reiter Platz hat; fußbreite Spangen im Eise machen dazu den Tritt des Pferdes unsicher und das einem dumpfen Donner gleichende Getöse des plätzenden Eises erschreckt die Thiere dergestalt, daß es bedenklich ist, im Sattel zu bleiben, wegen der Gefahr, durch einen Sturz in klaffende Eisschlünde zu gerathen. In der That dienen große Haufen von Thiergerippen am Wege als Warnungsrufe vor den jähen Abgründen wie auch bisweilen als Brücken über manche Spalten des Eises. Natürlich kann der Uebergang über diesen gefährlichen Paß nur bei hellem Tage bewerkstelligt werden. Wird der Reisende hier vom Sturme oder von trübem Wetter überfallen, so ist es leicht um ihn geschehen. Die Kälte durchdringt hier Mark und Bein, und klimatische Widerwärtigkeiten sind nicht nur im Winter, sondern auch im Sommer anzutreffen. Als Zufluchtsort vor derartigen Stürmen oder Nebeln ist auf der Anhöhe des Passes eine Moschee errichtet worden.

Nachdem man durch die riesigen Eismassen des Gipfels gedrungen, gelangt man zum südlichen Abhang des Bergrückens, wo die Straße gleichfalls eine gute Strecke auf einem mit Steingeröll und Eis besäeten Wege hinzieht. Von der Station Tamga-Tasch bis nach Aksu ist der Weg ganz bis zum Saume des Passes von solch bedeutenden Schwierigkeiten erfüllt. Der Uebergang über den Muzart ist also nur mit Pferden, nicht mit Kameelen und Stieren möglich; als die Chinesen noch Herren des Landes waren, hatten sie zur Erhaltung der Postverbindung an einzelnen Stellen der Straße Pferde aufgestellt, später jedoch wurde die Straße über den Naryn nach Kaschgar vorgezogen; immerhin aber ist es möglich, daß die Russen mit Hülfe der europäischen Technik den ob seiner Kürze wichtigen Paß bezwingen.



## VI. Ostturkestan.

Das Land Ostturkestan. Flußsystem des Tarim. Kaschgar. Walichanow. Ush Turfan. Afgh. Rutsche. Schayar. Turfan. Kamul. Yarkand. Chotan. Johnson. Bevölkerung. Einflüsse iranischer Kultur. Die Turkvölker. Kara-Kirgisen oder Buruten. Die Tadschiks. Tatarisirte Arier. Kleidung. Dessenliches Leben. Geschichtlicher Ueberblick. Yuc-tschi, Ujun und Ye-ta. Buddhismus. Kommerzielle Bedeutung. Mohammed Yakub Khan. Hayward. Shaw. Neueste politische Stellung des Atalik Ghazi zu Rußland und England.

Das Land Ostturkestan. Steigen wir hernieder von den südlichen Gehängen des mächtigen Himmelsgebirges, so betreten wir eine gewaltige Hochebene — Ostturkestan. Auf drei Seiten von den gewaltigsten Hochgebirgsmassen umwallt, auf der vierten durch die Wüste Gobi von der Außenwelt geschieden, liegt im Herzen Asien's dieses Gebiet, welches, schwer zugänglich, nur von wenigen Europäern in langen Zwischenräumen betreten wurde, aber weit entfernt, in seiner Abgeschlossenheit einen idyllischen Frieden zu genießen, von jeher ein günstiger Boden für Revolutionen war und auf eine lange blutige Reihe von staatlichen Umwälzungen und Völkerwanderungen zurückblickt. Vor etwas mehr als hundert Jahren dem chinesischen Szepter unterworfen, hat es seit 1864 seine Selbständigkeit wieder gewonnen, und eines Bauern Sohn, der sich die Krone erkämpfte, lenkt jetzt die Geschichte des Landes. Diese Ereignisse haben den Fremden das zuvor verschlossene Ostturkestan geöffnet; russische Kaufleute kommen von Norden her nach Kaschgar, und von Süden schickt Britisch-Indien seine Pioniere dahin, um das neue Gebiet seinem Handel zugänglich zu machen. So sind uns die politischen Vorgänge wenigstens in ihren Umrissen bekannt geworden, und nebenbei hat die Kenntniß des Landes und seiner Zugänge einen wesentlichen Zuwachs erhalten. Was wir nun dermalen

über das Land und seine Bewohner wissen, sei hier nachfolgend zusammengestellt, ehe wir uns der Schilderung seiner politischen Schicksale zuwenden; dabei habe ich nur das Innere Ostturkestans, das Flachland, im Auge, die Beschreibung des majestätischen Gebirgsrandes rings umher besonderen Abschnitten vorbehaltend.

Ostturkestan, von welchem wir im Laufe der Zeiten unter dem Namen Turfan, Kleine Bucharei, Hohe Tatarei, Tian Schan Nan Lu gehört haben, liegt im Centrum des asiatischen Hochlandes, dennoch glaubte sich A. von Humboldt durch die dort heimischen Pflanzen zu dem Schlusse berechtigt, daß die ostturkestanische Ebene nicht über 390 Meter absolute Höhe habe, und nennt sie das Becken des Tarym nach dem großen Flusse Tarymgor oder Ergol, zu dessen Gebiet diese ganze Region gehört. Unsere heutigen Kenntnisse beziehen sich nun freilich nur zunächst auf den westlichen Theil der von Gebirgen umrahmten Fläche, für diesen aber stellt sich eine weit größere absolute Erhebung heraus; es liegen die bisher besuchten Städte dieses westlichen Landstrichs Kaschgar, Sanghissar, Yarkand, Karghalik und Chotan oder Ittschi in 1382, 1430, 1336, 1560 und 1320 Meter absoluter Erhebung. Im Uebrigen stellt Ostturkestan ein Gebirgsthal vor, das den Charakter einer, dem Laufe des Tarym folgenden, etwas nach Osten geneigten Ebene hat. Das Innere des Landes, jene große nach Osten abgedachte Ebene, ist eine Sandwüste, die, in der Gestalt eines schmalen Hügelzuges beginnend, sich nach Osten allmählich erweitert und die von aller Vegetation entblößte, mit Quellen bitter-salzigen Wassers versehene Wüste Gobi bildet, in welcher der Sand sich in solchen Massen aufthürmt, daß die Eingebornen sie Gag, Berge, nennen. Wenn man den einheimischen Schriftstellern glauben darf, so ist dies echt afrikanischer Flugsand, der mitunter ganze Städte verschüttet. Der Landstrich, der am Fuße des Gebirges liegt, hat einen hart gebrannten Lehm- oder Thonboden, mit Sand oder kleinem Geröll bedeckt und stellenweise mit Salz geschwängert. Die zahlreichen Flüsse, welche aus den benachbarten Bergen hervorströmen, erleichtern die künstliche Bewässerung des Landes, welche ohne dieselbe bei der außerordentlichen Trockenheit der Luft nur eine karge und ärmliche Vegetation erzeugt, zwischen der die durch Wasser befruchteten Striche sich gleich blühenden Inseln erheben. Dergleichen kultivirte und bevölkerte Oasen ziehen sich ringartig den Fuß des Tian Schan, Kyzyl-Yart und Kuen-luen entlang, während das Innere der Wüste durch den Tarym und seine Zuflüsse belebt wird. Diese merkwürdige Hochebene dehnt sich nun in der Breite von 70—80, ja im Osten sogar von 100 geographischen Meilen aus, denn Ostturkestan gleicht einer mächtigen, nach Osten geöffneten Bai. Die Länge der Ebene ist noch bedeutender, sie ist von Kaschgar bis Kamul das Dreifache und selbst wenn man sie nur bis zum Lop-Moor rechnet, so beträgt die Ausdehnung noch immer 150 Meilen; der ganze Raum füllt also etwa 12,000 Quadratmeilen, was beiläufig etwa dem Flächeninhalt des Kaiserthums Oesterreich entspricht. Es hat aber seinen guten Grund, die Grenzen dieser Ebene mit dem Lopsee zu setzen, denn er bildet den großen Wasserbehälter, in welchem das einzige Stromsystem der ganzen Ebene endet; wohin der Einfluß des Tarym und seiner Nebenflüsse sich nicht erstreckt, dort ist,

wie wir gehört haben, Wüste. Zwar soll nach chinesischen Berichten, wie Prof. Friedrich Spiegel erzählt, früher auch die Gegend im Süden vom Lop-Moor fruchtbar und bewohnt gewesen sein, er meint aber selbst, daß diese Nachricht vorläufig noch zu bezweifeln sei.

Um nun den Strom kennen zu lernen, welcher die Lebensader des ganzen Landes bildet, müssen wir bis zu seiner Quelle hinaufsteigen. Diese liegt angeblich in dem sogenannten Drachensee oder Kara-Kul der Kyzyl-Partgebirge, im Westen; aus ihm soll unter dem Namen Yaman-Yar ein Fluß hervortreten, der als die eigentliche Quelle des Hauptstromes gilt. — Die von dem Reisenden Hayward mitgebrachten Erkundigungen stellen dies jedoch in Abrede. Ihm zufolge hat keiner der Seen im Kyzyl-Part, auch der Kara-Kul nicht, einen Abfluß gegen Osten. Die Kirgisen behaupten, der Fluß entspringe in einem kleinen See in dem Winkel, wo der Tian Schan mit der Pamirkette zusammentrifft. Er nimmt seine Richtung nach Osten und durchzieht ein Hochthal, das zwischen zwei parallelen Ketten von Schneebergen liegt, und empfängt südöstlich von Kaschgar seinen vom Norden kommenden Hauptarm. Dieser Nebenfluß entspringt in den Usferahgebirgen und führt von seiner Quelle an den Namen Kofsu, später aber, weil er an der Stadt Kaschgar vorbeizieht, erhält er den Namen des Kaschgarstromes (Kaschgar-Darja). Mit dem Yaman-yar vereinigt sich ferner, vom Südosten kommend, der Strom von Yarkand (Yarkand-Darja), so daß man diese drei Ströme als Quellarme des Hauptstromes betrachten muß. An derselben Stelle tritt auch von Norden der Fluß von Aksu — es ist dies der Aksai, dessen Hochthal im Tian Schan wir schon kennen gelernt haben — und von Süden der Fluß von Khotan heran, so daß ein großes Sumpfland gebildet wird, auf dessen Nordseite die Karawanenstation Karakul gelegen ist, sonst kein Ort von Bedeutung. Erst nach der Vereinigung aller dieser fünf Flüsse erhält der Strom den Gesamtnamen Tarim. Sein ganzer Lauf beträgt in direktem Abstände von seiner Quelle etwa 250 geographische Meilen, und er vergleicht sich hinsichtlich seiner Länge nach Einigen mit der Elbe, nach Anderen etwa mit der Donau, kommt aber diesen Strömen weder hinsichtlich seiner Krümmungen noch seiner Wassermasse gleich. Nach der Vereinigung der fünf Flüsse zu einem einzigen fließt der Tarim in einförmigem Laufe seiner Mündung zu, ohne daß seine Wassermenge mehr eine sonderliche Bereicherung erhalte; ja dieselbe schwindet sogar in seinem Unterlaufe, und nur als mäßiger Fluß erreicht er den Steppensee Lop-Moor. Bloß von Norden her, vom wasserreichen Tian Schan herab, kommen ihm noch zwei Zuflüsse, der Schayar-Darja, der an den Städten Schayar und Kutsche vorüberfließt, und der in der Gegend der Bogdo-bola entspringende Barunhulduz. Dieser strömt 60 Meilen von Westen nach Osten in einem dem Tarim parallel laufenden Thale, das etwa 20 Meilen von diesem entfernt ist und sich bei Karaschar in den See Bosteng-Moor ausweitet, der fast gleich groß ist mit dem Lopsee. Ein Arm des Flusses strömt gegen Süden wieder aus dem See hervor, durchbricht den Berg Kurungle-Tagh, welcher den See nach dieser Seite hin begrenzt, strömt an der Stadt Kurungle vorbei, dann in gekrümmtem Bogen an Kulix vorüber und erreicht unter dem Namen Kaidugol den Tarim,

etwa 15—20 Meilen von dessen Ausfluß aus dem Lop-Moor. Von Süden her erhält der Tarim nach der Einmündung des Flusses von Khotan keinen Zufluß mehr.

Ich bin bei vorstehender Darstellung größtentheils den Angaben Prof. Spiegel's gefolgt, welcher 1867 eine den damaligen Standpunkt unserer Kenntniß von Ostturkestan zusammenfassende Uebersicht dieses Landes gegeben hat. Vieles darin beruht natürlich nur auf Erkundungen mitunter sehr zweifelhaften Werthes, da die Zahl jener Europäer, welche bis damals nach dem Inneren Ostturkestans gelangt waren, sich auf Marco Polo, Pater Goes, Adolf von Schlagintweit und Walichanow beschränkte. Seither sind freilich noch manche andere russische und britische Forscher dahingekommen, allein ihre Routen haben, so viel ich weiß, das Längenthal des Tarim stets nur gekreuzt, sich nie in demselben fortbewegt. Der Kyzyl-Yart, das eigentliche Quellgebiet des Stromes, ist noch unbesucht, die Darstellung Spiegel's in diesem Punkte also noch immer nicht veraltet. Gleichwol müssen wir den freundlichen Leser darauf aufmerksam machen, daß zukünftige Forschungen obige Vorstellungen wesentlich in Frage stellen könnten.

Was aus den südlichen Gebirgen nach Norden hin abfließt, das findet seinen Untergang in den Wüsteneien, welche diese Gebirge von den Ufern des Tarim trennen, erreicht also den Tarim gar nicht. Diese Angaben zeigen zur Genüge, daß die Kultur auf dem nördlichen Ufer des Tarim einen fruchtbareren Boden hat als auf dem südlichen, und in der That liegen mit wenigen Ausnahmen die bedeutenderen Städte des Landstriches auf der Nordseite des Flusses. Sie ist darum wichtig, weil es von hier möglich ist, östlich nach China oder nach dem Westen zu gelangen. Aus China führt nur eine Straße nach Ostturkestan. Die von dort ausgehenden Karawanen versammeln sich in der Stadt Hung-Tschan-Fu, begeben sich dann nach Lan-tschou und der nur  $5\frac{1}{2}$  Meilen entfernten Festung Dja-jui-huan an der Großen Mauer; von dort aus kreuzen sie die Wüste Gobi und erreichen in der Oase Hami (Khamil, Kamul) den Nordrand der Wüste und den Südrand des Tian Schan. In Kamul verzweigt sich die Straße in einen nördlichen und in einen südlichen Pfad. Der erstere führt am nördlichen Abhang des Tian Schan nach der Dsungarei und an den Ili, der südliche dagegen läuft am südlichen Abhang des Tian Schan durch die Städte Ostturkestan's über das Hochland Pamir nach dem westlichen Centralasien, zunächst nach Chokand und in das heutige Russisch-Turkestan. Zwei chinesische Pilger, die beide diesen Südweg eingeschlagen haben, geben uns erwünschte Berichte über diese Gegenden und die Straßen, welche durch dieselben hinziehen. Der ältere derselben, Fa Hian, der im fünften Jahrhundert n. Chr. reiste, betrat in der Gegend des Lop-Moor nach seinem Austritt aus der Wüste wieder das bewohnte Land, wandte sich dann aber bald auf die Südseite des Tarimflusses. Wichtiger ist der Bericht des zweiten Reisenden Hiuen Tschang, der sich in den Jahren 629—645 in den westlich von China gelegenen Gebieten, besonders in Indien, aufhielt und auf der Hin- und Rückreise das Gebiet des Tarimpol besuchte. Auf der Hinreise nach Indien scheint er, von Osten kommend, in der Stadt Kamul die Wüste



wieder verlassen zu haben; er wandte sich dann nach der Nordseite des Tarym und besuchte zuerst Karaschar, dann Kutsche und Pai, von hier aus pilgerte er weiter über die westlichen Hochgebirge nach Samarkand. Die wichtigste unter den Straßen, welche aus Ostturkestan in das Quellgebiet des Syr-Darja führen, ist diejenige, welche am Strome von Kaschgar aufwärts über den Terektypaß geht. Es ist dies die Straße, welche, wie wir gesehen, die Russen in neuerer Zeit mit Vorliebe benutzt haben. Die meisten ostturkestanischen Städte säumen den Nordrand des Landes und sind durch das Himmelsgebirge von der Dsungarei und dem Ili getrennt. Wir wissen aber, daß nebst dem Terektj noch eine Anzahl Pässe über den Tian Schan führen; so ist Uich-Turfan mit Kuldscha durch einen Paß verbunden, desgleichen führt von Aksu der schon beschriebene Muzartpaß nach Kuldscha. Von Peking bis Aksu rechnen die Chinesen 553 Meilen, und die Karawanen bedürfen für diese Strecke  $4\frac{1}{2}$  bis 5 Monate, die Kurierpost dagegen einen Monat. Auf dem nördlichen und westlichen Wege führt man aus Ostturkestan chinesische Produkte, wie Seidenzeuge, Porzellan und namentlich Ziegelthee aus und erhält dagegen über Chokand Schals und europäische Waaren. Die westliche Route geht von Kaschgar den Yaman-yar aufwärts nach Tasch-balik an den Drachensee und von dort über die Hochebene Pamir; eine andere, leider nur wenig bekannte Straße scheint etwa 30 Meilen südwärts von der vorigen zu liegen und den kürzesten Weg nach Badachschan zu bieten. Außer dem Jesuitenpater Goes scheint aber noch kein Europäer sie betreten zu haben, und auch die asiatischen Quellen schweigen über dieselbe.

Diese wichtigen Handelsstraßen nach dem Westen, Nordwesten und Norden, sowie nach dem fernen Osten, welche auf der Nordseite des Tarym liegen, haben einer ganzen Reihe von Handelsstädten ihren Ursprung gegeben. Die Chinesen nennen die meisten derselben und geben uns von ihnen, wenn auch lückenhafte, doch meist zuverlässige Nachrichten. Die wichtigste unter diesen Handelsstädten ist die westlichste, das vielgenannte heutige Kaschgar, welches den Chinesen schon seit Anfang unserer Zeitrechnung unter dem Namen Sule bekannt ist. Die chinesischen Pilger, von denen wir oben gesprochen haben, sind beide in dieser Stadt gewesen, haben aber ihre Aufmerksamkeit nur auf religiöse Gegenstände gerichtet; nach ihnen hat zunächst Marco Polo die Stadt besucht, der aber nicht viel Gutes von ihr zu sagen weiß. Der Erste, der wieder nach Kaschgar gelangte, war Adolf von Schlagintweit, der dort von dem Fürsten Walli-Khan, der damals die chinesische Besatzung in Kaschgar belagerte, am 28. August 1857 hingerichtet wurde. Hr. Walichanow, welcher bald darnach 1858 dahin kam und die Nachricht vom Tode des deutschen Forschers nach Europa brachte, ist aber der Erste, welcher über die Stadt selbst berichtet; er fand sie mit einer hohen Lehmmauer umgeben, an deren Ecken leichte Thürmchen chinesischer Architektur hervortreten. Schöne Gärten liegen ringsumher; es gedeiht dort Wein, verschiedenes Obst, Flachs, Hanf und besonders die Baumwolle. Auf Walichanow folgten 1868 die Besuche der beiden Engländer Robert Shaw und G. W. Hayward, dann des Russen Reinthal, und 1872 jener des Barons Kaulbars. Im Jahre 1873 rüsteten die Briten eine neue Expedition

nach Kaschgar aus, die am 8. Dezember dort eintraf und einer vorzüglichen Aufnahme sich zu erfreuen hatte. Einige Details über diese durch die jüngsten politischen Vorgänge hochwichtige Stadt verdanken wir besonders dem Briten Hayward. Er war es auch, welcher durch annähernd richtige Lagebestimmung von Kaschgar die erste Grundlage für die Topographie Ostturkestans feststellte. Die von den Jesuitenvätern im Anfange des 18. Jahrhunderts vorgenommenen Positionsbestimmungen hatten für Kaschgar  $73^{\circ} 48'$  ö. L. v. Gr. ergeben; da leiteten die Gebrüder Schlagintweit aus Routenkonstruktionen eine viel westlichere Lage ab, nämlich  $71^{\circ} 50'$ , und diese Werthe sind leider auf sehr vielen namentlich deutschen Karten angenommen worden, so daß man bis auf den heutigen Tag noch häufig der dadurch bewirkten Verzerrung des Bildes von Innerasien begegnet. Gegenüber diesen Ermittlungen erschien der Werth von  $76^{\circ} 22'$ , den General Poltarakfy aus der Verknüpfung von Routiers mit seinen eigenen Aufnahmen im Tian Schan für Kaschgar fand, sehr ungewiß. Nun ergaben aber Hayward's Beobachtungen an Ort und Stelle die Richtigkeit der Berechnungen des russischen Generals, denn er fand  $76^{\circ} 10'$  für die Länge von Kaschgar. Für die Citadelle fand er als nördliche Breite  $39^{\circ} 19' 37''$  und das Thermometer zeigte beim Abkochen eine Erhebung von 1270 Metern. Ueber der Stadt erhebt sich zunächst eine Felsenkette mit steilem Absturz nach Süden und Thälern, die sich in gleicher Richtung aufschließen. Im Nordosten sieht man dahinter eine Kette vom Tian Schan sich abzweigen und dieses Schneegebirge selbst erscheint am nördlichen Horizont auf etwa 16 (welche?) Meilen Abstand. Sein Kamm verläuft ganz gleichförmig ohne hohe Gipfelerhebungen und tiefe Einsattlungen, auch scheinen nur sehr wenige Punkte dieser Schneekette sich bis zu 5500—5800 Meter zu erheben. Der Anblick ist übrigens nicht sehr labend, da gegen Süden jede Bewaldung fehlt und nur das nackte Gestein wahrnehmbar ist. Gegen Westen und Süden dagegen ist noch immer die prächtige Kyzyl-Darja-Kette, der Absturz der Pamirhochebene, in scharfgezeichneten Umrissen sichtbar.

Kaschgar, oder nach einheimischer Aussprache Kaschkar, besteht aus der eigentlichen Stadt und dem etwa  $\frac{3}{4}$  Meile südlich davon gelegenen Fort oder der neuen Stadt Jany Schar; beide werden durch den Kyzyl-Darja oder Kaschgarfluß von einander getrennt. Das Fort, von stärkerer Vertheidigungskraft als die Stadt, hat eine fast quadratische Form, doch sind die nördliche und südliche Seite etwas länger (550 Meter). Die 12 Meter hohen Mauern sind von einem niedrigen Wall und einem trockenen Graben,  $7\frac{1}{2}$  Meter tief und oben fast 12 Meter breit, umgeben. Das Hauptthor befindet sich in der Mitte der Nordseite der Stadt gegenüber; die Ost- und Südseite haben zwar auch je ein Thor, in der Mitte durch Flankenwerke geschützt; aber beide sind geschlossen. Außer den Bastionen und Thürmen an den Ecken sind am Nord- und Südwall sechs, am Ost- und Westwall vier Flankenwerke vorhanden, doch fehlen solche auf der 230 Meter langen Strecke zwischen dem östlichen Thor und der Nordostecke, und dies ist der schwache Punkt der Festung, da hier kein Flankensfeuer gegeben werden kann. Die Mauern bestehen durchweg aus Erde, sie haben ringsum Schießscharten für Flinten und Kanonen, und es schien auch

Hayward, als sei das ganze Fort im besten Zustande und ziemlich widerstandsfähig. Vom nördlichen Thore läuft die Hauptstraße durch die Mitte des Forts gerade von Nord nach Süd, während Nebenstraßen beiderseits zwischen die Häuser durch sich abzweigen. In der südöstlichen Ecke liegt eine große Moschee, deren Thurm und oberer Theil das Glacis beherrschen; in der Mitte der westlichen Stadt erhebt eine chinesische Pagode, jetzt in ein Wacht haus verwandelt, ihr Dach über die Mauer und beherrscht nach dieser Richtung das Vorterrain. Die Residenz der obersten Behörde besteht aus einem großen, von hohen Mauern umschlossenen Gehege, das drei getrennte Höfe umfaßt, in deren innerstem der Palast oder Urdu des Königs steht.

Die Einwohner Kaschgars, welche wissen, daß sie an einer großen Handelsstraße liegen, beseelt ein reger Handelsgeist; auch werden bedeutende Pferdemarkte in der Umgebung abgehalten. So lange die Stadt sich im Besitze der Chinesen befand, wurde der Zugang zu derselben mit äußerster Strenge bewacht. Jedes einzelne Individuum mußte sich, ehe ihm der Eintritt gestattet ward, einer sehr strengen Untersuchung unterwerfen; ein Signalement wurde aufgenommen und sogar ein Bild angefertigt, wenn Zweifel vorhanden waren. Dolmetscher der verschiedensten Sprachen wurden bereit gehalten, um den Verkehr mit den Fremden zu erleichtern. Dieselben Bestimmungen galten natürlich auch für andere Städte in der Nähe der Grenze; so erkundete wenigstens der englische Offizier Wood, der sich in dem benachbarten Badachschan aufhielt. Auch Walichanow, selbst ein Orientale, berichtet Ergötzliches von den Plackereien, denen er und die Mitglieder der Karawane aus Andidschan, welcher er sich angeschlossen hatte, während des Aufenthaltes in Kaschgar ausgesetzt waren. In den ersten Tagen hatten sie allerlei Verhöre von Seiten der mißtrauischen Beamten zu bestehen. Dieses Mißtrauen wurde namentlich durch die Zuverlässigkeit, die der chokanzische Generalkonsul, der Aksakal Datcha Kasshyreddin, den Fremden erwies, genährt und gestärkt. Am Tage nach ihrer Ankunft wurden die fremden Händler zu einem ersten Verhöre in die Kanzlei des Hakimbeg beschieden, des Oberbeamten der kaschgarischen Verwaltung. Hier wurden sie kurz gefragt, wer sie seien, woher und warum sie gekommen. Am nächsten Tage forderte sie Dorgabeg vor sich, ein wegen seiner Einsicht berühmter kaschgarischer Oberbeamter. Zwischen diesem und dem Karawan-Baschi, d. h. dem Karawanenführer, entspann sich nun folgende Unterredung. „Wer seid Ihr und warum seid Ihr gekommen?“ Antwort: „Wir sind Andidschaner (Leute aus Westturkestan), gebürtig aus Marghilan, Taschkend und Bochara, haben in Rußland unsere Waaren verkauft, darauf russische eingekauft und sind hierher gegangen, weil wir von den Handelsvortheilen des Plazes hörten.“ Frage: „Wenn Ihr Andidschaner seid, warum kamt Ihr nicht auf der Straße, die für Eure Nation geöffnet ist?“ Antwort: „Weil wir am Issi-Kul waren, um Schafe einzutauschen.“ Frage: „Wie viel Tage waret Ihr von Semipalatinsk unterwegs?“ Antwort: „75 Tage.“ Zuletzt fragte der Beg, indem er auf einen Spaten deutete, den man den Karawanenhändlern am ersten Tage abgenommen hatte, warum sie so viel solcher Waffen mitgebracht hätten. Die Antwort lautete, das Corpus delicti sei eine Waare zum Ver-

kaufen, und einer der geleitenden Chokanzen bemerkte spöttisch, wenn der Beg Gefahr von diesen Waffen befürchte, so könne er sie ja aufkaufen. Damit schloß das Verhör vor dem Manne, der für den klügsten in Kaschgar galt.

Unsere „Andidschaner“ indeß hatten das Fegefeuer der Protokolle und Verhöre noch nicht völlig überstanden. Am vierten Tage sprengte der Tschaga, ein tatarischer Beamter, mit mehreren Begs vor ihr Quartier und forderte sie auf, ihm zum *Amban*, dem obersten Vertreter der chinesischen Reichsbehörde, zu folgen. Die Andidschaner sattelten ihre Rosse und der Zug ging zum Stadthor hinaus. Draußen sahen sie einige Zelte und daneben einige Vorrichtungen, die eine große Ähnlichkeit mit Galgen hatten. Man führte sie in ein Zelt, in welchem sie vier Beamte auf großen Stühlen sitzend vor sich sahen. Zwei hatten rothe Kugelnöpfe auf den Mützen; von diesen war der Eine der *Amban*, der andere der *Hakimbeg*; die anderen Beiden mit hellblauen Knöpfen waren chinesische „Landräthe“. Die Fremden begrüßten den *Amban*, indem sie die Arme auf der Brust zusammenlegten. Der Letztere sah sie scharf an und bemerkte dann chinesisch zu seiner Umgebung: „Es sind weder Russen noch (russische) Tataren, sondern Andidschaner“, und wandte sich hierauf mit der gewöhnlichen Frage chinesischer Beamten, ob sie glücklich angekommen seien, über welche Orte und mit welchen Waaren, an die nicht unbesorgten Inquisiten. Darauf erkundigte er sich nach dem Verhalten der auf dem durchzogenen Striche nomadisirenden Kirgisen und ließ sich zuletzt mit dem *Karawan-Baschi* in ein Privatgespräch über *Kuldscha* ein. Das Benehmen des *Amban* war überhaupt ein sehr artiges, und zum Schlusse wünschte er den Verhörten gute Geschäfte. Damit hörten die Plackereien auf, doch legten die Chinesen ihr Mißtrauen nie vollständig ab.

Als Grund dieser strengen Behandlung der Fremden erzählte man dem oben genannten *Wood* folgende Geschichte: Einem fremden Kaufmanne war sein Geldbeutel unter eigenthümlichen Umständen gestohlen worden, und die Regierung war bereit, ihm den Schaden zu ersetzen, den er eidlich aussagen würde. Der Kaufmann beschwor nun, daß der Geldbeutel eine ziemlich hohe Summe enthalten habe, und bekam dieselbe ausgezahlt. Unglücklicherweise gelang es den Behörden, den verlorenen Beutel ganz unverfehrt wieder aufzufinden; der Kaufmann wurde vorgeladen und der Beutel in seiner Gegenwart eröffnet, wobei sich zeigte, daß derselbe nur einige ganz werthlose Gegenstände enthielt. Der Abscheu der chinesischen Behörden über eine so unsittliche Handlung sei so groß gewesen, daß man sich entschlossen habe, deshalb an den Kaiser zu berichten, und dieser habe befohlen, alle Fremden fortan auszuschließen, damit die Sitten des Landes nicht gleichfalls verdorben würden. Die Geschichte mag wahr sein oder erfunden, sie zeigt wenigstens, in wie hohem Ansehen die Rechtlichkeit der Chinesen bei den Umwohnern steht; es ist über sie in der That nur eine Stimme.

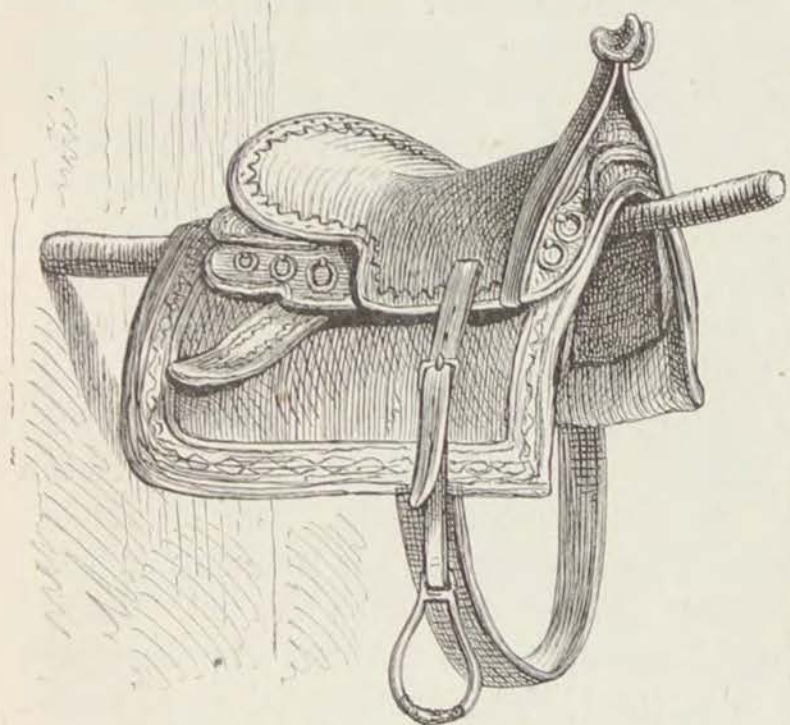
Die nächste Stadt östlich von Kaschgar, die auf dem Nordufer des *Tarym* von Bedeutung ist, heißt *Utschturfan*. Sie wird als ein bedeutender Ort mit 10,000 Familien geschildert, ist Sitz einer Münzstätte und in der Mitte eines fruchtbaren Distriktes gelegen, der gegen Norden bis an die Berge reicht und fruchtbare Thäler mit reichen Weiden enthält, woran sich gegen Süden

reiche Ebenen anschließen. Die Berge des Tian Schan in der Nähe der Stadt sind ferner reich an Mineralien, und das in Westchina gemünzte Kupfer kommt zum großen Theile von dort. Außerdem aber findet sich daselbst das noch werthvollere Mineral Kohle, welches die Einwohner Tasch-Kümüir nennen und als Brennmaterial benutzen. Turfan erzeugt die feinste Ziegenwolle in der Welt, so daß im Vergleich zu ihr sogar die tibetanische Wolle grob und billig ist. Diese Wolle geht ausschließlich nach Kaschmir zur Schalfabrikation, und nur in Folge neuerdings abgeschlossener Verträge darf Etwas davon nach Indien ausgeführt werden. In Europa ist sie im unverarbeiteten Zustande wahrscheinlich niemals gesehen worden. Nicht minder bedeutend ist Aksu mit etwa 20,000 Familien, ganz in der Nähe des mehrfach erwähnten Gebirgspasses, der nach dem Tsi-Kul führt. Kaufleute aus Rußland und Kaschmir, aus Taschkend und China begegnen sich hier; auch ist die Umgebung fruchtbar und unter den Erzeugnissen wieder die Baumwolle besonders hervorzuheben, dazu aber auch das Obst, — wilde Pflirsche, Melonen, Maulbeeren und Weintrauben. Die Einwohner selbst sind kunstverständig, sie fertigen gute Baumwollenarbeiten, namentlich haben aber ihre Säume und Sättel einen hohen Namen in ganz Turkestan und finden reichen Absatz. Diese Sättel sind von gemaltem und polirtem Holze, haben vorne eine hohe Spitze und stehen vom Rückgrat weit genug ab.

Noch weiter gegen Osten liegt Kutsche, eine Stadt, die namentlich in strategischer Beziehung von Wichtigkeit ist. Regen fällt nur selten in der Gegend, wo sie liegt, wenn aber die Felder richtig bewässert werden, so gedeiht Alles vortrefflich; in den nahen Bergen gewinnt man Kupfer, Schwefel und Ammoniak. Die Festung lehnt sich mit ihren vier Thoren an ebenso viele Bergpässe an und gilt für den Schlüssel Ostturkestan's von der chinesischen Seite her. In der Nähe, nicht aber an der Hauptstraße, liegt die Stadt Schahar, deren feuchtes und heißes Klima vortrefflich zur Anpflanzung von Reis und Melonen paßt; auch anderes Obst gedeiht daselbst sehr gut. Luchse und selbst Tiger sollen in der dortigen Umgebung nichts Seltenes sein. Weniger bedeutend sind die Städte Bukur und Kurla, östlich von Kutsche, um so wichtiger ist aber wieder Karaschar. Die Bergebene, worin die Stadt liegt, ist gut bewässert und hat vortrefflichen Graswuchs; früher soll auch der Ackerbau bedeutend gewesen sein. Endlich ist hier auch noch Turfan namhaft zu machen, eine feste Stadt mit einem bedeutenden Bezirke, aber nicht zu verwechseln mit dem früher genannten Utschturfan. Die Nähe der großen mongolischen Wüste, die im Südosten beginnt, macht sich hier bereits fühlbar. Der Boden ist fett und fruchtbar, Baumwolle gedeiht auch hier noch, sowie Hülsenfrüchte, Korn, Hirse, Sesam (*Sesamum orientale L.*), Melonen und besonders Weintrauben; daher ist es begreiflich, daß die Stadt auf 20,000 Einwohner geschätzt wird. Aber der Sommer ist sehr heiß, und in der Nähe der Stadt wehen häufig starke Wirbelwinde, die Alles mit sich fortreißen sollen. Im Süden von Turfan ist Alles Wüste und kahle Steppe, in der nur wilde Kameele und wilde Pferde herdenweise umherziehen. Nur theilweise gehört hieher die Stadt Hami oder Kamul, denn diese liegt eigentlich bereits auf einer Dase innerhalb der Wüste. Ihre nächste Umgebung ist nicht sehr fruchtbar; es giebt dort wenig

Quellen und Bäche, auch regnet es wenig. Die Einwohner sollen es aber verstehen, diese natürlichen Mängel durch die Kunst auszugleichen, indem sie nämlich den im Winter sehr reichlich fallenden Schnee ansammeln und im Sommer zur Bewässerung der Felder verwenden. Dieser Vorrath von kaltem Wasser soll die große Hitze Kamul's im Sommer erträglicher machen als in mancher mehr begünstigten Gegend, da man sich stets abkühlen kann. Seine Hauptbedeutung hat jedoch der Ort, wie schon früher erwähnt, als Sammelplatz der großen Karawanen aus Westen und Osten; seine schönen Thore sind von der Wüste aus schon in der Ferne sichtbar, und dem Handel verdankt es auch seinen großen Wohlstand. Die Häuser sind aus Lehm gebaut, einstöckig und unansehnlich, die Straßen jedoch geradlinig und sauber, wahrhaft reizend aber die reich bewässerten Gartenanlagen, welche die Stadt umgeben.

Der gesammte Nordrand des Tarimflusses, sagt Prof. Spiegel, dessen oben-erwähnter Ueberschau wir das Vorstehende entnommen haben, ist auf diese Art



Tatarischer Sattel.

von der Natur sehr begünstigt und ganz geeignet, eine vorzügliche Rolle in der Geschichte der Kultur zu spielen. Von der Südseite des Flusses läßt sich nicht dasselbe sagen, nur eine kleine Strecke im Westen ist der Bebauung fähig, gegen Osten hin geht das bebauete Land gar bald in Wüste über, doch hat auch die Südseite ihre eigenthümliche Bedeutung. Wie auf der Nordseite die Straßen aus dem Norden und Osten einmünden, so liegt hier der Anfangs- oder Endpunkt des Verkehrs mit dem Süden, namentlich mit Indien, und dieser genügte, um

einige wichtige Handelsplätze auch auf dieser Seite hervorzurufen. Wir nennen darunter vor allen Markand u. Khotan od. Eltschi, wie die Stadt jetzt genannt wird.

Die Straße, welche das südlichere Markand mit der Stadt Kaschgar verbindet, ward zuerst 1857 von Adolf von Schlagintweit verfolgt; ihm folgte 1858 Walichanow, der in umgekehrter Richtung von Kaschgar gegen Markand vordrang. Am 22. Oktober brach er von Kaschgar auf und gelangte am andern Tage um Mittag nach Janytschar, auch Jany-Hissar genannt, wo viele andidschanische Kaufleute ansässig sind. Der Weg bis zu dieser Stadt führt durch eine bevölkerte Gegend; erst kurz vor derselben stößt man auf niedrige Sandhügel. Auch von Janytschar bis zur nächsten Station Toplyk ist das Land dicht bevölkert und geht der Weg durch Waldpartien an Meierhöfen vorüber, über eine Menge Flußläufe und Bewässerungskanäle ziehend. Wenn man sich der zweiten Station Kyzyl (1338 $\frac{1}{2}$  M.) nähert, so wird die Bevölkerung allmählich dünner, und die Umgebung dieser Station stellt sich schon als öde, unfruchtbare

Steppe dar. Westlich von Kyzyl liegt die Sandsteppe Kum-Schaidan, die den Muselmännern heilig ist wegen einer hier angeblich gelieferten Glaubensschlacht. Die Station Kokrawat (Kokrubat 1264 M.) ist eine Oase, welche von Baumgruppen beschattet ist und etwa 30 Häuser zählt. Jenseit Kokrawat beginnen Sandwüsten, die ein hügeliges Terrain in der Richtung von West nach Ost bilden; auf dem Wege liegen mehrere Seen mit bitter-salzigem Wasser, an deren Ufern Schilf wächst. So weit Walichanow, der hier nicht mehr aus persönlicher Beobachtung spricht, weil er in Kokrawat von einem nachgesandten Boten nach Kaschgar zurückberufen wurde. Hayward und Shaw sind indeß von Yarkand nach Kaschgar gegangen, und von ihnen wissen wir über das kleine, auf der Route Walichanows fehlende Stück, daß dessen Angaben richtig sind. „Ungefähr sechs (englische) Meilen von Yarkand“, erzählt Shaw, „betreten wir plötzlich einen Landstrich, der aus Sandhügeln bestand, welche mit grobem Gras bedeckt waren. . . . Das Terrain sieht aus, als wäre es durch eine große Wasserflut herabgeführt und auf der fruchtbaren Ebene angehäuft worden.“



An der Straße von Yarkand nach Kaschgar.

In der Mitte überschritten wir eine breite Einsenkung, die sich rechts und links so weit erstreckte, als wir sehen konnten, und voller Sümpfe und Wasserlachen war, die ein kleiner Bach mit einander verband.“

Unter den südlichen Städten Ostturkestans ist Yarkand die westlichste und bedeutendste, da hier nicht bloß die Handelswege aus Indien einmünden, sondern auch aus dem westlichen Turkestan eine Straße hierher führt. Von Yarkand zieht sich dieser Weg über Badachschan nach Chulum, von dort nach Bochara, Balch und Kabul; bis Bochara rechnen die Karawanen 65 Tagereisen. Der

Handel tritt deswegen sehr in den Vordergrund, und in der Zeit der chinesischen Herrschaft wurde der Verkehr mit den Fremden hier, wo sich ein Grenzzollamt befand, mit derselben Strenge überwacht wie in Kaschgar. Die Stadt ist fest und mit einem 12—14 M. hohem armirten Walle umgeben, der fünf Thore hat und an den Ecken sowol wie in den Zwischenräumen durch flankirende Vorsprünge geschützt ist. Yarkand bildet also ein Rechteck von nicht ganz  $\frac{1}{2}$  Meile Ausdehnung in süd-nördlicher und  $\frac{1}{3}$  Meile in ost-westlicher Richtung; seine Umwallung beträgt daher beiläufig  $1\frac{1}{2}$  Meilen. Die Stadt mag nicht weniger als 40,000 Feuerstellen und 120,000 Köpfe zählen. Von einem der fünf Thore im Westen führt die Hauptstraße nach dem gegenüberliegenden im Osten, ist aber sehr eng, stellenweise sogar nur 4 Meter breit. Moscheen werden 160, Karawanserais 12 gezählt. Stadt und Citadelle schöpfen Wasser aus Tanks (gemauerten Becken), die durch Leitungen vom Fluß aus gespeist werden. Das Fort liegt westlich von der Stadt; seine Mauern, fast genau nach den Himmelsrichtungen verlaufend, sind mächtig dick und ganz aus Erde gebaut. Recht hübsch sind nach der Schilderung Forsyth's, der 1870 die Stadt besuchte, die Umgebungen Yarkand's. Melonen- und Gemüsegärten mit kleinen Lauben, Hirse- und Weizenfeldern breiten sich ringsum aus, durchzogen von Bewässerungskanälen, auch Gerste, Reis, Trauben und Äpfel gedeihen prächtig; ebenso sieht man häufig Maulbeerpflanzungen, da hier viel Seide gezogen wird. Ueberall, am meisten aber auf der Südseite, erblickt man Dörfer und einzelne Häuser mit Obstgärten; die Wege sind durch hohe Pappeln beschattet oder führen an Kanälen und Flußarmen entlang, deren Ufer die Trauerweide bedeckt. Regen ist zwar selten, wie wir aber gehört, fehlt es an Wasser nicht. Leutnant Hayward benutzte seinen Aufenthalt in Yarkand zu werthvollen astronomischen Beobachtungen, und das Mittel aus 11 Bestimmungen gab ihm für Yarkand eine nördliche Polhöhe von  $38^{\circ} 21' 26''$  und eine östliche Länge von  $77^{\circ} 28'$  v. Gr. Die Meereshöhe wurde durch Abkochen zu  $1167\frac{1}{2}$  M. bestimmt.

Noch berühmter als Yarkand ist das östlich davon gelegene Khotan. Diese Stadt liegt an dem Karakasch, in dessen Nähe sich die Steinbrüche befinden, in welchen der in China, wo er den Namen Yu führt, so hoch geschätzte Nephrit gebrochen wird. Es giebt zwei Arten Nephrit: Bergjaspis, hier Loutscha genannt, und Bischbargan, der etwa 17 Meilen von Yarkand im Gebirge Mirdjai und Sutasch zu Tage gefördert wird. Alljährlich wurden beiläufig 10 Gin Bergnephrit und sämmtlicher Bischbargan nach Peking transportirt; der Privathandel damit war von der chinesischen Regierung streng verboten. Einige wollen den Namen Kaschgar sogar von dem Jaspis (Gaschp) ableiten. Die Chinesen verfertigen aus demselben allerhand Luxusgegenstände. Die Umgebung von Khotan ist bereits nicht mehr so fruchtbar wie die Yarkand's, doch sind noch alle Bedürfnisse in reichem Maße gedeckt; die Bewohner besitzen Weinberge und Gärten, sie bauen Flachs, Baumwolle, Hanf und Korn und treiben auch vielen Handel mit dem zwölf Tagereisen entfernten Yarkand. Khotan wurde zum ersten Male 1866 von einem Europäer, dem Herrn W. H. Johnson, besucht, der dasselbe als eine große Manufakturstadt von etwa 40,000 Seelen schildert. Seide, Filze, Teppiche und grobe Baumwollen-



tücher sind die Haupterzeugnisse. Das ganze Land Khotan ist eine unermessliche Ebene, die sich nach Ufsu (15 lange Märsche nördlich) absenkt und von zahlreichen Strömen bewässert wird. Etwas mehr denn eine Meile nordöstlich von Utschi beginnt die große Wüste Gobi mit ihrem Treibsand, der sich in ungeheuren, Alles überwältigenden Wogen bewegt und der Sage nach einmal 360 Städte in 24 Stunden begraben hat. Hr. Johnson sah, daß feiner Staub aus der Wüste die Luft so dicht anfüllte, daß er genöthigt war, um die Mittagsstunde eine Kerze anzuzünden, um lesen zu können, obgleich die Luft damals vollkommen ruhig war. Khotan liegt 1320 M. über dem Meere, und es geht von hier ein Paß nach dem Süden, und zwar nach Leh in Tibet, den wir bei Besprechung der neuen Reisen der Engländer von Indien aus kennen lernen werden. Westlich von Khotan, obwol der Boden in Wüste übergeht, liegt doch noch einige Tagereisen weit die Stadt Kiria mit einer Goldwäsche in dem kleinen Flusse Jeschilgol und weit östlicher noch, nämlich 40 Tagereisen von Khotan, der Ort Charchand, von dem viele Edelsteine bezogen werden. Dieser Ort ist auf den besten Karten des chinesischen Reiches nicht zu finden, wird jedoch von Marco Polo unter dem Namen Charchan erwähnt. Es scheint ein besonderer, großer, in einem reichen Lande nördlich von Tibet gelegener Platz zu sein.

Die großen Städte Ostturkestan's oder Kaschgarien's, wie man sich in neuerer Zeit angewöhnt hat zu sagen, werden sämmtlich in einiger Entfernung von Citadellen bewacht, in denen früher chinesische Garnisonen lagen. Die äußere Erscheinung der Städte ist einförmig und düster. Da die Minarete bei den Moscheen fehlen, — nur in Yarkand befindet sich ein Thurm auf der alten Moschee Registan, — und da die Häuser niedrig sind und flache Dächer haben, so sieht der Reisende, wenn er sich der Stadt nähert, nur Lehmmauern von gleicher Farbe mit dem Erdreich der Umgebung, und an den Ecken leichte, würfelförmige Thürme von chinesischer Bauart. Stein wird nirgends zum Bauen verwendet, ist auch im ebenen Lande nicht zu haben; wegen dieses Mangels an steinernen Bauwerken findet man auch nirgends Inschriften oder Alterthümer, welche Licht auf die frühere Geschichte des Landes werfen könnten. Alle Städte Ostturkestan's sind von Mauern umgeben, die nach oben spitz zulaufen; an den Thoren und in den Winkeln sind Contreforts angebracht. Die Straßen sind unregelmäßig und eng, nur in den Hauptstraßen kann eine zweirädrige Arba (Fuhrwerk) passiren. Die Läden, Garfküchen, Badstuben sind offene Buden und befinden sich an den beiden Seiten der Hauptstraßen, d. h. derjenigen, welche von den Stadthoren nach dem großen Marktplatz im Mittelpunkte der Stadt führen.

Ueber das Klima Ostturkestan's gewährt uns Walichanow folgende Aufschlüsse: „Am 27. September, als wir die südlichen Gehänge des Tian Schan hinab in die Terektyschlucht gelangten, war das Ufer des Flusses Terektj mit grünendem Laubholz bedeckt, das Thermometer zeigte 29° R.; beim Einzug in Kaschgar kam unsere Karawane an Obstgärten vorbei, in welchen Weiber und Kinder die noch unberührten Weinreben abschnitten, und die Granaten noch an den Bäumen hingen. Reis und Baumwolle waren größtentheils noch nicht eingeerntet. In den Bazaren verkaufte man frische Früchte, Äpfel, Quitten, Birnen, Pfirsiche und Feigen. Vom 27. September bis Mitte

Novembers blieb das Wetter warm und heiter; das Thermometer stieg mitunter bis  $23^{\circ}$ . Um den 10. November wurden die Nächte kälter, die Blätter begannen zu fallen, und am 14. bedeckte sich das Wasser in den Kanälen mit feinem Eis. Am 19. Dezember fiel der erste Schnee, der bis zum Mittag des folgenden Tages anhielt; am 7. Januar schneite es abermals den ganzen Tag bis Mitternacht und dann wieder am 12. bis zum Morgen des 14. Das Thermometer stand meistens über Null oder auf Null; zweimal aber fiel es den 19. Dezember auf  $8^{\circ}$  und den 16. Januar auf  $-16^{\circ}$ . Die Flüsse Kyzyl und Tjumen froren den ganzen Winter über nicht zu, aber die Stadtteiche waren mit Eis von einem Viertel-Arschin Dicke bedeckt. Nach dem chinesischen Neujahr, welches dort für Frühlingsanfang gilt, wurde es in der That plötzlich wärmer. Am 14. Februar zeigte sich wieder das Wasser in den Arzks (Gräben), und die Natur erwachte sichtbar von ihrem Winterschlaf. In den letzten Tagen des Februar wurde Backwerk, mit frischem Grün gefüllt, als Neujahrsgeschenk verkauft, und am 9. März hatten auf dem Hofe unserer Wohnung einige Bäume schon Blätter getrieben. Nach diesen Erfahrungen und nach dem Zeugniß der Einwohner beginnt der Frühling hier mit dem Anfang des Februar. Der Sommer ist, wie es heißt, durch starke Hitze bezeichnet, und die Luft wird von den dichten Staubwolken unerträglich drückend, um so mehr, da sie nicht durch Regenschauer abgekühlt wird, die hier äußerst selten sind.“ So Etwas ließ sich erwarten und ist auch von spätern Reisenden bestätigt worden. Der 1863 ausgesandte Munschi sah ebenfalls im Januar die Quecksilbersäule zu Yarkand auf Null sinken und dasselbe, ja  $-4^{\circ}$  erlebte Hayward daselbst im gleichen Monat. Ostturkestan wird also von ziemlich harten Wintern und sehr heißen Sommern heimgesucht, wie sie einer Hochebene von 1220 M. mitten im größten Festlande der Erde unter der Breite von Palermo geziemen. Trotz der hohen Sommerhitze scheint das Klima des Landes doch auffallend günstig zu sein, denn ungeachtet des allgemeinen Haschischrauchens trifft man wenig Krankheiten unter der Bevölkerung; namentlich sind Fieber, Dysenterie und Cholera selten, nur Blattern richten bisweilen Verheerungen unter dem Volke an, welches fast allgemein mit Kröpfen behaftet ist.

Die Thierwelt Ostturkestan's unterscheidet sich wenig von der in den angrenzenden Ländern. Esel und Kameele dienen als eigentliche Lastthiere, während die Yaks (*Bos grunniens*) der Kirgisen auf sicherem Fuße die Gebirge durchstreifen. Interessant ist es in Bezug auf Thiergeographie, daß der Tiger in den Dschungeln Ostturkestan's haust und dort die äußerste nordwestliche Grenze seiner asiatischen Verbreitung findet. Alle Gewässer sind fischreich, und am Lop-Noor scheint sogar nach chinesischen Berichten die Bevölkerung fast nur von Fischen zu leben.

Die Bevölkerung Ostturkestan's. Wie in allen Ländern des Orients, so gehört auch in Kaschgarien eine Volkszählung zu den unbekanntem Dingen und sind wir deshalb hinsichtlich der Bevölkerungsmenge auf Muthmaßungen und mehr oder weniger verlässliche Schätzungen angewiesen, die mitunter sehr verschieden lauten. Walichanow, den wir schon oft genannt, hat uns für die wichtigsten Plätze des Landes die Angabe ihrer Häuserzahl hinterlassen; ihm zufolge hätte Kaschgaria 16,000, Tanytschar 8000, Yarkand 32,000, Khotan 18,000, Aksu

12,000 und Turfan 4—6000 Häuser gezählt. Da man auf jedes Haus mindestens 5 Köpfe rechnen muß, so würden jene Städte außerordentlich volkreich sein, „wenn nicht“, wie Prof. Erman bemerkte, „Walichanow durch diese hochgegriffenen Zahlen nur seine orientalische Abkunft verriethe.“ Mag nun auch die Einwohnerzahl dieser Städte im Einzelnen überschätzt worden sein, so scheint doch die von Walichanow angegebene Gesamtziffer für die Bevölkerung Ostturkestan's, 580,000 Köpfe, keinesfalls übermäßig, vielmehr meint der Engländer Forsyth, diese Zahl werde wol ziemlich richtig sein. Auch haben die Ziffern Walichanow's, so weit sie sich auf die Häuserzahl beziehen, seither durch die Berichte der britischen Reisenden eine glänzende Bestätigung erfahren, in manchen Fällen werden sie durch letztere noch sehr vergrößert. Parkand soll (nach Johnson) 120,000 Einwohner und (nach Hayward) 40,000 Häuser zählen; für Kaschgar, welches sich seit Vertreibung der Chinesen rasch vergrößerte, giebt Lektterer 28,000 Häuser, also doppelt so viel als Walichanow, an. Wir werden also wol ohne sonderliche Gefahr der Ueberschätzung an den Ziffern des russisch-kirgisischen Offiziers festhalten dürfen.

Was die ethnographischen Verhältnisse der Gegenden Ostturkestan's anbelangt, so erstreckt sich in jetziger Zeit von Kamul bis an die Küste des Adriatischen Meeres der türkische Sprachstamm in ununterbrochenem Zusammenhange, wenn auch in verschiedene Dialekte zerpalten, und der Name „türkisch“ ist es, mit dem sich diese verschiedenen Dialekte bezeichnen. Man kann sie in zwei feste Gruppen, in das Ost- und Westtürkische zerlegen, und es läßt sich noch verfolgen, wie aus dem ersteren Dialekte durch verschiedene Zwischenstufen der letztere hervorgeht, denn die Heimat der Sprache scheint im Osten zu sein, wahrscheinlich in den westlichen Thälern des Tian-Schan-Gebirges; ziemlich deutlich ist es auch, daß andere Kulturen, namentlich die iranische, auf die Gestaltung der westlichen Sprache eingewirkt haben.

Indem wir von einem Einflusse der iranischen Kultur sprechen, erinnern wir, daß uns in Ostturkestan zum ersten Male ein Gegensatz bemerkbar wird, dem wir in den bisher durchmusterten Gebieten noch nicht begegnet sind. Die Raizaken der Kirgisensteppe und des westlichen Altai, die Buruten oder Karakirgisen im dsungarischen Alatau und Tian Schan, die mongolischen Kalmüken endlich gehören, wie selbst die Chinesen, der großen hochasiatischen Rasse, die beiden ersteren speziell aber der türkischen Völkerfamilie an. Neben dieser aber treffen wir so wie vor viertausend Jahren auch heute noch eine Völkergruppe, die sich mit jener von jeher in den Besitz Centralasiens getheilt hat; es ist dies die iranische. Bekanntlich sind Iranier und Hindu die ältesten Zweige jenes arischen Stammes, dem nahezu alle Völker Europa's angehören. Die iranische oder persische Gruppe ist weit über die Grenzen des heutigen Persien's verbreitet, und Ostturkestan ist auf unserer Wanderung der erste, zugleich wol auch der östlichste Punkt, an dem wir den arischen Iraniern begegnen. Allem Anscheine nach sind diese zwei großen Völkergruppen, so verschieden an Rassenanlagen, Energie und Geschick, seit dem grauesten Alterthume Nachbarn gewesen, und können wir uns dadurch leicht die Beeinflussung der einen durch die Kultur der anderen erklären.

Das Osttürkische, dem alle bisher betrachteten Stämme angehören, zerfällt nun dem ungarischen Sprachforscher und Reisenden Hermann Bambery zufolge in drei Dialekte, nämlich in das Chinesisch-Tatarische, das Uzbekische und die Sprache der Turkomanen. Von diesen drei Dialekten gehört nun der erstere den von uns beschriebenen Gegenden an, und er zerfällt wieder in zwei Unterarten, die Sprache der Mohammedaner von Kamul bis Kaschgar und die Mundart der Nomaden des Tian Schan und der Dsungarei, d. h. der Karakirgisen. An sich ist der Abstand dieser beiden Dialekte nur unbedeutend, — den Hauptunterschied begründet der Umstand, daß die Bewohner der Städte Ostturkestan's eine große Anzahl fremder, namentlich persischer Wörter bei sich eingebürgert haben; von diesen hat sich der nördliche Dialekt zwar rein erhalten, dafür bedient er sich aber mancher Wörter chinesischen und besonders mongolischen Ursprungs, — sie drangen durch den Buddhismus ein, dem eine große Anzahl der Völkerschaften zugethan ist, welche den Dialekt sprechen. Ein ganz ähnlicher Unterschied findet sich zwischen diesen beiden Dialekten auch hinsichtlich der Schrift, — die Nichtmohammedaner bedienen sich noch der alten uigurischen Schriftart in dem Maße, daß auch die aus dem Süden kommenden moslemitischen Priester, die öfters als Missionäre nach dem Norden ziehen, gezwungen sind, sich dieser Schriftart zu bedienen. In den südlichen Städten dagegen ist der Gebrauch der arabischen Schrift allgemein geworden. Dieses Beispiel steht nicht vereinzelt in der Völkerkunde da, wir besitzen ein solches in nächster Nähe, in Europa selbst; es sei gestattet, daran zu erinnern, daß Serben und Kroaten nur ein Volk sind und auch nur eine und dieselbe Sprache mit einer ganz geringen, fast auf ein einziges Wort beschränkten, dialektischen Verschiedenheit sprechen. Die Serben gehören aber der griechischen, die Kroaten der katholischen Kirche an; die ersteren bedienen sich der cyrillischen oder russischen, die letzteren der lateinischen Schrift, um die nämliche Sprache zu schreiben.

Unter den Turkvölkern des nördlichen Dialektes verdienen die Karakirgisen oder Buruten eine besondere Erwähnung. Wir haben schon früher vernommen, daß sie in zwei Flügel *on* und *sol*, den linken und den rechten, zerfallen, daß man sie aber auch je nach ihrer geographischen Lage in nördliche und südliche unterscheiden kann. Die nördlichen Karakirgisen habe ich in dem Abschnitte über die Dsungarei genügend beschrieben; es sei demnach hier nur der südlichen gedacht, bei welchen veränderte Verhältnisse vorliegen. Der rechte Flügel *On* zerfällt in zwei Gruppen, *Adhene* und *Tagai*, und von diesen gehören besonders die *Tagaistämme* der südlichen Kirgisenabtheilung an. Die wichtigsten dieser Stämme sind die *Sary-Bagisch*, *Bogu*, *Sultu*, *Tscherik*, *Sayak*, *Tschon-Bagisch* und *Bassyz*. Von diesen wohnen die *Sayak* an den Karynquellen im Tian Schan, die *Tschirik* im Süden des *Jssi-Kul* und die *Tschon-Bagisch* in den Bergen nordwestlich von Kaschgar; sie alle sind sehr arm, doch haben sich die südlichen Kara-Kirgisen die chofanzische Halbbildung angeeignet und stehen in naher Verbindung mit dem Khanate Chofand, welches früher die nunmehr von den Russen in Besitz genommenen Theile des Tian Schan zu beherrschen vorgab. Wir werden diese Karakirgisen also auch in Chofand, wo sie zusammen mit den *Khytschaken* und den kriegerischen, *fana-*

tischen Bergarten den herrschenden Stamm bilden, wiederfinden. Im Tian Schan war der Einfluß Chofands auf die Buruten von jeher ein geringer; dies erfuhren Walichanow und seine Genossen, als sie bei der Reise im Marynthal aufwärts die eigenthümlichen Segnungen der kirgisischen Gastfreundschaft über sich ergehen lassen mußten. Unter den kirgisischen Stammeshäuptlingen haben sich nämlich bestimmte, durch Alter und Herkommen geheiligte Regeln herausgebildet, nach denen sie die Plünderung der Karawanen vornehmen. Diese Regeln bestehen im Folgenden: 1) Jede Karawane, welche die Flüsse eines kirgisischen Stammesoberhauptes durchzieht, muß den Zäket (Grenzzoll) bezahlen, 2) eine Loskaufsumme geben für den freien Durchzug (Transitzoll), 3) dem Stammesoberhaupt Geschenke darbringen, die seiner Bedeutung und Macht entsprechen; 4) keine Karawane darf die Auls berühmter Anführer übergehen, sondern muß Halt machen, um die Gastfreundschaft derselben zu genießen. Die letztere besteht darin, daß die Karawane zum Abendessen einen oder zwei magere Hammel empfängt und gehalten ist, am anderen Tage Gegengeschenke zu machen. Wenn aber diese der Bedeutung des bewirthenden Häuptlings nicht angemessen sind, so verfällt 5) die Karawane in Strafe. Daß dieses Recht nicht verletzt werden dürfe, mußte die Karawane Walichanow's zu ihrem Schrecken erfahren. Es läßt sich denken, daß durch solche Belästigungen der Handel nicht wenig zu leiden hatte; seitdem nun der Tian Schan bis auf wenige Tagereisen nördlich von Kaschgar russisches Gebiet geworden, nehmen die Verhältnisse dort ein anderes Aussehen an. Die Russen verstehen keinen Scherz und legen den Erpressungen und der Macht der kleinen Häuptlinge in energischer Weise das Handwerk, zum großen Vortheil des Verkehrs, der sich ansehnlich gehoben hat. Die Machteinbuße der nunmehr russischen Karakirgisen verfehlt auch nicht einen heilsamen Einfluß zu üben auf jene, die auf kaschgarischem Gebiete umherstreifen. Sie sind auch als Alai-Kirgisen bekannt und nomadisiren auf beiden Seiten der Pamir, ja ein kleiner Theil ist vor mehreren Jahren bis zu den Weideplätzen am Karakaschflusse gelangt, wo sie Forsyth in der Nähe der berühmten Yugruben antraf, was wol der südlichste Punkt sein dürfte, den diese Nomaden jemals erreicht haben.

Neben den Kirgisen, welche sich wol nur am Rande Ostturkestan's aufhalten, also zur eigentlichen Bevölkerung des Landes nicht gerechnet werden dürfen, finden wir in Kaschgarien ein Gemisch von sehr verschiedenartigen Nationen. Da sind Usbeken, der herrschende türkische Stamm, und Uiguren von gleicher Nationalität; auch die Dunganen, die Nachkommen von Chinesen und Uiguren, welche wir in der Dsungarei kennen gelernt, und die von dort zum Kriegsdienste herbeigezogen sind, treffen wir hier wieder, desgleichen die Tarantschis, Ansiedler aus dem westlichen Turkestan. Dem mongolischen Stamme gehören an die Dulanen, die längs des Wüstenfaums nomadisiren und die buddhistischen Kalmüken östlich von Kaschgar, die Mandshu und Solonen, welche von den Chinesen als Ansiedler in den fernen Westen verpflanzt worden sind. Die Balti, um Yarkand angesiedelt, sind tibetanischen Stammes; sie treiben Ackerbau und hängen dem Mohammedanismus an. Wie der freundliche Leser sieht, ist also die Bevölkerung Ostturkestan's fast aus

denselben Elementen zusammengesetzt wie jene der Dsungarei, mit welchem Lande auch seine Geschicke eine auffallende Aehnlichkeit bewahren.

Bei den großen Vortheilen, welche Kaschgarien für den Handel bietet, kann es allerdings nicht verwundern, wenn neben der einheimischen Bevölkerung auch Angehörige fremder Volksstämme sich ansiedeln; zu diesen werden wir die obgenannten Mandschu, Solonen, Balti und die übelberüchtigten Kaufleute aus Kaschmir zu rechnen haben, welche in Yarkand ein besonderes Viertel besitzen. Dagegen lassen sich kaum als Fremdlinge die Leute iranischen Stammes betrachten, die in Ostturkestan ansässig sind. Die Türken, ihre Nachbarn, bezeichnen mit dem ihnen eigenthümlichen generalisirenden Beobachtungsgeiste alle Franier vom Tigris bis zu den Quellen des Oxus mit dem Sammelnamen Tadschik. Der Grundzug im Charakter aller Tadschikvölker ist die Neigung zu ruhiger Beschäftigung und zum Ackerbau, ein Zug, der sie scharf von den nomadisirenden Turkstämmen unterscheidet. Die scharfe Ausprägung der Gesichtszüge und die Schmalheit der Fohbeingegend bildet überall in Centralasien den physischen Unterschied der iranischen Tadschik- von den Turkvölkern, die zugleich nördlichere Wohnsitze einnehmen; die Hautfarbe der Tadschiks ist dunkel. Zuverlässig weiß man, daß diese letzteren im südlichen Mittelasien die Urbevölkerung gebildet haben, insbesondere erweisen sie sich als solche in Balch und am südlichen Ufer des Oxus aufwärts bis Badachschan. Tadschiks leben auch inmitten der türkischen Völker des centralasiatischen Tieflandes, in den Khanaten Chiwa, Bochara und Chokand, und in Ostturkestan in fast allen Städten bis Kamul. Ein charakteristisches Kennzeichen dieser ganzen Bevölkerung ist es, daß sie sich entweder nur der persischen Sprache bedient oder doch dieselbe als ihre Muttersprache anerkennt. Die Tadschiks Ostturkestan's wohnen schon von Alters her im Lande, da chinesische Annalen zu Beginn unserer Zeitrechnung ihrer ab und zu Erwähnung thun. Trotzdem hat man sie als Fremdlinge ansehen wollen, und noch vor wenigen Jahren behauptete ein so trefflicher Kenner, wie Prof. Spiegel, daß von einer indogermanischen Urbevölkerung nirgends eine Spur zu entdecken sei. Gleichwol hatten schon die Gebrüder Schlagintweit unmittelbar nach ihrer Rückkehr im Jahre 1857 zu Dublin ihre erläuterte und erwiesene Ueberzeugung ausgesprochen, daß die Bevölkerung Ostturkestan's tatarisirte Arier seien. Es wären also nicht nur, wie unbezweifelt, die heutigen persisch redenden Tadschiks, sondern auch die dormalen türkisch sprechenden Stämme Ostturkestan's arischen Ursprungs. Mit anderen Worten, die Urbevölkerung wäre die arische, nicht die türkische gewesen. Diese Meinung hat durch die Beobachtungen Hrn. Robert Shaw's in hohem Grade an Wahrscheinlichkeit gewonnen. Dieser berichtet nämlich ganz bestimmt: Die Leute in Yarkand haben ein ganz entschieden arisches Aussehen. Sie sind groß, haben längliche Gesichter, gutgeformte Nasen und volle Bärte. Zudem wissen wir, daß seit der Tatareninvasion keine Einwanderung arischen Blutes stattgefunden hat. Die Thatsache, daß der Name der Stadt Khotan von gewiegten Kennern für arischen Ursprungs erklärt wird, spricht gleichfalls für diese Annahme. Man darf also wol glauben, daß die in Ostturkestan nach der Tatareninvasion zurückgebliebene arische Bevölkerung

sich im Laufe der Zeit mit den tatarischen Eroberern vermischt habe, wobei sie diesen ihre Gesichtszüge gab und dafür ihre Sprache annahm, eine im Orient nicht ungewöhnliche Erscheinung. Infolge dieser Verschmelzung bietet Kaschgarien den äußeren Anschein einer homogenen Rasse. Weder Religion noch Sprache unterscheidet die Nationalität, — Mohammedaner, Buddhisten und Befenner anderer Religionen wohnen bunt durch einander; meist wird türkisch gesprochen, auch von Völkern die nicht türkischen Stammes sind, während die Vornehmeren fast durchgängig das Persische verstehen. Immerhin haben wir die Unterscheidung zwischen Tadschik (arisiertes Blut) und Tatar (Türke, türkisches Blut) fürderhin festzuhalten. Die meisten Tadschiks trifft man unter den Kaufleuten; sie stammen aus Andidschan oder sind Emigranten aus Badachschan, Afghanistan und anderen benachbarten Ländern. Die oberen Civil- und Militärstellen befinden sich aber in den Händen der Usbeken und Kyptschaken. Die einheimischen Landbewohner werden von den Städtern als Mogulen bezeichnet.

Die Kleidung ist bei den Landbewohnern äußerst einfach; sie besteht gewöhnlich aus einer hübsch gearbeiteten Kappe, vielleicht auch einer weißen, mit Schaffell besetzten Mütze und einem langen weißen Gewande, welches Vambéry's Bemerkung, daß die Centralasiaten stets in ihren Nachtkleidern umherzuziehen scheinen, rechtfertigt. Manchmal wird dieses weiße Gewand mit einer Schnur oder einem Stricke um den Leib befestigt, was dem Träger ein mönchisches Aussehen giebt. Filzstrümpfe und Stulpenstiefel von ungegerbtem braunen Leder vervollständigen den Anzug. Im Winter wählt man wärmere Kleidung und buntere Farben, aber im Sommer sieht die ganze Bevölkerung aus, als komme sie eben aus dem Bette. Wohlhabende, Beamte u. dgl. tragen Gewänder von verschiedenen Farben und besserem Stoffe, entweder von Seide oder Tuch oder gewöhnlich von Halbseide, nach dem Muster unserer marmorirten Tapeten in hellen Farben gefärbt. In Kaschgar scheint es übrigens mit der Einfachheit nicht weit her zu sein, wenigstens nehmen die Bewohner dieser Stadt als Kalifoverbraucher eine sehr hohe Stelle auf der Stufenleiter der Menschheit ein, da ein jeder von ihnen mindestens zwei, die reicheren aber bis zu fünf und sechs Gewänder auf dem Leibe tragen. Hayward hatte Gelegenheit, die Nationaltracht im Winter zu beobachten, und ihm zufolge bestand sie gleichförmig aus einer Lammfellmütze, einem mit Schafpelz verbräunten naturfarbenen Rock, Filzstrümpfen und Stiefeln aus ungegerbtem Leder. Schmuck sieht man weder bei Frauen noch bei Männern, welche letzteren ein Messer am Gürtel als einzige Waffe führen.

Die Frauen tragen außer ihrem weißen Nachtkleide einen hohen runden Hut, der aus der Ferne einer Porzellanterrinen ähnelt; ihr Haar fällt in zwei großen Zöpfen den Rücken hinab. Die Frauen aus den niederen Ständen beschäftigen sich mit Stickereien und gehen, worüber sich schon Mir Jffet Ullah wunderte, der 1812 Yarkand besuchte, in vollkommener Freiheit unverschleiert umher; ja auch vornehmere Frauen, die einige Stunden des Tages in ihren Gärten außerhalb der Mauern zubringen, nahmen, wie Hayward berichtet, keinen Anstand, die Fremden mit neugierigen Augen zu betrachten.

Statt einer Ebene mit wandernden Herden und Hirten, wie sich Shaw Kaschgarien gedacht haben mochte, fand er ein gutbebautes Land mit festhaften Bevölkerungen und dichtbewohnten Städten, wo Leben und Eigenthum so gesichert erschienen, wie überhaupt unter Asiaten. In Yarkand zählte er 60 höhere, mit Stiftungen reich bedachte Schulen, an denen Gesetz und Religion, also der Koran, erklärt wurde, während in fast jeder Straße eine Knabenschule für den Unterricht im Lesen und Schreiben sorgte. Wochenmärkte wurden in jedem Dorfe wenigstens einer gehalten, auf denen Hammel- und Rindsfleisch um einen Silbergroschen das Pfund feil geboten wurde, neben Kameel- und Pferdefleisch, welches letztere wegen seines hohen Preises als Luxusnahrung gilt. Die Bäcker lieferten ein ganz vorzügliches leichtes Brot durch Anwendung von Dampf, ein Beispiel, welches anderwärts vielleicht nachgeahmt werden dürfte. In den Städten giebt es überall Theehäuser, und an den Straßenecken wird Scherbets aus Fruchtsäften verkauft, abgekühlt durch Eis, welches vom Winter her in eigenen Kellern aufbewahrt wird. Zuckerrohr, wie Ritter auf Grund chinesischer Chroniken behauptet, ist wol nie gebaut worden, doch bereitet man Zucker aus dem rothen und weißen Sorgo (*Holcus Sorghum* und *Sorghum saccharatum*). Der Landbau, der, wie wir gesehen, ausschließlich auf künstlicher Bewässerung beruht, hat Ditturkestan mit einem Adergeflecht von Kanälen bedeckt, und mehr als einmal sah Shaw, daß drei Kanäle in Stockwerken von verschiedener Höhe einander kreuzten. Diese Kunstblüte des Feldbaues darf uns einigermaßen in Erstaunen setzen bei einer Bevölkerung, die offenbar vor einer nicht allzu entfernten Zeit noch ein Wanderleben führte. Wir schließen dies aus der Bemerkung Shaw's, daß Niemand auf den Straßen und Märkten sich zu Fuße zeigt, daß auch Frauen reiten, und gebettelt wird ebenfalls vom Sattel aus. Daß sich der türkische Reitermann in einen Kanal-erbauer verwandeln konnte, ist gewiß ein sehr lehrreicher Zug in der Kulturgeschichte.

**Geschichtlicher Ueberblick.** Das Hochland Ditturkestan ist, soweit unsere Kenntnisse zurückreichen, vielen politischen Wechselln unterworfen gewesen. Ueber die ältere Geschichte des Landes ist natürlich aus abendländischen Quellen so gut wie nichts zu erfahren. Die iranischen Sagen kennen das Land unter dem Namen Khotan, also nach einer seiner Hauptstädte benannt, und nach dem oben Mitgetheilten ist es wol wahrscheinlich, daß arische Stämme, den Persern verwandt, in ältester Zeit das Land inne gehabt haben; die nämlichen Sagen betrachten aber dasselbe schon als chinesische Provinz, jedoch gewissermaßen als untergeordnetes Königreich. Die einzigen Quellen, auf die wir angewiesen sind, stammen aus China; sie stellen uns die Angelegenheiten jener Länder nur lückenhaft dar, aber was sie uns sagen zeigt, wie Prof. Spiegel meint, dessen bewährter Führung wir uns im Folgenden anvertrauen, daß wir uns über den Verlust vollständigerer Nachrichten vollkommen trösten können. Die Städte dieser Gegend scheinen zu keinem großen Reiche vereinigt gewesen zu sein; die einzelnen Städte hatten Häuptlinge, welche auch das umliegende Gebiet eine Strecke weit beherrschten und natürlich unter sich in beständiger Fehde lebten. Es zeigt sich auch, daß die Ansicht des iranischen Epos, alle die nördlichen Völker seien



eigentlich Unterthanen des Kaisers von China, im Wesentlichen nicht unrichtig ist, denn es läßt sich in der That der Einfluß China's bis auf die ersten Jahrhunderte nach unserer Zeitrechnung verfolgen. Derselbe entwickelte sich also nach der großen Völkerbewegung, welche einige Jahrhunderte v. Ch. die Völker der Hochebenen an den Grenzen China's in Bewegung setzte, das Thal des Tarym jedoch gar nicht oder nur wenig berührt zu haben scheint. Als die Yue-tschü von den Hiongnu veranlaßt wurden, aus dem heutigen Tangut auszuwandern, warfen sie sich auf die Sse, die in der Tsungarei wohnten, und zwangen sie, weiter nach Westen zu ziehen. Dasselbe scheint später der Fall gewesen zu sein, als die Yue-tschü durch die gleichfalls an der Grenze China's wohnenden Usun gezwungen wurden, ihre neu erworbenen Wohnsitze wieder aufzugeben und ebenfalls nach Westen zu ziehen. Erst später, als die Yue-tschü unter dem Namen Ye-ta in Nordindien und an den Grenzen Iran's ein mächtiges Reich aufgerichtet hatten, scheinen die Städte Ostturkestan's von ihnen politisch unterjocht und die dortige arische Bevölkerung aus ihren Sitzen vertrieben worden zu sein. Dies geschah um die Mitte des zweiten Jahrhunderts v. Ch., etwa als der erleuchtete Wuti den Kaiserthron China's einnahm. Diese Vertreibung der Arier aus Ostturkestan kann jedoch, nach der heute noch vorhandenen Mischung mit arischem Blute zu urtheilen, nicht vollständig gelungen sein. Der wirklich vertriebene Theil der arischen Urbevölkerung wanderte gegen die Hochlande von Pamir und ergoß sich von dort in die Thäler, die sich zum Oxus und in die bocharischen Ebenen hinabsenkten, wo sie blutsverwandte Stämme antrafen. Ein kleiner Bruchtheil blieb jedoch im Osten von Pamir, im Distrikt Sary-Kul und in dem Winkel zwischen diesem und dem Muz-Tagh oder Karakorumgebirge zurück, wurde aber vor einigen Jahren nach orientalischer Sitte in andere Wohnplätze überführt. Diese Leute sprechen einen mit sehr wenigen türkischen Wörtern gemischten persischen Dialekt und ohne eine Beimischung der südlich von ihnen gesprochenen Dardu-Idiome. Auch im Wakhanthale, an den Quellen des Oxus lebt, wie R. Shaw berichtet, noch ein solch versprengter arischer Stamm, von dem man behauptet, daß seine Sprache von jener in Badachschan und der bocharischen Tadschiks abweiche und sich von letzterer, die fast reines Persisch ist, durch das Vorhandensein vieler dem Sanskrit oder dem Takri ähnlichen Wörter unterscheide. Ist diese Angabe richtig, dann dürfte man das Wakhan-Idiom als ein Ueberbleibsel eines ganz bestimmten und sehr alten indogermanischen Sprachzweiges aus jener Zeit betrachten, wo die Arier sich noch nicht in die zwei großen Stämme der Beda- und der Zendsprache getheilt hatten.

Erst nachdem diese ethnographischen Veränderungen vollzogen waren, sehen wir den chinesischen Einfluß sich über jene Gebiete und noch weit darüber hinaus, bis nach Bochara und Chiwa und an die Ufer des Kaspiischen Meeres, erstrecken. Es sind besonders die Zeiten der Handynastie (163 v. Ch. — 196 n. Ch.), der Tangdynastie (618—907 n. Ch.), der Mongolen (1280—1341 n. Ch.) und der jetzt regierenden Mandschudynastie zur Zeit ihrer Blüte im siebzehnten Jahrhundert, welchen die Erhaltung und Fortbildung dieses Einflusses zu danken ist. Ein chinesischer Oberbeamter, der in Ostturkestan seinen

Wohnsitz nahm, hatte die Aufgabe, diese Völker bis zum Kaspischen Meere zu beaufsichtigen; die kleinen Fürsten der einzelnen Städte, die ohnehin wenig wirkliche Macht besaßen, fühlten sich durch die Auszeichnungen von Seiten China's geschmeichelt, mehr noch durch wirkliche Vortheile angezogen, die man ihnen zu bieten in der Lage war. Sie hatten wenig dagegen einzuwenden, Vasallen des Kaisers von China zu heißen, da die große Entfernung eine genaue Bevormundung doch unmöglich machte, dagegen in den Zeiten der Noth ihnen sich eine Aussicht auf Hülfe eröffnete. Im sechsten Jahrhundert n. Chr. erschienen die Uiguren, ein türkischer Stamm, und nahmen das Hochland ein. Diese Uiguren waren unstreitig, wie Friedrich Müller uns belehrt, der am weitesten in der Kultur fortgeschrittene Stamm der Tataren. Sie hatten frühzeitig eine eigene Schrift und Literatur; von der ersteren machen die Chinesen schon im Jahre 478 n. Chr. Erwähnung. Wahrscheinlich ist darunter eine nun verloren gegangene Schrift zu verstehen, die sich noch heutzutage auf einigen Inschriften findet. Später nahmen die Uiguren von den nestorianischen Missionären die syrische Schrift an, aus welcher sich auch die Schrift der Mongolen, Kalmüken und Mandschu entwickelte. Nach den Berichten der Chinesen waren am Hofe der uigurischen Khan's eigene Chronikenschreiber angestellt. Westlich vom Lop Noor traf der chinesische Pilger Fahian bereits zu Anfang des fünften Jahrhunderts gegen 400 Buddhisten und um dieselbe Zeit cirkulirten unter den Uiguren manche chinesische Werke in uigurischer Uebersetzung. Welches die ursprünglichen religiösen Ansichten der ostturkestanischen Bevölkerung waren, wissen wir nicht; aber es läßt sich ahnen, daß bei ihr dieselben dürftigen Vorstellungen von Himmelsgeistern sich vorfanden, wie sie sonst bei mongolischen und türkischen Völkerschaften erwähnt werden. Nicht zu bezweifeln ist ferner, daß sich die Religion Zarathustra's (Zoroaster) hierher verbreitet habe, schon durch die vielen Iranier, die im Lande sesshaft waren; noch im siebenten Jahrhunderte n. Chr. haben wir Nachricht, daß die türkischen Stämme im Norden des Tian Schan Feueranbeter waren. Auch die Nestorianer, die Anhänger des Patriarchen Nestorius von Konstantinopel, welche seit der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts in Persien die Separatkirche der chaldäischen Christen oder Thomaschristen gegründet hatten, drangen hierher vor, und wir wissen noch durch Marco Polo und andere Reisende des Mittelalters, daß hier christliche Kirchen zu finden waren. Alexander v. Humboldt machte zuerst darauf aufmerksam, daß noch im vierzehnten Jahrhunderte armenische Mönche ein Kloster am Nordufer des Issi-Kul gehabt haben sollen. Selbst die Anhänger des Manes, die Manichäer, warben hier um Gläubige; zur Zeit der Verfolgung zog sich nach dem Tode ihres Stifters diese Sekte jenseit des Oxus zurück und erhielt sich daselbst ziemlich lange Zeit hindurch. Dieser westliche Einfluß war aber wenigstens eine Zeit lang durch den von Süden aus vordringenden Buddhismus gänzlich in den Schatten gestellt. Seitdem Kaschmir buddhistisch geworden war und diese Religion sich auch in Kabulistan festgesetzt hatte, drang sie sowol über Tibet als von Baktrien aus noch Ostturkestan. Der erste Versuch, diese Länder zum Buddhismus zu bekehren, scheint bereits im Jahre 217 v. Chr. gemacht worden, aber nicht gelungen zu sein; im Jahre 122 n. Chr. erhalten

wir jedoch Nachricht von einer Buddhaſtatue in Yarkand. Zur Zeit als die buddhiſtiſchen Pilger China's dieſe Gegenden durchreiſten, alſo etwa um die Zeit der Anfänge der Uigurenherrſchaft in Oſtturkeſtan, muß der Buddhismus die herrſchende Religion geweſen ſein. In Khotan fand Fahian alle Einwohner ohne Ausnahme buddhiſtiſch, Mönche rechnete er weit mehr denn 10,000, das große Kloſter allein beherbergte deren 3000; buddhiſtiſche Feſte wurden dort mit großer Pracht gefeiert. Denſelben Zuſtand fand auch der ſpättere Reiſende Hiuen-Tſiang; er zählte in Khotan noch 100 Klöſter mit etwa 5000 Mönchen, ebenſo waren Kaſchgar und Yarkand gut buddhiſtiſch; in der Nähe der letzteren Stadt fanden ſich eine Menge Zellen, in einen Berg gehauen, in welchen Mönche lebten. Mit dem Buddhismus war auch eine Vorliebe für indiſches Weſen eingeſezogen, und die indiſche Literatur war ſo verbreitet, daß die chi-neſiſchen Reiſenden daran denken konnten, ſich dort die buddhiſtiſchen Werke wieder zu verſchaffen, die ihnen verloren gegangen waren. Das Vordringen des Islam ſcheint aber dieſen Zuſtänden ein ſchnelles Ende bereitet zu haben; ſchon die Uiguren waren, als ſie den Mongolen weichen mußten, der Mehrzahl nach Mohammedaner, und Marco Polo, der die Städte Oſtturkeſtan's in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts beſuchte, fand dieſe überwiegend moſlemitiſch, was ſie ſeither auch geblieben ſind.

Die Uiguren vermischten ſich zunächſt mit den mongoliſchen Stämmen, welche ihnen in der Herrſchaft Oſtturkeſtan's folgten. Am Anfange des dreizehnten Jahrhunderts begründete der Mongole Temudſchin, genannt Dſchingis-Khan, ſein Reich, das ſich bald über ganz Aſien erweiterte; nach ſeinem Tode zerfiel der Staat, und das weſtliche Turkeſtan wurde ſeit 1277 Mittelpunkt des Reiches Dſchaggatai, welchem auch Oſtturkeſtan angehörte, — vom Jahre 1369 an bildete jenes den Kern des neuen Weltreiches, welches Timur Beg, unter dem Namen Tamerlan oder Timurlenk bekannt, gründete und das in Samarkand ſeine Hauptſtadt hatte. Die von vielen namhaften Gelehrten getheilte Anſicht, daß dieſer gewaltige Eroberer mongoliſchen Urſprungs ſei, hat Prof. Vámbéry widerlegt, indem er deſſen rein tatarische Abkunft außer Zweifel ſetzte. Als auch Timur's Reich ſich haltlos auflöſte, machten türkiſche Stämme ſich wiederum zu Herren, bis in den Jahren 1758 und 1759 die Chineſen, welche es ſchon ſeit Kaiſer Kanghi (1696) verſtanden hatten, die ſeit dem Falle der Mongolendynaſtie etwas locker gewordenen Bande wieder zu befeſtigen, unter dem Kaiſer Kien-Luang als Eroberer eindringen und ihre Grenzwachen an die Gebirgspäſſe im Weſten und Nordweſten ſtellten. Es war dieſes die nämliche Eroberung, welche dem mächtigen Dſungarenreiche ein Ende bereitete, und deren Graufamkeit ich in dem Kapitel über die Dſungarei beſchrieben habe. Der entthronte Fürſt von Kaſchgar flüchtete mit ſeiner Familie nach Andidſchan im Khanate Chokand, und von da aus haben die Vertriebenen von Zeit zu Zeit Verſuche angeſtellt, das Erbtheil ihrer Väter wieder einzunehmen. Hat es alſo an Verſuchen, die chi-neſiſche Herrſchaft wieder abzuschütteln, ſeit etwa einem Jahrhunderte nicht gefehlt, ſo haben doch dieſe Aufſtände bis zu der uns ſchon von der Dſungarei aus bekannten jüngſten Erhebung der Dunganen keinen Erfolg gehabt. Unter der chi-neſiſchen Herrſchaft ruhte die Verwaltung des

Landes übrigens durchaus in den Händen autonomer kaschgarischer Behörden, welchen jedoch ein chinesischer Statthalter, der Amban, der das höchste Ansehen genoß, zur Seite stand. Schon in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts wußte Herr Wathen, persischer Sekretär der Regierung in Bombay, dem wir nicht unwerthvolle, aus dem Mund von Eingebornen gesammelte Nachrichten über Diturfestan verdanken, von der dort herrschenden Unzufriedenheit mit der chinesischen Regierung zu berichten. Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß dieselbe zu offener Rebellion gedieh, da die chinesische Macht, schon seit 1850 durch Kriege mit den Europäern erschüttert, den fernen Westen ihres Reiches nicht mehr in Botmäßigkeit zu erhalten vermochte.

Ehe ich die jüngsten Ereignisse, welche Diturfestan eine bedeutsame Rolle in der asiatischen Politik angewiesen haben, näher ins Auge fasse, müssen wir die kommerzielle Bedeutung dieses Gebietes beleuchten und dies geschieht wol am besten gleichfalls durch einen historischen Rückblick auf die Entwicklung des Handels, wobei wir uns wieder des trefflichen Prof. Spiegel als Führers bedienen. Nach der ganzen geographischen Lage war das Gebiet im Norden des Tarym dazu bestimmt, im Alterthum den so wichtigen Handel mit China zu vermitteln. Daß dieser sehr früh im Gange gewesen sein muß, beweist, daß schon Ezechiel seidene Stoffe kennt; ebenso fanden auch die Begleiter Alexander's d. Gr. seidene Gewänder in Indien vor, und diese können in damaliger Zeit nur aus China gekommen sein. Die indischen Quellen zeigen, daß man dort nicht nur Seide und seidene Zeuge, sondern auch Eisenwaaren, Gold und Edelsteine, dann Pferde, Esel und Felle verschiedener Thiere aus China erhielt, theils direkt über Khotan, theils aber auch auf den Umwegen über das obere Gebiet des Tarartes (Marn) und durch Baktrien. Ein Hauptweg dieses Handels scheint von jeher durch Kaschgar gegangen zu sein, und das Land Serike bei Ptolemäos bezeichnet, wie Prof. Spiegel meint, wahrscheinlich das Gebiet im Norden des Tarym. Seine Stadt Sera scheint das jetzige Kamul zu sein. Plinius und Strabo hingegen suchten das Sererland in Tocharistan, welches sie sich im Quellengebiet des Oxus dachten. Sicher und bestimmter werden aber die Nachrichten erst, seitdem der Kaiser Wuti auf den chinesischen Thron gelangt war; es war dieser einer der seltenen Monarchen, welche ihre Macht nicht bloß benutzen, um ihr Gebiet zu vergrößern, sondern auch um dem Handel neue Bahnen zu eröffnen. Die Politik des chinesischen Reiches scheint damals noch nicht dem Systeme der Abschließung gehuldigt zu haben; man war von der Wichtigkeit des westlichen Handels vollkommen überzeugt und suchte ihn mit Kraft und Ausdauer zu beleben. Was ihn am meisten beeinträchtigte und unsicher machte, waren die verwirrten Verhältnisse der Hochebene, welche China vom Westen trennt; dort übten damals die den Chinesen feindlichen Hiongnu, in welchen wir die ältesten Tataren erkennen dürfen, einen überwiegenden Einfluß aus. Um ihre Macht zu brechen, suchte sich Wuti mit den von den Hiongnu vertriebenen Usun zu verbinden und dieselben zu bewegen, in ihr Vaterland zurückzukehren. In dieser Angelegenheit schickte er seinen Feldherrn Tschangkien zu ihnen; dieser fand die Usun in Baktrien wohnend, aber sehr zufrieden mit ihrer neuen Heimat und gar nicht geneigt, in die alte zurückzu-

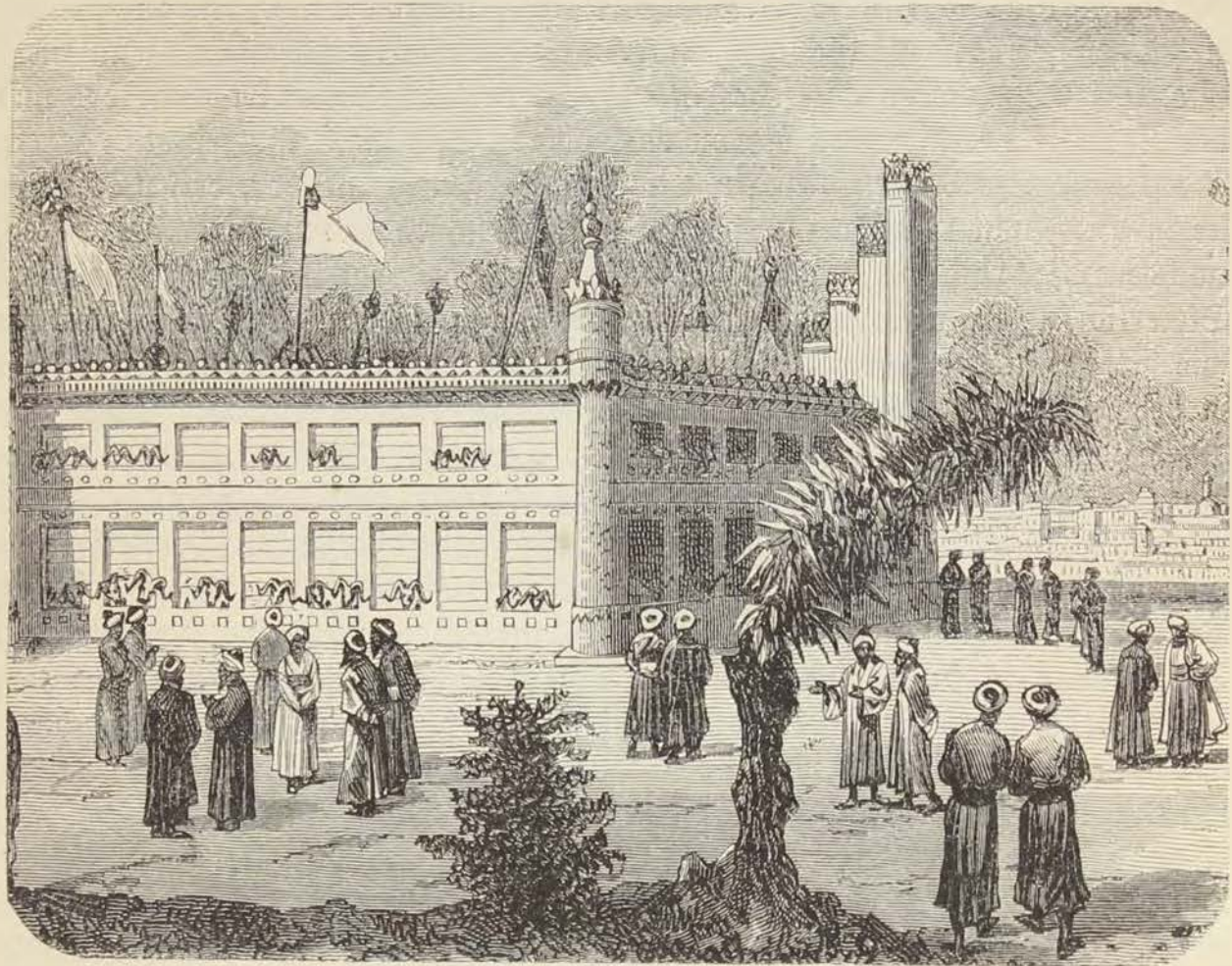
wandern, — sie ließen sich indeß willig finden, in Handelsbeziehung zu treten, und seit dieser Zeit kennt man in China die Handelswege nach dem Westen. Eine Folge dieser Handelsbeziehungen war die Einführung des Weinbaues und einer Art von Klee nach China und die Verbreitung der Seidenzucht nach Ferghana in Westturkestan und ziemlich gleichzeitig durch eine chinesische Prinzessin auch nach Khotan. Die Kunst, eiserne Töpfe zu gießen, soll gleichfalls von China aus nach diesen Ländern gedrungen sein. Es versteht sich auch ohne besondere Meldung, daß an diesem Handel zwischen den Chinesen und den westlichen Völkern sich auch die dazwischenliegenden Länder betheiligten. Ostturkestan hatte außerdem einige ihm eigenthümliche Produkte, wegen welcher es genannt wird; in Fran war es der Moschus, den man am besten aus diesem Lande zu erhalten glaubte, in China der schon einmal erwähnte Nephrit oder Nustein. Die alten Handelsstraßen nun sind noch heute im lebhaften Betriebe; in neuerer Zeit ist noch der Handel mit Rußland hinzugekommen. Die russischen Kaufleute kommen über Kuldtscha, Aksu und Kutschu, sowie auf den Wegen, welche wir im Tian Schan beschrieben haben; sie bringen Tücher, Brokate, Silber, Kupfer, Stahl und Pelzwerk, das sie gegen Thee, Khabarber und Ammoniak umsetzen. In neuester Zeit sind nun auch die Briten von Indien aus bestrebt, sich dieses Handelsgebiet zu erschließen, und sehen wir hier von Engländern und Russen einen bisher friedlichen Wettstreit führen, der die politischen Vorgänge an jener Stelle Asiens in den Vordergrund gedrängt hat. Wir wollen daher zu diesen zurückkehren.

Nachdem ich den Verlauf der siegreichen Empörung der Dunganen in der Dsungarei schon geschildert habe, genügt es hier, die Wendung der Ereignisse im Süden des Tian Schan zu betrachten. Hier riefen die Dunganen die Chodschas oder Glieder der Familie, welche im verflossenen Jahrhunderte über Kaschgar und Yarkand geherrscht und sich dann nach Chokand geflüchtet hatte, wieder zurück. Ein Abkömmling dieses selben Hauses, Wali-Khan, war es, der schon 1857 versucht hatte, sich Ostturkestan's zu bemächtigen. Leider benutzte er die kurze Dauer seiner Macht, um den Tod des in seine Hände gerathenen Schlagintweit anzuordnen. Diese alte Fürstenfamilie hatte sich nun seit lange in zwei Linien gespalten, deren Anhänger sich Weißmützen und Schwarzmützen nannten. Dschantal-ed-Din Chodscha, von der Linie der Schwarzmützen, wurde nun von den Dunganen in die Herrschaft der Städte eingesetzt, die sie 1864 in ihre Gewalt brachten, Kaschgar dagegen öffnete seine Thore dem Vertreter der Weißmützen Buzurg- (oder Bfrug-) Khan. An seiner Seite erschien ein Mann, der mächtig eingreifen sollte in die Geschicke des Landes und es verdient, daß wir einige Augenblicke bei ihm verweilen.

Im Dorfe Bischbek, auch Bisked genannt, im Distrikt Kurama zwischen Taschkend und Chokand, ward vor etwa 46 Jahren Mohammed Yakub als Sohn eines chokanzischen Zollbeamten oder, richtiger gesagt, Schreibers geboren. Gleich allen Männern iranischer Herkunft hat Mohammed Yakub in den frühesten Jugendjahren bald bei dem einen, bald bei dem andern chokanzischen Sipahi das Amt eines Schreibers bekleidet. Durch seine geistige Behendigkeit hervorragend und von dem verstorbenen Mohammed Ali Khan zur Stelle eines

Diwandschis (Oberzolleinnehmer) befördert, ward er von dem Khytschakenhäuptling Mlim-kul im Jahre 1847 zum Pansad-Baschi oder Kommandanten von 500 Mann ernannt und trat hiermit in die Reihe der rechtlichen Sipahis ein. Das in unseren Tadschik gesetzte Vertrauen war so groß, daß wir ihn im Jahre 1853 als Kommandanten der chofanzischen Festung Ak-Mesdsched am Syr-Darja finden, zur Zeit als dieser wichtige Platz von den Russen belagert wurde. Obwol die Festung schließlich genommen ward, sind die Russen doch einstimmig, den Muth und die Ausdauer anzuerkennen, womit Ak-Mesdsched von Mohammed Yakub vertheidigt wurde. Auch nach dem Falle der Festung scheint Mohammed Yakub das Vertrauen Mlim-kul's, des damaligen Herrschers von Chofand, nicht verloren zu haben, denn als die ostturkestanischen Chodschas zu Andidschan unter der Führung des oben genannten Buzurg-Khan zu einer Expedition nach ihrem Heimatlande sich rüsteten und von Mlim-kul wenigstens moralische Unterstützung verlangten, da stellte ihnen dieser unsern Helden Mohammed Yakub in der Eigenschaft eines Kuschbegi oder Großvezier, wie man im westlichen Asien sagen würde, zur Seite. So kam Mohammed Yakub nach Ostturkestan, wo er zur Zeit seiner Ankunft die Rebellion der Dunganen in vollem Gange fand. Buzurg-Khan und er wandten sich gegen die Dunganis, welche sich nach Einnahme der Stadt Kaschgar eben allen Greueln der Verwüstung hingaben, schlugen sie aufs Haupt und tödteten ihren Anführer Sadik. Dies geschah im Januar 1864. Buzurg-Khan begann nun seinerseits die noch nicht gefallene Festung von Kaschgar (Yangi-Schahr) zu belagern, und der Kuschbegi wandte sich darauf im Herbst desselben Jahres gegen Yarkand, welches schon 1863 von den Dunganis genommen worden war; im Winter 1864—65 gelang es ihm, dieselben bei Kyzyl total zu schlagen, worauf er nach Kaschgar zurückkehrte, vor dem Buzurg-Khan noch immer lag, ohne wesentliche Erfolge zu erzielen. Erst Yakub Beg gelang es, auch diesen festen Punkt zu Fall zu bringen, Anfangs 1865. Nirgends hatten sich die Chinesen, sagt Bambery, am allerwenigsten den Tataren gegenüber, den Ruf besonderer Tapferkeit erworben, doch in der Festung Kaschgar machten die bezopften Söhne des himmlischen Blumenreiches eine Ausnahme; es schien, als wenn sie ein Bewußtsein des entscheidenden Kampfes gehabt, als wenn sie es geahnt hätten, daß diese Thäler des Tian-Schengebirges die Drachenfahne nicht so bald wiedersehen würden, denn sie vertheidigten sich mit einem Löwenmuth, der den tapfersten aller Völker zur Ehre gereicht haben würde. Hr. Shaw hat uns mit den Einzelheiten dieses Kampfes bekannt gemacht. Als der chinesische Amban, ein etwas dicker Herr, das unausbleibliche Ende des Drama's herannahen sah, rief er seine obersten Offiziere zusammen unter dem Vorwande, wegen der Uebergabe des Ortes an den Kuschbegi Rath zu pflegen. Die Offiziere gaben ihre Einwilligung. Man verabredete schon unter einander die Geschenke, welche dem Sieger überreicht werden sollten, und der Amban, der, von seinen Töchtern umgeben, auf seinem Lehnstuhle seine Pfeife schmauchend saß, ließ den versammelten Untergebenen durch seine Söhne Thee kredenzen. Schon ertönte das rasende Schlachtgeschrei: „Allahu akbar“ (Gott ist der Größte) in den Ohren der Gesellschaft, schon hörte man das wilde Zetergeschrei der

Heranstürmenden, als der Amban ganz gelassen seine Pfeife aus dem Munde nahm und die feurige Asche auf die Oeffnung einer unter seinem Stuhle befindlichen Pulvermaschine schüttete, eine Mine, die mit dem untern Geschosse und dem dortigen Pulvermagazine in Verbindung stand. Während die Offiziere noch unter einander Rath hielten, explodirte die Mine, und mit ihr flog das Haus, der Amban und Familie sammt den Anwesenden in die Luft. So wissen chinesische Krieger zu sterben. Mohammed Yakub, der indeß etwas Aehnliches vermuthete, hatte sich wohlweislich gehütet, persönlich in die Festung zu dringen.



Hazret-Afak's Mausoleum bei Kaschggar.

Herr von Yarkand und Kaschggar, geizte nunmehr Yakub Beg nach der obersten Staatsgewalt. Buzurg-Khan, dem er diente, ergab sich ohnehin der Trägheit und Ausschweifungen aller Art, so daß es ihm nicht sonderlich schwer fiel, denselben durch eine ehrenhafte Gefangenschaft zu beseitigen; den Chodscha Walli-Khan, der seiner Zeit Schlagintweit's Tod verschuldet, ließ er hinrichten und nahm sodann den alttürkischen Titel „Atalik-Ghazi“, d. h. Vormund der Kämpen, an. Im Laufe der Jahre breitete er seine Macht noch über die Orte Maralbashi, Rhotan, Gutschen, Nischursan und Sary-Kul aus, in neuester Zeit bis nach Kanul — mit einem Wort, er ward der mächtigste, alleinige Herrscher in ganz Ostturkestan. Auch auf Kuldscha und die Dsungarei hatte er seine Absichten ausgedehnt, doch kamen ihm darin die Russen zuvor, indem sie 1870 das ganze Gebiet besetzten, so lange, bis die Peking'sche Regierung im Stande sein würde, ihre Autorität wieder mit entsprechenden Kräften geltend zu machen, eine Bedingung, welche die Himmlischen bislang noch unerfüllt ließen.

Ueber die ersten Beziehungen des neuen Staates zu seinen nördlichen und südlichen Nachbarn herrscht noch immer solches Dunkel, daß die Wahrheit sich kaum ermitteln läßt. Einigen zufolge hätte das Reich Dschiti-schar oder Kaschgarien, wie man es gern nach der Stadt Kaschgar nannte, in welcher der Atalik Ghazi seine Residenz aufschlug, seine Selbständigkeit den Russen verdankt, denn diese hätten, nachdem sie Samarkand unterworfen, dem neuen Nachbar geholfen, seine auffässigen Unterthanen zur Ruhe zu bringen. Doch vermag ich für diese Thatsache keine Anhaltspunkte zu finden und erachte sie für wenig glaubwürdig. Viel wahrscheinlicher klingt die Version, daß die Beziehungen zu Rußland sich von Anfang an ziemlich unfreundlich gestalteten, und in der That sehen wir sehr bald die Truppen des neuen Machthabers und der Russen im Gebiete des Maryn oder oberen Syr-Deſjä sich feindlich gegenüberstehen. Die Russen drangen mit Macht gegen Jakub vor, dessen Truppen sie in die Flucht schlugen und der sich endlich entschloß, um Frieden zu bitten, nachdem der russische Kapitän Reinthal 1868 bei ihm in Kaschgar gewesen. Sicherlich neigte also Mohammed Jakub sich weit eher den Engländern zu, wie sein Benehmen gegen die beiden privaten Reisenden G. Hayward und Robert Shaw schließen läßt. Diese beiden Engländer waren nach langer Zeit die ersten Europäer, welche von Süden her nach Ostturkestan eindrangten, wo ihr Vorgänger Adolph v. Schlagintweit 1857 den Tod gefunden. Der Atalik nahm aber die beiden Reisenden aufs Freundlichste auf, bewirthete sie und äußerte ganz unumwunden, daß ihm nichts erwünschter und sehnlicher wäre, als eine Konnexion mit der englischen Regierung in Indien. Den leitenden Staatsmännern in Calcutta wäre es also schon damals, 1868, ein Leichtes gewesen, sich alles Einflusses in Ostturkestan zu versichern, erst aber, nachdem Mohammed Jakub nicht weniger als vier Gesandtschaften nach Calcutta geschickt hatte, entschloß sich die indische Regierung ihrerseits, eine Mission nach Kaschgarien auszurüsten. An ihrer Spitze stand der politische Kommissar in Dschelenden, Herr L. Douglas Forsyth, der Beziehungen angeblich kommerzieller Natur mit dem Atalik anknüpfen sollte, in Wahrheit aber rein politische Zwecke verfolgte. So wie nämlich im Frühjahr 1869 die britischen Staatsmänner in Afghanistan ein nordwestliches Bollwerk gegen das Vorrücken der Russen in Mittelasien zu errichten beabsichtigten, so wendeten sie sich nun 1870 gegen Nordosten mit dem Vorsatze, eine zweite Schutzmauer jenseit des Karakorum-Passes auf den Ebenen Ostturkestans aufzubauen. Herr Forsyth begab sich also 1870 in Begleitung mehrerer Sekretäre, des Herrn Shaw und des indischen Kaufmannes Tara Singh, nach Ostturkestan, gelangte aber blos bis zur Stadt Markand, wo er sich höchstens vier Wochen aufhielt, und mußte, ohne den Atalik Ghazi zu sehen und mit ihm die nöthigen Stipulationen zu machen, unverrichteter Dinge heimkehren. Diese erste englische Mission war ein vollkommenes Fiasco.

Man wird kaum fehlgehen, wenn man das Fehlschlagen dieser Gesandtschaft dem Einflusse der Russen zuschreibt; der Atalik mochte sie nicht lieben, jedenfalls fürchtete er sie und hatte auch allen Grund dazu, denn sie standen ihm geographisch beträchtlich näher als die Engländer im entfernten Indien.



In der Macht der Russen stand es jeden Augenblick, von den Bergen des Tian Schan in die kaschgarische Ebene herabzusteigen und dem jungen Reiche im Tarym-Becken ein jähes Ende zu bereiten. Rußland zog es indeß vor, seine Ziele auf güttlichem Wege zu erreichen. „Rußland muß in Asien so weit vordringen, bis Ordnung der Ordnung begegnet“, so lautet das Programm, welches der russischen Politik zur Richtschnur diente und noch dient. War der Atalik Ghazi, wie es allen Anschein hatte, im Stande, Ordnung in Dstturkestan zu schaffen, so lag kein Grund zu weiterem Vordringen nach jener Seite vor, und es handelte sich bloß darum, mit dem neuen Nachbar in guten Beziehungen zu leben. Solches mochte wol auch Yakub erwägen und deshalb dem russischen Einflusse sich nicht unzugänglich zeigen, der ihm zu verstehen gab, daß die Freundschaft des St.-Petersburger Kabinetts nur dann erhältlich sei, wenn er sich von jeder Verbindung mit den Briten fern halte; deswegen mußte Herr Forsyth unverrichteter Dinge abziehen. Zwar war dieser russische Einfluß damals noch nicht stark genug, um der zweiten Mission des Kapitäns Reinhalden Erfolg zu sichern, der 1870 wieder nach Kaschgar kam, gleichsam als Fühler und „zur Regulirung der Handelsbeziehungen“. Nachdem aber die Russen durch die Einnahme von Kuldtscha dem Atalik den fettesten Bissen vor der Nase weggeschnappt, erkannte der schlaue Asiatische es für ersprießlich, den mächtigen nordischen Nachbar nicht zum Feinde zu haben, und sprach in einem besonderen Schreiben den Wunsch aus, mit Rußland in nähere und freundschaftliche Verührung zu treten. Es ward deshalb am 25. April 1872 Kapitän Baron Kaulbars mit einer kleinen Gesellschaft zum Abschlusse eines Handelsvertrages nach Kaschgar gesendet, wo seiner der wärmste Empfang harrte. Während die Engländer für die Dauer ihres Aufenthaltes in Kaschgar sozusagen in ehrenvoller Haft gehalten worden waren, konnten die Russen sich frank und frei bewegen; ja zwei Kaufleute erhielten Erlaubniß und Schutz zu einer Handelsreise nach Yarkand und Khotan. Selbst eine militärische Revue, welche Baron Kaulbars sich ausbat, wurde sofort bewilligt, wobei Yakub-Khan sich äußerte, er betrachte die Russen als intime Freunde, sonst hätte er ihnen seine Streitkräfte nicht gezeigt. Feinden, meinte er, pflege man seine Verhältnisse nie kundzugeben. Natürlich führten unter solchen Umständen die Unterhandlungen bald zu dem gewünschten Resultate, und am 21. Mai ward ein Handelsvertrag unterzeichnet, welcher Rußland das Monopol in Dstturkestan sicherte und auf politischem wie kommerziellem Gebiete den Briten einen herben Schlag versetzte. Schon bald darauf lesen wir von der Masse russischer Waaren, vornehmlich bunte Kattune, Tücher und Messerwaaren, wie z. B. Taschenmesser und Stahlfachen ähnlicher Gattung, welche in die Bazare Yarkands eingeführt wurden und ihrer wohlfeileren Preise wegen das Geschäft von dem mit englischen Produkten versorgten Leh in Klein-Tibet völlig ablenkten. Die Russen nützten also ihren Handelsvertrag mit Dschi-ti-schar tüchtig aus und machten den Engländern eine empfindliche Konkurrenz.

Mit dem Atalik Ghazi war indeß kein dauernder Bund zu flechten. Kaum war Kaulbars abgereist, so bemächtigte sich seiner eine Art Reue und, insgeheim vor russischer Annektirung hangend, wendete er sich nach Konstantinopel,

wohin er Anfangs 1873 einen Gesandten schickte, um sich und sein Reich unter die Suzeränität der Pforte zu stellen, die zwar gar nicht wußte, was sie mit diesem Angebote anfangen sollte, dem Atalik aber den Titel eines „Emir“ verlieh und ihm einige türkische Offiziere als Drillmeister seiner Armee überließ. Dafür ließ Mohammed Jakub in seinem Lande Münzen mit dem Bildnisse des Sultans prägen und in Umlauf setzen. Die Ereignisse in Khiwa 1873 übten freilich wieder einen heilsamen Einfluß auf den wankelmüthigen Herrscher, der sich nunmehr entschloß, in direkte Verbindung mit der russischen Regierung zu treten, und zu diesem Behufe seinen vertrautesten Rathgeber nach St.-Petersburg entsendete; schon im nämlichen Jahre aber machte sich wieder eine intimere Annäherung an England bemerklich, welche eine neue militärisch-politische Mission des Herrn Forsyth nach Kaschgar zur Folge hatte. Der Umstand, daß es den chinesischen Armeen zuletzt doch gelungen war, der mohammedanischen Bewegung in den westlichen Provinzen Herr zu werden, infolge dessen Dshi-ti-schar im Osten sich bedroht glauben durfte, mag die Besorgnisse des Emir wesentlich gesteigert und ihn veranlaßt haben, sich England gänzlich in die Arme zu werfen und dessen Beistand anzunehmen.

Die neue Gesandtschaft, die nach Kaschgar ging, bestand aus Herrn Douglas Forsyth und einem großen Stabe von Offizieren und Gelehrten, darunter Oberstleutnant Gordon, Kapitän Biddulph, Kapitän Chapman, Kapitän Trotter von der indischen Landesvermessung, der bekannte österreichische Naturforscher und Geologe Dr. Ferdinand Stoliczka, Dr. Bellew u. A., im Ganzen 350 Personen und 100 Pferde. Nach einem sehr schwierigen, aber erfolgreichen Uebergange durch die Himalaya- und Karakorum-Pässe erreichte die Gesandtschaft am 8. November 1873 die Stadt Yarkand, wo sie einen langen Aufenthalt nahm. Die Briten gingen diesmal auch frei und ungehindert umher und wurden mit größter Aufmerksamkeit behandelt. Zu leiden hatten sie nur von der wahrhaft erdrückenden Gastfreundschaft des Emir. Endlich erreichte man Kaschgar, wo die einzelnen Mitglieder der Expedition sich sehr zweckmäßig in den Umgebungen zerstreuten und dort Forschungen anstellten, welche zum ersten Male sichere Grundlagen für die Geographie des Tarym-Beckens gewährten. Forsyth aber schloß am 2. Februar 1874 mit dem Emir einen Freundschafts- und Handelsvertrag, der als handelspolitischer Schachzug gegen Rußland aufzufassen ist und den Engländern und ihren Allirten wichtige Vorrechte einräumte. England erkannte mit diesem Dokumente den Emir und seine Nachfolger als unabhängige Regenten von Kaschgar und Yarkand an, was Rußland, mit der Peking-Regierung eng befreundet, niemals gethan. Artikel 6 des Vertrages gewährte den Briten das Recht, einen Repräsentanten am Hofe des Emir zu halten, zu welchem Amte Herr Robert Shaw berufen ward. Zugleich nahmen die Beziehungen Kaschgars zu Rußland einen immer gespannteren Charakter an. Während die Russen in Kaschgar ein Serai für den Gebrauch der russischen Kaufleute bauten, welche, mit ihren Gütern aus Westturkestan kommend, das Bedürfniß eines solchen Etablissements stark empfanden, erfuhr die gegen Ende 1873 nach Kaschgar gekommene russische Karawane des Kaufmanns Puryschew die übelste Behandlung, indem ihr die Waaren abgenommen

und mit halbem Preise bezahlt, während Purnschew selbst von den Beamten Jakub's ins Gefängniß geworfen und durchgeprügelt wurde, als er sich beim Emir darüber beklagte. Jetzt, während man den Engländern den festlichsten Empfang bereitete, wurde der militärische Regierungsbevollmächtigte Rußlands, der bis dahin beständig bei dem Emir beglaubigt war, von letzterem nach Hause geschickt. Natürlich rüstete sich Rußland noch im Frühjahr 1874 zu einer Züchtigungsexpedition, falls nicht die gleich darauf vom Vertreter des Generalgouverneurs in Westturkestan verlangte Genugthuung bewilligt würde, wozu sich Mohammed Jakub wohl oder übel verstehen mußte. Allerdings hatte der Emir die Eventualität einer russischen Invasion ins Auge gefaßt und deshalb die Ausgänge der Tian-Schan-Pässe befestigt, doch sind die Russen in Asien mit noch viel schwierigeren Dingen fertig geworden, und obwohl die englischen Offiziere aus Forsyth's Generalstab, welche diese Befestigungen zu besuchen nicht versäumten, gewiß mit ihren Rathschlägen und Korrekturen nicht hinter dem Berge hielten, mochte es Jakub-Khan doch klar sein, daß diese Werke die Russen kaum aufhalten dürften.

Zimmerhin durfte England sich momentan eines ansehnlichen Erfolges rühmen, denn es hatte den Herrscher eines Landes, das größer ist als Frankreich und Deutschland zusammengenommen, unter seinen Einfluß gebracht. Aber auch nur momentan. Seine Bestrebungen, einen lebhaften, ja großartigen Waarenaustausch zwischen Indien und Kaschgarien ins Leben zu rufen, wurden keineswegs von entsprechenden Erfolgen gekrönt. Die Ein- und Ausfuhr hob sich gegen früher wol auf den zehnfachen Betrag, die Händler fanden dabei auch ihre Rechnung, und es bildete sich deswegen 1874 im Pundschar auf Aktien mit vorläufiger Einzahlung von  $\frac{1}{2}$  Million Mark die „centralasiatische Handelsgesellschaft“, welche am 30. Juni 1874 unter der Leitung der Kaufleute Kussel und Dalgleich die erste Karawane nach Kaschgarien abfertigte; die Geschäfte machten aber nur sehr langsame Fortschritte, und bald kam man dahinter, daß die Verkehrssteigerung in Wirklichkeit nicht so groß sei, wie sie nach den Handelsausweisen erschien. Man hatte die Unwegsamkeit des riesigen Gebirgslandes und die Unstabilität asiatischer Zustände vergessen, und es stellte sich als einzig dauernder Erfolg der ganzen Mission die durch die wiederholten Uebersteigungen des Karakorum und Künlün gewonnene, auf eingehende und gründliche Kenntniß der geographischen Territorialverhältnisse gegründete Ueberzeugung heraus, daß, wenn natürliche Schwierigkeiten von unüberwindlicher Größe eine Annäherung oder näheres Heranrücken an Ostturkestan zur Unmöglichkeit machen, ein etwaiger Angriff Rußlands von dieser Seite her ebenfalls unmöglich ist. Kaum hatten indeß die Russen Kenntniß von den englisch-kaschgariischen Abmachungen erlangt, als sie in aller Stille ihre Maßnahmen trafen, um dem übermüthigen und nach beiden Seiten hin verlogenen Emir die Flügel zu stutzen. Noch im Juni 1874, wenige Monate nur, nachdem Forsyth Kaschgarien verlassen hatte, kam die überraschende Kunde, daß chinesische Truppen gegen Dschiti-ti-schar anrückten, dessen Herrscher in Peking stets als Rebell und Usurpator betrachtet wurde. Schon damals erblickten Einige in diesem Unternehmen der Chinesen gegen Kaschgarien eine Gegenmine

wider die letzte englische Mission, welche im Einvernehmen mit der befreundeten russischen Regierung, wenn nicht gar auf deren Anregung, erfolgte. Es ist ganz unglaublich, welche Fülle von verworrenen, sich gegenseitig widersprechenden Nachrichten über die Vorgänge in jenem fernen Theile Asiens während der letzten Jahre durch die europäischen Tagesblätter schwirrten und ihre gläubigen Leser fanden. Bald hieß es, China wolle nicht blos Kaschgar, sondern auch Rußland mit Krieg überziehen, bald wollte man von einem Schutz- und Trutzbündnisse Rußlands mit Kaschgarien wissen, und was derlei albernes Gerede mehr war. Die einfachen Thatsachen waren die, daß China in der That eine zahlreiche Armee wider den Emir von Kaschgar sendete und Rußland den Erfolgen der Himmlischen mit wenig verhehlter Befriedigung zusah, England aber gleichfalls völlig unthätig blieb, freilich schon aus dem Grunde, weil es den sich entwickelnden Ereignissen gänzlich machtlos gegenüberstand.

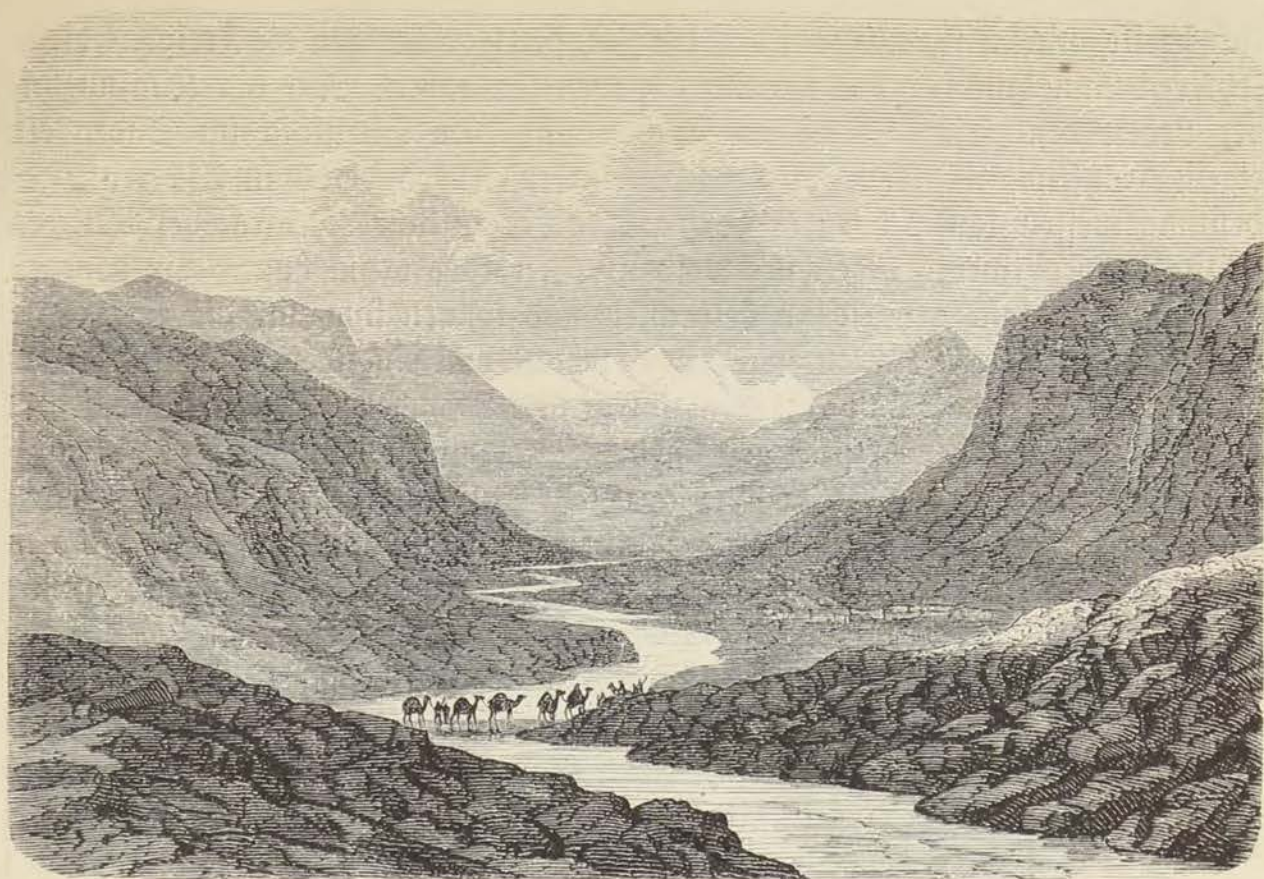
Was nun die Kriegsoperationen der Chinesen anbelangt, so hatten im östlichen Theile Ostturkestans die früheren Aufstände gegen die Herrschaft des Emirs, die für einige Zeit aufgehört hatten, sich wieder erneuert, und 5000 Chinesen brachen von Hami oder Chamil gegen Turfan auf, entsendeten ein Rekognoszirungscorps gegen Kaschgar und beunruhigten den ganzen Kulturstreifen am Südschwange des Tian-Schan so sehr, daß der Emir beschloß, seinen Sitz in Aksu, nordöstlich von Kaschgar, zu nehmen, um mit der Hauptheeresmacht dem Schauplatze der Kämpfe näher zu sein. Die chinesischen Truppen in jenem Gebiete waren schlecht bewaffnet und ausgebildet, in taktischer Beziehung standen sie unter den schlechtesten europäischen Truppen. Viel günstiger urtheilte man über Yakub's Armee, welche ein stehendes Heer von 10—15,000 Mann, nach europäischer Art gebildet und eingetheilt, mit guten Hinterladern bewaffnet, dann aber zahlreiche Irreguläre, Letztere freilich eine zerlumpte, halbverhungerte Bande, umfaßte. So fand denn der chinesische Angriff den Emir nicht ganz unvorbereitet. Die Erbauung einer starken Citadelle in Aksu, der größten Stadt im Nordosten des Reiches, zeigt ihn als einen geschickten Strategen und vorsichtigen Politiker, denn diese Stadt ist von Nord wie Süd schwer zugänglich und beherrscht die Straße nach Kaschgar. Mit Rußland trachtete Yakub-Khan sich um so mehr gut zu stellen, als er bald erkannte, daß die englische Politik ihn trotz des 1874 abgeschlossenen Bündnisses, wodurch Indien zur Hülfeleistung verpflichtet war, schmählich im Stiche ließ. War ja auch der britische Resident, Herr Shaw, nach Indien zurückgekehrt, ohne daß die Gründe dafür recht klar wurden. So beeilte sich denn der Emir, die Russen durch eine eigene Gesandtschaft zu der Unterwerfung Khokands beglückwünschen zu lassen, was in Erwiderung der Höflichkeit die Entsendung des Hauptmannes Kuropatkin nach Kaschgar veranlaßte. Andererseits versäumte er es doch nicht, während er mit 40,000 Mann gegen die von den Chinesen besetzten Städte Hami, Barkul und Gutschien losmarschirte, 1876 eine Gesandtschaft an den Bizekönig von Indien zu senden. Der Gesandte war Yakub-Khan, Neffe des Emir, derselbe, der als Gesandter zum Bizekönige 1872 kam und mit Briefen an den Sultan nach Konstantinopel weiterging, und hatte den nun unterschriebenen und mit dem Siegel des Emir versehenen

Vertrag von 1874 zu überbringen, wahrscheinlich aber auch die Verpflichtungen desselben den indischen Staatslenkern in Erinnerung zu bringen. Dann sollte er nach Konstantinopel ziehen, um dort als Bevollmächtigter des Emir zu verweilen. Im Sommer jenes Jahres begab sich Jakub nach Turfan an der chinesischen Grenze und hielt sich noch im Spätherbste dort auf; seine daselbst zusammengezogene Armee muß aber vor den chinesischen Truppen nicht Stand gehalten haben, denn er zog sich in das etliche Tagereisen hinter Turfan gelegene Städtchen Toksun zurück; hier scheint er manche Demüthigung erlebt zu haben. Noch 1876 kam die Nachricht, daß der Häuptling von Tschulum sich gegen ihn empört und über seine Truppen Erfolge errungen habe; bald darauf, daß der Sohn Jakub's von den Chinesen gefangen genommen worden sei. Letztere waren trotz aller Feigheit und des Mangels an Disziplin dadurch im Vortheil, daß sie sich nebenbei auch einer bedeutenden Unterstützung seitens chinesischer Flüchtlinge erfreuten, die in die Berge der Umgegend von Szangangedrängt worden waren. Am 7. September 1876 erstürmten die Chinesen Hami, bei welcher Gelegenheit die Kaschgaren die Flucht ergriffen, in Folge dessen bald darauf Urumtsi, Kutubi und Sandschi sich ohne Schwertstreich ergaben. Am 10. November fiel auch Manas. Mit diesem Siege begründeten die Chinesen aufs Neue ihre Herrschaft in jenen östlichen Ländereien des Emir, und dies verdankten sie hauptsächlich der Haltung Rußlands, welches die chinesische Armee in freundschaftlicher Weise versorgte. Diese Verpflegung nahm einen ganz systematischen Gang, indem aus Semirjetshensk und Kuldscha regelmäßig Korn- und Mehl-Karawanen unter russischer Eskorte durch Gutschen ins Hauptquartier des chinesischen Generals unterhalten wurden. Unter solchen Umständen waren die weiteren Chancen für Mohammed Jakub keineswegs günstig und durfte man seinem baldigen Untergange entgegensehen. Zu solcher Annahme berechnete erstens die Ueberlegenheit der chinesischen Streitkräfte, dann aber auch die seit Jahrhunderten bei den Chinesen übliche Strategie gegen Ostturkestan, bei welcher die kaiserlichen Truppen trotz wiederholter Unfälle, trotz aller Disziplinlosigkeit und aller Unfähigkeit der leitenden Generale wol im Schneckengange fortschritten, aber schließlich dennoch, oft nach Jahrzehnten, das Feld behaupteten. Und so kam es auch in der That. Im Frühjahr 1877 mußte Jakub das Städtchen Toksun räumen und sendete noch im Winter eine Gesandtschaft nach Tashkend, durch welche er gegen China russische Vermittlung anrief. Natürlich vergeblich. Da erfolgte im Sommer 1877 zu Kurle, angeblich nach kurzer, nur dreizehntägiger Krankheit der Tod des zweifelsohne bedeutenden Mannes. Später hieß es, er sei ermordet worden von Hakim-Khan-Töre, einem Sohne des von Jakub vom Throne verdrängten Buzurk-Khan, den er aber mit Beseitigung seiner Söhne zu seinem Nachfolger eingesetzt hatte. Andere, schwer damit zu vereinbarende Nachrichten besagen, daß Hakim diese Nachfolge abgelehnt, worauf des Verstorbenen ältester Sohn, Kuli Beg, die von den Chinesen bedrohte Herrschaft übernahm.

Daß nach dem Tode Jakub's das mit Blutfitt befestigte Gebäude bald zusammenbrach, kann nicht überraschen; denn kaum hatte der mehr gefürchtete als beliebte Emir die Augen geschlossen, als zwischen beiden Söhnen Thron-

streitigkeiten ausbrachen und der ältere Kuli Beg seinen jüngeren Bruder Halk Kuli Beg im eigentlichen Sinne des Wortes über dem Leichname des Vaters ermordete. Hiermit brach der Bürgerkrieg in mehreren Theilen des Reiches auf einmal aus, und Beg Kuli, der in aller Eile einen außerordentlichen Gesandten nach Stambul schickte, um sich vom Sultan die von der Religion geforderte Investitur zu erbitten, durch eine andere Gesandtschaft dem russischen Generalgouverneur in Turkestan den Tod seines Vaters und seine eigene Thronbesteigung melden ließ, eine Aufmerksamkeit, die er den Briten gegenüber für überflüssig erachtete, mußte zunächst nach dem Süden eilen, um einen Aufruhr in Chotan zu bewältigen. Unterdessen nahmen die Chinesen im Schneckengange einen besetzten Ort nach dem andern. Gegen Ende Oktober 1877 bemächtigten sie sich, nach der Einnahme von Gutschien, der Stadt Aksu, zwischen welcher und Kaschgar kein besetzter Ort ihnen mehr den Weg verlegte. Im Winter 1877/78 erschienen die Chinesen auch wirklich vor der Hauptstadt Kaschgar und bemächtigten sich derselben durch einen Handstreich. Die Einwohner flüchteten in Massen über Tokmak und Chodschend auf das russische Gebiet; auch Kuli Beg zog sich dahin zurück und soll sich den neuesten Nachrichten zufolge in Khokand befinden. Das ganze Kaschgar'sche Reich ist wieder in den Händen der Chinesen.

Alles in Allem kann man das Drama am östlichen Ende der islamitischen Welt als geschlossen betrachten. In den südlichen Thälern des Tian Schan werden fortan weder die Russen, noch die Engländer herrschen, sondern die Chinesen. Der Unterschied ist nur der, daß während damit der Einfluß der Engländer in Ostturkestan vernichtet ist, Rußland mit der Regierung zu Peking auf gutem Fuße steht. Alle Anstrengungen der indo-britischen Staatsmänner sind damit zu Wasser geworden und der Engländer James Routledge bemerkt sehr richtig, daß die Briten in jenem Gebiete eigentlich nichts zu suchen haben. „Dieses geht allein Rußland an; dieses überwacht die dortigen Ereignisse und wird zur rechten Zeit seinen Einfluß für seine eigenen Zwecke geltend machen.“ So ist denn der Untergang des Mohammedanerreiches in Ostturkestan unter allen Umständen ein Sieg Rußlands gegen die britische Großmachtstellung in Asien und besonders in Indien.



Der Karakorum-Paß zwischen Kaschmir und Yarkand.

## VII. Zwischen Indien und Ostturkestan.

Das Himalajasystem. Hindu-kuh. Flüsse. Karakorum. Künlün. Reisen der Engländer nach Norden. Leh. Arguns. Am Nuz-Tagh und Hindu-kuh. Kaschmir. Balti. Dr. Leitner. Darden. Hayward. Land und Volk der Sijah-Posch-Kafirs. Campbell. Der Havisbar. Eigentümlichkeiten der Kafirs. Die Pamir. Aeltere Reisen. Burnes und Wood. Klaproth. Hayward und Shaw. Ibrahim-Ahan und Faiz Bakich. Chokand. Alaiplateau. Neuere Ansichten über dasselbe. Afghanistan. Das Land. Die Bewohner.

**Das Himalajasystem.** In dem vorstehenden Abschnitte habe ich meinen verehrten Lesern nichts gesagt von den mächtigen Bodenanschwellungen, welche das Reich des Atalik-Ghazi im Westen und Süden umsäumen, aus dem Grunde, weil dieselben ihrem landschaftlichen sowol als ihrem geographischen Charakter nach nicht zu Ostturkestan, sondern zu den hinter ihnen liegenden Gebieten gehören. Ich will nunmehr das Versäumte nachholen und zunächst das im Süden von Ostturkestan sich erhebende Gebirgsland, so kurz als dies die neueste Durchforschung desselben gestattet, darzustellen versuchen.

Wer die Karte von Asien zur Hand nimmt, der findet bekanntlich das indische Tiefland, das Thal der heiligen Ganga (Ganges), im Norden durch die Kette des Himalaja begrenzt, welche in ihrem verzweigten Inneren die höchsten bisher gemessenen Spitzen der Erde birgt. Jenseit des Himalaja, d. h. von Indien aus gedacht, und ich bitte den geneigten Leser, seinen Standpunkt nunmehr in diesem Lande, etwa in Lahore, der Hauptstadt des Pandschab oder Fünfstromlandes, zu nehmen, jenseit vom Himalaja also, verzeichnen unsere Karten noch weitere große Ketten, wie die Karakorum- und Künlün-Gebirge, welche im Allgemeinen mit dem Himalaja zwar ziemlich parallel streichen, seit A. von Humboldt aber als gesonderte Gebirgssysteme gedacht wurden.

Ich beeile mich, hinzuzufügen, daß die jüngsten Forschungen die Irrigkeit dieser letzteren Annahme für den Karakorum erwiesen haben. Nur der Künlün bildet neben dem Tian Schan im Norden und dem Himalaja im Süden ein eigenes System, mit dem sich nach Richthofen kein anderes in Asien an Bedeutung messen kann, denn er darf als das eigentliche Rückgrat der östlichen Hälfte des Kontinents bezeichnet werden. Den Karakorum haben wir dagegen als zum Himalaja gehörig zu betrachten und können ihm nur die Bedeutung von untergeordneten Ketten zugestehen, welche von einander, gerade wie wir dies auch im Tian Schan erfahren, durch breite Hochebenen getrennt werden. Bei den mittelasiatischen Gebirgen scheinen also, wie sich immer mehr herausstellt, nicht die mit hohen Spitzen besetzten Landrücken, sondern die breiten Hochflächen das Charakteristische. Natürlich dürfen wir auch diese Flächen und Ebenen nicht im buchstäblichen Sinne flach und eben denken, sondern nur im Verhältniß zu den sie umrahmenden Erhebungen. Tibet und Kaschmir (oder Kleintibet) sind nichts Anderes als solche große Hochebenen des Himalajasytems. In den Rahmen meines Buches fällt natürlich nur dessen nordwestlicher Theil, und dieser besitzt Fortsetzungen sowol nach Nordwesten als nach Westen in zwei Gebirgen, die man ebenfalls als gänzlich selbständige sich vorstellte; es sind dies der Hindu-kusch oder richtiger Hindu-kuh (indisches Gebirge), im Westen, der das Stromgebiet des Oxus oder Amu-Darja von den afghanischen Gewässern scheidet, und die Pamir, welche vom Puscht-i-kahr (Eislrücken), dem nordwestlichsten Gebirgsstock des Karakorum, wo sie sich mit dem Hindu-kusch verbindet, sich in nordwestlicher Richtung bis zum Tian Schan erstreckt. Hindu-kusch und Pamir bilden demnach sozusagen einen gegen Nordwesten geöffneten Winkel und lassen sich in ihrem Zusammenhange mit dem Himalaja etwa als ein schief gestelltes Ppsilon ( $\Psi$ ) denken; der zwischen den beiden oberen Armen des Ppsilon eingeschlossene Winkel ist das Gebiet des oberen Oxus, der das westliche Turkestan bewässert; hier liegen die Landschaften Wakhan, Badachschan und Kunduz, südlich vom Hindu-kusch Tschitral und Kasiristan oder das Land der Schah-Bosch und am Knotenpunkte das Land der Darden.

Die Kette der asiatischen Riesenalpen, welche man als Himalajagebirge zusammenfaßt, ist, obwol an ihrem Südschwange die herrlichen Landschaften des britischen Indien zu den fruchtbaren Thälern der Ganga und Dschumna hinabsteigen, in ihren einzelnen Details immer noch so ungenügend durchforscht, daß jeder Beitrag zu deren genauerer Kenntniß aufs Höchste willkommen geheißen werden muß. Zudem hängt sich an den Namen Himalaja ein unaussprechlicher Reiz für jedes nach der Ferne verlangende Gemüth; er mahnt unwillkürlich an die farbenreichen Bilder, welche Humboldt's gewaltige, malende Feder uns vorgezaubert hat von der Großartigkeit der indischen Gebirgsscenerie, wie auch von ihrem nicht minder fesselnden, gestaltenreichen Pflanzenschmuck. Seither haben die in Indien hausenden Briten den Himalaja freilich nach den verschiedensten Richtungen durchwandert und gemessen, von einer auch nur halbwegs erschöpfenden Kenntniß des ganzen Gebirgszuges sind wir aber noch weit entfernt; die Unzugänglichkeit einzelner Partien, dann auch die riesige



Ausdehnung des vielfach verästelten Gebirges, endlich die mit der Ersteigung der höchsten Gipfel verbundenen physischen Gefahren tragen daran Schuld. Reist man von Indien auf der gewöhnlichen Handelsstraße nach Turkestan, so hat man nicht weniger als elf hohe Pässe zu überschreiten, von denen nur zwei niedriger sind als der Gipfel des Montblanc.

Die Flüsse, welche in dem südlichen Gebirgskomplexe entspringen, haben die Eigenthümlichkeit, daß sie ihren Weg nicht sofort in die Ebene finden, sondern oft an hundert Meilen weit in Längenthälern zwischen den Ketten und parallel mit ihnen dahinfließen, bis sie endlich ihre Kraft zusammennehmen und durch eine Spalte in der Gebirgsbarriere aus ihrem Gefängnisse ausbrechen. Das auffälligste Beispiel ist der Indus, der, auf chinesischem Gebiete entspringend, hinter fünf Ketten des Himalaja gegen Nordwesten läuft, bevor er seinen Wendepunkt erreicht, und alle fünf durchbricht, um südwärts in die indische Ebene hinauszutreten. In diesem weiten Bogen schließt er den ganzen Lauf seiner fünf großen Zuflüsse ein, die dem Pundschab den Namen gaben. Jeder aber von diesen ahmt das Beispiel in kleinerem Maßstabe nach, und die Schluchten, in welchen sie die Bergketten durchschneiden, bilden die wildeste Scenerie im Himalaja. Es ist interessant, daß sich diese Eigenthümlichkeit im Norden der großen Wasserscheide wiederholt. Der Karakaschfluß läuft  $17\frac{1}{3}$  Meilen längs der Südseite des Künlün hin, bevor er mit einer plötzlichen Wendung durch die Schlucht von Schadula entkommt, und der Jarkandfluß, der beim Karakorumpaß entspringt, beschreibt einen großen Bogen hinter einem andern Theile des Künlün, ehe er sich nach Jarkand wendet. Er beginnt mit einem fast westlichen Laufe und endet mit einem langen östlichen in die Taklamakanwüste. Aus dieser Gestalt des Landes entspringt die Hauptschwierigkeit der Vereisung, denn man findet es leichter und kürzer, die Handelsrouten quer über alle die verschiedenen Ketten einzuschlagen, als die letzteren, den weit umführenden Flußthälern folgend, zu umgehen.

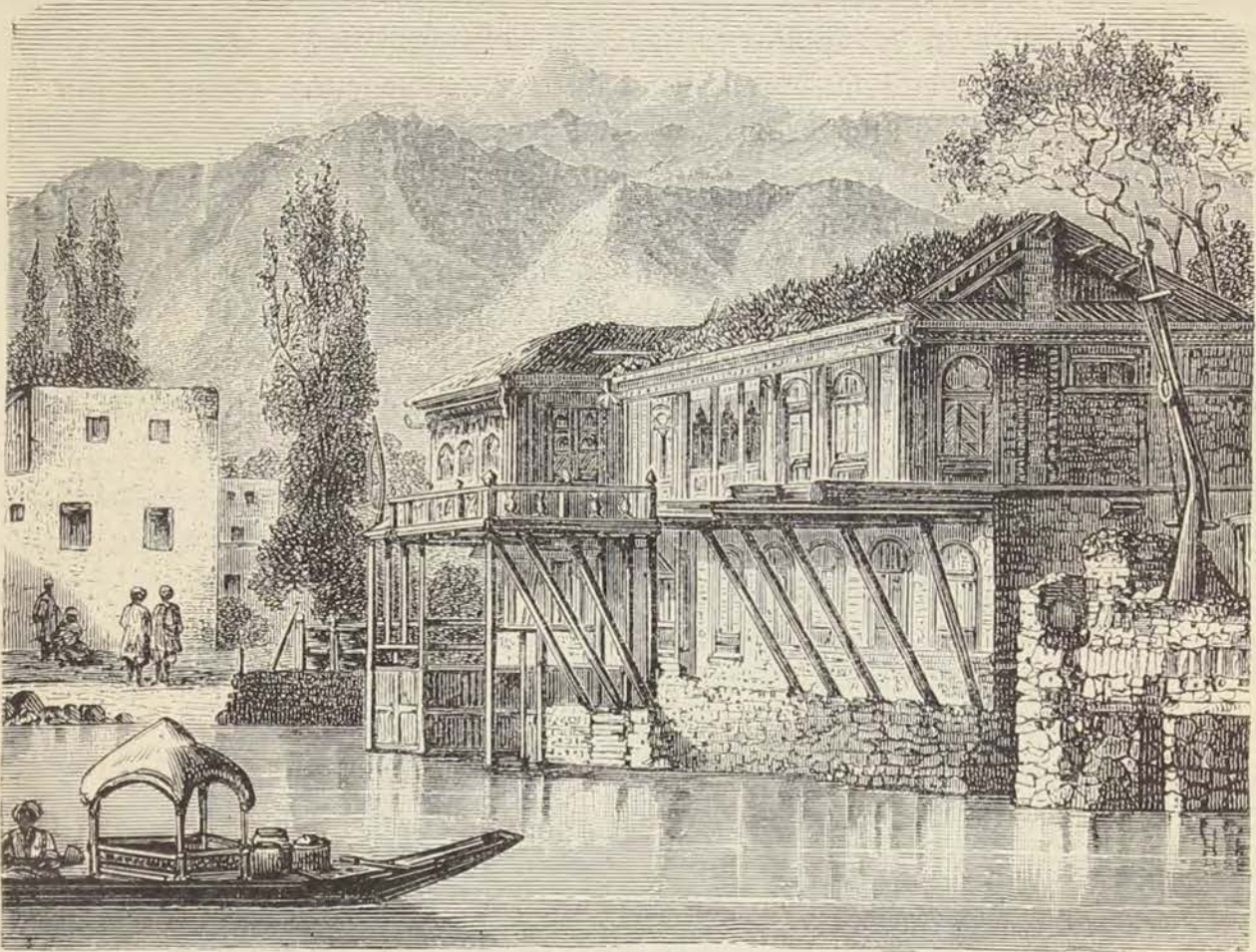
Ist in diesem nordwestlichen Theile des Himalaja die erste, südlichste Kette überstiegen, so befindet man sich im mächtigen Thale des Indus, und jenseit dieses Stromes erhebt sich die Kette des Karakorum oder Muztagh, d. i. Gletschergebirge, wie die Bewohner von Ostturkestan ihn nennen, während sie mit Karakorum nur den so benannten Paß bezeichnen. Der Karakorum beginnt gleichfalls an dem schon erwähnten Knotenpunkte Puscht-i-fahr, wo er mit der Pamir und dem Hindu-kusch zusammenläuft, und zieht sich in der Richtung von Westnordwest nach Ost-südost bis in die Nähe der Indusquellen im chinesischen Tibet hin. Von seiner Fortsetzung östlich vom Pässe Tschan-Tschenmo hinaus ist nichts Bestimmtes bekannt; ob er sich mit der hohen Gruppe der Kailasgipfel des Himalaja an den heiligen Quellen des Indus und Brahma-putra vereinigt, oder seinen Charakter als einzelne Kette verliert und mit ausstrahlenden Armen in das Hochplateau von Tibet übergeht, muß erst noch ermittelt werden. Die höchsten Gipfel kommen in dem Theile der Kette vor, der zwischen dem Karakorumpaße und dem Beginne des Gilgitthales liegt; dort erreichen einige Gipfel die Höhe von 7620 bis 7925 Meter, der Raum eine durchschnittliche Erhebung von 6000 bis 6300 Metern, und der höchste,

unfern des Muztaghpasses befindliche Gipfel des Dapjang erhebt sich sogar zu der erstaunlichen Höhe von 8619 Metern (28,278 engl. Fuß). In die Nordseite der Kette dringen hier lange Querthäler ein, während die dem Indus zugekehrte Südseite steilere Abhänge bietet und wilder ist als die Nordseite. So hat augenscheinlich der Boden im Norden eine bedeutendere allgemeine Erhebung als südlich von der Kette im Indusbecken.

Die Richtung von Westnordwest nach Ost südost behält die Kette vom Buscht-i-fahr an 90 Meilen bis jenseit des Karakorumpasses bei, hier aber wendet sie sich an einer Stelle, wo ein Doppelgipfel sich erhebt, gegen Süden und steigt wieder zu höheren Gipfeln auf. Von da ostwärts bildet sie den südlichen Rand der Hochplateaus, die sich mit einer durchschnittlichen Höhe von 5000 Metern nach dem Künlün hinziehen, und setzt sich ostwärts von dem Tschang-Tschemmo nach dem tibetischen Pangongjee fort. Bis dahin hat der Kamm der Kette eine Länge von 120 Meilen. Die Schneelinie scheint an der Nordseite die Höhe von 5670, an der Südseite von 5550 bis 5600 Metern zu erreichen. Sehr bedeutend ist die Höhe der Pässe. Die beiden Hauptpässe über den mehr centralen Theil der Kette sind der Muztagh und der Karakorum, der letztere 5583 Meter hoch. Der Weg über ihn kommt vom oberen Schanok, einem der Hauptnebenflüsse des Indus, im Süden und steigt nordwärts vom Paß auf das Plateau von Aktagh herab, um weiter im Thale des Markandflusses nach Ostturkestan zu führen. Der dritte Paß, der Tschanglang oder Tschang-Tschemmo, kreuzt die Bergkette mehr gegen Südosten hin in einer Höhe von 5942 Metern und ist merkwürdig bequem. Die Hauptschwierigkeit beim Ueberschreiten dieses Gebirges liegt in der verdünnten Luft bei so bedeutender Höhe und der Unfruchtbarkeit der Umgebung, durch welche beide die Lastthiere viel zu leiden haben.

Zwischen dem Karakorum und dem Künlün strecken sich nun ausgedehnte Hochebenen aus. Freilich bleibt die Höhe nicht dieselbe, man kreuzt mehr oder weniger hohe Parallelrücken oder Ketten und steigt in mehr oder weniger tiefe Thäler hinab, aber merkwürdigerweise ist die Depression zwischen dem Künlün und dem übrigen Himalaja viel weniger tief als eine der anderen Einfurchungen. Der Künlün selbst bildet eine lange, schmale Kette, die sich unter  $36^{\circ}$  bis  $36^{\circ} 30'$  n. Br. von Ost nach West erstreckt. Sie begrenzt das Hochplateau von Tibet im Norden und läuft in ihrem westlichen Theile am Karakasch- und Markandflusse entlang. Der südliche Abhang dieses letzteren Theiles erscheint durch kurze Querthäler eingeschnitten; gegen das Ostende nehmen die Berge der Kette an Höhe und Steilheit ab. Zwischen  $77^{\circ}$  und  $81^{\circ}$  ö. L. v. Gr. erreicht sie ihre bedeutendste Höhe, hier sind die Berge rauh und abschüssig, die höchsten Gipfel steigen bis 7000 und 7150 Meter empor, und sogar die durchschnittliche Kammhöhe beträgt noch über 6000 Meter. Während der östliche Theil der langen und schmalen Künlünkette einen einzigen Rücken von Höhen und sonnigen Gipfeln bildet, giebt der westliche Zweige ab, die in paralleler Richtung die Hauptkette begleiten oder als Querrücken nach dem Hochplateau von Ostturkestan hinablaufen. Die Kilianberge sind ein untergeordneter Zug im Norden des Hauptgebirges, sie beginnen als sekundäre Ausläufer

westlich vom 78. Meridian und erstrecken sich ostwärts bis zum Meridian von Khotan. Westlich vom 79. Meridian bildet das zwischen Künlün und Karakorum gelegene Land ein Hochplateau, die westliche Fortsetzung des tibetischen, mit dem es auch in Aussehen und Beschaffenheit übereinstimmt; niedere, wellige Hügel und ununterbrochene, unregelmäßige Höhenzüge bringen Abwechslung in die Monotonie der Ebene, während in den Senkungen der Oberfläche zahlreiche Salzseen vorkommen, von denen viele zu gewissen Jahreszeiten verdunsten oder in den Boden sickern, eine ausgedehnte Salzkruste zurücklassend.



Dorf in Kaschmir.

Auf solchen so ungemein hochgelegenen Ebenen verschwindet das Pflanzenleben fast gänzlich, nur an wenigen begünstigteren Stellen entsprossen dem Boden ein paar Grashalme oder die lavendelähnliche Pflanze Bursi, um dem Auge einen Gruß zu bieten.

Hat man auf dem einen oder dem andern der Pässe die südlichste Hauptkette des Himalaja überschritten und ist hinabgestiegen in die Hochflächen, welche zwischen dem Himalaja und dem Karakorum sich ausbreiten, so hat man ein Gebiet betreten, welches, gegenwärtig zwar unter britischer Herrschaft, geographisch zu jenem noch wenig bekannten höchsten Hochlande Asiens gehört, welches wir Tibet nennen. Den östlichen Theil dieses Landes, das Bodnyul, und selbst das centrale Tibet, das sogenannte Gnari Khorsum, auf welches sich noch die Oberhoheit der Chinesen erstreckt, dürfen wir, als nicht mehr zu Centralasien gehörend, in unserem Buche unberücksichtigt lassen, von dem westlichen Gebiet sei kurz bemerkt, daß es in eine Reihe von Landschaften zerfällt,

deren jede unter einem besonderen Namen auftritt. Nur behufs rascher Orientirung sei deren Reihenfolge von Osten nach Westen hier aufgezählt. Westlich vom Guari Khorsum, treffen wir die Provinzen Kupa und Pangkong, woran Zankhar, Ladakh und Rubra stoßen, weiterhin gegen Westen Kaschmir, Dras und Balti, endlich am Indus das Hazoragebiet und jenseit desselben Gilgit in den wilden Thälern am Knotenpunkte des Himalaja, Karakorum und Hindukuh. In letzterem Gebirge liegen die benachbarten Landschaften Tschitral und Kasiristan.

Kaschmir ist ein auf allen Seiten von ungeheuren Schneegipfeln umstelltes Hochthal, dessen mittlerer Theil eine kleine Ebene bildet, die der Jhelumfluß durchzieht und worin der Wollarsee liegt. Diese Hochebene hat im Mittel 1620 Meter Höhe, so daß das ganze Kesselthal an einen ungeheuren Krater erinnert. Unter den Gipfeln des umgebenden Kranzes erheben sich die höchsten im Osten, doch führen allerwärts gangbare Pässe nach den Nachbarländern zwischen denselben hindurch. Kaschmir ist wiederholt als Paradies mit ewigem Frühlinge geschildert worden, und der Großmogul Schah Dschehangir pflegte zu sagen: „Ich würde lieber das ganze große Indien einbüßen, als mein liebes Kaschmir verlieren mögen.“ Die landschaftlichen Elemente zu diesem Paradiese sind die schneetragenden Piks, die malerischen Thalschluchten, die zahlreichen Seen und schönen Ströme mit ihren Wasserfällen, die herrlichen Wälder und der reiche Blumenschmuck der Ebene. Unter den Seen ist der vom Jhelum durchflossene Wollar der bedeutendste, der Manasa-Kul aber der schönste von allen. Diese und alle die Zuflüsse des Jhelum machen Kaschmir zu einem herrlich bewässerten Lande.

Die Bevölkerung in Kaschmir besteht jetzt meist aus sunnitischen Moham-medanern, welche, nebenbei gesagt, die schönsten Hindu sind. Das Volk hat den ausgesprochenen indogermanischen Typus und Lejean bezeichnet dasselbe als eine quasi-europäische Rasse. Angenehm vermiffen wir hier die hageren Gliedmaßen, die vorstehenden Backenknochen und die sehr dunkle Hautfarbe der Indier. Die Männer sind breit und herkulisch gebaut, dabei dennoch gut proportionirt und von männlichen Gesichtszügen. Da sie ihre Rasse reiner erhalten haben als die Hindu im Unterlande, besitzen sie auch eine hellere Hautfarbe. Die Weiber sind frisch und schön, daher für die Harems in Hindostan gesucht, haben aber überraschend viel Jüdisches in ihren Zügen. Die Bäuerinnen, welche in der Sonne auf dem Felde arbeiten, sind allerdings oberflächlich gebräunt, wie das auch bei uns in Europa während der Sommermonate der Fall ist, und in Kaschmir ähnelt dann ihr Teint jenem der Frauen im Bundschab, aber jene der wohlhabenden Klassen sind nicht dunkler als durchschnittlich die Italienerinnen. Die Kaschmirer sind lebhaft, scharfsinnig, heiter und witzig, aber auch lügnerisch, höchst vergnügungssüchtig, abergläubisch, unwissend und falsch; dabei haben sie große Geschicklichkeit und sind für Manufakturen und Handel wie geschaffen, zugleich aber schamlose Betrüger. Geschlechtlichen Ausschweifungen sollen sie in hohem Maße ergeben sein, während Kriminalverbrechen bei ihnen fast gänzlich unbekannt sind.

**Leh und die Reise der Engländer nach Norden.** Von Kaschmir wenden wir uns nach der östlichen Landschaft Ladakh. Leh, die Hauptstadt, liegt auf der rechten Thalseite des Indus, welche gegen diesen Strom hin sanft geneigt ist, während auf dem linken Ufer die Felsen dem Flußrande viel näher gerückt sind. Die Häuser haben ausschließlich den tibetanischen Typus — flache Dächer, eingeschlossene Höfe, sehr kleine Fenster. Das gewöhnliche Baumaterial ist Thon, an der Sonne getrocknet, mit möglichst allgemeiner Verwendung von nassem Thon auch als Bindemittel statt des Kalkes; die Mauern nehmen nach aufwärts an Dicke ab, und zwar so, daß nur eine schiefe Ebene sich bildet, welche die äußere ist.

Als Bauholz dienen Pappel- und Weidenstämme und die flachen Dächer sind meist mit Weidengeflecht bedeckt. Weil nun aber Leh die Hauptstadt des Landes ist, so trifft man hier auch mitunter Architektur von etwas höherem, monumentalem Charakter. Namentlich ist der am oberen Ende der Stadt sehr schön und frei gelegene Ghalpo oder Königspalast, der sieben Stockwerke besitzt, nennenswerth. Die östliche Ecke umläuft statt der Fenster



Mädchen aus Kaschmir.

eine Galerie. Glas fehlt, und es sind statt dessen Vorhänge meist von Wollstoffen angebracht. Gewöhnlich ist bis zu halber Manneshöhe ein Gesims eingesetzt, oder es läuft ein Querholz durch, zum Auslegen der Arme beim Hinaussehen. Der Ghalpopalast hat in seiner nach Süden gefehrten Vorderseite etwas über 60 Meter Länge. Westlich vom Ghalpoberge zeigt sich eine Reihe kleiner Mühlen dem Lehbache entlang und überdies die in Tibet so seltene Erscheinung von zwei Weihern. Auch eine Vorstadt giebt es, westlich vom Centrum der Stadt. Doch die Straßen sind nicht minder unreinlich als überall in Tibet. Einen nicht unfreundlichen Anblick gewährt indeß der Bazar von Leh. Ungewöhnlich gering erscheint die Breite des Indus bei Leh; Schlagintweit fand sie Anfangs Juli 1856 daselbst bloß zu 23 Meter, dagegen

war die Tiefe des Stromes eine für diese Regionen sehr bedeutende, zwischen 2,13 M. und 2,75 M. Weiter aufwärts allerdings, wo der Indus nicht nur weniger wasserreich, sondern auch viel breiter ist, bleibt er große Strecken lang für Menschen und Lastthiere passirbar. Sein Wasser ist merklich getrübt, obwohl der Gletscherzufluß ein relativ geringer ist.

Wie uns Hr. Robert Shaw versichert, ist Ladakh mit einer Menge schlechter Menschen geplagt, die man Arguns nennt, und deren schon Marco Polo unter diesem Namen Erwähnung thut; es sind Mischlinge von turkestanischen Vätern und ladakhischen Müttern. Wie die meisten Halbcasten besitzen sie alle schlechten Eigenschaften beider Rassen, aber nicht deren Tugenden. Sie haben in Ladakh ein Monopol auf den Frachtverkehr. Sie besitzen einige elende Ponies, und sobald sie mit einem Kaufmanne ein Geschäft zum Transporte seiner Güter abgeschlossen und einen bedeutenden Vorschuß erhalten haben, kaufen sie sich von einem andern Argun, der eben mit halbtodtem Vieh von einer Reise angekommen ist, noch einige dazu. Diese Gespenster von Pferden werden dann noch einige Tage lang ein wenig ausgefüttert, bis ihre Wunden zu heilen anfangen. Dann müssen sie wieder fort. In diesem Falle benimmt sich der Argun noch gut. Man kann sich glücklich schätzen, wenn er nicht darauf besteht, daß er das ganze Geld im voraus erhält und dann von einem Gläubiger festgenommen wird, der ihn nur losläßt, wenn er eine weitere Summe Geldes empfängt. Diese Leute sind es nun, auf deren Hülfe der allem Anscheine nach nicht unbedeutende Handel zwischen Tibet und Ostturkestan lediglich angewiesen ist; wenigstens gehört die Reise von Leh nach Yarkand und zurück dermaßen zu den regelmäßigen, daß die meisten Arguns in jeder dieser beiden Städte eine Heimat und ein oder zwei Weiber haben. Aus den Notizen, welche Dr. Caylay, der britische Kommissar in Leh, über die Verkehrsbewegung dieser Stadt mitgetheilt, geht hervor, daß der Handel zwischen Indien und Ostturkestan in der That im Anwachsen ist. Sie stellte sich auf 55,494 Pf. St. im Jahre 1867, wuchs 1868 auf 103,840 an und betrug 1869 schon 129,159 Pf. St. In dem letztern Jahre hat sich der Handel zwischen dem Pundschat und Yarkand beinahe verdoppelt. Yarkandis kamen in ungewöhnlicher Menge nach Indien und brachten nebst Gold und Silber etwa 900 Pferde und Maulthiere zum Verkaufe mit. Man berechnete die Zahl dieser ostturkestanischen Kaufleute auf 1223, wozu noch 793 Mekkapilger zu zählen sind. Für diesen Handel ist Leh der wichtigste Zwischenplatz, und es begreift sich, daß die ostindischen Briten eine Befreiung aller hemmenden Fesseln anstreben. Sie zwangen daher ihren Halbvasall, den Maharadscha von Kaschmir, zu dessen Gebiet die Provinz Ladakh gehört und welcher in Leh einen Durchgangszoll von 15% erhob, diesen auf 5% zu ermäßigen, und ernannten behufs Ueberwachung der genauen Durchführung dieser Maßregel einen eigenen Kommissar für Leh in der Person des eben genannten Dr. Caylay.

Sehen wir von den denkwürdigen Reisen der Gebrüder Schlagintweit und von einer ältern Tour ab, welche ein Kapitän Johnson vom April bis Oktober 1827 zu den Quellen der Dschumna und von da bis an die Grenzen des chinesischen Tibet ausführte, so haben erst in jüngster Zeit die Forschungen

der Briten in den Gebieten jenseit des Himalaja eine größere Ausdehnung gewonnen. Ladakh und die umliegenden Landschaften wurden zwar schon frühzeitig von Moorcroft und Trebeck bereist, welche sich in den Jahren 1819 bis 1825 in den nördlichen Provinzen Hindustans bis nach Kabul, Kunduz, ja selbst bis nach Bochara herumtrieben und später dann von dem ungarischen Forscher Csoma de Körös besucht. Noch früher endlich, 1812, war Moorcroft's Begleiter, ein Muselman, Mir Jisset Ullah, dessen Tagebuch er erhalten, von Delhi über Kaschmir nach Leh und weiter über Yarkand, Kaschgar nach Chokand, Samarkand, Bochara und Merv gewandert. Seit dem Jahre 1855 unternahm indeß eine unter der Leitung des Kapitäns Montgomerie stehende Abtheilung der indischen Landesvermessung die schwierige Aufnahme der großartigen Gebirgswelt von Kaschmir und dem Gebiete des oberen Indus; zugleich aber entstand der Wunsch, diese Aufnahmen auf die angrenzenden, unter chinesischer Oberherrschaft stehenden Gebiete auszudehnen. Es machte daher Montgomerie schon 1861 den Vorschlag, unterrichtete indische Eingeborene für Routenaufnahmen und Ortsbestimmungen in jenen Ländern Mittelasiens zu verwenden, die für Europäer schwer zugänglich oder ganz verschlossen sind. Darauf hin wurde im Jahre 1863 der Munschi (Sekretär) Mohammed-i-Hamid auf Kosten der indischen Regierung von Kaschmir nach Yarkand geschickt, nachdem er von Montgomerie in Routenaufnahmen und Breitenbestimmungen eingeübt worden war. Noch viel erfolgreicher und interessanter aber sollte das zweite derartige Unternehmen, die Absendung zweier Panditen, gebildeter jungen Männer von halbtibetanischer Abkunft, werden. Da indeß diese beiden Reisenden nach dem östlichen Tibet ausgesandt wurden, so begnüge ich mich zu erwähnen, daß sie in den Jahren 1865 und 1866 glücklich Hlassa erreichten. Zu den beiden Panditen, welche diese erste Expedition gemacht, gesellte sich im Jahre 1867 ein dritter. Der Zweck dieser neuen Reise war die Erforschung des Landes zwischen Gartok und Ladakh. Im Jahre 1868 ging der dritte der von Montgomerie aufgenommenen Panditen von Spiti nach Ladakh und von da nach Rudok in Centraltibet.

Wichtiger sind für uns die Reisen, welche mehr gegen den Westen und Norden gerichtet waren. Schon in den vierziger Jahren war ein gewisser Chodschah Achmed Schah Nakschabende Syud aus Kaschmir, der Sohn eines Mannes, der im Rufe großer Heiligkeit stand, von Kaschmir über Leh nach Yarkand gegangen und hatte seine Erlebnisse und Beobachtungen in einem persisch geschriebenen Berichte niedergelegt, der indeß ins Englische übersetzt ward und viele interessante Einzelheiten über Geographie, Klima, Handel und Regierungsform von Ladakh, Rubra und Yarkand enthält. Derselbe Orientale war es, der 1852 neuerdings im Auftrage des Major Macgregor und Obersten Mackeson von Kaschmir aufbrach, um dem vermißten britischen Reisenden Hrn. Wyburd in den westlichen Provinzen China's und den turkestanischen Staaten nachzuforschen. Sein Bericht, veröffentlicht im Journal of the Asiatic Society of Bengal, ist ein unschätzbares Kleinod für die geographische Wissenschaft, denn sein Weg führte ihn durch einen damals höchst selten betretenen Erdenwinkel; er zog wieder über Ladakh und den Karakorum nach Yarkand,

dann aber weiter nach Kaschgar, Chokand, Bochara und Kabul. Wenn ich seinen Spuren hier nicht weiter folge, so geschieht es, weil seither neuere Reisen in jenen Gebieten unsere Kenntniß des Landes ansehnlich vervollkommen haben. Die erste und sozusagen bahnbrechende dieser Reisen war der Besuch, welchen der Engländer Johnson dem Khan von Khotan in Etschi abstattete, wovon schon in einem früheren Abschnitte die Rede war.

Johnson ist in Indien erzogen worden, lebte zumeist im Himalaja und war schon als Jüngling bei den Vermessungen thätig, welche dort Andrew Scott Waugh leitete. Während er in Kaschmir mit trigonometrischen Aufnahmen beschäftigt war, lud der Khan von Khotan ihn ein, sein Land zu besuchen. Von Leh, wo sich Johnson damals befand, ist Ostturkestan auf drei verschiedenen Wegen zu erreichen. Einmal auf der Winterstraße (Eldan, Schnee); dieser Weg zieht durch den Digurlapaf und geht vom Flußthale des Schayok aufwärts; der zweite Weg, genannt die Maryhan oder Sommerstraße, zieht durch den Kardungpaf, 5356 Meter hoch über dem Meeresspiegel, über den Schayokfluß zum Kubrathale aufwärts, von da aus durchschneidet er den Karavalpaf, übersteigt die schwer passirbare Schlucht von Sasser (5437 Meter) und schließt sich der erstern Straße bei Murgu an. Ueber diese beiden Routen sind wir schon von dem obgenannten Achmed Schah Makschabende Syud unterrichtet worden und desgleichen über deren Fortsetzung, die über den berühmten Karakorumpaf führt. Ein dritter Weg endlich, welcher über den Tschangtschenmo und Tschanglangpaf 5739 Meter über dem Meeresspiegel dahinzieht, führt über eine Reihe von Hochebenen zum Thale des Karakaschflusses und schließt sich am Ende des letzteren bei Schadulla an die vom Karakorumpaf herabkommende Sommerstraße an. Diese dritte Route wählte Johnson, als er Ende Juli 1865 Leh verließ. Er begab sich nach dem östlich gelegenen Pangons oder Tjomognatarisee und in das Tschangtschenmothal, etwa 4870 Meter hoch, berühmt durch warme Quellen, überstieg hierauf gegen Norden den Lumkangpaf (5944 Meter) und erreichte eine Hochebene oder ein Hochland, anfänglich von 5270 Meter, welches sich gegen Norden bis auf 4660 Meter nach dem Fuße des Künlün senkt, der aus diesen Hochebenen emporgestiegen ist. Die Ebenen sind ganz kahl, nur spärlich von verkrüppelten Lavendelbüscheln bewachsen. Trinkwasser ist sehr selten, denn die vielen zerstreuten Weiher enthalten nur brakisches Wasser, da das Land mit einer Schicht von Salpeter und Natron, 15—30 Centimeter dick, bedeckt ist. Deutliche Spuren sind vorhanden, daß diese Hochebenen einst von drei Seen bedeckt waren, deren verdampfte feste Bestandtheile eben jene beiden Mineralien sind. Die Ebenen heben sich jetzt wieder, und der nördliche Pfad führt über den Chataidiwanpaf (5314 Meter) hinab an das Bett des Karakaschflusses. Dieser entspringt in der Nähe am Süddahange des Künlün, fließt erst gegen Westen, durchbricht dann die Kette des Künlün und tritt dann zuletzt in die nördlich liegende Ebene von Khotan hinaus.

In der Nähe der Karakaschquellen bestieg Johnson zwei namenlose Gipfel des Künlün (6634 und 6697 Meter), von denen die Aussicht nach Süden zu unbegrenzte Ebenen, nach Norden ein Chaos von Ketten und Gipfeln gewährte,



welche letztere jedoch niedriger waren als der Beobachtungspunkt. Die Ebenen und die Städte von Khotan, nach denen des Reisenden Sinnen und Trachten stand, wurden ihm dagegen nicht sichtbar. Er begab sich nunmehr nach Brindschga, dem ersten Lagerplatze jenseit der Grenzen von Kadakh, nach welchem Orte auch jener Pfad die Brindschgastraße genannt wird. Sie kreuzt den Künliin auf dem Janydiwanpaß (5820 Meter), überhaupt führt sie, vom Karakasch gerechnet, in 16 Märschen gegen Norden nach Eltschi beständig über Pässe und Joche bergauf bergab, bisweilen auf jähen und gefährlichen Pfaden. Anfangs September, in welchem Monat dieser Theil der Reise fiel, war der Weg höchst beschwerlich, der strengen Kälte wegen, die bei dem gänzlichen Mangel an Holz bitter empfunden wurde.

Nach sechzehntägigem Aufenthalte in der Stadt Khotan, die, außer Marco Polo, Benedikt Goes und im vorigen Jahrhunderte von einigen Jesuitenmissionären, noch von Niemand besucht worden war, trat Johnson seinen Rückweg auf der westlicher liegenden Karakorumstraße an. Der Weg führt zuerst auf der ostturkestanischen Hochebene gegen Westen bis nach Sandschu ( $37^{\circ} 3' 57''$  n. Br.,  $78^{\circ} 29' 30''$  ö. L. v. Gr.), demselben Orte, wo die Brüder Schlagintweit mit Ausnahme des unglücklichen Adolf umkehrten. Der erste Abschnitt der Rückreise führte über und durch den Künliin bis Schadulla. Dort begegnete Johnson kirgisischen Nomaden, die im Gebirge gute Weideplätze für ihre Herden finden, den Reisenden auch mit Durchsuchung seines Gepäcks, aber sonst nicht weiter belästigten. Hinter, d. i. südlich von Sandschu steigt der Künliin in scharfen Kanten mit tiefen Querthälern auf und muß auf dem Walagotpasse (5100 M.) gekreuzt werden, der den größten Theil des Jahres unter Schnee bleibt. Von Schadulla führt ein bequemer Pfad am linken Ufer des Karakaschflusses hinauf bis zu der Stelle, wo Johnson früher den Künliin gekreuzt hatte, und auf diesem Pfade kann man die Karakorumkette völlig umgehen. Er ist auch die beste Route für Handelsgüter, doch wurde Johnson versichert, es gebe von Eltschi aus noch einen dritten Weg, über die Ebenen am Fuße des Künliin entlang, für Räderfuhrwerk völlig brauchbar, der in das Tschangtschenmothal führt und daher, wenn auch auf einem großen Umwege, den Künliin sammt dem Karakorum umgeht. Leider führt diese Straße durch das Gebiet räuberischer Nomaden, von denen man sich durch Tribute den Durchzug erkaufen mußte.

In Schadulla wurde Johnson bis zum 8. November zurückgehalten und mußte daher in später Jahreszeit und über Schnee den Karakorum kreuzen. Der eigentliche Paß ist bequem sowol zum Auf- wie zum Absteigen, wie denn überhaupt die Bodengestaltung, wenn man die Kämme des Künliin einmal hinter sich hat, nur aus niedrigen Bergketten besteht, die auf das Hochland gesetzt sind. Die Schwierigkeiten des Weges werden nur durch seine große mittlere Erhebung veranlaßt und bestehen in den herrschenden niederen Temperaturen, dem Mangel von Holz und Gras sowie von Wasser. (Journal of the R. geogr. Soc. 1867. Vol. XXXVII.)

Von nicht geringerer Wichtigkeit sind die beiden nächstfolgenden, gleichzeitig, wenn auch unabhängig von einander, ausgeführten Reisen der von uns

schon oft genannten Herren Hayward und Shaw. Leutnant G. W. Hayward von der indischen Armee reiste für die Londoner geographische Gesellschaft, welche ihm aufgetragen hatte, die Route durch Tschitral an der Grenze von Kabul zu untersuchen und die Pamirsteppen zu erreichen. Der eben dort ausgebrochene Grenzkrieg veranlaßte ihn aber, die östlichere Route nach Ladakh zu versuchen, in der Hoffnung, von Yarkand aus die Pamirsteppen bereisen zu können. Herr Rob. B. Shaw ist ein Theehändler aus Kangra, wo er Theeplantagen besitzt; er hatte sich die Aufgabe gestellt, einen bequemen Handelspfad für Theeeinfuhren nach Ostturkestan auszukundschaften. Da die Route beider Reisenden, auch ihre Erlebnisse fast die nämlichen sind, so können wir gefahrlos ihre Berichte in einen einzigen verschmelzen.

Leutnant Hayward hatte Leh erst am 21. September 1868, d. h. einen Tag nach der Abreise des Herrn Shaw aus dieser Stadt, erreicht, dennoch entschloß er sich, die Gebirge und Hochebenen noch in jener späten Jahreszeit zu kreuzen. Am 29. September brach er auf dem bereits durch Johnson bekannten Wege nach dem Tschangtschenmopasse auf, ahnungslos, daß nur acht Tage zuvor ein anderer Brite dieselben Pfade gewandelt. Aus dem Industhale, worin Leh gebettet ist, führt der sehr bequeme Tschanglapaß hinaus. Das letzte Dorf, welches dem Maharadscha von Kaschmir gehorcht, ist Tanksi, wo Hayward bis zum 5. Oktober durch seine Vorbereitungen zurückgehalten wurde. Bei dieser Gelegenheit bemerkte er, daß in Ladakh und Tibet Schafe als Lastthiere benutzt werden. Er begegnete unter Anderm einer Karawane von etlichen hundert Köpfen, die Salz aus Tschang Tchang brachten. Die Schafe trugen es in Säcken auf dem Rücken, etwa 30 Pfund jedes. Von Tanksi wurde nun eine Reihe von Pässen oder Anhöhen überstiegen, alle leicht gangbar, von gewaltiger absoluter und geringer relativer Erhebung; so lag der erste oder Masimickpaß (5640 M.) unter Schnee begraben, auf dem Lagerplatze jenseits aber fand man nur 5242 M. Am Morgen zeigte das Thermometer — 13° R. Der Tschangtschenmo selbst gilt als Uebergang über den Karakorum und ist ganz leicht zu überschreiten, selbst für Artillerie, jedenfalls ohne Kunsthilfe für Kameele und beladene Pferde. Doch sind die Hochebenen unbewohnt und vernehmen wir bei Johnson die Klage über den Mangel an Gras, Holz und Wasser. Am Morgen nach dem Uebergange stand das Thermometer auf — 19° R. Hier am Tschangtschenmo, den Hr. Shaw am 9. Oktober erreichte, war es, wo er, eben im Begriffe, einige Prachtexemplare von *Ovis Ammon* mit gewaltig großen Hörnern zu verfolgen, auf einen Boten Hayward's traf, der von Shaw's Reise vernommen haben mußte. Am 13. erhielt er wieder einen Brief von dem Offizier, und am 14. war Hayward so nahe gekommen, daß Hr. Shaw zu ihm hinübereitt. Die beiden Herren entschlossen sich indeß, ihre Reise jeder für sich fortzusetzen, und am 16. Oktober trat Hayward seinen Weg in das obere Ende des Tschangtschenmothales, Shaw aber nach der Heißquellenravine an. Der Pfad führte nun über Ebenen mit niedrigen Höhenfämmen durchschnittlich auf 5180 M. Meereshöhe. Das Wetter blieb rein, aber ein schneidender Wind herrschte. Nach vier Märschen fand Hayward wieder das erste Wasser, welches trotz seines brakischen Geschmacks von den durstigen

Thieren gierig getrunken wurde. Nach dem Künlün zu senken sich die Hochebenen wieder um etwa 300 M. Im Allgemeinen konnte Hayward die Angaben der Brüder Schlagintweit bestätigen, daß der Karakorum die Wasserscheide bilde zwischen Indien und dem centralen Hochasien, da sowol der Künlün gegen Norden als der Himalaja gegen Süden von den Wasserläufen durchbrochen wird. Hayward war mittlerweile, über die Hochfläche Lingji-Thung fortschreitend, auf das Plateau von Thaldat gelangt, und beabsichtigte von hier aus durch die Berge weiter zu dringen nach den Quellen des vermeintlichen Jarkandflusses. Einen von Thaldat westlich gelegenen Bergrücken besteigend, gewann er eine Aussicht auf die Umgegend. Da schien es im Westen, als ob eine Reise von  $4\frac{1}{2}$  bis  $5\frac{1}{2}$  Meilen zu den Quellen des Jarkandflusses führen würde, im Falle, daß ein leichter Weg durch den Paß gefunden werden könnte. Und in der That wurde am 4. November eine ganz sanfte Bodensalte von 5443 Meter überstiegen, welche Hayward den Neuen Paß nannte, und jenseits ein gefrorener Fluß, aber auch ein wenig Gras gefunden. Der Fluß hätte nun nach den alten Karten der Fluß von Jarkand sein sollen, es war jedoch, wie sich später ergab, der Karakasch. Auf seinen gefrorenen Flächen ging es abwärts bis zu der ersten bewohnten Ortschaft Schadulla, am Südschwange des Künlün gelegen, der dort seine Häupter bis zu 6400 und 6700 M. erhebt. Schadulla wurde am 20. Nov. erreicht, also zwei Monate nach dem Abmarsche aus Leh. Wenige Tage früher war auch Shaw in Schadulla eingetroffen.

Dieser Reisende hatte seit seiner Trennung von Hayward fast den nämlichen Weg wie dieser eingeschlagen, war also gleichfalls über die Hochebene Lingji-Thung nach Thaldat gekommen. Hier aber behielt er, anstatt wie Hayward sich gegen Westen zu wenden, die nördliche Richtung bei, wodurch er an einem Eissee vorüber auf eine Ebene gerieth, die eigentlich ein Bett von „Phulli“ oder grober Soda ist. Oben auf liegt eine ganz dünne Schicht Erde, unter welcher der Fuß in die feinste pulverisirte Soda sinkt; sie ist rein weiß und 10 bis 12 Centimeter tief. Unter derselben befindet sich eine Lage unreinen, gewöhnlichen Salzes oder Salpeters, die man beim Gehen knacken hört, wie dünnes Eis unter frischem Schnee. Das nördliche Ende dieser Sodaebene verschmälert sich zu einem nach Nordwesten gekrümmten Thale, welches nach der Meinung Shaw's zum Karakasch hinabführen sollte. Er erreichte in der That auch ein schwach gefrorenes Gewässer, welches er für den Karakasch hielt und dem er folgte, bis durch eine enge Schlucht auf der linken oder südlichen Seite die gewaltigen Eismassen eines andern Gewässers hinzutraten. Dieses war aber erst der Karakasch, den Hayward etwa 17 Meilen weiter oben schon erreicht hatte und bis zu der Stelle verfolgte, wo wir Shaw nunmehr finden. Das kleinere Gewässer, dem entlang Shaw gezogen, war nur ein Nebenfluß des großen Karakasch. Von seinem Einflusse bis nach Schadulla fällt nun die Route der beiden Engländer im wahren Karakaschthale wieder zusammen.

In Schadulla befand sich ein kleines Fort, besetzt von ein paar Duzend kaschgarischer Soldaten unter einem Pundschabascha oder einem Offizier niedern Grades. Wol sah hier Hayward Hrn. Shaw inmitten seiner Theekarawane lagern, doch konnten sich die beiden Herren nur mit dem Fernrohre

begucken, denn die turkestanischen Usbeken verstatteten keinen Verkehr zwischen ihnen. Vor einem Weitermarsche nach Yarkand mußte zuvor die Erlaubniß des Atalik-Ghazi eingeholt werden, an welchen Hayward seinen Dolmetscher mit einem englischen Briefe absendete. Wie die meisten britischen Reisenden hatte auch Hayward im Gegensatze zu den Russen es verschmäht, die Landessprache, nämlich Türkisch, zu erlernen. Nicht besser erging es Hrn. Shaw, der vom Türkischen nur das Wort yok (nein) wußte, welches er in Atkinson's Büchern aufgelesen hatte.

Um die Zwischenzeit bis zur Rückkehr der Antwort auszufüllen, beschloß Hayward, die Quelle des Yarkandflusses geographisch zu befestigen, während Shaw schon am 25. November seine Reise nach Kaschgarien fortsetzen konnte. Damit ihm aber die Soldaten kein Hinderniß in den Weg legen möchten, brach Hayward heimlich mit einigen seiner Begleiter, nämlich Bhuten, auf. Es geschah dies am 26. November, an welchem auch sogleich der Kirgisenpaß (5210 M.), der in das Thal des Yarkandflusses hinüberführt, überschritten und in das jenseitige Thal auf 4336 M. hinabgestiegen wurde. Zunächst zog Hayward abwärts in dem Thale, bis er seine Meereshöhe auf 3700 M. vermindert hatte. Er kehrte nun wieder zu dem Punkte zurück, wo er den Yarkandfluß zuerst erreicht hatte, und bestieg dann am 30. November allein eine Anhöhe von 5790 M., auf der das Thermometer im Schatten  $-12^{\circ}$  R. zeigte. Die Aussicht war die erhabenste der ganzen Erde. Der Karakorum, den auch Hayward mit dem Muztagh für gleichnamig erklärt, lag ihm gegenüber mit Gipfeln zwischen 7620 und 8530 M., alle überragend aber der riesige Dapsang. Am 1. Dezember wurde der Yarkandfluß aufwärts verfolgt und die Quelle am 8. Dezember erreicht. Sie liegt zufolge unmittelbarer Beobachtung in  $35^{\circ} 37' 34''$  n. Br., die geographische Länge von dem letzten astronomisch bestimmten Punkte aber beträgt nach Gissung  $77^{\circ} 50'$  östl. L. v. Gr. Das Quellgebiet, ein rundes ebenes Becken oder ein Circus mit rings ansteigenden Höhen, von denen Gletscher herabhängen, liegt 4770 M. über dem Meere. Am 11. Dezember war Hayward von dieser erstaunlichen winterlichen Wanderung in den centralasiatischen Hochgebirgen nach Schadulla wieder zurückgekehrt, wo sein Verschwinden nicht wenig Bestürzung erregt und zur Absendung von Streifpartien veranlaßt hatte.

Da mittlerweile die Erlaubniß zum Weitermarsch eingetroffen war, brach er unverzüglich auf. Jetzt erst galt es, den Künlün auf dem Sandschupafß zu überschreiten. Uebnachtet wurde diesseits, eine Wegstunde vom Kamme, auf 4411 M. Meereshöhe. Der Paß selbst wurde 5063 M. hoch gefunden. Nebel, die zur Zeit des Ueberganges tiefer unten lagen, verhüllten die Aussicht auf das turkestanische Unterland. Der Abfall nach Norden ist sehr steil, mit Schnee und Eis bedeckt, daher Unglücksfälle mit Saumrossen nichts Ungewöhnliches sind. Die Alpennatur des Künlün ist überaus großartig und wild. Drei deutsche Meilen vom Sandschupafße wurde ein Kirgisenzeltlager erreicht, 2780 M. über dem Meere gelegen. Eine solche geringe Erhebung hatte Hayward seit vier Monaten nicht mehr angetroffen, denn in dieser Zeit hatte er sich beständig zwischen 3660 und 5180 M. bewegt. Am 21. Dezember

betrat er die Stadt Sandschu von etwa 3000 Häusern, am 25. gelangte er nach Karghalik und am 27. endlich in das lang ersehnte Yarkand, wo Shaw schon vor ihm eingetroffen war.

Um nun den Werth des neu entdeckten Weges über die Tschangtschenmo-Hochebene durch einen Vergleich mit der bisherigen Karawanenstraße über den Karakorum genau zu bestimmen, wählte Shaw die letztere zum Rückwege, den er nach genügendem Aufenthalte in Osturkestan am 30. Mai 1869 in Yarkand antrat. Noch am ersten Tage und in der Nähe von Yarkand ward er von Hayward eingeholt, der sich ihm nunmehr anschloß. Zuerst mußte natürlich wieder der Künlün erstiegen werden. Das geschah diesmal auf dem Tschutschupasse, der in einem Seitenthale, nicht in jenem des hochgeschwollenen Sandschuflusses, aufwärts führt, um dann über den Sandschupafß in das Thal des Karakasch hinabzusteigen. Von Schadulla erst begann die eigentliche neue Route. Anstatt dem Karakasch stromaufwärts weiter zu folgen, überschritten sie einen zweiten hohen Paß, den Sugetpaß, der über Tschibra nach der Hochebene Dipsi-Kul leitet. Gerade vorwärts in einer Entfernung von 5 deutschen Meilen liegen scheinbar isolirte Schneegipfel, allein es sind dies nur die Zacken von Parallelfämmen des Karakorumpasses, der überschritten werden soll. Zur Linken und gegen Osten schwillt die Riesenebene dünenartig empor und bedeckt sich oben mit Schnee. Rückwärts liegt mauerartig der Künlün, und gegen Westen vereinigen sich einige Wasserläufe, um sich in einen blau schimmernden Abgrund zu senken. Durch letzteren fließt der Yarkandfluß nach Kaschgarien hinunter. Von dem breiten Thale Tschadartasch (Zeltstein) östlich dieser Riesenebene führt eine andere, weitere Thalebene zu einem scheinbaren Passe, der etwa  $3\frac{1}{4}$  Meilen entfernt zwischen Schneehügeln hindurchgeht. Hayward entschloß sich, diese Route zu versuchen, und trennte sich hier von Shaw. Der Paß liegt Südost zu Süd und führt, wie die beiden Reisenden vermutheten, in das Thal des obern Karakasch, dem Hayward nunmehr aufwärts folgte und so auf die im Hinwege benutzte Tschangtschenmoroute gelangte. Shaw hingegen setzte seine Reise nach dem Karakorum fort. Allenthalben näherte sich der Schnee dem Saume der Hochebene. Nirgends ist ein Grashalm oder eine Spur von Lebendem zu sehen, dagegen bildet jeder Rastplatz eine wahre Schädelstätte von todtten Rossen, deren Kadaver bei der Trockenheit der Luft wahrscheinlich in lederne Mumien verwandelt worden wären, wenn nicht die allnächtlich die Lagerfeuer umheulenden Wölfe anders über sie zu verfügen pflegten. Der übrige Weg setzt den Wanderer auf strenge Proben. Er muß eiskalte Wildwasser kreuzen, durch deren Triebband er verschlungen zu werden fürchten möchte. Gletscher versperrten ihm den Weg, oder weiche Schneefelder lassen ihn über die Kniee einsinken. Einen Tagemarsch südlich vom Karakorum-  
passe sieht man eine Reihe wirklicher Gletscherberge. Der Schayok, ein bedeutender Nebenfluß des Indus, entspringt in einem vollkommenen Meer von Eis, das diesen Namen viel eher verdient als das Mer de glace von Chamounix, das mehr ein Eisfluß als ein Eismeer ist. Zwei von erstaunlich hohen Bergspitzen herabkommende Gletscher vereinigen sich und überschwemmen mit ihren blauen Wogen eine große Ebene. Das Ergebniß des Vergleiches

zwischen dieser Route und jener des Tschangtschenmo fiel natürlich sehr zu Gunsten der letzteren aus.

Was nun Hayward und Shaw über die wilden Hochgebirgslandschaften zwischen Ladakh und Yarkand berichten, erhielt seine vollste Bestätigung durch die Gesandtschaftsreise, welche Herr L. Douglas Forsyth im Jahre 1870 nach dieser Stadt unternahm. Gleich nach der Rückkehr von Hayward und Shaw erschien nämlich eine Gesandtschaft des Atalik-Ghazi in Kalkutta, um eine offizielle Bestätigung über die von den beiden Reisenden zugesicherten britischen Sympathien einzuholen. Darauf hin entschloß sich denn die indische Regierung, eine Mission an den Hof zu Kaschgar zu entsenden, und betraute mit Leitung derselben Herrn L. Douglas Forsyth, einen um den ostturkestanischen Handel vielfach verdienten Verwaltungsbeamten im Pundschat. Ja, man könnte beinahe sagen, daß in diesem Manne die Bestrebungen der Engländer, Ostturkestan für ihren Handel zu erschließen und dort mit Rücksicht auf das Vordringen der Russen auch politischen Einfluß zu gewinnen, sich verkörperten. Forsyth nahm sich der Sache auf das Wärmste an, zog in Rußland und Indien alle erdenklichen Erkundigungen ein und spornte die indische Regierung zur Thätigkeit an. Wie schon an früherer Stelle mitgetheilt, scheiterte indeß seine Mission vollkommen, insofern er den Atalik-Ghazi gar nicht zu Gesichte bekam und somit unverrichteter Dinge wieder heimkehren mußte. Der Weg, den die Gesandtschaft nahm, fällt mit dem Hayward'schen fast ganz zusammen, neu ist nur die Strecke am obersten Laufe des Karakasch und von da östlich zum Tschangtschenmopasse. Wir begleiten die Wanderer daher nicht wieder auf dem schon bekannten Wege an den Pangongsee und den Tschangtschenmo, sondern begnügen uns, zu erwähnen, daß sie am 20. Juli 1870 einen dem Dr. Caylay zu Ehren benannten, 5994 M. hohen Paß überschritten und auf dem Platze Gnißchu das höchste Lager aufschlugen, in einer Höhe von 5745 M. Am folgenden Tage erreichten sie die Hochebene Lingzi Thung, eine kahle Wüste, die aber infolge von Luftspiegelung wie mit Wäldern, Kornfeldern, Dörfern und Seen bedeckt erschien. Hier litten die Reisenden besonders von dem heftigen Winde, der fast täglich gegen 10 Uhr Vormittags von Westen oder Südwesten anhebt, Nachmittags zu einem wahren Orkan anwächst und dann allmählich nachläßt, bis gegen Mitternacht wieder Windstille eintritt. Dieser Wind ist so kalt, daß er oft in kurzer Zeit lebende Wesen tödtet. Ebenso litten Menschen und Thiere sehr unter der Düntheit der Luft; einige Leute blieben ganz erschöpft liegen und kamen erst am folgenden Tage nach, während ein paar zurückgelassene Pferde ganz verloren gingen.

Herr Forsyth war auf dieser mühevollen Wanderung von Herrn Rob. Shaw und dem Dr. Georg Henderson begleitet, welcher letzterem wir einen interessanten Reisebericht in Gestalt eines reich ausgestatteten Buches verdanken. blieb Forsyth's Mission auch fruchtlos auf politischem Felde, so gewährte doch die Reise eine unerwartete Ausbeute in botanischer und zoologischer Hinsicht. Mit Ausnahme zerstreuter Cedern (*Juniperus excelsa*), die eine Höhe von 10 M. erreichen, einem seltenen *Elaeagnus* und einem Bocksdorn (*Hippophae rhamnoides*), der gewöhnlich unter 2 $\frac{1}{2}$  Meter bleibt, trifft man fast nur

angepflanzte Bäume in Dörfern oder an Flüssen, und zwar meistens Weiden und Pappeln. 158 Vogelarten wurden beobachtet, darunter 59 in der Umgebung von Yarkand, und wahrscheinlich sind 7 davon völlig neu. Das interessanteste Exemplar ist ein schöner Falke. Wie es scheint, besitzt Ostturkestan seine ganz eigenthümliche Vogelfauna, denn mehr als ein Zehntel der um Yarkand beobachteten Arten sind sowol diesseit des Himalaja als jenseit des Tian Schan gänzlich unbekannt. Merkwürdig ist auch, daß sehr viele Vögel noch in den Höhen von 5000 M. und darüber heimisch angetroffen wurden.

Nordwestlich von Ladakh liegt die Landschaft Balti oder Kleintibet mit der Hauptstadt Iskardo am Indus, dort, wo der Schigar in ihn mündet. Am Fuße des gletscherreichen Karakorum gelegen, vereinigt Balti in sich die gewaltigsten Gebirgsgegenden der Erde. Der hier am meisten in die Augen fallende Berg des Karakorum, der hier mit Vorliebe Muztagh, Eisgebirge, genannt wird, ist der Maschabrumfik, dessen Höhe 7924 M. erreicht. Wie es scheint, ist er geschichtet, sein höchster Theil ist ganz flach und mit einer Schneehaube bedeckt, die 9—12 M. dick zu sein scheint und über dem schroffen Absturz auf der östlichen Seite deutlich aus einer Entfernung von  $7\frac{1}{2}$  Meilen gesehen werden kann. Die schneebedeckten Gipfel in der Umgebung des Maschabrum sind nun um etwa 1000 M. niedriger. Westlich von dem Berge liegt der  $3\frac{1}{2}$  Meilen lange Baltorogletscher und noch weiter westlich der Biafogletscher, der  $4\frac{1}{6}$  Meilen oder mehr als viermal so lang ist als der größte Gletscher der Alpen. Er ist der größte bis jetzt auf Erden bekannte.

Im Westen grenzen an Balti die kleinen, theilweise unabhängigen Landschaften Gilgit, Jessen oder Jassin und Astor; südlich davon und westlich von Kaschmir liegen die Hazaraberge, welche dicht bei der Gesundheitsstation Marri beginnen und sich von dort bis an den Indus erstrecken. Die Landschaft ist in hohem Grade interessant und kann als ein indisches Siebenbürgen bezeichnet werden. Sie ist erst seit mehreren Jahren englisches Gebiet geworden, aber auch heute noch kein gesicherter Besitz. Die britischen Beamten, welche sich dort im Dienste befinden, haben die strenge Weisung, sich nicht von den großen Straßen zu entfernen, stets gut bewaffnet zu sein, eine angemessene Bedeckung mitzunehmen und alle Zwistigkeiten zwischen ihren Leuten und den Eingeborenen zu vermeiden. Hazara ist nämlich keineswegs eine friedliche Gegend, sondern ein unruhiges Land, das von einer Anzahl verschiedener Stämme bewohnt wird; unter diesen sind die Afghanen am zahlreichsten und durchaus kriegerisch. Je mehr man sich dem noch vielfach unerforschten Bergwinkel nähert, wo der Himalaja, speziell der Karakorum, mit dem Hindukusch sich verbindet und im Norden zur Pamir sich ausweitert, desto mannichfacher wird, so scheint es, das Gewirre von Völkerstämmen, die hier, auf engem Raume zusammengedrängt, neben und unter einander hausen. Es ist dies eine Erscheinung, die vielfach an das Völkerealeidoskop im Kaukasus erinnert, und so weit heute ein Urtheil möglich, scheinen wir es hier mit uralten Resten des arischen Stammes zu thun zu haben. Lejean meint, daß wenigstens im südlichen Theile die Mehrzahl der Bewohner aus afghanischen Hindus, also unzweifelhaften Ariern, bestehe. Ein Stamm der Swat soll von den alten arischen Bewohnern des Swatthales

abstammen und von einem afghanischen Stamme vertrieben worden sein, der dann den Namen Swat usurpirte. Später kamen allerdings Türken ins Land, allein jetzt ist das türkische Element so gut wie völlig verschwunden und nur noch in einem einzigen Dorfe, Mangae, vorhanden. Man erzählt in Marri von einem alten Manne, welcher noch als Türk bezeichnet wurde und eigentlich als der Letzte seines Stammes betrachtet werden kann.

Zu den unbekanntesten Regionen des centralasiatischen Hochlandes gehört das Gebiet, welches wir als Dardistan bezeichnen und erst durch die überaus verdienstvollen Forschungen Dr. G. W. Leitner's, eines Oesterreichers, erschlossen worden ist. Dardistan (aus Darada und der persischen Lokaleindung istan gebildet) umfaßt alle Lande zwischen dem Hindu-kusch und Kaghan ( $35-37^{\circ}$  n. Br. und  $73-74^{\circ} 30'$  ö. L. v. Gr.). Im engeren Sinne sind die Dardu oder Darden das Volk, welches das Bergland von Schinaki bewohnt; Dr. Leitner begreift unter dieser Benennung aber nicht nur die Stämme der Tschilasis, Astoris, Gilgitis und Dureylis, sondern auch das Volk von Hunza, Nagyr, Tschitral und Kasiristan. Gilgit liegt im Westen des Indus, Tschilas südwestlich von Gilgit, Tschitral näher dem Hindu-kusch; die Flüsse des Landes fallen in den Kabul, der selbst wieder ein Zufluß des Indus ist. Die Gebiete der Hunza und Nagyr liegen an einem Zuflusse des Gilgit, der ebenfalls in den Indus mündet. Westlich von Gilgit bis an die Grenze Afghanistan's endlich wohnen in schwer zugänglichem Hochgebirgslande die verschiedenen Stämme der Sijah-Posch-Kafir's; dies ist das sogenannte Kasiristan. Auch in Kandia, einer zwischen Indus und Swat liegenden Landschaft, sind die Leute Dardus und reden einen Schinadialekt. Das Gebiet, für welches Leitner die Bezeichnung Dardistan vorschlägt, trägt bei seinen Bewohnern keinen Gesamtnamen, sondern wird als Jaghistan, Kohistan u. s. w. bezeichnet. Die Namenszersplitterung bei diesen kleinen Bergvölkern ist in der That ungeheuer; nicht nur, daß sie selbst ihren eigenen Namen führen, auch die Nachbarn benennen sie oft ganz verschieden. Ebenso arg ist die Verwirrung in den Sprachen und Religionen. Dr. Leitner fand dort folgende Sprachen, in denen noch nichts niedergeschrieben war: Schina, welches die Tschilasis sprechen, diese sind unter den verschiedenen Schinastämmen, Schinakis, die einzigen sunnitischen Mohammedaner, Schina ist auch die Sprache der Leute in Gilgit, Astor, Dureyl und Gor; auf der großen Kolipalusstraße kommt es gemischt mit Puschtu (der Sprache der Afghanen) vor. Das Arnyia ist die Sprache in Tschitral und Jassin, und hier sind die Bewohner schiitische Mohammedaner. Das Chadschuna ist die Sprache der Hunza und Nagyr, das Kalascha wird in den östlichen Gebirgsketten Kasiristans gesprochen.

Henry Lawrence, Hans Agnew und Kolonel Young waren bis an die Grenze von Gilgit gekommen. Dr. Leitner drang aber zuerst in dieses verurufene Gebiet wirklich ein. Die Landesbewohner standen im Rufe großer Grausamkeit, und dieser Umstand, sowie die Unzugänglichkeit dieser Region mag wol die Reisenden zurückgeschreckt haben. Dr. G. W. Leitner, dem es beschieden war, den Bann zu lösen, gehört einer deutsch-jüdischen Familie Ungarns an, wurde Missionar in Indien und zeichnete sich durch Eifer,



Tüchtigkeit und gründliche Kenntnisse in der Sprachwissenschaft so sehr aus, daß er zum Rektor des Regierungskollegiums zu Lahore, der höheren Lehranstalt, welche die Regierung des Pundschar gründete, ernannt wurde.

Nachdem er 1865 in Kaschmir gewesen, besuchte Leitner die Länder der Dardu zwischen 6. August und 20. Oktober 1866 zum ersten, 1872 aber zum zweiten Male. Umgeben von einem feindlichen Volksstamme, obdachlos und dürstend, durchwanderte er das rauhe Bergland und brachte es zuwege, die bislang vollkommen unbekannt Sprachen der Dardustämme, die keine Schriftzeichen besitzen, zu erforschen. Dabei hatte er aber Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß über jene Gebiete und Völker in Indien die irrigsten Meinungen verbreitet sind.

Die Gegend ist keineswegs so unzugänglich, und die Wildheit der Bewohner ist arg übertrieben worden. — Selbst Kannibalismus traute man ihnen zu, jedoch

konnte Leitner nichts davon bemerken. Als er in Gilgit ankam, herrschte dort Kriegszustand; er fand die Häuser ohne Dächer, und kein Mensch ließ sich blicken. Als er jedoch einen seiner Leute die Trommel rühren und ausrufen ließ,



Dr. Leitner in Lahore.

daß er für Alle, die kommen würden, ein Festmahl geben wolle, hatte er gleich am ersten Abende wol anderthalb hundert Männer verschiedener Stämme beisammen, die es sich wohl schmecken ließen und mit denen er auf sehr freundschaftlichen Fuß kam. Er wenigstens hatte von ihnen nichts Grimmiges und Wildes zu erfahren, allein Dr. Leitner selbst erzählt, daß die Bewohner jedes einzelnen Thales, woraus das Dardenland besteht, Allerlei über den Kannibalismus und die Wildheit ihrer Nachbarn fabeln; deshalb ist auch zwischen manchen von ihnen fast kein Verkehr vorhanden. Trotzdem ist Dr. Leitner überzeugt, daß es selbst in Kasiristan keinen Kannibalismus gebe.

Vielen der umwohnenden Völkerschaften sind die Darden, Hrn. Leitner zufolge, an geistigen Fähigkeiten überlegen. Sie sind Ueberreste einer reinen arischen Rasse und ihre Sprachen wurden wahrscheinlich lange zuvor gesprochen, ehe sich das Sanskrit zu einer Literatursprache entwickelt hatte. Obgleich viele der Mundarten sehr von einander abweichen, tragen sie doch alle einen gemeinsamen arischen Charakter an sich. Dies ist indeß bei dem Chadschuna, der Sprache von Hunza und Nagyr, nicht der Fall, welche mit keiner andern Sprache Aehnlichkeit zu haben scheint, daher einstweilen in räthselhafter Isolirtheit dasteht. Obgleich die Darduvölker keine Schriftzeichen besitzen, haben sich bei ihnen doch interessante mündliche Bruchstücke ihrer Geschichte und Mythologie und, wie es scheint, Ueberreste eines uralten Gemeinwesens erhalten, welche an die reinsten Verhältnisse des alten Arischen erinnern. Durch die Einführung des Islam ist jedoch eine Störung in diese gekommen, obwol derselbe ihnen, so zu sagen, nur lose auf den Schultern hängt und manches Alte unberührt gelassen hat.

Die Darden sind schlank und kräftig, ein Volk, wohl geeignet für die Strapazen des Gebirgslebens. Sie nehmen jetzt allmählich indische Kleidung statt ihrer selbstgewebten starken, aber groben Gewänder an. Sie sind weit hübscher als das Volk der Ebene, namentlich können die Weiber von Jassin sich den Europäerinnen, an welche sie erinnern, zur Seite stellen. An den Grenzen sind sie gemischt mit Tibetanern und Kaschmiris, in Folge dessen ihre helle Gesichtsfarbe mehr dunkler Färbung Platz macht. Der reine Schin (Darde) ist einem Europäer ähnlicher als ein indischer Brahmane der höchsten Kaste. Das Kastenwesen besteht trotz Islam auch unter den Darden, Schen ist die erste und höchste Kaste, die sie jener der Moguls in Indien gleichstellen; die zweite wird als Jastgun oder Jastkunn bezeichnet und gebildet durch Zwischenheirathen eines Schen mit einer Frau niedrigerer Kaste. Die Angehörigen der einen und der andern können sich unter einander verheirathen, der Kastenunterschied fällt aber in einer solchen Ehe nicht ganz weg. Die ferneren Kasten sind Tadschön, die Kaste der Zimmerleute, Tschadscha, die Kaste der Weber, Akar, jene der Eisenhändler, Kulal der Töpfer, Dom der Musiker, Kramm der Gerber, welche auch die niedrigste ist.

Was die Regierungsverhältnisse anbetrifft, so sendet Tschilas jährlich einen Tribut nach Kaschmir. Als Leitner 1866 in Gilgit sich aufhielt, war dieses faktisch ohne Herrn; jetzt ist ein Thanadar in Gilgit, der von Kaschmir eingesetzt ist. Jassin wurde bis vor Kurzem vom Mir Wali regiert und ist jetzt abhängig von Tschitral.

Das Hunzavolk steht unter Ghazan-Khan, und auch Magyr hat seinen eigenen Herrscher. Die Herrscher von Tschitral sind große Sklavenräuber, und der amtliche Sklavenhändler (Diwanbegi, Finanzminister) hat einen der höchsten Posten inne. Sklaven sind dort Waaren und beliebte Tauschmittel. Ein guter Jagdhund gilt gleich einem Sklaven, ein Pony gleich zweien, ein großes Stück Pattu (Wollstoff) gleich drei Sklaven. Man giebt Weibern und schwachen Männern den Vorzug, da diese nicht entlaufen können. Als Gur Rahmar, einer der früheren Herrscher von Tschitral, zum sunnitischen Mohammedanismus übertrat, fand er es ganz in der Ordnung und dann auch sehr einträglich, seine schiitischen Unterthanen als Sklaven zu verkaufen; noch mehr, er verkaufte auch seine eigene Mutter nach Badachschan. Als man ihm darüber Vorwürfe machte, da sie ihn doch gesäugt habe, zeigte der biedere Sohn auf eine Kuh und sprach: „Die hier giebt mir Milch, und ich würde sie doch verkaufen; weshalb soll ich das nicht mit Einer, die längst keine Milch mehr hat.“ Gur Rahmar spielte überhaupt gern den Witzigen. So beliebte es ihm, einen angesehenen Schriftgelehrten in die Sklaverei zu verkaufen, und er tröstete ihn mit den Worten: „Wir nehmen ja keinen Anstand, den Koran zu verkaufen, der doch Gottes Wort ist; weshalb sollen wir nicht auch Den verkaufen, der Gottes Wort auslegt und erklärt.“ Er unternahm auch Raubzüge nach Gilgit, das ihm eine Zeit lang unterworfen war, und die Sklaven wurden infolge dessen sehr wohlfeil. Auch die Kandschat, eine Abtheilung der Hunza, machen die nach Yarkand führende Straße unsicher und sind verwegene Räuber, haben es aber dahin gebracht, daß die nach Centralasien handelnden Kaufleute ihr Land umgehen.

Die Dörfer liegen längs der Straßen, die den Flußläufen folgen. Gewöhnlich stehen die Häuser dicht beisammen, seltener zerstreut. Der untere Theil derselben besteht aus gemauerten Steinen, der obere, zu dem von außen eine Treppe führt, wird durch ein paar Pfähle gebildet, die, mit Gras oder Baumwollstoff verbunden, ein lustiges Gemach darstellen. Hölzerne Forts — rohe Blockhäuser — schützen die Dörfer. In der Mitte liegt auf einem freien Platze der Brunnen. Die Moschee in Gilgit ist kaum besser als die beschriebenen einfachen Häuser. Viele Familien haben außer ihren Wohnungen auch Höhlen im Gebirge, zu welchen sie allein den Weg kennen und wo sie Schätze oder Vorräthe aufbewahren.

Wenn die Darden viele altarische Gebräuche und Traditionen beibehalten haben, so kommt dies zum Theil daher, daß sie in fast völliger Abschließung von anderen Mohammedanern lebten. In Tschilas, wo die sunnitische Form des Islam herrscht, läßt sich wenig von dessen Strenge bemerken. Die übrigen Darden sind, wie erwähnt, Schiiten. Indessen machen die Sunniten Fortschritte, namentlich infolge der zahlreichen Einfälle der Kaschmiris in ihr Land. Die Sijah-Posch-Kasirs hängen hingegen einem altheidnischen, noch unerforschten Naturdienste an. Daß der Mohammedanismus der Darden mehr äußerlich ist, erkennt man sowol an den vielen altheidnischen Anklängen von bösen Geistern und guten Feen, wie sich aus den von Dr. Leitner gesammelten Märchen ersehen läßt, an dem Bestehen des Kastenwesens, an der geringen Achtung des Korans,

wie an der Verehrung der Frauen und der Liebhaberei für Hunde, was bei Mohammedanern sonst nicht zu finden ist.

Die Stellung der Frauen ist sogar bei den Darden ungleich günstiger als bei den Hindu. Selbst im sunnitischen Tschilas, wo allein der Islam intolerant auftritt, nehmen sie an den öffentlichen Berathungen Theil; im Kampfe gegen die Kaschmiris stellten sie sich diesen tapfer gegenüber, und nachdem Gilgit eingenommen worden war, gossen sie siedendes Del auf den Feind. Wenn Boxen und Faustkämpfe, wie manche Engländer meinen, ein Zeichen von Civilisation sind, dann haben es bei den Tschilasis sowol Männer wie Frauen weit in derselben gebracht. Es wird viel gerungen, und die Tschilasiweiber fechten unter einander mit eisernen Fauststringen.

Drei Tage nach der Geburt eines Kindes versammeln sich in Gilgit die Angehörigen und Freunde einer Familie, und der Vater giebt dem Neugeborenen einen Namen; bis dahin gilt die Mutter für unrein, und muß dieselbe überhaupt zwanzig Tage von ihrem Manne abgesondert bleiben. Männer und Frauen speisen gemeinschaftlich. Bei einer Verheirathung macht man in Gilgit weniger Umstände als in Tschilas. Der Vater des Bräutigams geht zu jenem des jungen Mädchens mit einigen Ellen Wolltuches und einer mit Wein gefüllten Kürbischale; wird dieses Geschenk angenommen, dann ist die Verheirathung richtig. Die Frau bleibt unbedingt an ihren Mann gebunden, der jedoch seinerseits die Ehe auflösen kann, sie aber hat kein Recht dazu. Vom gesellschaftlichen Verkehre ist sie nicht ausgeschlossen und kann Besuch von den Freunden ihres Mannes empfangen. Mann und Frau haben also hier, im Gegensatz zu anderen islamitischen Ländern, Vertrauen zu einander, und dies spricht sich auch in einem Volksliede aus. Eine Frau sieht, wie ihr Mann von jungen Mädchen umgeben ist, welche ihm den Hof machen. Sie sitzt in einem Winkel, sieht zu und singt: „Da sind die kleinen Vögel; sie flattern lustig umher und wollen sich an einer Blume erfreuen, die doch mir gehört! Ich bin sein angetrautes Weib und kann unbesorgt mit ansehen, wenn Ihr Euch belustigt.“ Die Mädchen heirathen schon im Alter von zwölf Jahren, Dr. Leitner schildert aber das Volk als keusch.

Die Darden haben vielerlei Spiele. Sie sind erpicht darauf, mit dem Bogen nach der Scheibe zu schießen. Im Winter gehen sie viel auf die Jagd; in Astor gehört das geschossene Wild dem Nabob und der Jäger erhält nur den Kopf, die Füße und einen Schenkel; in Gilgit dagegen erhält der Nabob nur einen kleinen Theil. Die Gewehre sind Luntens Flinten, Türnaq genannt, und werden in Gilgit selbst fabrizirt oder von Badachschan eingeführt. Die Kugel besteht aus einem kleinen, mit Blei umhüllten Steine; auch statt Schrotens werden kleine Steine angewandt. Die Flinten sind leicht, schießen sehr weit und werden in Hunza und Nagyr auf Gabeln gestellt. Von Spielen erwähnt Leitner eine Art Trikrat mit Würfeln; man benutzt die Maultrommel und liebt in Jassin, Hunza und Nagyr sehr die Tänze, wobei mit der Sitara (Gitarre) aufgespielt wird. In Gilgit forderte Dr. Leitner seine Gäste zum Singen und Tanzen auf. Zuerst tanzte nur Einer, dabei mit seinem Gewande Schwingungen machend, Anfangs nur langsam in verschiedenen Solos,

die in eine rohe Nachahmung des indischen Natschtanzes übergingen. Die Zuschauer klatschten in die Hände und riefen Schabasch. Eine Art Ceremonienmeister lief mit heftigen Geberden dabei umher und schwang einen Stock, mit dem er die Zuschauer, sie leicht berührend, zum Beifall aufmunterte. Mehr Leben kam in die Sache, als sich zwölf Männer zum Tanze erhoben, die je sechs und sechs einander gegenüberstanden. Mit geschwungenen Schwertern gingen sie auf einander zu, kehrten wieder um, bildeten einen Kreis, trennten sich und machten immer heftigere Geberden, so daß die enthusiastischen Zuschauer, mit fortgerissen, am Tanze sich betheiligten, den Staub aufwirbelten und so wild wurden, daß Leitner sich zurückzog.



Tanz der Darden in Gilgit.

Trotz des Islam bereiten die Schinakis in Gilgit und Hunza Wein, indem sie die Trauben mit den Füßen ausstampfen, und trinken denselben in großen Mengen, ebenso wie Bier, Mo genannt, das nach unserer Art bereitet, aber nicht geklärt wird. Einem Aufgusse von Korn wird ein aus Ladakh bezogener Sauerteig zugesetzt. Lecker schmeckt dieses Bier allerdings nicht. Sie bewahren es in Krügen, welche mit Fellen verschlossen sind.

Die Legenden, sehr einfachen Räthsel, Fabeln und Lieder der Darden zeigen echt indogermanischen Charakter und könnten nach der treffenden Bemerkung Richard Andree's, dem wir im Vorstehenden größtentheils gefolgt sind (Globus XXIV. Bd.), ohne Weiteres in Grimm's Märchenbuche stehen.

Schon ein Jahr nachdem Dr. Leitner ebenso muthvoll als erfolgreich zum ersten Male den Forschungen in Dardistan Bahn gebrochen hatte, erhielt er 1867 einen Nachfolger in dem Punditen Munphul Men Munschi vom Regierungsfekretariat im Pundschar, der gleichfalls nach Gilgit gelangte.

Seinem Berichte (Proceedings of the R. geograph. Soc. London 1869) verdanken wir manche ergänzende Nachricht über die Topographie jenes Gebietes. Wir erfahren, daß der Oberlauf des Gilgit aus den zwei Flüssen Jassin und Parasot gebildet wird, die im Hindu-kusch entspringen. Die Thalschaften in Gilgit sind das eigentliche Gilgit im Süden und Südwesten, Tschaprot im Norden, Bakrot im Osten, Sai und Gor im Südosten. Die Produkte des Landes, Reis, Weizen, Äpfel, Granatäpfel, Aprikosen, Walnüsse, Pflirsiche, Feigen und Trauben, reichen kaum aus, um dem eigenen Bedarfe zu genügen. Gilgit ist 22 Tagemärsche von Kaschmir, 8 von Jassin und ebenfalls 22 von dem Hauptplatze in Tschitral entfernt.

Nach Munphul's Berichten zerfällt Tschitral, welches, wie sich aus Hayward's späteren Forschungen ergab, auch Kaschkar genannt wird, in das obere (bala) und das untere (payan) Land; im Norden und Nordwesten trennt es der Hindu-kusch von den Steppen der Pamir, Wakhan und Badachshan; an Kasiristan grenzt es im Westen und im Südwesten, in welcher letzterer Richtung sich auch das vom gleichnamigen Flusse bewässerte Thal von Tschitral öffnet. Der Tschitralfluß entspringt im See Tschittiboi am Fuße des Tschitralpasses über den Karakorum nach den Pamirsteppen. Der Pundit bestätigt ferner Alles, was Dr. Leitner über den Menschenhandel von Tschitral in Erfahrung brachte.

Der nächstwichtigste Erforscher dieses Gebietes war der uns durch seine Reise nach Yarkand und Kaschgar genugsam bekannte Leutnant G. W. Hayward. Kaum von dieser werthvollen Expedition zurückgekehrt, verließ der unternehmende Brite gegen Ende des Jahres 1869 Kaschmir und erreichte über Iskardo am Indus das Hochthal Gilgit, von wo er nach einigem Aufenthalte zwischen Schneegebirgen nach Jassin in dem obern Theile desselben Thales weiter ging. Dort kam er etwa Ende Februar 1870 an. Der Häuptling von Jassin, Mir Walli Khan, empfing ihn mit großer Höflichkeit und Güte und versprach, ihm eine Bedeckung über den Darkotpaß nach dem obern Oxus mitzugeben. Während seines Aufenthaltes in Jassin machte Hayward viele Refognoszirungs- und Jagdexkursionen an den Nebenflüssen hinauf bis an den Fuß der Pässe, die im Norden nach Wakhan, im Westen nach Tschitral führen. Zugleich sammelte er Vokabularien der Gebirgsstämme und topographische Notizen über mehrere Thäler, die er nicht selbst besuchen konnte, z. B. jene der Hunza, Nagyr und Dyreil. Die Pässe selbst waren noch mit Schnee bedeckt und nicht zu passiren, doch zog Hayward möglichst viele Erkundigungen darüber ein. Er stellte fest, daß die Pässe von Jassin über den Hindu-kusch zum Oxus (Amu-Darja) nicht zum Yarkandflusse führen, daß die Wasserscheide zwischen diesen beiden, also der Ostrand des Pamirplateaus, 13—15 Meilen östlicher liege als auf den Karten, daß der Indus  $3\frac{1}{2}$  bis  $4\frac{1}{2}$  Meilen weiter nach Norden reicht als auf den Karten, nachdem er unterhalb Bunschi und Tschilas sich nach Westen gewendet hat, daß er bei Sazien,  $3,88$  Meilen unterhalb Tschilas, von rechts den bedeutenden Dilailfluß und außerdem noch die Flüsse Kanbari und Tangir aufnimmt. Jassin selbst liegt unter  $36^{\circ} 22' 38''$  n. Br. und  $73^{\circ} 35' 15''$  ö. L. v. Gr., 2366 Meter über dem Meere. Auf der Moschaburkette, welche Jassin von Tschitral trennt,

maß Hayward Höhen, wie die Pisk Gutsabur mit 6418, Moschabur mit 6836 und Dschpur mit 7275 Metern. Gilgit, einen Ort mit 200 Häusern, fand er 1530 Meter hoch ( $35^{\circ} 55' 2''$  n. Br. und  $74^{\circ} 22'$  ö. L.), und das ganze Gilgitthal 1520 bis 1700 Meter hoch. Auch er fand das Land reich an Wein und Aprikosen und rühmt den vorzüglichen Weizen, stieß aber allwärts auf Ruinen und wüstes Land infolge der Kämpfe zwischen den mohammedanischen Bewohnern und dem Maharadscha von Kaschmir, dessen Gebiet jetzt  $3\frac{1}{2}$  Meilen über Gilgit in der Richtung nach Jassin hinaus bis Gahkutsch reicht (Journ. of the R. geogr. Soc. London 1871). Alle seine topographischen Beobachtungen und Messungen legte Hayward in einer Spezialkarte nieder, so daß wir uns nunmehr in dem kürzlich noch so unbekanntem Gebiete gut zurechtfinden können.

Nachdem unser Reisender seine Forschungen in Jassin abgeschlossen, ging er wieder nach Kaschmir zurück, um bis zum Hochsommer zu warten. Ende Juni 1870 trat er neuerdings die Reise nach Jassin an und auf dem Wege dahin schrieb er in Gilgit am 6. Juli seinen letzten Brief. Wie es kam, daß der Häuptling von Jassin, Mir Walli Khan, aus seinem Gönner sein Feind wurde, ist nicht aufgeklärt; unmöglich ist es nicht, daß, wie Mir Walli kurz darauf dem Sappeur Havildar in Tschitral selbst erzählte, des Reisenden brüskes Auftreten ihm gegenüber an dieser Sinnesänderung Schuld getragen habe. So viel jedoch ist ausgemacht, daß der Bezirk dieses Fürsten mit dem Reisenden eng befreundet war, und daß vielleicht dadurch die Eifersucht Mir Walli's geweckt wurde. Möglicherweise ist auch seine Habgier rege geworden, und es hat ihm daran gelegen, die Sachen des Reisenden sich anzueignen. Als Hayward nach dem Darfotpasse unterwegs war, schickte Mir Walli-Khan ihm einige Bewaffnete nach. Indes mochte Hayward wol Verdacht geschöpft und schon auf der Wanderung seinen Leuten eingeschärft haben, die Waffen stets in Bereitschaft zu halten. Er hatte während eines jeden Nachtlagers geladene Pistolen neben sich liegen und hielt selbst Wache. Als er aber einmal gegen Morgen in der Nähe von Ushgum, etwa sieben Tagereisen nordöstlich von Tschitral, eingeschlummert war, fielen die Bewaffneten Mir Walli's aus dem Hinterhalte hervor, zogen ihn an einem Seile, welches sie ihm um den Hals geschlungen, aus seinem Zelte und steinigten ihn zu Tode. Ein gleiches Schicksal hatte sein Munshi (Sekretär). Mir Walli Khan aber hat keinen Vortheil von dieser Missethat gehabt. Die Häuptlinge und Stämme der Nachbarschaft waren empört über diesen Mord, und der Verbrecher mußte entfliehen. Zuerst fand er in Badachschan ein Unterkommen; als auch dort seines Bleibens nicht war, entfloh er zu seinem Oheim, dem Häuptlinge von Tschitral, und von dort ist er nach einem Schlupfwinkel irgendwo im Gebirge entkommen. Dr. Leitner zog gelegentlich seines zweiten Besuches in Dardistan 1872 die genauesten Erkundigungen über die näheren Umstände ein, welche Hayward's Tod veranlaßten, und hat einen ausführlichen, bis jetzt aber unseres Wissens noch nicht erschienenen Bericht darüber in Aussicht gestellt, von dessen Veröffentlichung vielleicht die Aufhellung des Dunkels zu hoffen ist, welches gegenwärtig noch diesen traurigen Vorfall umgiebt.

**Land und Volk der Sijah-Bosch-Kafir.** Unter den Darduvölkern ist keines interessanter als jenes der sogenannten Sijah-Bosch oder Schwarzbeinler, und kaum irgend ein Erdenwinkel ist weniger bekannt. Ueber das Land Kafiristan hat der englische Kapitän H. G. Raverty einige Mittheilungen allgemeiner Natur gemacht, in dasselbe wirklich einzudringen ist aber eigentlich noch Niemand gelungen. Was man über das Innere des Landes weiß, beschränkt sich ziemlich auf Folgendes. Viele Ströme durchziehen Kafiristan gleich dem Aderssysteme eines Blattes, nach Ost und West fließend und in fünf bedeutende Flüsse sich ergießend. Der bedeutendste und östlichste dieser Flüsse trennt Kafiristan von Tschitral, heißt bei seinem Einflusse in den Kabulstrom Kama, weiter aufwärts Kunar und an seinen Quellen Kaschgar oder Tschitral. Westlich von diesem Flusse vereinigen zwei Gewässer ihre parallelen Läufe unter dem Namen Allingar und ergießen sich westlich von der Stadt Dschelalabad in den Kabul, während noch weiter westlich ein dritter Fluß, Tagat oder Tagao, nachdem er mehrere Nebenflüsse aufgenommen,  $8\frac{1}{2}$  Meilen östlich von der Stadt Kabul in den gleichnamigen Fluß fällt. Von einem andern Gewässer heißt es, daß es am Nordabhange des Hindukusch entspringe und sich mit dem Pandsch, einem Zweige des Oxus, vereinige. Viele kleine Ströme, aus den tiefen Schluchten und gähnenden Abgründen der Seitenthäler als reißende Bergwasser hervorbrechend und vom Gipfelischnee der Berge gespeist, schwellen die größeren Flüsse, welche zur Zeit des Schneeschmelzes nur auf Flüssen passirbar sind. Zu beiden Seiten der Gewässer dehnen sich reiche Alluvialablagerungen aus. Temperatur und Klima wechseln sehr in Kafiristan, da die Höhenunterschiede bedeutend sind. Man kennt Spitzen, die bis zu 5000 Meter aufragen. In den höheren Gegenden fällt die Sommerhitze selten beschwerlich, und in den Wintermonaten lagert der Schnee mehrere Wochen lang. Die tiefer gelegenen Thäler bleiben vor scharfen Winterstürmen geschützt, und obgleich von hohen, ewig schneegekrönten Bergen umrahmt, wird doch die Hitze vom Juli bis in den August sehr drückend. Während des Frühlings und gegen Ende August bis in den September fallen starke Regenschauer vor; heftige Schneestürme sind im Winter häufig, dann werden die Pässe ungangbar und aller Verkehr zwischen den einzelnen Theilen ist auf Wochen abgeschnitten.

Im Jahre 1857 kam in England unter der Aufsicht des oben genannten Kapitän Raverty ein gewisser John Campbell an, der, das Kind eines britischen Offiziers, in frühester Jugend in den Afghanenkriegen verloren und von einem Häuptlinge dieses Volkes aufgezogen wurde. Wenn wir den Erzählungen dieses seltsamen Angloafghanen trauen dürfen, so hätte derselbe große Wanderungen unternommen und wäre von Kabul nach Swat, Tschutror, Gilgit, Feizabad, Parfand, Schotan und wieder zurück nach dem turkestanischen Afghanistan gekommen. Auf diesen vielfachen Kreuz- und Querzügen wäre er auch in das Innere Kafiristans gedrungen, allein was er darüber in seinem Buche (*Lost among the Afghans*. London 1862) erzählt, gewährt keinen Einblick in die geographischen Verhältnisse des Landes. Von ebenso geringem Nutzen war der kurze Aufenthalt, welchen ein christlicher Missionär dort genommen haben soll. Die zweifelsohne wichtigste Reise in jenem Gebiete ist aber die eines indischen



Sappers Havildar, der von Major Montgomerie von Peshawer nach Badachschan gesandt wurde, wobei er ein Stück von Kafiristan durchwanderte. Diese Expedition hat nicht nur über dieses, sondern auch über die angrenzenden Dardenländer manches Licht verbreitet. Der Havildar ging, für Wegeaufnahmen, Breiten- und Höhenmessungen gut eingeschult, am 12. August 1870 von Peshawer ab, durch die Landschaften Swat, Baschaur, Pundschkora und einen Theil von Kafiristan nach Tschitral, von da über den hohen und schwierigen Nufjanpaß nach Sebat am obern Koftschafusse, dem er hinab nach Faizabad, der Hauptstadt von Badachschan, folgte, wo er am 25. September eintraf. Rückwärts ging er über den Dorapaß nach Tschitral und dann so ziemlich auf seinem frühern Wege wieder nach Peshawer.

Was nun das Volk selbst anbelangt, so bedeutet der Name Kafir im Arabischen einfach Ungläubiger, Kafiristan also Land der Ungläubigen, und die Benennung wurde dieser Gegend von den benachbarten Moslems beigelegt, weil deren Bewohner die Religion des Mohammed nicht annehmen wollten. Sie schämten sich indeß dieses Namens nicht, denn

wenn sie von sich selbst sprechen, gebrauchen sie das Wort Kafir. Wegen ihrer schwarzen Kleidung aus Ziegenfellen werden sie auch Sijah-Posch genannt, sie selbst scheinen keine nationale Bezeichnung für sich zu besitzen. Merkwürdig ist es, daß, obgleich ihr Gebiet von mächtigen Feinden, einem wahren Gürtel mohammedanischer Räubervölker, umringt ist, man nie von einer Eroberung desselben gehört hat. Die Kafirs blieben unabhängig bis auf den heutigen Tag und wahrten ihren alten heidnischen Glauben. Geschichtsschreiber sagen, daß Timur, welcher die Reiche zwischen dem Hellespont und Centralindien unterwarf, sich nach vielen vergeblichen Versuchen, dieses Volk unter seine Botmäßigkeit zu bringen, zurückziehen mußte.



Sijah-Posch-Kafir.

Was wir über dieses interessante Volk wissen, stammt zunächst von dem ehrenwerthen und treugesinnten Mullah Nadschib her, der auf Erkundigungen nach Kasiristan ausgesandt worden war. Mit diesem verkehrte auch der englische Reisende Alexander Burnes, welcher zudem in Kabul einen zehnjährigen Kasirknaben, der zwei Jahre früher sein Land verlassen hatte, antraf. Der Junge beantwortete viele Fragen über sein Land und gab Proben seiner Sprache, welche nach Burnes den indischen Dialekten gleicht. Die Kasirs — wir lassen hier Burnes sprechen — scheinen ein sehr barbarisches Volk, essen Bären und Affen, führen Bogen und Pfeile und skalpiren ihre Feinde. Der bedeutendste Verkehr zwischen ihnen und den Mohammedanern wird durch das Land Lughmani zwischen Kabul und Peshawer geführt, dessen Bewohner Nemtschi Moslemmin, Halbmoammedaner, genannt werden. Der in Rede stehende Knabe hatte in Gesichtsfarbe und Zügen nichts Asiatisches und seine Augen waren bläulich. Dieselben Wahrnehmungen wurden an allen seither bekannt gewordenen Kasirs gemacht. Gara, der Mann, mit dem Missionär W. Hancock verkehrte, hatte blaue Augen und eine eben so helle Gesichtsfarbe wie ein Europäer. Sein Aeußeres war ziemlich auffallend, von mittlerer Größe und festen, aber nicht plumpen Körperbaues. Unter den Führern, welche im Jahre 1857 die britische Gesandtschaft des Majors Lumsden und Dr. Bellew nach Afghanistan geleiteten, befanden sich drei Kasirs, und von diesen erhielt Dr. E. Trumpp, gegenwärtig Diakonus zu Pfullingen in Württemberg, eine rohe grammatische Skizze ihres Idioms, welches blos eine Art Kohistandialekt zu sein scheint, da es mit Lughmani identisch ist. Seiner Abhandlung geht ein Bericht zweier christlicher Afghanen voraus, welchen es gelang, bis nach Kasiristan vorzudringen und dort längere Zeit zu verweilen. Auch der eingeborene Missionär Fazyl-i-Hagg soll die Kasirs in ihrem eigenen Lande besucht haben. Vier Kasirs endlich standen zu verschiedenen Zeiten in Dr. Leitner's Diensten und einer davon ist Jamshed, dessen merkwürdige Erlebnisse und Reisen in Centralasien in weiteren Kreisen bekannt wurden (Ausland 1873, Nr. 34 und 35), und der Dr. Leitner auf seiner jüngsten Reise nach Europa begleitet hat. Diese Leute hatten alle lichte Augen, waren aber der Hautfarbe nach nicht heller als viele Kabulistaner. Im Allgemeinen werden die Gesichtszüge der Kasirs als intelligent geschildert, und von dem obgenannten 30jährigen Gara versichert Hancock, daß er in der That viel Verstand besessen habe. Neben den meist beobachteten blauen Augen sollen auch schwarze vorkommen. Die Augenbrauen sind gewölbt, die Lider lang, die Stirn ist offen und breit. Die Gestalt beider Geschlechter ist hübsch und sehr schlank; ja ein Mufti, der ihr Land bereiste, nennt die Kasirs einen Ausbund von Reiz und Schönheit.

Dem nämlichen Mufti verdanken wir noch fernere Nachrichten über die Sitten der Sijah-Bosch. Ihre Kleidung besteht aus Ziegenhäuten, und das Haar hängt ihnen lang über die Schulter herab. Ihre Vorliebe für den Wein bestätigt auch der Mufti, sowie daß sie sich niemals auf den Boden, sondern stets auf Stühle setzen. In den Ohren tragen sie eiserne Ringe und um den Hals eine mit Schellen behängte Schnur. Die Gewohnheit der Hindus, daß Verwandte sich unter einander heirathen, besteht bei ihnen nicht.

Ihre Hochzeitsgebräuche sind indeß seltsam genug; der Bräutigam nimmt die Braut auf die Schultern und tanzt und springt mit ihr durch die Straßen, von einem Haufen von Männern und Weibern begleitet, welche mit Trommeln und Pfeifen einen gewaltigen Lärm machen. Wird die Frau schwanger, so schiebt man sie kurz vor der Niederkunft in ein eigens dazu eingerichtetes öffentliches Haus, wo sie 40 Tage verweilt. Kein Mann darf an diesem Hause vorüber, noch weniger hineingehen.

Leichenbegängnisse werden mit großer Feierlichkeit gehalten; der Leichnam wird von jungen Männern begleitet, welche singen, tanzen und Trommel schlagen. Der von Männern getragene ungewaschene Körper des Verstorbenen liegt in einem großen Sarge und wird auf einem hohen Berge in die Sonne gelegt. Dann opfert man eine Kuh, giebt der Leichenbegleitung ein Fest und kehrt ohne das geringste Zeichen von Trauer nach Hause zurück. Nach 60 Tagen, wenn der Leichnam verwest und von Raubvögeln verzehrt ist, besteigen die Frauen der Familie des Verstorbenen den Berg, sammeln die Gebeine, bringen sie, nachdem sie diese zuvor im Flusse gewaschen haben, nach Hause, setzen sich um sie herum und beginnen eine kurze Klage. Dann kommen die Männer, bringen die Gebeine an eine große Grube und sagen, indem sie dieselben hineinwerfen: „Dies ist der Himmel für dich.“

Ihre Kriege führen die Kasirs mit Lanzen, auch sind sie gute Bogenschützen. Um den Leib haben sie kurze Säbel geschnallt und Schilder auf den Rücken gebunden. Im Gefechte geberden sie sich wie Wüthende, knirschen mit den Zähnen und brüllen gleich Löwen. Die Sieger werden mit den Blättern des Maulbeerbaumes bekränzt. (Nach dem Journ. der „Asiatic Soc.“ zu Bombay. Ausland 1835, Nr. 74.) Damit stimmt nicht ganz überein, was John Campbell erzählt; ihm zufolge wären die Kasirs, mit denen er zusammengetroffen, eher furchtsam als kriegerisch gewesen. Als er seine Pistole abschoss, erfaßte sie jäher Schreck, denn Feuerwaffen waren ihnen noch unbekannt; jetzt sind wol auch diese Bergstämme mit Feuersteinflinten versehen. Ihre Raubzüge sollen meist nur Repressalien gegen die Einfälle der umwohnenden Mohammedaner sein, welche die Kasirs mit besonderer Vorliebe in die Sklaverei schleppen. Kannibalismus üben die Kasirs gewiß nicht, und selbst die Nachricht vom Skalpiren bei Burnes möchte nur mit Vorsicht aufzunehmen sein. Gleichwol erzählten die Kasirburschen, die zu Dr. Leitner ins Pundschat kamen, wenn sie einen angesehenen Mohammedaner gefangen nähmen, dann tränken sie einen Theil seines Blutes — wol nicht aus Appetit, sondern aus Prahlerei.

Die Sijah-Posch theilen sich in 18 Stämme ein, die übrigens durch die Kleidung sich nicht unterscheiden; ihre Städte und Dörfer — denn die Kasirs wohnen niemals in Zelten — liegen meist am Bergeshang und zählen mitunter 400 bis 500 Häuser. Die Kasirs sind gute Viehzüchter und besitzen bedeutende Herden von Rindern, Schafen und namentlich Ziegen; doch sagte der schon erwähnte Gara aus, das Volk lebe vom Anbau des Bodens, und Burnes versieht uns mit der Notiz, daß die Weiber, denen alle Geschäfte außerhalb des Hauses zufallen, selbst den Pflug führen; ja man behauptet sogar, daß sie zuweilen neben einem Ochsen vor denselben gespannt werden.

Viele der Kasirgebräuche mahnen an jene der Parsis, allein es ist eben so schwierig zu leugnen als zu behaupten, daß die Sijah-Posch von iranischer Abkunft seien und zoroastrische Traditionen besitzen. Einige ihrer Sitten mögen eben so wol für buddhistisch als für zoroastrisch oder sicherer noch dadurch erklärt werden, daß ihre theologischen Satzungen gewiß weder von indischer, noch von mohammedanischer, noch von christlicher Quelle herrühren. Was allen Kasirstämmen gemein zu sein scheint, ist ausgesprochener Haß gegen die Moslems, Aussetzung des Antlitzes ihrer Todten in hölzernen Särgen auf dem Gipfel der Berge, wie oben beschrieben, und endlich eine Art Ahnenkultus bedeutender Männer. Dr. Leitner, welcher sich Mühe giebt, zu sammeln, was auf die vielumstrittene Frage ihrer religiösen Ueberlieferungen Bezug nimmt, sagt, es sei schwer, über die Religion der Kasir ins Klare zu kommen. Nach Hancock beten sie das Steinbild eines Gottes Namens Eddrekpano an; vor diesem Götzenbilde opfern sie Ziegen und bespritzen es mit dem Blute derselben. Wie Dr. Leitner meint, besteht ihre Religion lediglich darin, daß Jeder einmal im Jahre einen Stein auf einen großen Steinhaufen legt, der sich auf einem hohen Berge befindet. Da sie keine geschriebene Sprache besitzen, so haben sie natürlich auch kein ausgearbeitetes System der Gottesverehrung. Einige der mit Leitner in Berührung gekommenen Kasirs zeigten Spuren von Mahadeo- und Indrakultus, doch darf man sich dadurch nicht irre leiten lassen; die Leute waren nämlich als Gefangene im brahmanischen Kaschmir gewesen, dessen Herrscher das vielleicht einzige Beispiel eines proselytenmachenden Hindu bietet; sie können also wol dazu abgerichtet worden sein, denn von religiöser Gesinnung oder Denkweise war nichts an ihnen zu bemerken. Wir möchten indes daran erinnern, daß der oben erwähnte Musti von den steinernen oder hölzernen Götzenbildern, die sie auch ihm zufolge anbeten, sagt, daß sie von den Kasirs Buruk oder Mahadeo genannt werden.

So weit sich aus den fragmentarisch vorliegenden Kenntnissen über die Abstammung der Kasirs urtheilen läßt, führt dieselbe in eine dem persischen Zoroastrianismus weit vorausgehende Epoche zurück. Die Sijah-Poschkasirs scheinen die Ueberreste einer der nördlichen Urrassen zu sein, die im Laufe der großen vorhistorischen Wanderungen bei Seite gedrängt und, von der Hauptmasse des iranischen Zweiges der Arier abgetrennt, isolirt wurden. Sie behielten demnach einige der antiken Gebräuche bei, ohne die Traditionen, welche diesen Gebräuchen ihre Bedeutung verleihen; andererseits, von mongolischen und tatarischen Völkern umringt und bedrängt, nahmen sie Manches an von dem Schamanenthume und dem Ahnenkultus, welche für jene Rasse charakteristisch sind. Wie aus den Mittheilungen Dr. Leitner's hervorgeht, sind die Kasirs, welche den Invasionen der Fremden von Alexander dem Großen angetroßt und Sprache und Sitte unverfälscht bis auf den heutigen Tag bewahrt haben, gegenwärtig auf die Aussterbeliste gesetzt, indem der mohammedanische Afghane nicht eher ruhen wird, bis er den letzten Sijah-Posch aus seiner Heimat vertrieben hat.

**Die Pamir.** Im Norden der soeben geschilderten Dardenlande zweigt sich, wie schon mehrfach erwähnt, die Pamir von dem Knotenpunkte des Hindukusch

und Himalaja, dem Puscht-i-Kahr, gegen Nordwesten ab. Ueber dieses Gebiet waren bis in die allerjüngste Gegenwart die ungegründetsten Vorstellungen im Umlauf, und selbst Humboldt dachte sich ungefähr in jener Gegend die hohe isolirte Kette des Bolor- oder Beluttagh, des Wolkengebirges, welches als Querriegel in der Richtung von Norden nach Süden sich zwischen dem westlichen und dem östlichen Turkestan erhebe. Niemand in neuerer Zeit durfte sich rühmen, diese longitudinale Gebirgswand überstiegen zu haben, und so blieb man denn auf die spärlichen Nachrichten angewiesen, welche die Reisenden früherer Jahrhunderte hinterlassen hatten. Der chinesische Buddhist Hiuen-Tsang war dieses Weges gezogen und beschreibt denselben als sehr beschwerlich, voller Schnee und gefährlicher Abhänge. Po-mi-lo nennt es der chinesische Pilger, und in dieser Bezeichnung dürfen wir wol das Wort Pamir wiedererkennen. Auf Hiuen-Tsang folgte Sungyun, ein anderer Pilger, der, wie es scheint, von Yarkand über Taschkurgan quer über die Pamir nach Wakhan gelangte. Auch Marco Polo's Weg führte aus den Landschaften Badachschan und Wakhan, die sich an der nördlichen Abdachung des Hindukusch ausbreiten, nach Kaschgar in Ostturkestan; er mußte also nothwendigerweise das in Rede stehende Gebiet in der Richtung etwa von Südwesten gegen Nordosten quer durchkreuzen. Deutlich läßt sich aus seiner Schilderung erkennen, daß er zuerst eine gewaltige Hochebene, die Pamir, dann aber noch eine hohe Gebirgsregion, die er Beloro nennt, durchzogen hat, ehe er die Flächen Ostturkestan's erreichte. Der Name Beloro ist augenscheinlich das türkische Belut, von dem die übliche Bezeichnung Bolortagh nur verderbt ist. Auf solch knappen Mittheilungen — denn aus der spätern Reise des P. Goës erfahren wir nichts mehr — blieb Jahrhunderte lang die Kenntniß des Pamirgebietes beschränkt.

Schreiten wir zur Betrachtung der Landkarte, so ergiebt sich auf den ersten Blick, daß die Aufklärung der wahren örtlichen Verhältnisse nicht ohne genauere Kenntniß der umliegenden Landschaften vor sich gehen konnte, denn von allen Seiten fast ist die Pamir — womit ich stets das gesammte fragliche Gebiet bezeichne — so zu sagen ummahbar. Im Norden stößt sie an den Tian Schan, der selbst noch vor fünfundzwanzig Jahren völlig unerforscht gewesen; im Osten liegt Ostturkestan, dessen Zugänglichkeit erst von der vorausgehenden Erschließung des Tian Schan im Norden und des Himalaja im Süden bedingt war; wir haben aber schon gesehen, mit welchen Schwierigkeiten diese Erforschung sowol im Tian Schan als auch im Karakorum verbunden gewesen, von welchem letztern ein südlicher Zugang hätte ausgehen müssen. So blieb denn nur der Westen, die turkestanische Tiefebene, welche die vom centralasiatischen Hochlande herabkommenden Bruderströme Oxus und Jaxartes (Amu- und Syr-Darja) bewässern. Die Quellen des Jaxartes oder Marn, wie der Strom in seinem Oberlaufe heißt, sind, wir wissen es, erst vor wenig Jahren im Tian Schan aufgespürt worden, denn die Verhältnisse der Steppenkhanate Chiwa, Bochara und Chokand machten es unmöglich, diesen Wasseradern stromaufwärts zu ihrer Quelle zu folgen, indem die fanatische Unduldsamkeit der turkestanischen Moslems den Eintritt in ihr Gebiet für jeden Europäer zu einem lebensgefährlichen Wagnisse stempelte. Die Quellen des südlicheren Oxus sind indeß schon seit mehr

als 35 Jahren bekannt, denn muthige Engländer vollbrachten die damals noch kühnere That, von Indien aus den Hindukusch zu übersteigen und im obern Drusthale vorzudringen. Diese erfolgreichen Wanderungen zur Erforschung des obern Drus sind zugleich auch die einzigen Versuche, der Pamir von Westen her beizukommen. Die Ehre ihrer Durchführung gebührt ausschließlich zwei britischen Offizieren, den Herren Alexander Burnes und John Wood, hauptsächlich aber Letzterem.

Leutnant Burnes brach am 18. Mai 1832 von der Stadt Kabul auf, zog den Kabulfluß hinauf in den Hindukusch und stieg über den Bamijanpaß hinab in das jenseitige Thal von Chulum, wandte sich von dort nach Kunduz im Osten und ging dann von diesem Orte wieder zurück über Chulum und Balch nach Bochara. Weiter nach Osten als Kunduz, nach Badachshan oder gar nach Wakhan kam Burnes nicht, dies war seinem Nachfolger Wood beschieden. Burnes sammelte indeß über die oberen Drusgegenden alle Nachrichten, deren er habhaft werden konnte, und wir werden diesem verdienstvollen Reisenden im afghanischen Turkestan wiederholt begegnen.

John Wood bewegte sich Anfangs ziemlich in den Fußtapfen A. Burnes'. Wie dieser ging er von Kabul über Bamijan hinab ins obere Drusthal, jedoch ohne Chulum zu berühren, sondern sich sofort nach dem östlichen Kunduz wendend. Von hier aus durchquerte er die Landschaft Badachshan und zog dann am Drus durch Wakhan hinauf nach Langerkisch, wo er in das Gebiet des Sir-i-ful, besser Sary-ful (Gelber See) eintrat. Die Wanderung in diesem obersten Drusthale bewegte sich schon in dem Landstriche, welchen wir zur Pamir rechnen dürfen. Langerkisch liegt schon in bedeutender Höhe und die Kälte war so stark, daß das Quecksilber sich in die Kugel des Thermometers zurückzog, Wood also keine Ablesungen mehr machen konnte. In dem engen Thale muthig vorwärts schreitend, erreichte er am 19. Februar 1838 den See Sary-ful, eine schöne, halbmondförmige, gefrorene Wasserfläche, in welcher der Drus entspringt. Auf drei Seiten nur von niedrigen Hügeln umrahmt, ragen im Süden des Sees hohe Berge bis etwa zu 5790 Metern auf, es sind die östlichsten Spitzen des Hindukusch, der hier sich an den Buscht-i-Nhar anschließt. Der Sary-ful selbst liegt unter  $37^{\circ} 27'$  n. Br. und  $73^{\circ} 40'$  ö. L. v. Gr. in 4755 M. Höhe über der Meeresfläche. Leutnant Wood stand hier wol auf dem Bam-i-duniah, dem „Dach der Welt“, wie die Karakirgisen diese frostige Hochlandschaft der Pamir ausdrucksvoll zu nennen pflegen. Kein Lüftchen regte sich über der Eisfläche des Sees; kein lebendes Geschöpf, nicht einmal ein Vogel, war ringsum zu sehen, Todtenstille weit und breit. Die Schrecken der Landschaft, welche „Messer Milione“ vor sechs Jahrhunderten seinen ungläubigen Landsleuten erzählte, Wood fand sie hier vollinhaltlich bestätigt, wie seither das Meiste, was Marco Polo von seinen Wanderungen mit seltener Genauigkeit berichtet. Den Sary-ful versuchte Wood, seiner Monarchin zu Ehren, Viktoriasee zu nennen, was mit der von den Engländern beliebten patriotischen Manier, die Landkarten mit den Namen Viktoria und Albert zu füllen, im Zusammenhange steht. Allein mit den Drusquellen endeten die Nachrichten über die Pamir; was Wood von Reisenden über die östlichen Gebiete erfuhr,

war wenig mehr als die Versicherung, daß der Eintritt Fremder in jene Länder mit äußerster Vorsicht verhütet werde, und daß es höchst gefährlich sei, heimlich dorthin vorzudringen.

In erster Linie waren es die Reisenden Hayward und Shaw, die über die Pamir uns nähere Kunde brachten. Bei ihrem Eintritt in Ostturkestan, und besonders auf der Strecke von Markand nach Kaschgar, mußten sie im Westen nothwendig den Absturz dieses Hochlandes erblicken. Dort entfalten sich höchst malerische Reize, denn von West nach Südwest steigt das Khyzylhartgebirge auf. Dies ist nach der Schilderung Hayward's der östliche Absturz der Hochebene Pamir. Die Gipfel schwanken zwischen 6000 und 6300 Meter. Den höchsten darunter, Taghalma geheißen, 14 Meilen westsüdwestlich von Janyhissar, schätzt Hayward auf 6325 Meter. Der schroffe Abfall des Gebirges gegen Osten, nach der kaschgarischen Hochebene, läßt vermuthen, daß alle Seen der Pamir sich nach Westen ergießen und jener Gebirgskamm die Wasserscheide bilde. Die Pfade, die nach der Pamir von Ostturkestan aus hinaufführen, sind alle sehr steil. Ob aber die Pamirhochebene, die „Terrasse der Welt“, wirklich die höchste Hochebene der Erde sei, blieb vorläufig zweifelhaft; jedenfalls sind die gehobenen Massen stereometrisch nicht so beträchtlich wie die Hochebenen, welche zwischen den drei Ketten Künlin, Karakorum und Himalaja eingeschlossen liegen.

Während Hayward und Shaw in Ostturkestan weilten, kam in Kaschgar ein Mann an, der das Kunststück gelöst hatte, von Badachschan aus in dieses Land zu gelangen, die Pamir also durchquert hatte. Dieser Mann war ein von Major Montgomerie ausgesandter Ajiate, unter der Bezeichnung „der Mirza-Sudscha“ bekannt, der Sohn eines Türken und einer Perserin, welcher die Sprachen seiner Eltern redete und auch gut Englisch verstand. Das in ihn gesetzte Vertrauen hat er glänzend gerechtfertigt.

Gegen Ende 1867 erhielt nun dieser Mirza den Auftrag, von Peshawer aus den Weg nach Tschitral und, falls er dies nicht könne, eine beliebige Route einzuschlagen und dann den obern Oxus und die Pamir zu erforschen. Für die Tschitralroute war die Jahreszeit schon zu weit vorgerückt; der Mirza ging also über Afghanistan und Chulum nach Badachschan, wo er im Oktober 1868 ankam. Von hier aus folgte er im Dezember ziemlich den Fußstapfen Wood's im obern Oxusthale, bis er zu dem Punkte kam, wo dieser Fluß aus der Vereinigung zweier Wasseradern entsteht. Während nun Wood der nördlicheren, ansehnlicheren gefolgt war, die ihn zum Sary-ful führte, hielt der Mirza sich im Thale des südlicheren Gewässers, welches sich indeß als länger herausstellte und gleichfalls aus einem See, dem Pamir-ful oder Barfutbassin, hervorkommt. Dieses Seebecken ist indeß viel kleiner als jenes des Sary-ful und liegt auch niedriger, nämlich in etwa 4358 Metern Höhe. Schon 3—4000 Meter tiefer beginnt aber das Steppengebiet. Tiefer Schnee deckte das Land, und nur mit der größten Mühe konnte der Mirza weiterkommen. Von dem Orte Patur an gab es acht Tagemärsche weit keine Ortschaft mehr und mußten deshalb die nöthigen Lebensmittel mitgenommen werden. Der Mirza fand es also gerade so, wie es Marco Polo vor sechshundert Jahren beschrieben hatte. Am vierten Tage erreichte er endlich die Wasserscheide zwischen Wakhan und Ostturkestan,

und hier lag der erwähnte zweite Quellsee des Oxus. Bald im Osten vom Pamir-ful beginnt das Land merklich zu sinken und nach vier weiteren langen Märschen zog der Mirza in Taschkurgan (Steinfurt) ein, der Hauptstadt des Distrikts Sary-ful. Dieser Platz liegt nur noch in 3348 M. Höhe und an einem Flusse, in dessen Thale der Mirza herabgekommen war, und das augenscheinlich in der Richtung von Yarkand gegen Osten abfloß. Von Taschkurgan wandte er sich gegen Norden und zog durch den Tschitschikpaß in der gleichnamigen Bergkette in das Kinthal und hinaus nach Janyhissar, von wo er nach Kaschggar gelangte. Das Tschitschikgebirge stellt sich als eine südliche Verlängerung der von Hayward gesehenen Kyzylharkette dar, welche den östlichen Pamirabsturz beschließt und sich, so zu sagen, am östlichen Rande der ganzen Hochebene erhebt. Den Paß fand der Mirza mit Schnee und Eis bedeckt, und er schätzte dessen Höhe auf wol 4570 Meter. Das Kinthal zieht sich längs des Kyzylharkart hin, und der Mirza bedurfte von diesem dreier angestrenzter Tagemärsche nach dem Städtchen Janyhissar. Seine Ankunft in Kaschggar fiel auf den 3. Februar 1869. Mirza Sudscha war demnach der erste Wanderer, der die Pamir mit forschendem Auge durchquert hatte. Vor ihm war allerdings 1860 Abdul Medschid von Süden nach Norden durch die ganze Pamir gezogen, und es gebührt sicherlich diesem Reisenden das Verdienst, zum ersten Male seit langen Jahren die Pamir betreten und Nachrichten davon mitgebracht zu haben; allein ein wissenschaftlicher Beobachter war er leider nicht. Der Mirza hingegen nahm den ganzen Weg von Badachschan über die Pamir nach Kaschggar auf und lieferte dem Major Montgomerie das Material zu einer ungemein wichtigen Darstellung in Karte und Text (*Journal of the R. geogr. Soc. London 1871*). Seinen Rückweg nahm der Mirza über Yarkand und den Sandschupaß nach dem Karakorum.

Das Jahr 1870 brachte zwei neue Reisen über die Pamir. Während nämlich Douglas Forsyth die uns bekannte politische Mission nach Yarkand unternahm, ging im Auftrage der indischen Regierung ein eingeborener Vermessungsassistent, Ibrahim Khan, auf einer westlicheren Route nach demselben Ziele. Ibrahim Khan wanderte von Kaschmir nach den Plätzen Gilgit und Jassin in Dardistan und schlug dann die Route nach dem von Hayward erkundeten Darfotpasse ein, der über den Hindukusch hinüberführt ins Oxusthal. Am Passe selbst war wieder nur Schnee und Gestein zu sehen, an den Abhängen des Gebirges aber gab es Gras und Weidestoff für die Lastthiere in Menge. Am jenseitigen, nördlichen Abfalle des Hindukusch zog der Weg hinab gegen Lungur, einen Ort im Thale des südlicheren Oxus, welchen auch der Mirza passirt hatte, und nun ging es ziemlich denselben Weg über die Pamir nach Osten. Auch Ibrahim Khan gelangte an den Pamir-ful, den er Kalsar Bam-i-duniah nennt, und über Saryful nach Janyhissar (*Proceedings of the R. geogr. Soc. London 1871*).

Gleichzeitig mit Ibrahim Khan ging der Munschi Faiz Bafsch von Peshawer aus über Afghanistan, den Hindukusch nach Balkh und von da durch Badachschan, Wakhan und die Pamir den nunmehr bekannten Weg nach Ostturkestan.



Wie man sieht, ist in der jüngsten Zeit die Aufgabe, das Plateau der Pamir in der Richtung von West nach Ost zu kreuzen, wiederholt gelöst worden; doch beschränkt sich unsere Kenntniß so ziemlich auf eine Route, welche das Hochland in seinem südlichsten Theile durchschneidet, und zudem rührt diese Kenntniß ausschließlich von Asiaten her; kein Brite, kein europäischer Gelehrter hat je seinen Fuß in die Einsamkeit dieser südlichen Pamir gesetzt. Es ist wahr, die Munschis, Mirzas und Punditen haben auch über den von ihnen nicht besuchten Theil des Landes werthvolle Erkundigungen eingezogen, deren wichtigstes Ergebnis die Existenz verschiedener Seen auf der Pamir ist; es sind dies außer den zwei uns schon bekannten Drusquellen der Kara-ful, Ischal-ful, Rang-ful, Tuz-ful, Saffak-ful und Jal-ful, worunter der erstgenannte der größte sein soll; so viel wir wissen, ist er nur von Abdul Medschid 1860 besucht worden. Die Frage, ob dieses große Wasserbecken seine Ausflüsse nach dem Osten oder nach dem Westen entsende, ist ein noch zu lösendes Problem, auf dessen nähere Erörterung vorläufig, d. h. ehe nicht auf Grund wissenschaftlicher Bereisung des noch unerschlossenen Gebietes gesprochen werden kann, am besten verzichtet wird.

Während aber die Briten von Süden aus sich bemühten, der Pamir ihre Geheimnisse zu entreißen, gelang es einem Russen, dem leider in der Blüte seiner Jahre dahingerafften Moskauer Professor Alexei Fedtschenko, von Norden her den Schleier zu lüften. Wie wir wissen, schließt sich nämlich das Hochland der Pamir im Norden an das System des Tian Schan an, und gerade über diesen nördlichen Theil des Plateaus und seine Verbindung mit dem Himmelsgebirge brachte Fedtschenko's Reise völlig neue Aufschlüsse. Ein Kenner wie Herr von Chanykow meint, daß Fedtschenko's Leistung für die Orographie Asiens dieselbe Bedeutung wie die Entdeckung der Nilquellen für Afrika besitze; jedenfalls aber kann man sie ruhig Wood's Reise an den Sary-ful gleichstellen.

Zoologische und botanische Zwecke verfolgend, war Fedtschenko mit der Bereisung des turkestanischen Khanates Chokand beschäftigt, welches damals im Osten den kaschgariischen Atalik Ghazi zum Nachbarn hatte. Chokand wird in seinem nördlichen Theile vom Syr Darja oder Jaxartes durchströmt, den wir aus dem Längenthale des Tian Schan als Maryn hervorbrechen sahen. Der südliche Theil des Khanates ist zwar ungemein gebirgig, doch erreichen die Bergketten keine besondere Höhe, sondern erstrecken sich in mehreren ziemlich parallelen, hinter einander liegenden Hügelreihen von Ost nach West; jenseit derselben erhebt sich das etwa 2430 Meter hohe Alaiplateau, welches etwa unter 39° 30' n. Br. und 73° ö. L. v. Gr. am obern Laufe des Surchab, eines der bedeutendsten Quellflüsse des Drus, gelegen ist. Während seiner Reise in Chokand 1871 erfuhr nun Fedtschenko, daß sich die chokanzischen Besitzungen bis zu jenem Surchab erstrecken, der dort den Namen Kyzyl-Su führt. Den Namen Surchab erhält dieser große Fluß des Alai erst tiefer, nach seiner Vereinigung mit dem Flusse Muk. Im obern Gebiete, in der Region der nomadisirenden Kirgisenbevölkerung, heißt er Kyzyl-Su. Beide Namen bezeichnen übrigens wörtlich dasselbe, „rothes Wasser“, nur ist Surchab persisch, Kyzyl-Su türkisch. In der That ist das Wasser des Flusses roth gefärbt, was auf das Gebiet des rothen Lehms tertiärer Formation als sein Quellengebiet hinweist.

Fedtschenko erfaßte sogleich diese Gelegenheit, das Amubassin zu betreten und, ausgerüstet mit einem offenen Sicherheitsbriefe des Khans von Chokand an seine Beamten und Unterthanen, schlug er im Juni 1871 den Weg ein, der von der Stadt Chokand nach Alai führt, den Fluß Isfairam hinauf durch den Paß gleichen Namens. Der schmale Pfad geht den Fluß entlang, der durch großartige Gebirgsmassen, die aus mächtig entwickeltem Kalksteine, Schiefer, Marmor und Granit bestehen, enge Schluchten gerissen hat. Die Gebirgskette, über welche der 3600 Meter hohe Paß führt, ist von alten, wahrscheinlich devonischen Gesteinen gebildet. Von dem Passe und noch besser von einem benachbarten Gipfel erblickte Fedtschenko im Süden etwas ganz Ueberraschendes, eine überaus mächtige, halb mit Schnee bedeckte Gebirgskette mit hoch emporstrebenden, theils zugespitzten, theils stumpfpyramidalen Gipfeln gekrönt. Der Alai selbst war noch nicht zu sehen; er war verhüllt durch zwei, wenn auch nicht ganz hohe Ketten, die sich im Vordergrunde hinziehen. Fedtschenko erblickte ihn erst, nachdem er, dem Flüsschen Jarant folgend, über diese Gebirge hinüber gekommen war. Der Blick auf Alai oder Dascht Alai, die Alai-steppe, war nicht minder überraschend. Die Höhe des Plateaus betrug an der Stelle, wo Fedtschenko sich befand, etwa 2430 Meter, die Breite ebendort vielleicht  $1\frac{1}{2}$  Meile. Nach Osten zu wird der Alai breiter, man sieht gar keine Gebirgskette, die ihn im Osten schließt, und er bietet in dieser Richtung den Anblick einer endlosen, ebenen Steppe, welche zwischen Bergen dahinzieht und sich dabei mehr und mehr erweitert. Uebrigens erstreckt er sich nicht direkt nach Ost, sondern mit einer merklichen Abweichung nach Nord. Diese grenzenlose Steppenlandschaft bildet sich dadurch, daß die Alai-steppe im westlichen Ende steigt, wenn auch sehr allmählich und unbedeutend, aber immer doch viel bedeutender als in ihrer zweiten Hälfte. Daher kommt es, daß man vom westlichen Ende die sie im Osten begrenzenden Anhöhen nicht sehen kann.

Südwärts wird das Alai-plateau von den zuerst erblickten ungemein hohen Bergen, unvergleichlich höheren als die des Nordrandes, begrenzt, welche Fedtschenko in Ermangelung eines lokalen Namens einstweilen transalaische nannte. Die mittlere Kammhöhe des Gebirges wird kaum niedriger als 6500 Meter anzunehmen sein, die Gipfel erheben sich höher, einige der Paks mögen nicht unter 7600 Meter, d. h. eine Meile hoch, aufsteigen. Was die Großartigkeit der Erscheinung betrifft, so bietet ganz Turkestan in seiner Gebirgswelt nicht Aehnliches; gegen Osten hin verschwindet die Kette ganz unmerklich. Die Wasserscheide zwischen dem Oxus und dem Kaschgarbassin ist etwa 8 Meilen von hier entfernt. Hinter diesen transalaischen Bergen muß nun die berühmte Pamir liegen, die den Eingeborenen unter dem Namen Pamil bekannt ist. Von den Transalalagebirgen gehen mehrere Pässe in dieselbe hinab, so der Kyzylhart, der in den Bezirk Sary-Kul, und weiter östlich der Taimurun, der nach Kaschgar führt. Der unbekannte Raum, welcher für die Pamir übrig bleibt, ist verhältnißmäßig nicht mehr groß; der Punkt, wo Fedtschenko den Kyzyl-Su besuchte, und der von Wood besuchte Sary-Kul-See, liegen nur 35 Meilen aus einander.

Die genannten Pässe ausgenommen, ward das transalaische Gebirge Hrn. Fedschenko als unzugänglich geschildert; auch von den drei Pässen meinte man, sie seien außerordentlich schwierig und würden nur von Läuflingen und Dieben benutzt. Dagegen sind die Quellgebiete der zum Kyzyl-Su eilenden Flüßchen wegen ihrer vorzüglichen Weiden berühmt. Dort befinden sich die Sommerlager der ganzen Kirgisenbevölkerung des Alaiplateaus. Dieses selbst hat an der von Fedschenko besuchten Stelle die Bedeutung eines winterlichen Weidestriches, eines sogenannten Kstau, und was Pflanzenwuchs und Thierleben anbelangt, entschiedenem Steppencharakter. Selbst solche für die Steppe hervorstechend charakteristische Vögel wie die Ganga aus der Sippe der Flughühner (*Pterocles arenarius*) werden angetroffen. Die Kirgisen säen viel Gerste und selbst Weizen. Auch Kleefelder kommen vor, welche zweimal im Jahre abgeerntet werden. Das Klima von Alai kann also nicht rauh sein; die Winter sind aber so schneereich, daß der Schnee den Leuten bis an den Gürtel reicht. Kein Baum wird angepflanzt, wildwachsende Bäume sind aber höchst selten. Die Berge sind überhaupt nicht reich an Waldwuchs, und die das Alaiplateau einschließenden Gebirgszüge erscheinen gänzlich waldlos.

Fedschenko's Ausflug nach dem Alai hat also über den nördlichen Theil der Pamir interessante Resultate geliefert, indem die Lage der Wasserscheide zwischen dem Syr- und Amu-Darja bestimmt, der nördliche Quellarm des Amu-Darja und die Existenz des transalaischen Riesengebirges nachgewiesen ist. Fedschenko glaubte sich aber fernerhin aus seinen Beobachtungen zu dem Schlusse berechtigt, daß Hayward sich getäuscht habe, als er in der Kyzylhartfette den östlichen Absturz der Pamir erblickte; der Kyzylhart streiche in der Richtung von Osten nach Westen und die Quellgebiete des Amu sowie der kaschgarischen Flüsse bestehen aus parallelen Ketten mit zwischen ihnen liegenden Hochebenen.

Erst in allerneuester Zeit ist es indeß gelungen, die Richtung der Flußläufe und Gebirgsketten, die Höhe und Ausdehnung des „Daches der Welt“ annähernd festzustellen. Das Pamirplateau stellt sich jetzt, was Höhe und Breite zugleich anlangt, im Zusammenhang mit den daranstoßenden Gebirgen und Hochländern als großartigste massenhafteste Bodenanschwellung der alten Welt heraus, die\* vielleicht nur in dem Bolivianischen Hochland einen würdigen Rivalen finden dürfte.

Es erscheint jetzt deutlich als nordwestliche Fortsetzung des Tibetianischen Hochlandes. So wie dieses als breites Band nördlich an den Himalaja geheftet ist, so das Pamirplateau an den Hindufusch, die westliche Fortsetzung des Himalaja. So wie dieses an seinem Berührungspunkt mit dem Hindufusch aus seiner nach Süden konvexen Kurve in eine umgekehrte übergeht, aus nordwestlicher Richtung in südwestliche umbiegt, so laufen ihm parallel die nördlichen Randgebirge des Hochlandes von Tibet als Künlün, setzen sich als Kyzylhart, der schon die Ostgrenze des Pamirplateaus bildet, in derselben Richtung bis zum Alaiplateau fort, biegen bei dem vulkanischen Ringgebirge, welches den beinahe kreisrunden Drachensee einschließt, genau parallel dem Hindufusch als Transalaikette nach Südwesten um und setzen sich in derselben

Richtung noch bis in die Nähe von Baldschuan fort, wo sie, sowie das ganze Pamirplateau, überraschend plötzlich, wie abgeschnitten, ihr Ende erreichen, während der Hindukusch sich weiter nach Südwesten hinzieht.

Der angedeutete Parallelismus in der Streichung der einzelnen Ketten läßt sich bis in die kleinsten Details verfolgen, er bildet eine Hauptcharakteristik dieser, so wie fast aller großen Gebirgssysteme der Erde. Der Südfuß des Himalaja besteht aus einer Anzahl unter sich und mit der Hauptachse des Gebirges paralleler Ketten, von denen sich eine immer über die andere erhebt, je mehr sie sich der Hauptachse des Gebirges nähern. Die sedimentären Schichtenkomplexe, aus denen diese Vorberge stets bestehen, sind gefaltet und geknickt und nehmen zu an Mächtigkeit, je mehr sie sich dem Hauptkamme nähern. Dieser selbst besteht meist aus krystallinischen oder Uebergangsgesteinen, welche in riesigen Verwerfungen gelagert erscheinen, aber auch in den am wildesten verworfenen Theilen läßt sich der Parallelismus noch verfolgen.

Die Nordseite des Himalajasystems, der Künlün, ist jedoch keineswegs analog der Südseite aufgebaut, sondern das Gebirge erreicht mit einer oder einigen kolossalen Verwerfungen plötzlich sein Ende. Der ganze Bau erscheint einseitig, nach Süden zu aufgestaut, im Norden eingesunken. Das bedingt durchaus nicht, daß die Ebene am eingesunkenen Fuße des Gebirges tiefer liegt als die an der aufgestauten Seite, es können auch die Faltungen an letzterer Seite sehr wohl steilere Böschungen verursacht haben als die Verwerfungen an ersterer, wie es z. B. beim Himalaja der Fall ist.

Auch diese Einseitigkeit des Baues wiederholt sich in fast allen großen Gebirgen der Erde, z. B. in den Alpen, wo jedoch die Nordseite der Südseite des Himalaja entspricht, oder in den Cordilleren, die nach Osten aufgestaut und im Westen eingesunken erscheinen; auf der eingesunkenen Seite finden sich meist vulkanische Gebilde. Das Ueberraschende aber bei dem Gebirgssystem ist, daß der im Norden unmittelbar an das Pamirplateau anstoßende Alai-Tagh und das Tian-Schengebirge im entgegengesetzten Sinne wie der Himalaja konstruirt sind; sie sind beide nach Norden zu aufgestaut, im Süden eingesunken. Das Interessanteste aber ist, daß sich die beiden gewaltigsten Gebirgsketten der Erde, der Tian-Schan und der Himalaja, im Pamirplateau berühren; es ist, als ob sie mit Riesenhand an dieser Stelle zusammengeschürt worden wären, um das Becken von Ostturkestan und damit ganz China gegen Westen zu schützen und abzuschließen, gleichsam wie die Mauern und Wälle einer Festung.

**Afghanistan.** Mit seinem südlichen Rande grenzt die Pamir, wie wir wissen, an den mächtigen Höhenzug des Hindukusch, und jenseit desselben, gegen den indischen Ozean hin, erstrecken sich Landschaften, die, weil zum Theile so recht „zwischen Indien und Turkestan“ gelegen, uns hier gleichfalls beschäftigen müssen. Begeben wir uns zu diesem Behufe in die Flächen des Pandschab.

Wenn wir im Tieflande des Indus den Strom aufwärts von Karratschi bis Peshawer wandern, sagt unser Autor, so ist auf der ganzen Strecke unser Blick nach Westen durch einen fast ununterbrochenen, bald näher an uns herantretenden, bald weiter zurückweichenden Gebirgswall gefesselt, dessen uns

zugekehrter Abfall, je höher wir nach Norden dringen, immer steiler und mauerartiger, wilder und zerklüfteter wird. Diese Gebirgsmauer, das sogenannte Soliman- oder das Sulaimangebirge, bezeichnet die äußerste östliche Wallkante des mächtigen Hochlandes von Iran, dessen Osthälfte Afghanistan und das südliche Nachbarland Belutschistan, richtiger das Khanat von Kelat genannt, einnimmt. Geographisch bildet das Land der Afghanen den Uebergang vom Tieflandsysteme des Indus zu Westasien. Vor dem Jahre 1872—1873 im Norden durch die Kammlinie des Hindukusch begrenzt, reicht es gegenwärtig, nach der zwischen der englischen und russischen Regierung getroffenen Vereinbarung, im Norden in den Landschaften Badachschan und Wakhan bis an das linke Oxus- oder Amu-Darja-Ufer und in das Quellgebiet des Oxus. In seiner heutigen Begrenzung dehnt sich das Afghanenreich von 29—37 $\frac{1}{2}$ ° n. Br. und von 61—75° östl. L. v. Gr. aus und bedeckt einen Flächenraum von 721,000 Quadratkilometer. Es zerfällt in mehrere, durch die Bodenkonfiguration, sowie durch die Geschichte bedingte Theile, und zwar sind dies: im Westen Gardschistan, südlich davon Ghur oder Ghuridschistan, weiterhin im Süden das Land am Hamun- oder Zarehsumpfe, das wüste Seistan, an das sich im Norden das wenig bekannte und erforschte Gebirgsland Hesare schließt; südlich von ihm die Hümlendlandschaften Samindawar, Garmfel, Girisch und Schorawak; östlich davon dehnt sich das eigentliche Afghanistan aus, in welchem man im Nordosten die Hochterrasse von Kabul oder Kabulistan, im Südosten die Landschaft Siwistan unterscheidet.

In seiner Gesamtheit betrachtet, kann man Afghanistan als ein von einzelnen Bergketten und Massiven durchzogenes Hochplateau bezeichnen, wie es denn auch nur die Osthälfte des großen iranischen Plateaus ist. Nach Osten, gegen die Tiefenebene des Indus, senkt sich das Plateau in mehrere durch parallel und meridianartig verlaufende Gebirgsketten getrennte stufenförmige Terrassen herab; die innerste, d. h. westlichste Gebirgskette, die höchste Stufe des Plateau begrenzend, ist eben die früher erwähnte Solimankette; sie erhebt sich zu einer mittleren Kammhöhe von 3000 Metern, und aus ihr ragen zahlreiche Piks zu ansehnlicher Höhe empor; das ganze Gebirgssystem kulminirt in Tachti Soliman oder Tachti Sulaiman (Thron des Salomo) in 3444 Met. Seehöhe. Die durchschnittliche Entfernung dieser höchsten Kette vom Indus beträgt 100 Kilometer. Nach Süden senkt sich das afghanische Plateau in ähnlichen stufenförmigen Terrassen gegen das Arabische Meer, den südlichen Nachbarstaat Belutschistan ausfüllend, die indessen weniger scharf ausgeprägt sind wie die vorher erwähnten und zum geringsten Theile bisher erforscht wurden. Nach Westen, insbesondere nach Südwesten, senkt sich das afghanische Hochland in auffallender Weise und erreicht im Becken des Hamunsumpfes seine größte Depression. Während nämlich die durchschnittliche Meereshöhe des afghanischen Plateau 1850—1900 Meter beträgt, liegt der Spiegel des Hamunsumpfes und das ihn einschließende Land nur 365 Meter über dem Spiegel des Indischen Ozeans. Nach Norden endlich fällt das afghanische Plateau im steilen Abfalle zu der tief eingeschnittenen Thalebene des Oxus ab. Ueber diesem mehr als drei Viertel des ganzen Flächenraums Afghanistans einnehmenden Plateau ragen

nun im nördlichen Theile des Landes, einer Riesenmauer gleich, die Massen des Hindukusch, Kubi Baba, Sijakuh (schwarzes Gebirge), des Ghurgebirges und Kubi Kaitu empor. Vom Massiv des über 7000 Meter hohen Puscht-i-ghar an der dreifachen Grenze zwischen Afghanistan, Kuchistan und der unabhängigen Landschaft Tagdumbusch zieht als westliche Fortsetzung der Karakorumkette des Himalajagebirges die gewaltige Masse des Hindukusch mit ihren Schneegipfeln und unwegsamen Zerklüftungen.

Vom Centralstocke des Puscht-i-ghar nach Süden zweigt sich ein zweiter mächtiger Gebirgskamm ab, der das Thal des Indus von jenem des Kunar trennt und von der Hauptkette des Hindukusch das merkwürdige und schwer zugängliche Alpenland von Kasiristan rahmenartig umschließt. Die südlichen Ausläufer beider begleiten den Lauf des Kabulflusses von der Hochterrasse von Kabul über die Thalstufen von Djellalabad zu jener von Peshawer. Die höchsten Erhebungen des Hindukusch liegen jenseit der Region des ewigen Schnees und mehrere erreichen selbst 6000 Meter. Den Lauf des Kabulflusses begleitet im Süden ein anderer mächtiger Gebirgszug, der Sefidkub (weißes Gebirge), dessen Gipfelpunkt im Südosten von Djellalabad 4761 Meter Seehöhe erreicht. Als eine Art Centralstock für Afghanistan erhebt sich im Quellgebiete des Hilmend- und Kabulflusses der Kubi Baba (Mutter der Berge) mit in die Region des ewigen Schnees bis zu 5181 Meter aufsteigenden Spitzen. Dem Kubi Baba schließen sich nach Westen zwei parallele Reihen von Erhebungen an, die Thalfurche des Herirud und Herat bildend; es sind dies im Norden der Sefidkub und das Ghurgebirge, im Süden der Sijakuh, der in mehreren breiten Terrassenstufen, welche durch parallele Gebirgsketten deutlicher markirt werden, mit seinen Terrassen, Gipfeln und Gebirgsrücken das ganze Gebiet zwischen Herat und Kabul, das ganze noch unerforschte Land der Hefare ausfüllt.

Zwischen den beiden großen Höhenzügen: dem durch den Kubi Baba verbundenen Hindukusch und Sijakuh und der Solimankette, welche das eigentliche afghanische Hochland fast in einem rechten Winkel einschließen, läuft in diagonalen Richtung von Nordost nach Südost eine Reihe längerer und kürzerer Gebirgsrücken, unter welchen das den Zugang zu Kandahar sperrende Amrangebirge das bedeutendste ist und eine mittlere Kammhöhe von 2590 Met. zeigt. In landschaftlicher Hinsicht ist das eigentliche Kabulistan nur ein Gewirre von Bergen, welche durch eine große Zahl von rauhen und engen Thälern durchschnitten werden; ganz Afghanistan ist nur hier und da von malerischen, fruchtbaren und wasserreichen Thälern durchkreuzt, im Uebrigen aber ödes, steiles Hochland, das den zahlreichen Herden nur magere Weidegründe bietet.

Der Charakter Afghanistans als Bindeglied zwischen der indischen und westasiatischen Welt einerseits und als beherrschende Position der Pässe zum fruchtbaren Industhale und zu Westiran involvirt auch seine Weltstellung, seine großartige Bedeutung in der Völkergeschichte Asiens. Das schmale Ufergebiet des Hilmend auf seinem gewundenen Zuge durch die Einöden des nach Südwest sich stetig verflachenden Hochlandes bildet einen wirthlicheren Isthmus, der der wahre und einzige Völkersteig zwischen Vorder- und Hinterasien ist,

auf welchem Völker und Karawanen wie Kriegsheere von jeher hinüber wanderten durch die wüsten und kalten Hochsteppen aus Afghanistan nach Chorassan und Farisistan zum Kaspiischen oder Perisichen Meere, jedesmal durch das wilde Seistan. Dieser Weg ist, wie die Geschichte bis in die älteste und graueste Vorzeit zeigt, das einzige gangbare Bindeglied zwischen Iran, Turan und Hindostan, und mit Recht nennt Karl Ritter die Landschaften von Kandahar und Kabul das Durchzugsland nach Vorderasien. Hier in diesen Landschaften drängen sich die meisten Dasengruppen, die größten Wasserflächen und die ausgedehntesten Weideflächen zusammen, hier setzt die Unwirthlichkeit des Hochlandes dem Reisenden geringere Schwierigkeiten in den Weg, und darum auch wurden Kandahar und Kabul zum großen eigentlichen Ueberlandweg Mittelasiens.

Seit 1747 hat Achmed Schah Abdallah hier an dieser großen Völkerstraße im Lande der Bergweiden auf der Hochterrasse von Kabulistan, wo Pferde und Kameele den Hauptreichthum der Horden ausmachten, mit seinen Reiterjahren das neue Afghanenreich gegründet. Die wenigen Hauptorte des ausgedehnten ostiranischen Plateaus, welche zugleich Kulturoasen und Zwischenstationen des Welthandels sind, liegen insgesammt auf dieser großen Zuglinie. Es sind Kabul, Ghasni, Kandahar und Herat an der Königsstraße, die 640 Kilometer lang in Eilmärschen wol in 10—12 Tagen, im gewöhnlichen Karawanenschritt in 30—40 Tagen zurückgelegt wird.

Wir werden die Weltstellung und Bedeutung des Landes sofort durch einen Blick auf die Karte gewahr und finden, daß Afghanistans Grenzen für die Vertheidigung sehr günstig verlaufen. Gegen Osten ist die Hochterrasse von Kabul und die Terrasse von Ghasni (das eigentliche Kabulistan) durch das in drei parallelen Ketten streichende Solimangebirge gedeckt; jenseit des Kurumflusses setzt sich der natürliche Grenzwall im Chatak- und Raibargebirge fort. So pittoresk sich der steile Ostabfall der Solimankette vom Industhale her ausnimmt, so bietet er aber auch durch seine kahle, wasserarme Natur und den steilen Abfall dem Vordringen von Heeresmassen das wirksamste Hinderniß. Von den fünfzig Pässen, welche über das Gebirge gegen das Innere des Landes führen, sind nur zwei, der Guleripaß im Thalwege des Gomal und der Kurumpaß im Thalwege des Kurumflusses, für Fuhrwerke und Lastthiere praktikabel, während die übrigen weniger benutzt werden und große Schwierigkeiten entgegensetzen. Mit der Ueberwindung dieser ersten beiden Pässen ist indeß nur der erste natürliche Widerstand besiegt; bevor eine Heeresmacht das Ziel ihrer Operationen, die Hochterrasse von Kabul, die Residenz des Emir, erreicht, muß sie, im Thal des Gomal vordringend, mehrere Pässe, darunter die über das Konakgebirge führenden Sargo- und Sarwandipässe, im Kurumthale aufwärts strebend drei Pässe, den Darwasa-, Paiwar- und Schutargardanpaß, überwinden, ehe sie die Terrasse von Kabul ersteigen kann.

Auf der 1950 Meter über dem Meere erhabenen Hochterrasse von Kabul angelangt, ist unser Horizont auf allen Seiten hin durch Gebirgsmassen abgeschlossen. Im Norden, wie ein Segment die Hochterrasse abschließend, streichen die Ausläufer des Hindukusch und parallel zu diesen Ausläufern etwa 100 Kilometer nördlicher der schneebedeckte Kamm des Hindukusch selbst. Ueber diese

Gebirgsmauer, welche das eigentliche Afghanistan von seinen turkomanischen Provinzen im Norden trennt, führen mehr als zwanzig Pässe, von welchen jedoch nur die Hälfte für beladene Lastthiere und ein Drittel für Fuhrwerke praktikabel sind. Als östlichsten finden wir den Khewakpaß, welcher von Kabul durch das Quellthal des Pandschir in 4085 Meter Höhe über den Hindukusch nach Jnderab und weiter nach Kundus führt.

In Kabul vereinigen sich die Straßen, welche aus dem Norden, Westen und Südwesten des Reiches in die große Heerstraße aller Eroberer gegen das Industiefeland einmünden. Verfolgen wir diese Straßen. Die direkteste Verbindung mit den oberen Oxusländern stellt die Straße über Tsharikar durch den Khewak- oder Kipschakpaß her; um von Kabul nach Balch und weiter über die Grenzstation des Afghanenreiches Chodscha Salih nach Bochara zu gelangen, verfolgt die Straße von Kabul zunächst eine westliche Richtung und übersteigt vorerst den Ispechakpaß, 20 Kilometer westlich davon den Unnapaß in 3352 Meter Seehöhe; ihm folgt der Hadschijakpaß, 3507 Meter hoch gelegen, sodann der 3670 Meter hohe Kalupaß, von dem sich die Straße in das Thal von Bamijan herabsenkt. Die beiden letztgenannten Pässe sind schneebedeckt und werden gewöhnlich unter der Bezeichnung der Bamijanpässe zusammengefaßt.

Von Bamijan ab sind weitere vier Pässe, der Palu-, Saighan-, Schikan- und Kara-Kotulpaß, von denen keiner 2800 Meter übersteigt, zu durchziehen, bevor wir aus dem Berglande des Kara-Kuh in die Thalebene des Oxus gelangen. Bei Kurum am Chulmflusse theilt sich die Straße; ein Zweig geht in rein westlicher Richtung über Sari nach Siripul und Maimene, der andere folgt dem Flusse abwärts nach Chulm und erreicht über Balch und Chodscha Salih, Karschi, von wo aus Straßen nach Bochara und Samarkand im Serasschangebiete führen. Für Rußland bildet diese Straße einen der direktesten Wege nach Afghanistan, der bei dem heutigen Vasallenverhältnisse Bochara's zu Rußland noch mehr Bedeutung gewinnt und Rußland die Besetzung der Hindukuschpässe erlaubt.

Mit Ausnahme der beiden Becken des Kabulflusses und des Hilمند ist Afghanistan in seinem physikalischen Charakter durch die Armuth an fließenden Gewässern gekennzeichnet. Der Ostrand des Plateaus entsendet auf seiner ganzen, über 1200 Kilometer langen Ausdehnung südlich des Kabulflusses bis zum Meere nur vier bis fünf nennenswerthe Flußläufe dem Indus zu, und selbst unter ihnen erreichen drei nur zur Zeit der Hochwässer den Strom, dem sie tributär sind, in der übrigen Jahreszeit versiegen sie im Sande. Der bedeutendste unter diesen linksseitigen Nebenflüssen südlich des Kabulflusses ist der Kurum, der die Wässer des Schamil und des Gumbela aufnimmt; ihm zunächst folgt der Gomal mit dem Schab (Zohab).

Die merkwürdigste Terrainfurche bildet jedoch das Flußthal des Kabul; zwischen den beiden hohen Wällen des Hindukusch und Sefid-Kuh eingeschlossen, hat der Strom bei einer Entwicklung von über 330 Kilometer ein Gefälle von 1590 Meter, von der Hauptstadt Kabul aus bis Peshawer gerechnet; infolge dessen ist er ein reißender Strom und nicht schiffbar, da er überdies



wiederholt von Felsenriffen durchzogen wird und Stromschnellen bildet, die bedeutendsten oberhalb Dschellalabad. Seine Hauptzuflüsse erhält er vom Hindukusch. Er entspringt auf der Hochterrasse von Ghasni und fließt zuerst nordöstlich, bis er bei Kabul nach Westen ablenkt und auf seinem weiteren Laufe den Pandschir-, Kunar- und Swatfluß aufnimmt.

Jenseit des Hindukusch in der Provinz Badachschan bildet der Oxus oder Amu Darja theilweise die Grenze von Afghanistan und erhält aus dieser Provinz den Badachschanfluß oder Koftscha, aus Kundus den Aksari mit dem Surch-ab, aus Chulm den Abien oder Chulm und aus Balch den Dehas. Die drei letzteren erreichen jedoch nur zur Zeit der Schneeschmelze im Hindukusch den Oxus, die übrige Zeit versiegen sie im Sande der Oxusthalebene. Der Murgh-ab, der in den nördlichen Hefaregebirgen entspringt, fließt in nordwestlicher Richtung nach Merw und verliert sich, nachdem er die Ebene von Merw bewässert hat, in die Sandwüsten Chiwa's. Der Heri-rud, der von den nordöstlichen Abhängen des Sija Kuh entspringt, durchströmt in direkt westlicher Richtung das enge Thal, das der Sefid-Kuh und der Sija-Kuh im Distrikte der Hefare bilden, fließt an Herat vorbei und giebt einen bedeutenden Theil seines Wassers zur Bewässerung der Ebene von Herat ab, wendet sich dann nach Nordwesten und verliert sich im Sande der Wüste. Im Südwesten Afghanistans fließt der Farrah-rud, Harud und Kasch-rud in den See von Hamun, eben so der Hilmend, einer der größten Flüsse Afghanistans, der seine Quellen am Kubi Baba, nicht weit westlich von Kabul hat. Er fließt südwestlich und nimmt unter dem 32. Breitegrad den Argandab auf, der an Kandahar vorbeifließt und den Tarnak, Argejan, Dori und Lora auf seinem Laufe mit sich vereinigt. Der Hilmend wird zur Schiffahrt nicht benutzt, da sein Unterlauf fast nur durch Wüsten führt, wo seine Wasser größtentheils versiegen. Sein südlicher Nebenfluß, der Lora, der östlich in den Kandbergen entspringt und in westlicher Richtung das Plateau zwischen dem Takatu und Amrangebirge durchströmt, verliert sich meistens in der Sandwüste und erreicht nur im Frühling, wenn er durch den Regen angeschwollen ist, den Hilmend. Ein eigenes Flußgebiet, das keinem Ozean tributär ist, stellt der Ghasni-fluß dar, der sich nach einem Laufe von 90 Kilometer in den abflußlosen See Ab-Istadah (das schlafende Wasser) ergießt. Merkwürdig ist, daß Afghanistan, trotzdem daß es ein so gebirgiges Land, arm an Seen ist. Im Hindukusch und in den nördlich davon gelegenen Provinzen ist kein einziger See bekannt. Auf dem mittleren Hochplateau, in dem Dreieck, das der Tarnak und Argejan bildet, befindet sich der erwähnte kleine See Ab-Istadah. Der einzige See von Bedeutung ist in der südwestlichen Ecke der Hamunsee, in der Provinz Seistan, in den sich, wie schon bemerkt, der Farrah-rud, Harud, Kasch-rud und der Hilmend ergießen.

Der Hamun (von den arabischen Geographen Zarehsee, von den Bewohnern der Umgegend Meschileh-Sistan genannt) ist ein großes, flaches und zum größten Theile mit Schilfrohr bedecktes Becken, das in seinem südlichen Theile heute fast gänzlich ausgetrocknet ist. Sein Wasser, ohne gesalzen zu sein, ist von dunkler Färbung und üblem Geschmacke; der russische Forschungsreisende

Lenz, welcher den See 1858 besuchte, beobachtete, daß das Aussehen und die Größe desselben fortwährenden Veränderungen unterliegt, bald ist der nördliche, bald der südliche Theil des Sees, der in seiner heutigen Gestalt und Größe überhaupt nur den Rest eines viel größeren Wasserbeckens darstellt, gänzlich trocken, zuweilen theilen sich die Wässer aber in zwei durch eine Landenge völlig getrennte Becken.

Zwischen dem Parallel von Aegypten und Syrien gelegen, in seiner Bodengestaltung aber die Schweiz an Mannichfaltigkeit der Terrainformen überbietend mit Berggipfeln, welche jene der Alpen noch an Höhe übertreffen, verdankt Afghanistan diesen dreifachen geophysikalischen Momenten die Erscheinung, daß es in klimatischer Hinsicht und in seiner Fauna und Flora die Extreme der tropischen und gemäßigten Zone vereinigt. Im Uebrigen ist das Klima der einzelnen Landschaften Afghanistans sehr verschieden, je nach ihrer Seehöhe. Die Gegenden um den Hamunsee sind erdrückend heiß und die Hitze wird durch den Wüstenand noch gesteigert; auch der große Distrikt Garmisel am Unterlaufe des Hilmend gehört dieser heißen Zone an und ist, mit Ausnahme eines kleinen Landstriches, auf beiden Flußufeln wüß, da ohne reichliches Wasser hier nichts gedeihen kann. Der südöstliche Theil, zwischen Tschappar- und Solimangebirge, soweit er sich gegen die alte Provinz Siwistan hinabsenkt, ist ebenfalls um seiner sengenden Hitze willen verrufen und darum sehr dünn bevölkert. Selbst die Eingeborenen citiren einen persischen Vers des Inhalts: „O Gott, da du Siwistan hattest, warum machtest du die Hölle?“ Das südliche Hochland hat dagegen ein sehr angenehmes Klima, besonders die Gegenden am Oberlaufe des Hilmend und seinen Nebenflüssen. Kandahar selbst, das 1036 Meter hoch gelegen ist, ist zwar noch heiß im Sommer, doch weiß man dort nichts von den erdrückend heißen Winden und den heißen Nächten, wie sie in Indien vorkommen. Alles ist wohl angebaut, und die Felder, durch Kanäle bewässert, geben einen reichlichen Ertrag; auch Obst aller Gattung wächst dort in Fülle. Weiter gegen Norden nimmt die Kultur zu und der Hilmend, sowie seine Nebenflüsse, der Argandab und Tarnak, sollen im Winter oft mit Eis bedeckt sein. Das hoch gelegene Ghasni hat einen kühlen Sommer und einen langen Winter mit viel Eis und Schnee; nach der Ueberlieferung sollen schon zweimal Einwohner durch Schneewehen umgekommen sein. Die Solimangebirge haben je nach der Erhöhung ein kühles oder gar kaltes Klima, die Thäler aber sind heiß und wo sie bewässert werden können, äußerst fruchtbar.

Die Hauptstadt Kabul selbst hat ein herrliches Klima und ist bekannt wegen der Regelmäßigkeit seiner Jahreszeiten, die sich wie bei uns in Frühling, Sommer, Herbst und Winter eintheilen. Die Früchte der gemäßigten Klimate: Trauben, Granatäpfel, Aprikosen, Birnen, Äpfel, Quitten, Pfirsiche, Pflaumen, Mandeln und Wallnüsse sind in Hülle und Fülle vorhanden. Den Uebergang zum heißen Klima der Thalstufe von Peshawer vermittelt jene von Dschellalabad; derselbe ist so charakteristisch, daß die Bewohner die Hochterrasse von Kabul Serdžil (die kalte Region), das Thal von Peshawer Ghermsil (die heiße Region) nennen. Der Hindukusch ist rauh und kalt, und nur die Thäler sind warm und fruchtbar; die Gegend von Bamijan, westlich von Kabul, die sehr hoch gelegen ist, hat einen kurzen Sommer und einen langen frostigen Winter,

die Provinzen jenseit des Hindukusch sind in ihrem Klima wieder sehr verschieden; Badachschan ist im Allgemeinen rauh und kalt, Kunduz und Balch, die in den Niederungen des Oxus liegen, haben ein warmes Klima und sind theilweise sorgfältig angebaut, soweit Wasser vorhanden ist. Das Land der Gese und Kima im Nordwesten ist rauh und größtentheils unfruchtbar, während die tiefer gelegene Ebene von Herat ein warmes Klima hat mit einem gemäßigten Winter und darum wohl bebaut ist. Periodische Regen, wie in Indien, giebt es in Afghanistan nicht, da der Monsun die Ostgrenze kaum noch streift; der Ackerbau ist daher von zufälligem Regen oder von künstlicher Bewässerung abhängig.

Der Vegetationscharakter der afghanischen Hochländer ist nahezu europäisch. Sämmtliche Früchte der gemäßigten Zone gedeihen in Fülle und sind von vorzüglicher Güte; viele Kulturpflanzen finden sich hier in wildem Zustande; die Rebe ist einheimisch; Weizen, Gerste, Mais werden am häufigsten gebaut und liefern die Nahrung der Bevölkerung; in den wärmeren Theilen gedeiht auch Baumwolle, Zuckerrohr und Tabak. Charakteristisch für das Land ist seine verhältnißmäßig große Armuth an Waldungen.

Wilde Thiere sind in der Fauna des Landes schwach vertreten. Die Hochthäler des Hindukusch beherbergen Löwen, Leoparden, Bären und Wölfe, die aber weder an Größe noch an Wildheit sich mit denen Indiens vergleichen lassen. Der Elefant kommt im Lande nur im gezähmten Zustande vor. Häufig sind Schakale und Füchse, in den nordöstlichen Landschaften auch Affen, auf den Hochebenen Kabulistans und in den Gebirgen von Gardschistan haufen wilde Ziegen und Schafe in großen Herden, in Kabulistan ist ferner die Angorafazze einheimisch.

Unter den Hausthieren ist das Dromedar das gewöhnliche Lastthier im Flachlande; in Baktrien und den anderen Oxusprovinzen treffen wir das zweihöckerige Kameel. An Pferden und Rindern ist das Land reich, doch sind die Rassen beider keine entwickelten; den Reichthum des Landes bilden in erster Linie die zahlreichen Herden von Ziegen und Schafen, deren Wolle auch die Hauptmasse des Rohstoffes für die beschränkte Industrie des Landes liefert.

Der Mineralreichthum des Landes ist kein geringer, doch bisher wenig ausgebeutet. Der Kabulfluß führt Gold, der Hindukusch birgt größere Lagerstätten von Silber, Kupfer, Zinnober, Blei, Antimon, Zink und Schwefel. Eisen- und Kupfererze sind fast in allen Gebirgen anzutreffen, auf Kohlen ist man in den verschiedensten Landschaften gestoßen. Das Vorkommen großer Steinsalzlager ist gleichfalls bekannt. Europäischem Industrie- und Handelsgeiste bleibt die Ausbeutung dieser Schätze vorbehalten. (Dr. Jos. Chavanne. Afghanistan, Land und Leute mit Rücksicht auf den englisch-afghanischen Krieg. Wien 1879. 8.)

Wenn wir nun von dem herrschenden Volke der Afghanen sprechen wollen, so müssen wir die Provinzen jenseit des Hindukusch, die man als das afghanische Turkestan bezeichnen kann, vom übrigen Afghanistan absondern; denn diese Provinzen werden nicht von Afghanen bewohnt. Ihre Bevölkerung werden wir im nächsten Abschnitte, welcher den Ländern am obern Oxus gewidmet ist,

kennen lernen. Das von den Afghanen selbst bewohnte Land nimmt kaum die Hälfte des Flächeninhalts des ganzen Reiches ein; denn auch im südöstlichen Theile wohnen fremde Stämme, nämlich Belutschen in einem Theile der alten Provinz Siwistan, und im Südwesten, in der Provinz Sistan, besteht fast die ganze Bevölkerung um den Hamunsee und der Westgrenze entlang bis in die Nähe von Gerat aus Tadschik. Das eigentliche Land der Afghanen ist das große Hochplateau von dem Solimangebirge bis westlich an das Farrah-Rud und die Ebene von Herat. Was die Afghanen nun betrifft, die in ihrer Sprache sich Paschtun, ihr Idiom aber Paschto oder Pachtu nennen, so besitzen wir sehr genaue Nachrichten über dieselben durch Prof. Trumpp, welcher lange in Peshawer, in dichter Nähe der afghanischen Grenze gelebt hat; seinen Mittheilungen (Allg. Zeitung 2. und 3. November 1878) ist Nachstehendes entnommen.

Die Afghanen bilden im strengen Sinne des Wortes keine einheitliche Nation, sondern sind, ähnlich den Beduinen, in eine Anzahl Stämme getheilt, die sich oft blutig bekriegt haben und es zum Theil noch bis auf den heutigen Tag thun. Es sind kaum 130 Jahre, seit die afghanischen Stämme durch Ahmad Shah zu einer etwas losen Monarchie zusammengefaßt worden sind. Die Zeit und die ganze Regierungsform waren nicht ausreichend, in ihnen ein allgemeines nationales Bewußtsein zu wecken und zu pflegen, und so fühlt sich bis auf den heutigen Tag der echte Afghane nicht sowol als Afghane, sondern als Glied dieses oder jenes Stammes; das einzige nationale Band, das sie zusammenhält, ist ihre Sprache, die in den östlichen und westlichen Dialekt zerfällt, aber keine bedeutenden Differenzen aufweist, die Aussprache einiger Konsonanten ausgenommen. — Es würde zu weit führen, alle afghanischen Stämme mit ihren Unterstämmen speziell aufzuzählen, wir werden uns daher auf die bedeutendsten derselben beschränken.

Ein Stamm wird als Ganzes Ulus genannt, was kein afghanisches, sondern ein turkomanisches Wort ist und „tribus“ bedeutet; die Afghanen scheinen dieses Wort erst durch den Kontakt mit den turkomanischen Stämmen angenommen zu haben. Ein Ulus theilt sich gewöhnlich in eine Anzahl von Unterstämmen, die chél genannt werden, z. B. Usman-chél, Daulat-chél u. s. w. Bei den Stämmen, die kompakt beisammen wohnen, ist die Verbindung der einzelnen Abtheilungen eine feste und im Bewußtsein aller Stammesglieder lebendig; die Stämme dagegen, die sich örtlich getrennt haben oder durch sonstige Ursachen aus einander gesprengt worden sind, haben schon theilweise und hier und da gänzlich das Gefühl der Zusammengehörigkeit verloren, so daß manche Chél sich gar nicht mehr auf einen Ulus zurückführen. Die Afghanen sind von einem Geiste des Partikularismus beseelt wie die Deutschen, und die allgemeine Tendenz geht bei ihnen nicht auf die Centralisation, sondern auf die möglichste Sonderung. Es kommt daher bei ihnen oft vor, daß um geringfügiger Ursachen willen der eine oder der andere Chél sich von seinem Ulus lossagt und sich an einen andern anschließt, oder, wenn es irgendwie ohne Gefahr durchzuführen ist, auf eigene Hand fortwirthschaftet. Diese Verschiebung der Stammesverhältnisse hat manches Unklare erzeugt und ist seit alten Zeiten eine Hauptursache der Schwäche der Afghanen gewesen.

Indem wir die Stämme, die entweder auf britischem Gebiete wohnen oder ganz unabhängig außerhalb der politischen Grenze Afghanistans sich befinden, beiseite lassen, theilen wir die afghanischen Stämme, wie sie es auch selbst theilweise ganz richtig thun, in östliche und westliche ein; die ersteren fassen sie unter dem Namen Barpash tun (untere Afghanen), die letzteren unter dem von Barpash tun (obere Afghanen) zusammen.

Im nördlichen Theile des Solimangebirges, angrenzend an das Land der Chatak und Bangash, wohnen die Wasirai, die sich jetzt nach der politischen Abgrenzung theilweise auf britisches Gebiet erstrecken und höchst turbulente Nachbarn sind. Soweit sie auf der afghanischen Seite wohnen, bilden sie kleine Chêl, die ganz unabhängig sind und entweder als Vorstand einen Chan haben oder gewählte Malik. Weiter gegen Süden wohnt der Daulat-chêl, und um den Tachtî Sulaiman herum die Shiranai, an welche die Zmarrai angrenzen. Alle diese Stämme sind unabhängige Demokratien, die in primitiver Ungebundenheit dahinleben; von einer eigentlichen Regierung ist bei ihnen gar keine Rede. Die Ältesten der Familien schlichten kleinere Zwistigkeiten, und gröbere Verbrechen, die aber unter ihnen selten sein sollen, werden vor die Jirgah oder Volksversammlung gebracht. Fast alle diese Stämme führen ein bedürfnisloses Hirtenleben, und ihr Hauptreichthum besteht in Ziegen; nur in den Thälern wird etwas Weizen gebaut. Mit der Regierung in Kabul stehen sie nur nominell in Verbindung, und wenn der Emir etwas durchsetzen will, muß er die Ältesten zuvor gewinnen.

Die Chaibarstämme werden ebenfalls zu den östlichen Afghanen gerechnet, schon ihrem Dialekte nach. Es sind dies drei Stämme, die Afridi, Shinarai und Wurukzai, die im Ganzen etwa 150,000 Seelen zählen mögen und häufig unter sich selbst im Streite liegen. Es sind hagere, aber muskulöse Leute, mit hohen Nasen und Backenknochen und von ziemlich dunkler, röthlicher Gesichtsfarbe. Sie gehen immer bewaffnet, und das lange afghanische Messer (tshuvai) fehlt nie in ihrem Gürtel. Wenn sie nach Peshawer hereinkommen, werden ihnen am ersten britischen Grenzposten die Waffen abgenommen, die sie, wenn sie zurückkehren, wieder erhalten. Die Chaibarstämme haben sich nach und nach in ein friedliches Verhältniß zu den indo-britischen Behörden in Peshawer gesetzt, und verdienen sich durch Beschaffung von Holz, Kohlen und im Frühling von Schnee (den sie per Eselslast um 2 Rupien verkaufen) und durch Verfertigung und Verkauf von Matten manch schönes Stück Geld. Sie gehören jedenfalls zu den unkultivirtesten der afghanischen Stämme und sind berüchtigte Wegelagerer, wozu ihnen der Chaibarpasß die beste Gelegenheit giebt. Nominell stehen sie unter der Regierung zu Kabul, deren Macht aber nur so weit geht, als sie sie entweder zwingen oder mit Geld gewinnen kann. Alle afghanischen Regierungen haben den Chaibari Subsidien gezahlt, mit der Auflage, den Chaibarpasß offen zu erhalten und zu beschützen, und auch die indo-britische Regierung hat es für klug befunden, sich dieselben durch jährliche Geschenke an die Malik zu verpflichten. Eine eigentliche Regierung giebt es bei ihnen nicht, sondern ihre Malik schlichten die Händel, soweit die Parteien sich ihrem Ausspruch unterwerfen; andernfalls greift jeder zur Selbsthilfe,

was oft zu inneren blutigen Fehden führt. Es ist bekannt aus den Zeitungen, daß die Chaibari in dem gegenwärtigen Streit mit dem Emir von Kabul sich auf Seiten der Engländer neigen, was jedenfalls davon zeugt, daß sie ihre materiellen Interessen begreifen, zugleich aber auch hinlänglich beweist, wie äußerst lose ihr Verhältniß zur Kabulregierung ist.

Die östlichen Stämme sind jedenfalls diejenigen, die in der Kultur am weitesten zurückgeblieben sind, mit Ausnahme der Stämme im Peshawerthal, die sich an ein sesshaftes Leben gewöhnt haben. Die Chatak haben sich sogar durch literarische Bestrebungen ausgezeichnet. Die anderen aber alle sind so ziemlich das geblieben, was sie von jeher gewesen waren und deren Namen man kaum je gehört hat außer in Verbindung mit einer Blutthat oder einer Räuberei, obgleich sie auf der andern Seite viele männliche Eigenschaften besitzen, welche sie hoch über ihre östlichen Nachbarn stellen.

Von den westlichen Stämmen ist der bedeutendste der Stamm der Duranai, der alle afghanischen Stämme an Zahl und Ausdehnung übertrifft; er ist in neun Unterstämme abgezweigt, die aber alle durch ein starkes Stammesgefühl zusammengehalten werden. Der Chel Popalzai gab früher den Afghanen ihre Könige, die aus der Familie der Sadozai genommen wurden, und so führte der Duranai Stamm lange Zeit die Oberherrschaft, so daß nach ihm die afghanische Monarchie auch kurzweg die Duranaimonarchie genannt ward. Früher hießen die Duranai „Abdalai“, und unter diesem Namen kommen sie in der Geschichte vor, ihr erster König Ahmad Shah aber verwandelte ihren Namen in den der Duranai, der ihnen geblieben ist. Das Gebiet des Duranai Stammes ist etwa 650 Kilometer lang und etwa 195 bis 225 Kilometer breit, im Norden grenzt es an die Himalagebirge, im Westen an die persische Wüste, im Südwesten an Sistan, im Süden an das Khojah-Amrangebirge und im Osten an das Land der Ghilzai, des zweitgrößten westlichen Stammes. Die Duranai haben den größten und fruchtbarsten Theil Afghanistans inne, da Kandahar und die Ufer des Hilmand zu seinem Gebiete gehören; je nach der Bodenbeschaffenheit sind sie daher Ackerbauer oder Hirten. Die Duranai sind der geordnetste und civilisirteste Stamm der Afghanen; sie haben einen alten angestammten Adel, der ein patriarchalisches Regiment führt und im Namen der Regierung die Ordnung aufrecht erhält. Die Duranai-Edelleute, die in ihren Sitten und Gebräuchen schon mehr den verfeinerten Persern gleichen, sind meist reich, gebildet und dem Luxus ergeben und das gerade Gegentheil von der Rustizität der östlichen Stämme, deren turbulenten Demokratien gegenüber sie mit ihrem Chel die feste Stütze der Regierung bilden. Der Einfluß und die Macht dieser Duranai-Aristokratie ist jedoch auf das Land beschränkt, wo sie ihre Sitze haben; die Städte und ihre Umgebungen sind ganz in der Hand der Regierung, die sie durch ihre Beamten verwalten läßt.

Der nächstgrößte Stamm ist der der Ghilzai, deren Gebiet auf der Westseite durch den Tarnak von dem der Duranai geschieden wird; im Süden ist es unbestimmt und verläuft sich in die Wüste, im Norden reicht es bis an den Kuhistan von Kabul, und die Hauptstadt Kabul selbst liegt im Ghilzai-Gebiete, deren wohlbebaute Umgebungen von Ghilzai und Tadschik bewohnt sind.

Im Osten grenzt es bis an die Solimangebirge und schließt die Stadt Ghazni in sich. Die Ghilzai, die ebenfalls eine große Geschichte hinter sich haben, sind theilweise von Chanen regiert, theilweise bilden sie kleine Demokratien. Sie sind ein unruhiges Volk und haben unter den Afghanen einen üblen Namen um ihrer Raubsucht willen.

Da von einem Census nirgends die Rede ist in orientalischen Staaten, am wenigsten aber in einem so wenig geordneten Lande wie Afghanistan, so ist es sehr schwer, die Zahl der Einwohner auch nur annähernd anzugeben. Nach ungefähre Schätzung dürften es etwa 5 Millionen Afghanen sein, 1,500,000 Tataren (aller Rassen), 1,500,000 Tadschik und etwa 50,000 Belutschen (im Süden), im Ganzen also etwa 8,050,000 Einwohner.

Die Afghanen sind das einzige Volk in Asien, das kleine Republiken gebildet und sie mit aller Kraft aufrecht erhalten hat. Wir haben gesehen, wie dieser demokratische Zug fast alle Stämme charakterisirt, wo sie nicht mit Waffengewalt unterworfen worden sind; selbst die westlichen aristokratisch regierten Stämme sind keineswegs ihren Chanen unbedingt gehorsam, sondern der Chan ist vielmehr der *primus inter pares*, der alle gemeinsamen Maßregeln im Einverständnis mit den Ältesten vornehmen muß, wenn er nicht verjagt werden will. Die älteste Stammverfassung haben die unabhängigen Stämme bewahrt, und in dieser Beziehung mögen die Yusufzai in Swat als Beispiel dienen. Als sie dieses Land erobert hatten (in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts) nahmen sie alles Land den übrig gebliebenen Swatis ab und degradirten sie zu einer Art von Hörigen; das Land wurde durch das Los unter die einzelnen Chél vertheilt und ihnen als gemeinschaftliches Eigenthum zugewiesen; innerhalb der Chél aber müssen die einzelnen Unterabtheilungen alle zehn Jahre wieder losen und, je nachdem das Los fällt, gegenseitig ihre Distrikte austauschen; die Malik der Abtheilungen ziehen das Los, und der Umtausch (den sie *vêsh*, „Theilung“, nennen) soll ohne viel Konfusion und Streit stattfinden. Die Hörigen gehören dagegen den einzelnen Familien an, nicht dem Chél; sie müssen die Aecker gegen einen gewissen Antheil an den Produkten bestellen und sonst ihrem Herrn Dienste leisten, werden aber im Allgemeinen mild behandelt, obschon der Herr sie schlagen oder gar tödten kann, ohne daß viel danach gefragt wird.

Von den eigentlichen Hörigen im strengen Sinne unterscheiden sie sich dadurch, daß es ihnen gestattet ist wegzuziehen, obgleich dies höchst selten der Fall ist, da sie dadurch schutzlos werden. Sie haben keinerlei politische Rechte, sondern ihr Herr vertritt sie in allen Angelegenheiten. Viel gelinder wurden im westlichen Afghanistan die früheren Einwohner, die Tadschik, behandelt; sie wurden zwar im Allgemeinen auch depossedirt, aber nicht zu Hörigen herabgedrückt und, soweit sie kompakt zusammenwohnten, sogar im Besitz ihrer Dörfer gelassen, wenn sie den Schutz eines Duranai-Edelmannes sich zu verschaffen wußten, dessen Klienten (*hamsâyah* genannt) sie wurden. Sklaven giebt es nur wenige; der Menschenverkauf ist den Afghanen ein Greuel, und das größte Schimpfwort bei ihnen ist „*adamfurûsh*“, Menschenverkäufer, womit sie häufig die menschenstehlenden Uzbeken belegen.

Interessant ist die Stammverfassung der Yusufzai. Jedes Dörfchen oder jede Sippe wählt seinen Muschir (Rathgeber), der gewöhnlich der angesehenste und reichste Mann ist. Dieser hält ein öffentliches großes Wohngemach, wo alle Berathungen stattfinden und wo fast allabendlich die Männer zusammenkommen, um zu schwatzen und die Wasserpfeife (Kaliän genannt), welche in der Runde umgeht, zu rauchen. Der Chêl tritt alle Jahre einmal zusammen und wählt die Malik, deren Zahl von 6 bis 12 wechselt. Diese sind die eigentlichen Oberhäupter und rufen, wenn irgend eine gemeinschaftliche Angelegenheit zu berathen ist, den Chêl durch die Muschire zu einer Landgemeinde, die jirgah heißt, zusammen.

Die Männer erscheinen alle bewaffnet mit dem Luntengewehr und dem langen afghanischen Messer, worüber sie noch oft einen langen Speer in der Hand tragen. Auf diesen Landgemeinden geht es oft stürmisch her, und manche enden mit Blutvergießen. So lange die Yusufzai sich noch äußerer Angriffe zu erwehren hatten, traten die Chêl zu einer großen Landgemeinde des ganzen Ulus zusammen, um kriegerische Expeditionen zu beschließen, wobei sie von ihren Malik befehligt wurden; seit sie aber von außen nicht mehr angefochten wurden, zerfiel der Stamm (der auf etwa 700—800,000 Köpfe geschätzt wird) in seine einzelnen Chêl, die sich wenig oder gar nicht mehr um einander bekümmern.

Die Yusufzai sind äußerst stolz auf ihre Freiheit und Unabhängigkeit und sehen auf die anderen Afghanen, welche unter der Regierung von Kabul (oder gar der britischen) stehen, mit Verachtung herab und lassen sie kaum als Afghanen gelten.

Dieses Gefühl der Freiheit und Ungebundenheit durchdringt mehr oder minder alle Afghanen, und bekannt ist die Antwort, welche ein alter Afghane seinerzeit dem englischen Gesandten Elphinstone am Hofe von Peshawer gab, nachdem ihm dieser die Vortheile einer geordneten Regierung auseinandergesetzt hatte: „Wir sind zufrieden mit unseren inneren Zwistigkeiten, Streit und Blutvergießen, aber mit einem Herrn werden wir nie zufrieden sein.“

Der unabhängige Sinn wird dadurch genährt, daß weitaus die Mehrzahl der Afghanen immer noch Hirten sind; sie bauen zwar daneben etwas Land, aber das Hirtenleben wird doch vorgezogen und wo möglich der Landbau dem Tadschik überlassen; die kultivirtesten Gegenden um Kandahar und Kabul sind daher meist in den Händen von Tadschik. Wir haben schon bemerkt, daß Afghanistan nur wenige große Städte besitzt, weil der Afghane keine Lust hat in Städten zu wohnen — die Bevölkerung von Kandahar und Kabul besteht daher zum geringsten Theil aus Afghanen — da der rechte Afghane zwar den Handel nicht verachtet, aber sich nicht leicht entschließt, ein Handwerk zu treiben. Nur vornehme Afghanen oder größere Kaufleute (die Karawanenhändler) wohnen in den Städten, denen ein gewisser Luxus zum Bedürfniß geworden ist.

Die Sitten der Afghanen sind äußerst einfach, aber doch mit einem gewissen Anstand verbunden; das kriechende Wesen der Indier ist ihnen ganz fremd, und auch dem Europäer gegenüber betrachten sie sich als vollkommen ebenbürtig.



Die Afghanen sind alle Mohammedaner von der Sunnikonfession; Schiah sind nur die nördlichen Hazarah oder Hefare und die zufällig in Afghanistan lebenden persischen Handwerker oder Kaufleute, sowie die in einer Vorstadt von Kabul von Nadir Schah angesiedelten Kazilbasch. Sie sind mehr oder minder fanatisch, wie alle Mohammedaner, je nach ihrem Bildungsgrad; die gebildeten Klassen, die sich größtentheils dem Sufismus zuneigen, und sufische, persische und afghanische Dichter mit Vorliebe lesen, sind dagegen gegen Andersgläubige tolerant und huldigen nicht selten einem gewissen religiösen Indifferentismus.

Trotz der Annahme des Islam ist der Koran bei ihnen nicht in allgemeine Geltung als Codex civilis gekommen; die unabhängigen afghanischen Stämme hatten schon einen gewissen Gebrauch in ihren inneren Angelegenheiten ausgebildet, von dem sich ihr unbändiger Sinn auch durch die neue Religion nicht abbringen ließ; sie nennen das Paschtunval (Gebrauch der Afghanen), und es hat noch jetzt unter ihnen allgemeine Geltung. Dieser traditionelle Gebrauch bezieht sich hauptsächlich auf das Mein und Dein, auf Weidgerechtigkeiten, auf Schadenersatz bei Beschädigungen und körperlichen Verletzungen, sowie auf die gestattete Selbsthilfe und die Blutrache.

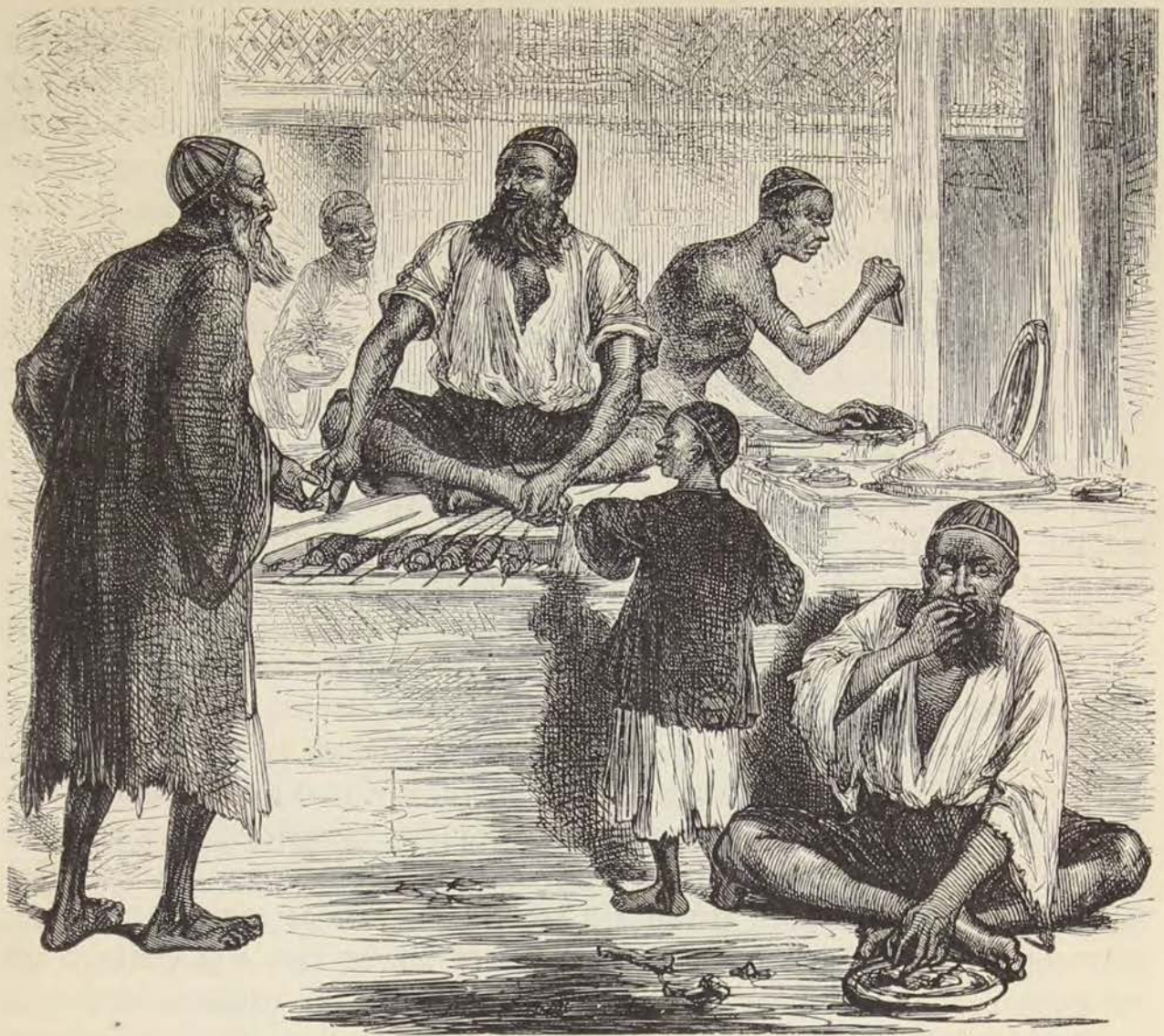
Höchst wichtig für den inneren Zustand eines Volkes ist die Stellung der Frauen, die darum hier mit einigen Worten berührt sein möge, weil bei den Afghanen manches eigenthümliche Leben zu Tage tritt. Sie kaufen ihre Frauen, wie so manche andere orientalische Völker, d. h. sie bezahlen dem Vater der Braut eine gewisse Summe, je nach ihren Vermögensverhältnissen. Im östlichen Afghanistan herrscht die indische Unsitte vor, Knaben von 14 bis 16 und Mädchen von 10 bis 12 Jahren zu verheirathen; im westlichen dagegen sind Heirathen im manubaren Alter Sitte, im Ganzen aber hängt es, besonders bei den ärmeren Klassen, davon ab, wann der Mann im Stande ist, die geforderte Summe für eine Braut erlegen zu können. Da die Geschlechter, besonders bei den Hirtenstämmen, nicht so getrennt sind und die jungen Leute daher Gelegenheit haben, sich kennen zu lernen, so werden häufig bei ihnen die Heirathen nach gegenseitiger Neigung geschlossen. Die jungen Leute legen sich oft große Opfer auf, um das Brautgeld erlegen zu können, ja, sie wandern sogar nach Indien, um dort schneller die nöthige Summe zu erwerben. Unter den asiatischen Völkern sind die Afghanen die einzigen, bei denen das Wort „Liebe“ in unserem Sinne vorkommt und verstanden wird; sonderbar ist es auch, daß „Liebe“ bei ihnen „minah“ heißt. Die Polygamie kommt vor, aber nur bei den Vornehmeren und Reichen, höchst selten bei dem gemeinen Volke.

Höchst auffallend ist bei den Afghanen der Gebrauch, daß, wenn der Mann vor seiner Frau stirbt, es als Pflicht des Bruders des Verstorbenen gilt, seine Wittwe, wenn sie keine Kinder hat, zu heirathen. Weigert er sich sie zu heirathen, so darf doch Niemand sie ohne seine Zustimmung heirathen, was eine tödliche Beschimpfung wäre. Um dieser Leviratsehe willen haben schon manche Engländer die Behauptung aufgestellt: daß die Afghanen von den Juden abstammen; diese Sitte beweist jedoch noch nichts, und es muß als Uebertreibung bezeichnet werden, wenn man ihnen andere jüdische Sitten hat

zuschreiben wollen, die im Islam ihren Grund haben. Die Erziehung der Frauen ist keineswegs so vernachlässigt, wie man etwa vermuthen könnte, da die Afghanen nicht so eifersüchtig ihre Frauen abschließen wie andere mohammedanische Völker. Viele, besonders in den höheren Klassen, können lesen und schreiben; von einer Frau des Chatakhäuptlings Cusch-hal Chan, der lange in Indien gefangen saß, sind schöne Gedichte erhalten, womit sie die ihr von ihrem Manne zugesandten beantwortete.

Die Afghanen sind im Ganzen ein wißbegieriges Volk, weit mehr als irgend ein anderes asiatisches Volk. Mit einem Juder kann man lange bekannt sein, und es wird ihm kaum einfallen, Fragen über Europa zu stellen. Ganz anders der Afghane, der ungemein neugierig ist und über Alles, was er zum ersten Mal sieht, oder was ihm auffällt, aufgeklärt sein möchte. Die Erziehung der Jugend ist in Afghanistan nicht so weit vernachlässigt, wie dies vor Kurzem noch in Indien der Fall gewesen ist. Fast in jedem Dorfe oder Lager ist ein Achund (Schulmeister, im Westen Mulla geheiß), der die Jugend schreiben und lesen und die nöthigen Gebete lehrt; er ist zugleich der Vorbeter und Geistliche und erhält entweder ein Stück Land zu seinem Unterhalt oder bei den Hirtenstämmen Schafe und Ziegen, nebst kleinen Beiträgen von seinen Schülern. Mit dem Schulzwang hat es natürlich dort noch gute Wege, aber immerhin kann man annehmen, daß etwa ein Viertel der Bevölkerung lesen und schreiben kann. Der Unterricht ist afghanisch, aber doch lernen die Meisten auch etwas Persisch, das im Westen theilweise Muttersprache ist. In den Städten sind regelmäßige Schulen, wo Unterricht im Persischen und Arabischen ertheilt wird; Persisch ist ohnedies die gewöhnliche Umgangssprache in Kandahar, Kabul und Peshawer, wo nur das gemeine Volk afghanisch spricht. Die Medressch von Peshawer war früher berühmt und die gelehrtesten Männer pflegten dort zusammenzufließen.

In neuerer Zeit kommen viele junge Afghanen nach Lahore, wo in der neu gegründeten Universität eine besondere Abtheilung für mohammedanische Wissenschaften eingerichtet worden und das Leben durch Ertheilung monatlicher Stipendien, die ihre Ausgaben vollkommen decken, ihnen sehr erleichtert ist. Dieser Verkehr mit dem Nachbarland ist für die afghanische Jugend von großer Tragweite, da sie in Indien mit europäischen Wissenschaften und Anschauungen bekannt werden, so daß ihre mitgebrachten Vorurtheile bald besseren Einsichten Platz machen; sie lernen die verhaßten Firingis (Franken) persönlich kennen, und ihre Anfangs oft nur schlecht verhehlte Abneigung verwandelt sich bald in eine aufrichtige Hochachtung der überlegenen europäischen Wissenschaft.



Gartüche in Kabul.

## VIII. Die Landschaften am obern Oxus.

**Territorialverhältnisse.** Das afghanische Turkestan. Stellung Badachschan und Wakhan. Die Bevölkerung. Usbeken. Kirgisen. Tadschik. Badachschan. Reise des Kafirs Jamsheb. Die Städte Badachschan und Faizabad. Leutnant Wood's Reise. Besuch der Lapislazuli-Minen. Dschem. Der Pundit Munphul über Badachschan. Faiz Butsch und Montgomerie's Havildar. Wakhan und die umliegenden Landschaften. Schilderung Wakhans. Die noch unbetretenen Gebiete am obern Oxus. Schugnan und Hissar. Karategin. Abramow's Erkundigungen über dieses Land. Das afghanische Turkestan. Kunduz. Chulum. Maimene. Schibergan. Andkui. Balch.

**Territorialverhältnisse.** Am Nordabhange des Hindukusch und im Westen der Pamirlandschaften erstreckt sich bis zu den Bergen, welche das südliche Ufer des Zerasschan in Turkestan begleiten, die sogenannte Region des obern Oxus, ein Gebiet, welches dormalen noch zu den unbekanntesten Theilen Asiens gehört. Im Westen wird dasselbe von dem Lande der Turkomanen oder Türkmeneu und ihrer Wüste begrenzt, ohne daß es möglich wäre, den Lauf dieser Grenze auf der Karte genauer zu bestimmen. Der ganze, in Rede stehende Raum selbst wird von verschiedenen kleinen Staaten sehr zweifelhafter Selbständigkeit ausgefüllt, über deren Mehrzahl von dem Emir des südlichen Afghanistan die Oberhoheit beansprucht und wol theilweise auch ausgeübt wird, weshalb diese Gebiete nicht ganz unpassend unter dem Namen afghanisches Turkestan zusammengefaßt werden können. —

Die wichtigsten dieser asiatischen Duodezstaaten sind jene von Badachschan, Wakhan, Kunduz, Karategin, Scheher-i-Sebs, Balch, Chulum, Andchui und Maimene, die in den nachstehenden Blättern einer eingehenderen Betrachtung unterzogen werden sollen. Im Norden eine Grenze für diesen Landstrich anzugeben ist ebenso unmöglich als im Westen, er geht einfach in die Khanate Chokand und Bochara über, weshalb denn ihrerseits auch diese letzteren, insbesondere Bochara, Territorialansprüche auf manche dieser Fürstenthümer erhoben haben. Seitdem die beiden europäischen Großmächte Rußland und England sich im Herzen Asiens räumlich näher getreten sind, gewann dieses afghanische Turkestan eine erhöhte Bedeutung, insofern es Großbritannien daran gelegen sein muß, das Gebiet des Emirs von Afghanistan, welches dort allein noch die englischen von den russischen Vorposten trennt, so groß als möglich zu wissen. Die diesbezüglich im Laufe der letzten Jahre gepflogenen diplomatischen Verhandlungen und angestellten Erhebungen haben zwar einiges Licht auf diese schwankenden, verworrenen Besitzverhältnisse geworfen, indeß mag es noch lange dauern, ehe wir darüber zu völliger Gewißheit gelangen. Rechtsicherheit fehlt nämlich in dem ganzen weiten Gebiete zwischen den englischen und den russischen Besitzungen; Europäer können es nicht wagen, sich hierher zu begeben, auch die Eingeborenen sind aller Orten der Beraubung oder Ausbeutung durch die Gebieter und ihre Beamten ausgesetzt; hier gilt noch allein das Recht des Stärkeren, dies war aber nicht immer so. In den glücklichen Zeiten der iranischen Herrschaft geboten die Könige des alten Persiens über einen großen Theil dieser Länder; später wurde das alte Baktrien mit der Hauptstadt in Balch der Sitz mächtiger Dynastien, die zeitweise südlich bis zur Indusmündung, nördlich bis zum Aralsee geboten. Das alte Baktrien war, verglichen mit den gegenwärtigen Zuständen, ein wohlgeordnetes Reich; erst in der Zeit nach der christlichen Zeitrechnung tritt eine große Umwälzung ein, deren Anfang nördlich des Hindukusch weiter zurückreicht als südlich desselben. Dieses Gebirge, die Wasserscheide zwischen Indus und Oxus, bildete die Südgrenze des eigentlichen Baktrien und trennt jetzt Centralasien von den Ländern indischer Kultur. Der Süd- und Nordabfall des Gebirges sind völlig verschieden in Klima und Produkten, seine Bewohner waren ursprünglich Arier im Süden, Iranier im Norden; später erhielt der Südfuß eine aus beiden Stämmen gemischte Bevölkerung, im Norden machte sich das türkische Element breit. Beide Theile haben sich eigenartig entwickelt und zeigen, wie in geographischer so auch in politischer Beziehung, in Sprache und Religion die größten Unterschiede; sie müssen streng aus einander gehalten werden. Die Afghanen behandeln und betrachten die nördlichen Provinzen als erobertes Land, das sie besonders durch Gouverneure verwalten lassen. Es sind vier Verwaltungsbezirke: Badachschan, Kunduz, Balch und Andchui, von denen jeder seinen eigenen Hakim (Gouverneur) und Sirdar (Militärkommandanten) hat, die direkt vom Hof in Kabul ernannt werden; der Hauptsitz der Regierung ist jedoch in Balch (dem alten Baktra) und der Gouverneur dieser Provinz füllt die Stelle eines Generalgouverneurs aus, was um so nöthiger ist, da die Kommunikation mit Kabul während des Winters oft Monate lang unmöglich ist.

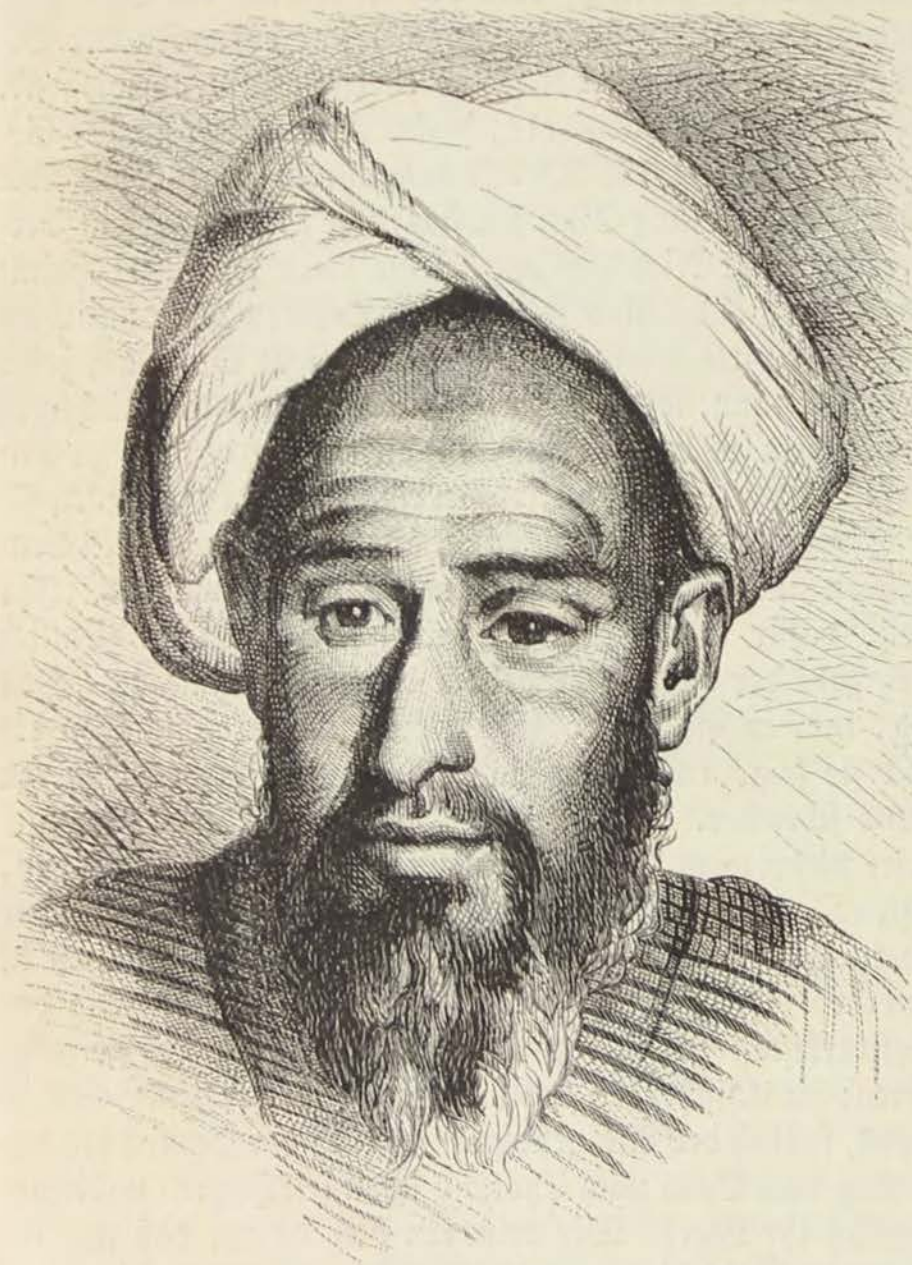
Es steht in Turkestan eine starke afghanische Armee, die angeworben und nach dem Muster der englisch-indischen Sipahi-Armee gekleidet und in Baktan (Bataillon) eingetheilt ist, auch vielfach von früheren indischen Subalternoffizieren (moslimischen Glaubens) befehligt wird.

**Die Bevölkerung.** Klima und Bevölkerung sind, wie schon erwähnt, im afghanischen Turkestan völlig verschieden von den Landschaften im Süden des Hindukusch; es gedeihen zwar Cerealien, auch Rebstöcke sind häufig, erst im Hochgebirge wird der Baumwuchs spärlich; aber den Reichthum der Bewohner machen hier die Herden aus, die Alpenwirthschaft herrscht vor. In der Bevölkerung ist das im Süden nur schwach vertretene türkische Blut vorwiegend. Hauptrepräsentant dieser Rasse ist der Usbekte, dessen Namen wir in der Geschichte erst seit der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts begegnen. Wie alle Türken hat auch der Usbekte keinen Sinn für staatliche Ordnung, kein Verständniß für die Vortheile fester Niederlassung, keine Liebe zu einem Heim; viele sind noch Nomaden, im Handel sind sie von den anderen Nationalitäten überflügelt. Sie zerfallen in viele Abtheilungen und Zweige; Stolz auf seine Abkunft zeigt der Usbekte nur dann, wenn er einem in der Gegenwart mächtigen Stamme angehört; um diesen scharen sie sich, in diesem werden sie zu Angreifern und Thronstürmern, der Energie in solchen Augenblicken verdanken sie ihre Erfolge und ihre Herrschaft in den meisten Khanaten des westlichen Centralasien. Ihrem Glauben nach sind sie höchst fanatische Muselmänner. Ihr Stern ist im Erbleichen; dafür läßt der Usbekte seinen Leidenschaften ziemlich freien Lauf und die Mehrzahl der Verbrecher gehört diesem Stamme an. Von räuberischer Gesinnung, machen sie die Wege unsicher und brandschaken die Karawanen; dabei sind sie feig, rachsüchtig und ungebildet, nur die höheren Stände können lesen und schreiben.

Auf einer noch viel niedrigeren Stufe der Kultur stehen die Kirgisen, die zwar auf dem rechten Dyrusufer keine festen Wohnstätten mehr haben, aber alle Pässe und Flußübergänge unsicher machen, ja selbst größeren Städten in der Ebene gefährlich werden. Ein Hemmschuh für die ruhige Entwicklung der Länder in Ost- wie Westturkestan sind sie durch die Unterstützung, die sie jeder Schilderhebung gewähren; die Unsicherheit in Karategin, — d. i. in dem Gebirgswinkel nördlich des Dyrus, südlich des Alaigebirges, westlich der Pamirplateaux — welche den direkten Weg vom Dyrus nach Chokand schon seit Jahren unbenutzbar macht, ist hauptsächlich ihr Werk. Wir erinnern hier daran, daß wir ein ähnliches räuberisches, hauptsächlich die Brandschatzung der Karawanen im Auge habendes Benehmen auch an den Kirgisen im Tian Schan kennen gelernt haben.

Die zweite große Gruppe der Bevölkerung bilden auch hier, wie in Ostturkestan, die Tadschik, womit seit dem 13. Jahrhunderte ein Persisch-Redender bezeichnet wird; sie sind der bessere Theil der Bevölkerung, die sesshafte, iranische, erwerbende und produzierende Klasse. Durch die Jahrhunderte lange Bedrückung haben sie viele schlechte Eigenschaften angenommen; sie sind falsch, kriechend, habgierig und nur auf ihren Vortheil bedacht, sie vergessen nie für sich zu sorgen und affectiren strenge Beobachtung des Koran nur, so lange sie ihr Interesse dabei finden. Sie leben meist in den Städten, wo sie sich in den

Handel mit zugewanderten Hindus theilen, welche Letzteren die eigentlichen Handelsherren sind, während die Tadschik mehr als Zwischen- und Kleinhändler dienen. Im Aeußern sind im Tadschik die Spuren der langen Berührung mit türkischen und zeitweise auch mongolischen Völkern deutlich erkennbar; der reine iranische Typus, wie ihn Herr Nikolaus von Chankow feststellte, hat sich bei ihnen bedeutend verwischt, das Gesicht wird länger, die Augen werden größer, Ohren, Mund und Füße kleiner. Ueber das numerische Verhältniß dieser beiden



Tadschik (Sarte).

Gruppen, der türkischen und der iranischen Bevölkerung, läßt sich für diese Gegenden des afghanischen Turkestan nichts Bestimmtes sagen.

Bis hinauf nach Buchara haben sich altiranische Volksnamen in großer Zahl erhalten; das iranische Element hat sich hier von den ältesten Zeiten an bis auf die Gegenwart lebenskräftiger gezeigt als am untern Oxus;

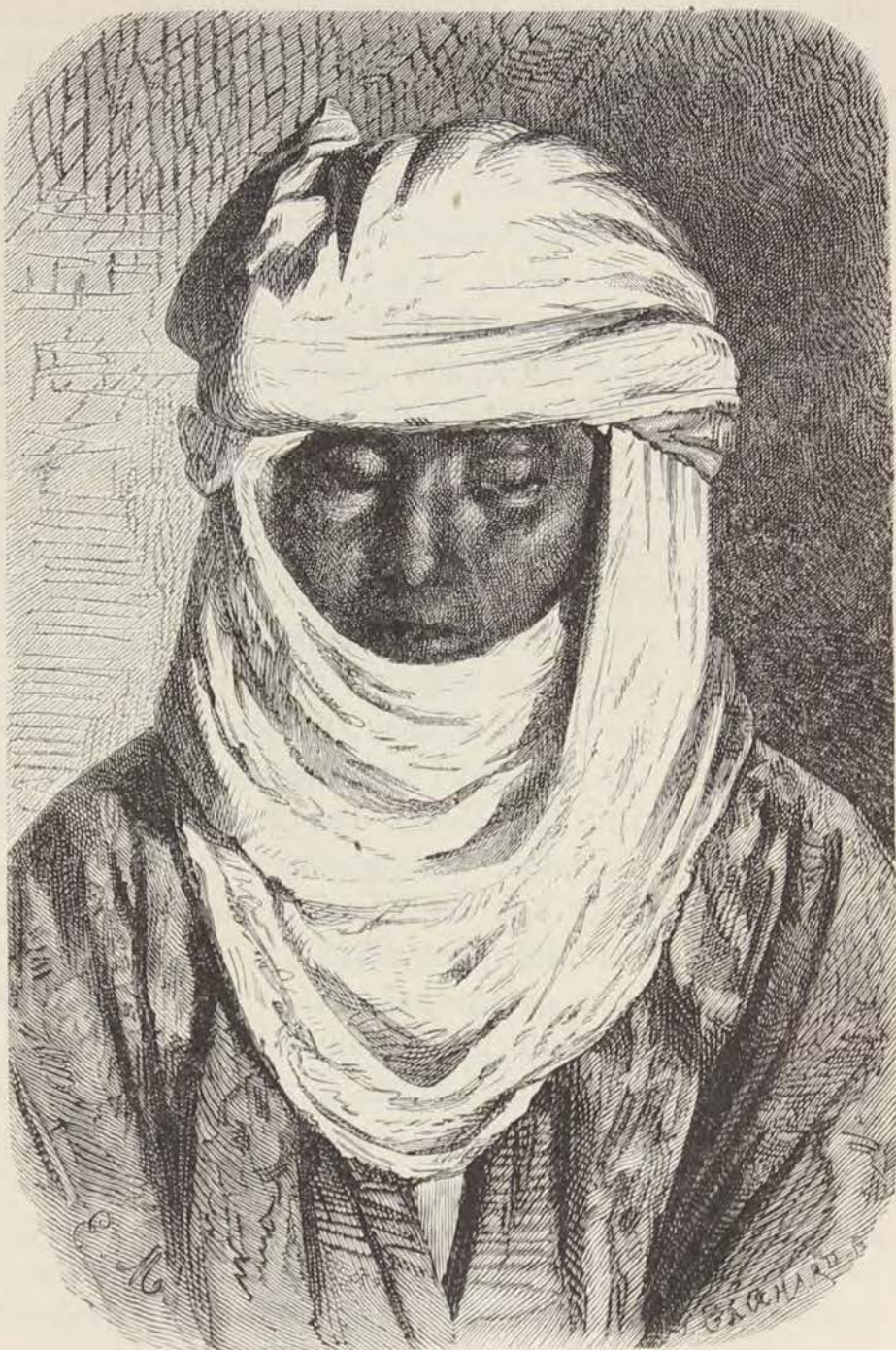
für den obern Oxus, nämlich für Badachshan und Wakhan, ist das Vormiegen der iranischen Bevölkerung positiv bezeugt, am mittlern Amu gehört ihm zwar nicht mehr

die Macht, aber die Masse des Volkes ist seines Stammes. Ansässige Afghanen trifft man nur im Thale des Chulumflusses.

**Badachshan.** Der Chulumfluß bildete die Ostgrenze des Reiches der alten Iranier; die Länder jenseits wurden dem turanischen Einflusse und der Beherrschung durch die Turanier (Türken) preisgegeben. Die Handelsstraße von hier nach dem Osten endet in Kaschgar und zieht links vom Oxus; sie schlägt die Richtung über Kunduz und Khanabad ein und erreicht nach Ueberschreitung des wenig beschwerlichen Patabandapasses die Koftscha, den Hauptfluß von

Badachschan, dessen Grenzort hier Rustach oder Kostak ist, etwa 1500 Meter über dem Meere. Das Hauptthal von Badachschan wird von der Koftscha durchströmt, einem in seinem obern Theile wilden Gebirgsbach, der sich in den Amu-Darja ergießt. Im mittlern und untern Theile ist das Thal fruchtbar und von zahlreichen Dörfern besetzt, im Winter fällt während einiger Monate Schnee. Der Reichthum der Bevölkerung liegt in ihren Herden, namentlich ist die Pferdezuucht bedeutend. Die Bewohner sind vorherrschend Tadschiks und machen in

Anzug und Lebensweise den Eindruck von Wohlhabenheit; auch der Fürst, hier Mir genannt, nicht Amir, gewöhnlich in Emir verdorben, ist ein Tadschik, kein Usbekt. Die Hauptstadt Faizabad liegt 1564 Meter über dem Meere, dehnt sich langgestreckt zu beiden Seiten des Flusses aus und hat keine Wälle. Die Eisengießerei wird schwunghaft betrieben, mit eisernem Geschirr, eisernen Lampen wird die Gegend weit und breit von hier aus versehen; der Handel ist bedeutend, und Afghanen sind es, welche die Hauptgeschäfte machen. Von Faizabad an steigt das



Alte Tadschikbäuerin.

Thal rasch; nach fünf Tagereisen längs des Flusses wird der Höhenzug überschritten, der ihn vom Oxus trennt, am siebenten Tage ist Ischkaschim, 3290 Meter über dem Meere, am Oxus erreicht. In politischer Beziehung fand im Oktober 1869 der Dynastenwechsel statt, von dem schon oben die Rede war, und welcher die Brüder Mahmud und Mizrab-Schah an die Spitze der Regierung brachte. Mahmud-Schah, der eigentliche Herrscher, gilt als gerecht und wird

insbesondere wegen seines energischen Auftretens gegen die räuberischen Kirgisen gerühmt, welche er von seinem Gebiete fern hält, dann wegen der Unterdrückung des Sklavenhandels, aus dem seine Vorfahren ihre Haupteinkünfte zogen; für Straßen geschieht aber nichts, Brücken fehlen durchgehends und der Uebergang vom Kokscha- nach dem Oxusthale ist trotz des beträchtlichen Verkehrs nicht reitbar gemacht; dennoch sind die Steuern sehr drückend.

Von den Zuständen in Badachschan gewähren die Erlebnisse des Kasirs Jamshed, welche Dr. G. W. Leitner veröffentlicht hat, ein anschauliches Bild, wengleich sich dasselbe auf die Epoche vor der letzten politischen Umwälzung, also auf die Regierung Dschandar-Schah's bezieht. Ein Katwal oder Mir-Schah, wie man ihn dort nennt, verfügt, ohne den König vorher zu befragen; jeder Beamte handelt ähnlich, und nur wenige Angelegenheiten werden vor den Mir gebracht, der stets in Ausschweifungen schlimmster Art, sonst aber auf der Jagd seine Zeit zubrachte. „Er besaß nur 6 Kanonen und 30 Artilleristen, 200 Mann Infanterie und eben so viel Kavallerie als seine Leibgarde. Außerdem“, berichtet Jamshed weiter, „zählen sich freilich noch Viele zu den Soldaten des Mir. Die Musikbande besteht aus 25 Mann und besitzt 8 Trommeln, eine große Trommel, einen Chang und 5 Trompeten. Alles ist in größter Unordnung. „Tawanbegi“ ist die Bezeichnung für das Amt des königlichen Schatzkanzlers. Es giebt keinen Bezirk. Jusbaschi (türkisch: Anführer von Hundert) ist der Titel für fünfzehn Würdenträger, die in silbergestickten Kleidern stecken und ungeachtet des Titels 100 Minbaschis (Anführer von Tausend) unter sich haben, deren Schwerter und Gürtel vergoldet sind. Diese Leute mit 800 Sowars kommen täglich zum Durbar, wo jedoch keine Papiere vorgelegt werden. Alle Angelegenheiten werden dem Tawanbegi oder Dewanbigi, also dem Schatzkanzler, überwiesen. Der Palast des Königs gleicht einem Mausoleum. Es giebt darin eine Halle, worin er empfängt. Der König trägt einen goldgestickten Lungi aus Peshawer und englische Stiefeln, auch einen englischen Rock, der nachträglich von einheimischen Künstlern gestickt ward, um den Leib einen Kaschmirschal, einen goldenen Gürtel, ein englisches Schwert und ein Paar Pistolen. Dem Mir sind zwei Bergwerksdistrikte unterworfen, wovon der eine Rubinen, der andere grobe, grüne Türkisen und Lapislazuli liefert. Es giebt hier sehr viele Gärten und besseres Obst als in Kabul, wie Äpfel, Melonen, endlose Traubenarten, Pflirsche u. dgl. m.

„Es giebt (in der Stadt Badachschan) zwei Serais, eins für den Verkauf von Sklaven beiderlei Geschlechts, das andre für Karawanen. Es giebt hier einen großen Sklavenhandel, und Menschenfängertrupps treffen hier beständig ein; die Badachschaner Kaufleute fangen, was sie können, gewöhnlich Pathans (Afghanen) oder persische Händler. Man vermuthet, daß bloß Sijahs in die Sklaverei verkauft werden, da sie Ungläubige sind, doch werden auch Sunniten als Sklaven verkauft, nachdem man sie durch die Tortur veranlaßt hat, sich für Sijahs zu erklären. Der höchste Preis für einen Sklaven ist 10 Tomans (93 Mark), und die Geschlechter werden, ob jung oder alt, getrennt gehalten. In Badachschan selbst kann sich Niemand für einen Sijah-Posch erklären, ohne sein Leben zu riskiren. Hindus aus Schikarpur, die Ladenbesitzer oder Bankiers



sind, werden geschont. Es giebt auch Juden, welche unbehelligt Handel treiben. Juden und Hindus werden nicht als Sklaven verkauft. In Badachshan ist auch eine starke Citadelle, unter welcher sich 150 der größten Kaufläden befinden. Jedes Haus hat eine Kuppel aus Lehm.“

Von der Stadt Badachshan begab sich Jamshed nach Koftak. Der dortige Gouverneur besitzt ein Fort aus Lehm mit 12 Kaufläden, 3 Geschützen, 30 Mann Infanterie und 4000 Pferden. Die Artilleristen, ihrer zwölf an der Zahl, waren Pathans. Es giebt hier auch zwei Serais, aber keinen Sklavenmarkt. Das Volk redet persisch, während man in Badachshan türkisch spricht. Das Türkisch von Balch und jenes von Badachshan sind identisch. Jamshed blieb acht Tage in Koftak und ging dann nach Faizabad, der eigentlichen Hauptstadt Badachshan's. Gewöhnlich galten Faizabad und Badachshan für zwei verschiedene Benennungen einer und derselben Stadt; nach Fraiser's Erfindigungen 1825 giebt es freilich außer Faizabad noch eine zweite Stadt mit Namen Badachshan, allein selbst Karl Ritter vermuthete, daß sie wol identisch sei mit Faizabad, denn kein anderer Bericht erwähnt ihrer. Nun geht aber aus Jamshed's Angaben doch hervor, daß Badachshan und Faizabad zwei verschiedene Plätze sind. „Der Gouverneur dieses Ortes“, erzählt Jamshed, „hält 8000 Reiter in seinem Dienste, deren einzige Beschäftigung darin besteht, die Gegend zum Zwecke von Menschenfang zu durchstreifen. Er hat auch 200 Soldaten von jeder Rasse. Es ist dies der Hauptplatz für den Sklavenhandel. Der Gouverneur besitzt fünf große Kanonen, auf welchen gewisse Schriftzeichen eingegraben sind, welche die Leute nicht lesen können, von denen sie aber behaupten, sie seien sehr alt. Jedes Geschütz trägt die Figuren zweier Löwen mit Buchstaben zwischen beiden und wird von 12 Mann bedient. Die Musikbande besteht aus 20 Mann. Faizabad ist ein sehr großer Ort, hat ein starkes Fort und fünf Serais, davon zwei für männliche und weibliche Sklaven, zwei für indische und jüdische Kaufläden und eines für Reisende. Leute, die unterwegs nicht eingefangen wurden und die Stadt erreichen, sind nämlich sicher. Es giebt sehr viele Perser hier. In zwei Bergen des Landes wird auf Blei in dem einen, auf Kupfer in dem andern gegraben. Unter dem Fort fließt der mächtige Wangisfluß, aus dessen Sand täglich  $1\frac{1}{4}$  Seer Gold ausgewaschen wird. Man mißt dort nach Tabriker Maß =  $3\frac{1}{4}$  englische Seer (1 Seer = 1 Kilogramm); es giebt keine Wage, sondern Gewicht und Maß sind ein und dasselbe Gefäß. Dem Emir Schir Ali wurden Rubinen angeboten, allein er brauchte den täglichen Goldertrag, und dieser ward ihm verweigert. Der Mir vermählte darauf seine Schwester mit des Emirs Gegner. Der Gouverneur war ein Bursche von achtzehn Jahren.“

Der einzige Reisende, der in früheren Jahren das Gebiet von Badachshan besucht, und dessen Aufzeichnungen demzufolge auch lange hindurch die alleinige Quelle unserer Kenntniß von diesem Lande bildeten, war der britische Leutnant John Wood, der Entdecker der Drusquelle im Pamirsee Sary-Kul. Wood hatte den Hindukusch auf dem Bamijanpasse überstiegen und war zunächst nach Kunduz gewandert. Von diesem Platze aus drang er nach dem östlich davon gelegenen Lande Badachshan, indem er die Route über Rhanabad und

Talikhan einschlug. Dieser letztgenannte Ort steht noch unter der Botmäßigkeit des Herrschers von Kunduz, wird aber meistens von Leuten aus Badachshan bewohnt. Die 3—400 Hütten, welche an Stelle eigentlicher Häuser die Stadt bilden, liegen in einiger Entfernung von einem Flusse und in überaus ungünstiger Lage. Nur wenige Meilen hinter Talikhan öffnet sich der Paß von Latabanda, durch welchen man nach Badachshan eintritt. Der Ausblick von der Paßhöhe ist wahrhaft großartig, von allen Seiten durch hohe Schneegebirge begrenzt. Darunter ragt im Osten die Chodscha-Mohammedkette hervor, gegen Darwaz und Schuguan hin die Grenze Badachshan's bildend; im Norden gewahrte das Auge die blauen Höhenzüge des bergreichen Karategin. Der erste Ort in Badachshan, den der vom Latabandapasse kommende Wanderer erreicht, ist Kila Afghan und dieser liegt gut 300 Meter höher als Talikhan; dieser namhafte Niveauunterschied macht sich denn auch in den klimatischen Verhältnissen sehr fühlbar, Badachshan ist ein durchaus kaltes Bergland, der Aufenthalt zahlreicher Wölfe, welche durch ihre überraschende Beweglichkeit den Reisenden oft gefährlich werden. Kila Afghan ist berühmt ob seiner Quellen, deren es in der Umgebung nicht weniger denn 450 geben soll. Von hier benötigte Wood eines angestregten Tagmarsches, um den Ort Taischan zu erreichen. Die Route dahin führt über die Ebene von Karabulak, dann durch das enge, aber hübsche, vom mäanderartig gewundenen Barsatschbache bewässerte Meschidthal über den steilen Agurdurahberg, an dessen östlichem Fuße der kleine Nahwisfluß hinzieht. Unmittelbar am Taischanthale erhebt sich ein hoher Berggrücken, der Junasdurah, dessen Gipfel Wood 2012 Meter hoch fand. Den Abstieg bewerkstelligte er auf einem Pfade, den ihm eine der in großen Mengen im Lande umherstreichenden Schweineherden gewiesen hatte. Am Fuße des Passes lag Duraim in einem herrlich bewässerten Thale, darauf folgte die einst so volkreiche, nunmehr aber verödete Ebene von Argu und der wellige Distrikt von Reischan, endlich im Kotschathale der kleine Weiler Tschittah.

Vom Latabandapasse an war Wood stets längs des Badachshanflusses, und zwar an dessen südlichem oder linkem Ufer gewandert, vielfache Bäche und Thäler durchquerend, welche die Gebirge im Süden zu der Kotscha hinabsenden. In dieser Kette sind der Kischm und der Takht-i-Soliman die hervorragendsten Spitzen, trotz ihrer Höhe verschwanden sie aber nunmehr hinter der großen Diagonalkette Badachshan's, deren Fuß jetzt erreicht war, und die der Kotschafluß in einer engen Schlucht durchbricht. Seit Talikhan zeigte sich das Land als völlig unbewohnt im buchstäblichen Sinne des Wortes, und einige Rebhühner nebst den erwähnten zahllosen Schweinen abgerechnet, ward jede Spur animalischen Lebens vermißt. In dieser Wildniß lagen zu Wood's Zeiten die Ruinen von Faizabad, der ehemaligen Hauptstadt von Badachshan, die sich indessen, wie aus neueren Berichten hervorgeht, seit dem Besuche des britischen Offiziers größtentheils aus ihrem damaligen Verfall erhoben und viel von ihrer früheren Bedeutung wiedergewonnen hat. Dieser Umstand ist vielleicht auch geeignet, das Mißverständniß aufzuklären, wonach es nur ein Faizabad geben sollte, während der oberwähnte Bericht Jamshed's deren zwei nachweist. Als wirkliche Hauptstadt Badachshan's nennt Wood den Ort

Dscherm, etwas mehr im Süden an der Koftscha gelegen und etwa 1500 Einwohner zählend.

Das Koftschathal steigt von Dscherm aus in nord-südlicher Richtung zu den Gebirgen des Hindukusch hinan, in welchen der Fluß seinen Ursprung nimmt. Das Thal verengert sich bald immer mehr, und stellenweise könnte man mit einem Sprunge über das tief eingeschnittene Gewässer hinwegsetzen. Dieser obere Theil des Koftschagebietes führt heute noch den Namen Koran, eine Bezeichnung, deren schon der chinesische Pilger Hiuen-Tsang gedenkt, und ist ob seiner Unwegsamkeit und der Gefahren, welche den Wanderer darin bedrohen, selbst bei den persischen Dichtern in Berruf. Hier, den Grenzen des Kasirlandes nahe, befinden sich die seit unvordenklichen Zeiten berühmten Lapislazuligruben, deren Besuch Wood von Dscherm aus unternahm. Die Gewinnung des werthvollen Steines, der dort in drei verschiedenen Qualitäten, einer dunkelblauen, einer lichtblauen und einer grünen, vorkommt, wovon die erste auch die geschätzteste ist, wird, wie sich Wood überzeugte, in sehr einfacher, primitiver Weise meist während des Winters betrieben. Ganz das Gleiche gilt von den am Wege liegenden Eisenbergwerken, obwohl im Uebrigen die Leute in Badachschan auf die Verarbeitung dieses Metalles sich besser verstehen als die übrigen Turkestaner und auch damit, wie schon erwähnt, einen ausgedehnten Handel treiben. In der Gegenwart ist das Erträgniß der Lapislazulimineralien nur ein geringes.

Der Aufenthalt in Dscherm, wo Leutnant Wood einen Theil des Dezember 1837 und den ganzen Januar 1838 zubrachte, bot ihm reichlich Gelegenheit, die Sitten und Gebräuche in Badachschan kennen zu lernen. In der That versichert er uns, daß er überall im Lande fast die gleichen Verhältnisse getroffen habe. Die Armuth der Bevölkerung zwingt oft sechs bis acht Familien zum gemeinsamen Wohnen unter einem Dache, wobei natürlich oft gegenseitiger Haß und Zwist das Leben unerträglich machen. Die Bauart der Häuser ist überaus einfach; ein flaches Dach deckt einen von dicken Erdmauern umgebenen Raum und wird, wenn erforderlich, von vier mächtigen Pfeilern unterstützt. Die Bergbewohner gehen unfehlbar bewaffnet einher, selten thun dies aber die Bewohner der offenen Thalschaften, die sich in der Kleidung überhaupt von den Usbeken nur wenig unterscheiden. Den Kopf bedeckt die nämliche spitze Fellmütze oder ein gewöhnlich weißer Turban. Die Weiber sind blond, ziemlich hübsch und verschleiern sich in der Regel nicht, wie dies sonst in mohammedanischen Ländern Sitte ist, die Reichen aber thun es. Sie sind bescheiden, von angenehmen Manieren und gelten für gute Hausfrauen.

Am 1. Februar 1838 brach John Wood von Dscherm auf, um zunächst die am Druß gelegenen Rubinminen zu besichtigen, dann aber seine Route nach Wakhan fortzusetzen. Von den Bergen dieses Landes weht ein bitterkalter, schneidender Wind herab, der Bad-i-Wakhan oder Wind von Wakhan. Wood begann dessen Wirkungen zu verspüren in Faul, einem Dorfe in etwa 2000 Meter Seehöhe. Bohnen wachsen hier nicht mehr und einige Maulbeerbäume fristen ein kümmerliches Dasein. Die Walnuß kommt indeß noch gut fort, und auch die wenigen Gattungen des hier gezogenen Steinobstes gedeihen trefflich.

Weizen dient allgemein als Mehlsfrucht, sowie als Zugthier der Esel. Auf dem Weitermarsch nach Kobat beobachtete Wood mehrere Adler, die zu seinen Häupten, aber doch unter dem Niveau der umgebenden Bergspitzen freisten. Kobat, ein Weiler von sieben Familien, liegt in 2470 M. Meereshöhe, und die rothe Winde nebst der weißen Pappel scheinen die einzigen Gewächse zu sein, welche der Gewalt des scharfen Wakhanwindes zu widerstehen vermögen. Zwischen Zebak und Ischkaschim war ein hoher Paß zu übersteigen und bei letzterem Orte der hier 32 M. breite, gefrorene Oxus oder Annu-Darja zu passiren. Da dies jedoch wegen der geringen Festigkeit des Eises unthunlich war, mußte Wood auf den Besuch der Rubinminen verzichten, die jenseit des Oxus und in nur  $4\frac{1}{3}$  Meilen Entfernung von Ischkaschim lagen. Die Berge des Gharandistriktes, welche sie einschließen, konnte er sehr deutlich sehen, ohne seine Sehnsucht darnach befriedigen zu dürfen.

In neuerer Zeit sind mehrere Reisende in das so lange verschlossene Badachschan gedrungen und haben ihre Mittheilungen in allen Stücken die Genauigkeit der Wood'schen Aufzeichnungen bestätigt. Im Jahre 1857 oder 1858 ward Abdul Medschid von Indien nach Chokand gesandt, und zwar über Badachschan und die Pamirsteppe; seinen Rückweg nahm er durch Karategin, Darwaz und Kulab. Der uns wohlbekanntere Pundit Munphul lebte sogar zwei bis drei Jahre in Badachschan, und ihm verdanken wir eine sehr genaue Schilderung des Landes (*Journal of the R. geographical Society.* 1872. S. 440—448). Im Allgemeinen ist Pundit Munphul über Badachschan des Lobes voll; das Klima nennt er ausgezeichnet und meint, daß es keinem andern der Welt nachstehe; der Reichthum an natürlichen Produkten aller Art, an Mineralien, Pflanzen und Thieren sei sehr bedeutend, und es bleibt dabei nur die Armuth des Volkes unaufgehellt. Die größte Länge Badachschan's, in welches er Wakhan als tributpflichtigen Distrikt einbezieht, berechnet er auf 43; die größte Breite, von Jangkila im Norden bis zum Hindukusch im Süden, auf etwa 32 Meilen oder zehn Tagemärsche. Badachschan zerfällt in politischer Hinsicht in 16 Bezirke, das vor nicht all zu langer Zeit eroberte Wakhan eingeschlossen, deren jeder von einem Verwandten des Königs oder auch einem erblichen Feudalhäuptlinge beherrscht wird. Diese Unterkönige, die sich gleichfalls den Titel Mir beilegen, zahlen wenig oder gar keinen Tribut nach Badachschan, regieren überhaupt in ihrem Bezirke völlig unumschränkt und sind dem Oberkönige nur zu Treue und Kriegsdienst verpflichtet. Der Bezirk von Faizabad und Dschem als der centralste von allen steht unter der unmittelbaren Herrschaft des Königs. Diese Angaben Munphul's beziehen sich freilich alle auf die Regierung des 1869 vertriebenen Dschandar-Schah, wie sich seitdem die Verhältnisse gestaltet haben, ist uns noch nicht bekannt geworden. Wir wissen nur durch eine Nachricht aus Kalkutta vom 12. Mai 1873, daß auch Mahmud-Schah von seinen unzufriedenen Unterthanen wieder abgesetzt und der afghanische Gouverneur von Balch vom Emir von Kabul beauftragt wurde, die Ordnung wieder herzustellen. Allerdings durchreiste Munschi Faiz Baksch, der Agent Forsyth's im Jahre 1870, also nach dem eingetretenen Dynastenwechsel, gleichfalls Badachschan, allein er theilt uns nur ein, für die Topographie allerdings sehr

werthvolles, Itinerar seiner Reise mit, ohne jedoch über die sonstigen Zustände der von ihm besuchten Landschaften zu berichten (Journ. R. geogr. Soc. 1872. S. 448—473). Im eigentlichen Badachschan leben Tadschiks, Türken und Araber und sind die Leute nach Munphul's Versicherung alle Sunniten, die sowol türkisch als persisch reden; in dem gebirgigen Theile des Landes herrschen aber schiitische Tadschiks vor, und diese sprechen sehr verschiedene Mundarten. Die türkische Bevölkerung befindet sich in der Minderzahl, übertrifft aber die verschlagenen Tadschiks an Tapferkeit und Unternehmungslust sowol in kriegerischen als auch in kommerziellen Dingen, weshalb sie auch die wohlhabendste ist.



Handmühle.

Die Reihe der modernen Besucher Badachschan's ist damit noch nicht erschöpft. Sowol der von Major Montgomerie ausgesandte Mirza als sein Havildar kamen dahin. Der Mirza, dem man die Entdeckung des zweiten Quellsees des Drus verdankt, durchzog Badachschan fast auf den nämlichen Pfaden wie John Wood. So wie dieser kam er von Westen aus Kunduz nach Faizabad über Khanabad und Kostak, und zwar gleichfalls wieder im Monate Dezember (1868). In und um Faizabad blühte der Sklavenhandel, alle Häuser und Serails waren angefüllt mit Sklavenmädchen, die meist aus Tschitral gegen Pferde und Waaren eingetauscht werden. So wie John Wood endlich zog der Mirza von Faizabad nach Tschikschim, welcher Ort allgemein als der Beginn des Wakhanthales angenommen wird. Neuere brachte unstreitig die Reise des Havildar 1870. Badachschan wird im Süden durch hohe Gebirgsketten begrenzt, über welche nur wenige, sehr schwierige Pässe leiten; nur im Osten am Ende des Tschitralthales giebt es einen vortrefflichen und leicht passirbaren

Paß, jenen von Biroghil. Ueber diese Bergrücken des Hindukusch stieg der Havildar, d. h. er drang nach Badachschan vom Süden ein, also in einer Richtung, die ziemlich senkrecht zu der von Wood und vom Mirza eingeschlagenen Route steht. Von der Stadt Tschitral im Süden des Hindukusch wandte sich der Havildar gegen den Nufsanberg, wo ein gleichnamiger Paß nach Badachschan hinüberführt. Der Havildar schildert denselben ob der jähen Steilheit des Berges als überaus beschwerlich; am 15. und 16. September lag dort Schnee fast bis zum Fuße des Berges, und eine empfindliche Kälte nebst scharfen Winden erschwerten wesentlich den Aufstieg. Erst am 16. bei Tagesanbruch ward die Paßhöhe erklommen, und nunmehr ging's hinab nach Daigul, dem ersten Dorfe Badachschan's auf dieser Route; am 18. war der Havildar in Zebak, welches eigentlich aus acht kleinen, in einem Thale von etwa einer halben Meile Länge zerstreuten Dorfschaften gebildet wird. Von Zebak führte ihn der Weg über Sufaid Durra, Sufian, Jardar und Robat nach Faizabad, wo er am 25. September 1870 eintraf.

Die Schilderung, welche der Havildar von den Zuständen in Faizabad entwirft, zeigt, wie gründlich sich dieselben in der kurzen Frist seit dem Emporkommen Mahmud-Schah's geändert haben. Dem Mirza fiel noch zwei Jahre zuvor die Bedeutung des Sklavenhandels auf; der Havildar sagt, er sei von keinem Belange, werde von bocharischen Kaufleuten betrieben und der Regent nehme keinen Antheil daran. Mahmud-Schah sei ein gebildeter Mann, während sein Vorgänger, Dschandar-Schah, ein Wüstling war; trotzdem werde sein Regiment vom Volke gründlich gehaßt, denn er bedrücke das Volk durch unerschwingliche Steuerlasten, die zur Ausbringung des an Kabul zu entrichtenden Tributs erforderlich sind. Dschandar Schah, der Niemandem einen Tribut gezahlt, habe das Volk mit derlei Expressionen verschont. Wer Lust dazu hat und Vergleiche ziehen will, wird hierin einen Fingerzeig erkennen, daß bei Beurtheilung der allgemeinen Verhältnisse eines Volkes die persönlichen Eigenschaften des Herrschers keine so sehr ausschlaggebende Rolle spielen, wie dies so gerne betont wird. Das Beispiel des Dschandar-Schah, nämlich eines schlechten Regenten, der aber von der allgemeinen Volkssympathie getragen wird, wiederholt sich auch in der europäischen Geschichte, und manch tadelloser Charakter auf dem Throne vermochte weder die Liebe des Volkes zu erwerben noch befriedigende Zustände zu schaffen.

Nach einmonatlichem Aufenthalte in Faizabad trat der Havildar den Rückweg an; bis Zebak folgte er der Straße, welche er gekommen war, von hier an aber bog er gegen Südwesten ab und zog über das Dorf Sanglech und den öden Dorapaß wieder nach Tschitral.

**Wakhan und die umliegenden Landschaften.** Von Badachschan wenden wir uns nach dem benachbarten Wakhan, welches im Osten daran grenzt und gegenwärtig dem Könige von Badachschan zinspflichtig ist. Das Thal, welches der südliche, aus dem Bämirkulsee bei 4052 Metern Höhe abfließende Quellfluß des Oxus durchströmt, bildet mit den von beiden Seiten einmündenden, ausnahmslos kurzen Thälern das Gebiet des Mir von Wakhan; der nördliche Quellfluß des Oxus, der aus dem Sarykul hervorbricht, ist in den Händen

der auf der Pamir umher schwärmenden Kirgisen. Bei der hohen Lage des Thales folgen sich nur im untern Theile die Ortschaften rasch; hier liegt auch die Hauptstadt Punya oder Kila Punya, ein armseliger Flecken mit einer Garnison von 200 Mann, welche die ganze aktive Armee ausmachen soll. Das Land eignet sich, wenige Stellen ausgenommen, nur zur Herdenzucht; Hornvieh ist selten, zahlreicher sind Pferde, den größten Ertrag wirft das fettschwänzige Schaf ab, dessen Wolle die Kaschmirschalfabrikation benöthigt, und von dem man hier große Herden antrifft. Die Bedeutung des Landes liegt in den Wegen, die hier hindurchführen. Bakhan muß passirt werden auf der Reise nach Ostturkestan über die Wüstenplateau der Pamir, deren Steppen schon bei  $73\frac{1}{2}^{\circ}$  östl. L. v. Gr. beginnen, hier hindurch führt der einzige direkte Weg aus dem westlichen Centralasien nach Kaschmir; in seinem untern Theile, hinter Tschakschim, mündet der leichteste Uebergang aus Tschitral nach dem Drus. Sobald die Vegetation mit der zunehmenden Höhe den Steppencharakter annimmt, hören die Niederlassungen auf. Der Mirza reiste hier im Januar 1869 und bedurfte sechs langer Tagereisen, ehe er auf dem Abstieg nach Nordost wieder zu Dörfern kam. Der Fürst und seine Beamten beuten die Lage ihres Ländchens in der üblichen Weise aus; die Erlaubniß, Transportthiere, Führer und Träger zu miethen, Waaren mit andern Karawanen auszutauschen u. s. w., muß durch Geschenke neben der hohen Zolltare erkaufte werden. Beispielloß groß ist die Unsicherheit. Einfällen der Kirgisen oder der Bewohner des Gilgitthales, der Handschuts, wird kein Einhalt gethan, sondern eher Vorschub geleistet, weil der Sklavenhandel von Regierungswegen betrieben wird. Es hängt ohne Zweifel mit dieser Unsicherheit zusammen, daß der Sklave gleich einem Hunde gewerthet und gegen einen solchen vertauscht wird; auch Hingabe gegen ein Pferd wird erwähnt. Diese niedrige Werthschätzung des Menschen zeugt von der noch tiefen Kulturstufe der Bewohner; ihre Religion ist zwar der schiitische Islam, über seine Ceremonialgesetze setzen sie sich aber, so wie wir dies schon an den Raizaken und Kirgisen kennen gelernt haben, ohne viele Skrupel hinweg. So weit Hr. Emil v. Schlagintweit (Allg. Zeit. 1873. No. 87), der sich dabei auf die Berichte des Mirza stützt. Dieser fügt noch hinzu, daß wegen der intensiven Kälte die Landestracht aus dicken wollenen Röcken (tschogas) und Beinkleidern bestehe. Die Häuser sind alle aus Stein und Lehm und dicht an einander gebaut; das Dach ist flach und jedes Haus besitzt einen tüchtigen Ofen, der es auch gründlich erwärmt.

Im Norden grenzt Bakhan, zuweilen auch Darja-Pansch (die fünf Flüsse) genannt, nach den fünf hauptsächlichsten Flüssen, welche den Amu-Darja bilden, an die Landschaft Schugnan, welche am rechten, d. h. nördlichen Ufer des Drus liegt. Die nördliche Abgrenzung des Amugebietes ist uns dermalen noch so gut wie völlig unbekannt, denn noch ist kein Europäer in den Landschaften Schugnan, Kulab, Darwaz mit Wachia, Hissar und Karategin gewesen, nämlich in dem großen Gebiete, welches sich zwischen dem Drus im Süden und dem Gebirge von Samarkand im Norden, also etwa vom  $37.$  bis  $40.^{\circ}$  n. Br., erstreckt. Wir sind demnach auf die dürftigen Ergebnisse einiger Erkundigungen angewiesen, die hier in möglichster Vollständigkeit mit-

getheilt werden sollen, auf Zuverlässigkeit indeß keinen Anspruch erheben und durch spätere, genauere Forschungen wesentlich modifizirt werden können.

Das Gebiet im Süden von Chokand heißt Karategin, und wir werden auf dasselbe später ausführlicher zurückkommen, da wir für diesen Landstrich eingehendere Nachrichten besitzen. Ungewisser sind letztere für die im Süden von Karategin gelegenen Landschaften. Nur die Routen der im Dienste der indischen Landesvermessung abgesandten Eingebornen, besonders des Mohammed Amin, geben einige Auskunft. Auch Fedtschenko traf in Chokand Leute, welche die südlich von Karategin liegenden Gegenden aus eigener Anschauung kannten. Letzterer stellte im Süden des Surchab-Flusses die Existenz eines andern ansehnlichen Gewässers und eines Distrikts Wachia fest, welcher bereits dem Gebiete von Darwaz angehört. Dieses Wachia ist selbstverständlich mit dem südlichen Wakhan nicht zu verwechseln. Das eigentliche Darwaz, ein sehr gebirgiges Land, zieht sich nach Süden bis an den Hauptquellarm des Oxus. Seine Hauptstadt, nahe am nördlichen Ufer dieses Stromes, ist Kaleikum, auch Iskander Sindona, d. i. Alexander's d. Gr. Gefängniß, genannt. Westlich von Darwaz liegt Kulab oder Khotel, früher unabhängig, jetzt aber dem Emir von Buchara tributpflichtig. Endlich haben wir im Osten den großen, schon erwähnten Distrikt von Schugnan, welcher die höchsten Erhebungen der ganzen Region und einige Thalschluchten einnimmt. Seine Bewohner sind schiitische Tadschiks. Schugnan hat eine bedeutende Längenausdehnung von Süd nach Nord, von Wakhan bis zum Maiplateau, von Darwaz im Westen bis zur kaschgariſchen Provinz Sarykul im Osten.

Im Alterthume waren die Grenzen Schugnan's viel weiter, denn die jetzige Landschaft Hissar, westlich von Darwaz, machte einen Theil des Gebietes von Schaganian — so lautete damals der Name — aus, und einige Zeit wurden zu demselben sogar die Landschaften auf dem linken Ufer des Amu bis Andchui im Westen gezählt. Ueber Hissar hat nun Hr. Fedtschenko einige Nachrichten gesammelt; als Hauptort nannte man ihm Basch-Hissar, dessen Größe der Stadt Ura-Tübe, einem Orte mit 1964 Höfen im Kreise von Chodschand, nichts nachgeben soll. Der südliche Theil Hissar's, welcher seit 1869 unter einem vom Emir von Buchara abhängigen Beg steht, muß einen Steppencharakter haben; aus diesem Theile sind Herrn Fedtschenko nur die Ansiedlungen von Kurgan-Tepe, in der Nähe der Mündung des Surchab in den Amu, und Kobadian, unweit der Mündung des Kasirnihan in den Amu, bekannt. Auf die geringe Höhe und den mehr ebenen Charakter des erwähnten Theiles der Landschaft deutet der Umstand hin, daß im Sommer hier eine unerträgliche Hitze herrscht, unter deren Einflusse ein Fieber (Tebbad, eigentlich Fieberwind) sich entwickelt. Infolge der starken, glühenden Winde zeigt sich an den Einwohnern eine Fieberhize, die sie das Wasser mit Bier trinken läßt und eine Anschwellung des Leibes verursacht. Nach einigen Monaten oder Jahren enden die Leiden mit dem Tode. Besonders leiden die Zugereisten, doch auch Einheimische erkranken an diesem Fieber, weshalb man für die Sommermonate Mai bis Juli sich in die Berge zu begeben pflegt. Ein um diese Zeit Zugereister kann eines unfehlbaren Todes sicher sein.



Die einzige literarische Quelle über Hissar ist eine sehr interessante, wenn auch kurze, Angabe des Itinerars des Sidi-Alli, Hussein's Sohn, durch die Landschaft in seiner Reisebeschreibung. Er kam dahin, indem er aus Badachschan nach Schehrisebz ging. Seinen Weg nahm er von Kischm, welches damals die Hauptstadt Badachschan's war; über Derabe und die Festung Zafar kam er nach Kostak, worauf er dann über den Amu ging. Nach Osten sich wendend, kam er in die Landschaft Khotel, die jetzige Begschast Kulab, und erreichte über Dilli Kulab. Dann kam er über Tschar-Su zu einer Brücke, wahrscheinlich über den Surchab, von wo er über Tscharschambe nach Tschaganian und von dort über Dih-i-nau und Sengerdek zu den Bergen von Schehrisebz gelangte.

**Karategin.** Im Süden von Chokand liegt das Land Karategin, welches das Thal des Surchab und seiner Zuflüsse umfaßt. Einigen zufolge soll Karategin ein Vasallenstaat Bochara's sein; nach den Erkundigungen jedoch, welche der um die Geographie Innerasiens hochverdiente russische General Abramow in seiner Stellung als Gouverneur des Zerasschandistriktes eingezogen und (*Journ. of the R. geograph. Soc.* 1871) veröffentlicht hat, erfreut sich Karategin der vollständigsten Unabhängigkeit. Einmal nur ward es durch die am Abhange der chokanzischen Berge lagernden Karakirgisen überwältigt, die sich jedoch in Bälde wieder zurückziehen mußten; seit jener Zeit ist Karategin vollkommen frei.

Der Surchabfluß entspringt unweit vom Ab-i-Biandsch auf den Hochgebirgen, die den Westabfall des Pamirplateaus bilden. Unter dem Ab-i-Biandsch haben wir aber einfach den durch Wakhan fließenden Biandsch zu verstehen, der nichts Anderes als der von Wood bis zum Sary-kul verfolgte Oberlauf des Oxus selbst ist. Die Quelle des Surchab liegt südlicher als der 37. Breitengrad, der zwischen Markand und Kaschgar fällt, und in den ersten 30 Meilen seines Laufes windet sich der Fluß durch Schluchten von äußerster Wildheit. Man sagt, daß die schroffen Felswände zu beiden Seiten jener Schründe nur einen einzigen schmalen Pfad längs des Wassers gestatten, worauf nur eine einzelne Person und diese stellenweise nicht ohne Gefahr, ja blos kriechend, vorwärts kommen kann. Diesen wilden Charakter behält das Flußthal bis zu dem Dorfe Khantia-hota bei, wo die Ufer sich allmählich erweitern und die Gebirge gegen Norden und Süden zurückzutreten beginnen. Bei Tangi-Mamasga ist die südliche Kette schon 6 deutsche Meilen vom linken Ufer des Surchab entfernt, wendet sich von da an immer mehr gegen Süden und Südwesten und löst sich endlich in Kulab in wellenförmige Hügel auf. Die nördlichen Gebirge bleiben näher am Flusse und bilden eine Wasserscheide zwischen dem Surchab und dem Kasernihan, ohne jedoch den Amu selbst zu erreichen. Die sehr bedeutende Wassermasse des Surchab fließt zwischen mitunter klippigen Ufern aus Konglomeraten; bei Sar-i-pul beträgt seine Tiefe über zwei Meter; wegen dieser Tiefe und seines reißenden Laufes giebt es keine Furten. Die größte Brücke gegenüber von Sar-i-pul hat 15,24 Meter Länge. Sowol nach der Masse seines Wassers als der Länge seines Laufes nach zu urtheilen ist der Surchab entschieden als der wichtigste Zufluß des Oxus zu betrachten, wenn man ihn nicht überhaupt als einen seiner Quellflüsse gelten lassen will. Eine große Menge von Nebengewässern unterbrechen das Hauptthal des Surchab

durch mitunter tief eingeschnittene Seitenthäler von hoher pittoresker Schönheit, worin die Kischlaks (Dorfschaften) verborgen liegen.

Die Hauptstadt Karategin's ist Gharm, welches zwar gleichfalls Karategin heißt, im Volksmunde aber nie so genannt wird. Sie ist die Residenz des Herrschers Muzaffer-Khan, der gleich jenem von Darwaz seine Abkunft von Alexander dem Großen behauptet. Gharm zählt 800 Häuser, und Muzaffer befehligt 2000 Soldaten, soll aber im Kriegsfalle 15—20,000 Mann aufbringen können. Die Kischlaks des Surchabthales bilden gewisse Gruppen, deren jede unter einem besondern Beg steht, der den Namen des Dorfes führt, worin er seinen Sitz genommen hat. Solcher Kischlaks zählt man mehr denn 400, mit durchschnittlich je 30 Häusern, so daß sich die Gesamteinwohnerschaft Karategin's mindestens auf 100,000 Köpfe beiderlei Geschlechts belaufen mag.

Das Volk gehört sämmtlich dem Galchastamme an, einer besondern, aber unabhängigen Rasse, welche in den wenig gekannten Regionen östlich von Samarkand und Bochara vorkommt. Die Galchas sprechen persisch, sollen aber von den Tadschiks viel abweichen und von sehr dunkler Hautfarbe sein. In Karategin leben die Galchas in getrennten Wohnungen und heirathen nur untereinander. Polygamie ist sehr selten. Die Weiber verschleiern sich nicht, wohnen allen Festlichkeiten bei und empfangen männliche Gäste in ihren Wohnungen. Der Kalym, der Kaufpreis für Mädchen, den wir schon bei den Kirgisen kennen gelernt haben, besteht vornehmlich aus Mutterschafen, Ziegen, großem Rind und Pferden und ist stets dem Reichthume und dem Ansehen der Familie, welcher die Braut entnommen wird, angemessen; von nur wenigen Stück kann der Kalym bis zu Hunderten von Schafen und Schocken von Pferden steigen. Jeder Mann kann sich seine Braut nach Gefallen wählen, und die Mädchen genießen das Recht, etwaige mißliebige Freier auszuschlagen.

Da die Leute in Karategin nicht reich sind und nicht genügendes Ackerland besitzen, leben die Familien nicht in Gemeinschaft, doch wird der Sohn bei seiner Verheirathung auf ein besonderes Grundstück gesetzt.

Wegen der Schwierigkeit der Wege aus und nach Karategin giebt es weder Ex- noch Import, und das Land wird nur so weit bebaut, als es die Bedürfnisse der Bewohner erheischen; dasselbe gilt von der Gartenkultur. Das Vieh gehört zwar einer kleinen Rasse an, doch ist die Viehzucht allgemein und wird durch die üppigen Tristen des Surchabthales sehr begünstigt. Auch die Pferde des Landes sind zwar klein, aber ungemein ausdauernd und selten häßlich. Der Esel findet aber nicht so viel Verwendung wie weiter im Norden, am Zerasschan. Die Leute weben rohe Wollstoffe und verfertigen auch Stoffe aus Baumwolle, die von Hissar gebracht wird, desgleichen eine Art Tuch aus den Haaren der wilden wie der zahmen Ziege, und verwenden dasselbe zu sogenannten Tschakmen, einer Gattung Burnus für den Winter. Sowie im ganzen Gebiete des obern Druß ist auch in Karategin die Eisenindustrie sehr entwickelt; ausgezeichnete blankte und Feuerwaffen kommen aus Hissar und Wachia.

Ein allgemein beliebtes Vergnügen ist die Jagd auf wilde Thiere, besonders auf Pelzthiere, wie den Marder und die Fischotter. Ein Marderfell wird in Hissar mit 1—2 Mark, jenes der Fischotter mit 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub>—3 Mark verkauft.

Karategin enthält Goldwäſchen und Salzlager. Gold ſoll hauptſächlich bei Sarym-Saly häufig ſein und mitunter in Klumpen bis zu dem Gewichte von einem Pfund vorkommen. Der Prozeß des Waſchens iſt der durch ganz Centralaſien übliche. Die Salzlager befinden ſich in den hohen, weit ausgedehnten, meiſt bewaldeten Bergen bei Langar-Schach, wo das Salz unmittelbar am Boden liegt. Sehr bemerkenswerth ſind die heißen Quellen des Surch-abthales an der Weſtgrenze Karategin's bei dem Dorfe Ab-i-Gharm. Die Temperatur dieſer Waſſer iſt zwar nicht bekannt, doch muß ſie dem Hörenſagen nach der Siedehitze nahe kommen. In der Nähe der Quelle iſt ein Wetterdach erbaut und hier verſammelt ſich das Volk bei feſtlichen Anläſſen; ein Schaf wird roh in die Quelle getaucht und kommt nach einer Stunde gekocht wieder hervor. Die Tiefe der Quelle beträgt etwa 2 Meter, und das Waſſer iſt darin in beſtändiger Wallung; man hat zwei Becken gegraben, wohin das Quellwaſſer geleitet wird, in dem näher gelegenen Baſſin bewahrt es einen ziemlich hohen Wärmegrad, weniger in dem andern, doch baden die Leute in beiden. Es ſcheint, daß das Quellwaſſer in Menge ſauren kohlenſauren Kalk enthält, welcher, ſich in neutralen kohlenſauren Kalk umſetzend, an den Ecken der Quelle einen Ueberzug von Kalkſinter bildet.

Die Hauptſtraßenzüge aus Karategin führen nach Hiſſar, nach Chokand und Kaſchgar, dann nach Darwaz und Matcha, nämlich in die Quellgegend des Zeraiſchan.

**Das afghaniſche Turkeſtan.** Von den Landſchaften, welche das Gebiet des obern Oxus und ſeiner wichtigſten Zuflüſſe einnehmen, wenden wir den Blick weſtwärts, dem Laufe des Stromes folgend, nach der bochariſchen Ebene und den von Turkomanen durchſchwärmten Wüſten des ſüdlichen Chiwa. Von Badachſchan ſteigen wir hinab nach Kunduz und weiter nach Chulum, Balch, Andchui und Maimene. Alle dieſe Diſtrikte und Städte liegen auf dem linken, d. i. ſüdlichen Ufer des Amu, und nur von dieſem beſitzen wir Kunde, während der nördliche, gebirgigere Landſtrich, den zum Theil die ſoeben geſchilderten Gebiete ausfüllen, faſt gar nicht bekannt iſt. Ueberall in den genannten Orten erhebt der Emir von Kabul Ansprüche auf die Oberhoheit, und erſt hier befinden wir uns in dem eigentlichen afghaniſchen Turkeſtan.

In politiſcher Beziehung war Kunduz der bedeutendſte dieſer Oxusſtaaten und iſt gegenwärtig die wichtigſte afghaniſche Provinz im Norden des Hinduküſch. Die Gebirgsmaffe zwiſchen dem Kuh-i-Baba (Vater der Berge), einer weſtlichen Fortſetzung des Hinduküſch, und dem Oxus zeichnet ſich durch ihre ſtarren, vegetationsloſen Fels Höhen mit tief und ſchroff eingesenkten, nach Norden geöffneten Thälern, die dann mit einem Male den üppigſten Pflanzenwuchs aufweiſen, aus. Bis in die Breite des Ortes Ahurum bewahren die Berge im Weſten des Chulumdeſilés wahrſcheinlich eine Höhe von 2050—3350 Mtrn., denn General Ferrier, der einzige Reiſende, der je die Gebirge zwiſchen dem Fluſſe von Chulum und Balch überſchritten, fand es hier bitter kalt, und die Paßhöhe war am 7. Juli mit Schnee bedeckt. Weiterhin gegen Balch erſcheint eine dünne Waldbekleidung auf den Bergen und die Darahs (Thäler) werden breit und fruchtbar. Das Thal des Dehaßfluſſes, in dem Balch liegt, erfüllen

ebene, mit dichtem Grase bestandene und von künstlichen Bewässerungsgräben durchschnittene Weidegründe; doch ehe der Fluß den Oxus erreicht, verengt er sich zu einer schmalen, von hohen Wänden umsäumten Schlucht. Unmittelbar nach seinem Austritte aus derselben wird der Fluß in der Ebene von Balch in unzählige Kanäle aufgelöst, in welchen sein Wasser verdunstet, so daß er gar nicht mehr bis zu dem Amu gelangt. Die nämliche Erscheinung beobachtet man am Flusse von Chulum und an mehreren andern.

Die Ebenen, die von den Gärten Balch's und Chulum's zum Oxus sich niedersenken, sind weiße, harte Steppen, ohne jedwede natürliche Vegetation, ein paar spärliche Tamariskengebüsche ausgenommen, aber sehr fruchtbar unter dem Einflusse der künstlichen Bewässerung. Dieses Terrain hält an bis zum Bette des Kunduz oder Afsaraisflusses im Osten, von wo an eine wahrhaft reiche Vegetation, üppige Weidesflächen und zahlreiche Ortschaften mit dichter Bevölkerung sich bis gegen Hazret-Imam im Norden ausdehnten. In der unmittelbaren Nähe der Stadt Kunduz und das Thal des Afsarai aufwärts ist die Gegend durchaus sumpfig, mit dichtem Dschungelgras bedeckt, welches John Wood lebhaft an das Indusdelta erinnerte. Die Straßen müssen hier auf Biloten erbaut werden, und das Klima der mit Reisfeldern bedeckten Ebene ist überaus ungesund. Sultan Baber, sonst einer der vortrefflichsten Kenner seines central-asiatischen Heimatslandes, spricht in seinen Schriften von Palmen im Oxusthale, doch werden dieselben von neueren Reisenden nicht erwähnt.

Kunduz ist uns vornehmlich aus dem Aufenthalte des Leutnants Wood bekannt, der von hier einen Ausflug nach dem westlicheren Chulum unternahm. Bis zu diesem Plaze kam aber General Ferrier, dessen Reise von Herat aus uns die westlicheren Distrikte von Maimene, Andchui, Schibergan, Saripul und Balch kennen lehrt. Andchui und Maimene liegen übrigens auf der Karawanenstraße von Bochara nach Herat und sind in neuerer Zeit von Professor Hermann Wambéry besucht worden, dessen Reisen uns in den nächstfolgenden Abschnitten beschäftigen werden.

Von der Stadt Kunduz entwirft Leutnant Wood keine allzu verlockende Schilderung. Unter allen Plätzen des Landes ist dies einer der elendesten, und nichts kann einer Metropole weniger ähnlich sehen. Fünf- oder sechshundert Erdhütten beherbergen die ständige Bevölkerung, mit dazwischen aus Stroh aufgeführten Schutzdächern und dem usbekischen Zelte, der *Kirgah*, abwechselnd. Gärten und Kornfelder füllen die Vorstädte aus, ja erstrecken sich sogar bis in das Innere der Stadt selbst, die eine am Ostende errichtete Festung beherrscht. Diese sogenannte Festung ist ein einfaches Erdwerk von länglicher Gestalt, mit Lehmwall und trockenem Graben. Zudem ist der Wall in einem elenden Zustande mit Ausnahme der Südseite, an welcher der Haupteingang angebracht ist. Am Nordostende der Festung liegt die Citadelle, zugleich die Winterresidenz des damaligen Machthabers, Murad-Beg, ein unregelmäßiges Gebäude aus gebrannten Ziegeln und mit einem Graben umgeben. Auch viele Schießcharten für Flinten sind in den Mauern, und im Innern befinden sich Geschütze, die aber nicht montirt sind. Die gewöhnlich trockenen Gräben können im Bedarfsfalle mit Wasser gefüllt werden. Die Bewohner von Kunduz sind Usbeken, nebst

einigen Hindus, und aus dem in der Stadt herrschenden Elende und Schmutz läßt sich ein Schluß auf ihre moralische Höhe ziehen.

Obwol nur wenig von Kunduz entfernt, gewährt Chulum ein durchaus verschiedenes Bild. Die smaragdgrünen Felder rings um die Stadt stachen wohlthwend von dem dürrn Wüstenboden ab, als Wood durch das östliche Thor und die gewundenen Straßen der Vorstädte nach dem Bazar zog, der jenen von Kunduz bei weitem übertrifft. Das Summen von Stimmen, die wohlbedeckten Verkaufsbuden, das Vorwiegen iranischer Gesichtszüge und die rosigten Wangen der Kinder, alles Dies erfreut Auge und Ohr des von Kunduz kommenden Reisenden. Die Obst- und Blumengärten standen zudem im vollsten Blütenschmucke, und die Maulbeerpflanzungen, wo die Zucht des Seidenwurmes betrieben wird, zeugten von großer Sorgfalt. Das alte Chulum ist etwa eine Meile von Taschkurgan (Steinfurt) oder der neuen Stadt entfernt und liegt am unmittelbaren Ausgange einer Schlucht, aus welcher der Chulumfluß hervorbricht. Obwol die Ruinen dieser alten Stadt mehr Raum einnehmen als die gegenwärtige neue, sind sie doch gänzlich verlassen, und nur wenige Araberfamilien haben dort ihren Wohnsitz aufgeschlagen. Taschkurgan hat indessen nicht nur die Erbschaft von Chulum, sondern auch jene des alten Balch angetreten, wenigstens was seine Bedeutung als Handelsplatz betrifft. Hier kreuzen sich die Straßen von Osten, Westen und Norden; hier mündet nach Ueberschreitung des Hindukusch auf seinem leichtesten Uebergange der von Bamijan sich herabziehende Weg, die Handels- und Heerstraße des Westens nach Indien. Die Stadt ist regelmäßig gebaut, von Kanälen durchzogen und durch eine schlechte Umfassungsmauer vertheidigt, welche lediglich vor Ueberumpelung durch Kirgisen Schutz gewährt. Die Bazars sind reich gefüllt, und es findet wöchentlich ein bedeutender Markt statt. Zur Zeit, als Chulum noch ein eigenes Khanat bildete, — ob es dies heute noch ist, oder ob es gänzlich afghanische Provinz geworden, läßt sich schwer ermitteln — übte es einen bedeutenden Einfluß auf die Nachbarstaaten und spielte keine geringere Rolle als Kabul, Herat oder selbst Buchara. Die Ziffer der vorwiegend aus Tadschiks bestehenden Bevölkerung schätzte General Ferrier, der im Jahre 1845 jene Gegenden bereiste (*Caravan Journeys and Wanderings in Persia, Afghanistan, Turkistan and Beloochistan*) auf 700,000 Köpfe, die Gesamteinnahme des Staates auf 240,000 Mark Silber und 1,000,000 Mark in Cerealien, was für ein solches Land sehr viel ist. Das stehende Heer bestand aus 3000 Mann Infanterie und 8000 Mann Kavallerie.

Den westlichen Theil des afghanischen Turkestan lernen wir größtentheils durch die Reise des genannten Generals Ferrier kennen. Wir begleiten ihn deshalb auf seinem Marsche von Maimene an bis Chulum. Maimene, die Hauptstadt eines gleichnamigen kleinen Khanates, liegt in einer Ebene und ist mit Wall und Thürmen befestigt, besitzt aber keine Gräben. Die Ausdehnung der Stadt mag etwa eine halbe Meile, ihre Bevölkerung zwischen 15- und 18,000 Menschen — meist Usbeken, welchen eine kleine Anzahl Parsis beigemengt ist — betragen. Neuere Angaben verdanken wir dem Prof. Hermann Vambéry. Die Stadt Maimene, sagt er, ist zwischen Gebirgen gelegen und wird erst in der

Entfernung von einer Viertelstunde sichtbar. Sie ist äußerst schmutzig und schlecht gebaut, enthält 1500 Lehmhütten, einen aus Ziegeln gebrannten Bazar, der dem Verfall nahe ist, drei Moscheen und zwei Medresse, erstere aus Lehm, letztere aus Ziegeln. Die Einwohner sind Usbeken, nebst diesen giebt es aber Tadschiks, Heratis und gegen fünfzig Familien Juden, einige Hindus und Afghanen, die alle gleiche Freiheit genießen und wegen ihrer Religions- und Nationalunterschiede nicht beunruhigt werden. Was Maimene als Festung anbetrifft, so sind die aus Erde gebauten einfachen Stadtmauern 4 Meter hoch und  $1\frac{1}{2}$  Meter breit, der Graben weder breit noch besonders tief, die Citadelle ist auf einem einzelnen hervorragenden Hügel ziemlich hoch und steil gelegen, doch sind in der Nähe andere höhere Berge, von denen aus eine Batterie sie in einigen Stunden in einen Schutthaufen verwandeln kann. Die berühmte Stärke Maimene's besteht wol hauptsächlich in der Tapferkeit seiner Vertheidiger; man erkennt in dem Usbeken Maimene's auf den ersten Blick den kühnen, unerschrockenen Reiter, und nur der Usbek von Schehrjebz möchte mit ihm um den Vorrang streiten. Dies ergab sich deutlich in den Kriegen zwischen Afghaniestan und Bochara, wo Maimene mehrmals vergeblich belagert wurde. Im Jahre 1862, als Dost-Mohammed gegen das ungetreue Herat zum letzten Male das Schwert zog, zitterte ganz Mittelasien, doch Maimene widerstand auch diesmal, die Tapferkeit der dortigen Usbeken wurde sprüchwörtlich, und man kann sich denken, wie stolz die Stadt war, als sie beim Tode Dost-Mohammed-Khan's ausrufen konnte, daß unter allen Nachbarstädten nur sie allein den afghanischen Fahnen nicht gehuldigt hätte.

Das Khanat Maimene hat im Ganzen, so weit es bewohnt ist, 18 Meilen Breite und 20 Meilen Länge und besteht außer der Hauptstadt aus 10 Dörfern und Ortschaften, von denen Kaisar, Kasinkale, Alvar und Chodschaendü die bedeutendsten sind. Die Einwohner, die in Ansässige und Nomaden zerfallen, werden auf 100,000 Köpfe geschätzt und sind, wie gesagt, der Nationalität nach größtentheils Usbeken aus den Stämmen Min Atschmayli und Das, die 6—8000 Reiter, gut beritten und gut bewaffnet, ins Feld stellen können. Der junge Herrscher Maimene's — Bámberý's Angaben beziehen sich alle auf das Jahr 1863 — heißt Husein-Khan und würde auch bei uns ein Mann von angenehmem Aeußern genannt werden; man rühmt seine Herzensgüte, obwol er dem Gesetz nach statt körperlicher oder Geldstrafen jeden seiner Unterthanen nach Bochara auf den Sklavenmarkt schicken kann. Die Khane von Maimene pflegen jeden Monat eine Anzahl solcher Sklaven nach Bochara zu expediren, und man findet dies dort gar nicht auffallend, da es ja alte Sitte ist.

Von Maimene reiste General Ferrier über eine reich bebauete Steppe nach Schibergan, einer Stadt von etwa 12,000 Einwohnern, worunter ebenfalls die Usbeken die Mehrzahl bilden. Die Stadt besitzt zwar eine Citadelle, aber keine sonstigen Befestigungen, doch soll auch hier die Bevölkerung sehr tapfer sein. Ferrier rühmt das schöne Aussehen von Schibergan und nennt es eine der schönsten Städte im afghanischen Turkestan. Sie erfreut sich außerdem eines vorzüglichen Klimas und wird allerseits von trefflich gepflegten Gärten umgeben. In Bezug auf Bewässerung hängt sie aber von dem südlicheren Siripul

ab, welches früher gleich Schibergan ein unabhängiger Staat und mit diesem wiederholt in Fehde war. Schibergan besaß ein stehendes Heer von 2000 Reitern und 500 Mann Fußvolk, konnte aber im Nothfalle 6000 Mann aufbringen.

Auch Andchui war die Hauptstadt eines gleichnamigen, selbständigen Khanates; General Ferrier kam nicht in das Innere dieser Stadt, sondern erfuhr bloß, daß die drei Viertel der auf 15,000 Köpfe veranschlagten Bevölkerung persische Afshars, der Rest Usbeken seien. Die Wehrkraft des Staates betrug 1800 Reiter und 600 Infanteristen. Auffallend ist, daß eine Menge von Früchten, Getreide und Reis in dieser wüstenartigen Gegend wächst, die von einem kleinen, salzigen aus Maimene hierher fließenden Bache nur kärglich bewässert wird. Im Sommer ist das Wasser dieses Baches, an dessen schlechten Geschmack die Einwohner schon gewöhnt sind, für den Fremden fast untrinkbar und dessen Genuß von vielen üblen Folgen begleitet. Auch das Klima hat einen schlechten Ruf, und mit Recht sagt ein persischer Vers: „Bitteres Salzwasser, brennenden Sand, giftige Fliegen, auch Skorpionen hat Andchui; rühme es nicht, da es ein Bild der wirklichen Hölle ist!“ Trotz aller dieser Nachtheile war Andchui vor 40 Jahren noch sehr blühend und soll 50,000 Einwohner gezählt haben, die mit den feinen schwarzen Schaffellen, bei uns Astrachan genannt, nach Persien beträchtlichen Handel trieben und mit Bochara, wo dieser Artikel in erster Qualität zu finden ist, stark konkurvirten. „Gegenwärtig“, also 1863, sagt Bámberny, „zählten die Ruinen von Andchui gegen 2000 Häuser, welche die Stadt ausmachen, und gegen 3000 Zelte, die in der Umgebung am Saume und in den Oasen der Wüste liegen. Die Zahl der Einwohner wird auf 15,000 geschätzt, es sind größtentheils Alieliturfmanen, mit Usbeken und einigen Tadschiks gemischt. Bis 1840 soll Andchui ziemlich blühend gewesen sein. Es befand sich damals unter der Souveränität von Bochara und mußte den gegen den Dyrus siegreich vordringenden Afghanen Widerstand leisten. Diese belagerten es vier Monate lang, und nachdem die Stadt mit Sturm genommen, wurde sie geplündert und in einen Schutthaufen verwandelt, wobei ein großer Theil der Einwohnerschaft umkam.“ Der Fürst Gasanfer-Khan, der Nachthaber zur Zeit von Bámberny's Besuch, hat sich, um dem gänzlichen Untergange vorzubeugen, den Afghanen in die Arme geworfen.

Der nächste Platz auf der Reise von Andchui nach Balch ist Aktische, in einer prächtigen, einem unendlichen Garten vergleichbaren Ebene. Die Stadt mit ihren 8000 usbekischen Einwohnern wird durch Mauern, Graben und ein Kastell geschützt und stellt eine Streitkraft von 200 Mann. Der Weg nach Meilik führt über eine sumpfige Fläche, dicht mit Ried und Gebüsch, besonders aber mit enormen Tamarisken bewachsen. Der Ort selbst gehört schon zum Gebiete von Balch, welche letztere Stadt gleichfalls in einer Ebene liegt, die zur Linken von nicht sehr hohen Bergen begrenzt wird. Durch die Versumpfung der einst zur Bewässerung dienenden zahlreichen Kanäle ist das Klima hier sehr ungesund geworden, gleichwol bezeichnet Ferrier die Lage der nunmehr in Ruinen liegenden Stadt als lieblich und günstig. Das Gebiet von Balch ist bekannt ob seiner Fruchtbarkeit; Wasser ist zur Genüge vorhanden, und es bedürfte nur, meint der französische Offizier, einer dichten Bevölkerung, um jenes

zu einem der ergiebigsten in ganz Asien zu machen. Selbst in seinem jetzigen Zustande ist Balch noch immer eine der fruchtbarsten Landschaften Turkestan's und versieht mehrere Provinzen mit Korn, wenn ihr Ernteertrag nicht ausreicht. Prof. Bámbery kam nicht in die Stadt Balch selbst, sondern nur bis Mesari Scherif, welches etwa fünf Stunden davon entfernt ist. Bis dahin haben sich aber die Ruinen des alten Balch, von den Orientalen Uem-el-Bilad, die „Mutter der Städte“ genannt, ausgedehnt. Heute zeigen nur einzelne Erdhaufen, wo das alte Baktra stand, von dem sich einst die Lichtlehre Zarathustra's verbreitete, und von den neueren Ruinen ist nur eine halbverfallene Moschee nennenswerth. Balch war nämlich im Anfange des Mittelalters, zu welcher Zeit Karawanen aus allen Himmelsgegenden dort zusammenströmten, der Hauptsitz der islamitischen Civilisation und führte damals den Beinamen Kubbet-el-Islam, d. h. die Kuppel des Islam. Sowol Ferrier als vor ihm frühere Reisende bemerkten hier Biegel mit Keilschrift. Das heutige Balch, das als Hauptsitz der afghanischen Provinz Turkestan's angesehen wird und den Serdar (Statthalter) mit seiner Garnison beherbergt, ist nur im Winter bewohnt, da schon im Frühlinge selbst der Kermi nach dem höher gelegenen Mezar zieht, wo die Hitze nicht so drückend und die Luft nicht so schlecht ist wie zwischen den Trümmern des alten Baktra. Während dieses durch die auffallende Menge gefährlicher Skorpionen verrufen ist, hat ersteres durch die wunderwirkenden rothen Rosen (güli surch) einen bedeutenden Ruf. Diese Blumen wachsen auf dem angeblichen Grabe Ali's und sind wirklich an Geruch und Farbe die schönsten, die Bámbery je gesehen hat.





Gustav Radde.

## IX. Im Lande der Turkomanen.

Geographischer Ueberblick. Das Ostufer des Kaspisees. Bambergh's Wüstenreise. Die Gegend am Urtrek. Die Wege nach Chiwa. Bogdayla. Der Kleine und der Große Balkan. Der Döden. Expeditionen und Forschungsreisen der Russen. Erste Niederlassungen am Ostufer des Kaspischen Meeres. Die Erforschung Manguschlaks. Gründung von Krasnowodzk. Radde's Besuch. Zug des Obersten Stebnitzki nach Khyzl-Arwat-Kala. Rekognoszirungen im Jahre 1871. Reise des Obersten Markosow und Dr. Siwers 1872 im alten Dyrusbette über Khyzl-Arwat nach Tschilischlar. Merw und der Südosten des alten Dyrusbettes. Hr. Coulboeuf de Blocqueville. Expedition zur Erforschung des alten Dyrusbettes. Prof. Közler über die Veränderungen des Dyruslaufes. Ergebnisse der Reise der Herren Gluchowski und Kaulbars. Die Turkomanen, ihre Grenzen und Eintheilung. Politische Verhältnisse. Machtlosigkeit der Häuptlinge. Folgen dieses Zustandes. Unterthänigkeitsverhältniß einiger Stämme zu Persien. Der „Deb“. Soziale Verhältnisse. Kriminaljustiz. Blutrache. Theilung der Güter. Tschumur und Tschorw. Die Alamane oder Raubzüge der Turkomanen. Vorbereitungen. Behandlung der Pferde. Kundschafterwesen. Behandlung der Sklaven. Feigheit der Turkomanen. Pferde und Waffen der Turkomanen. Kleidung. Männertracht. Kleidung der Frauen. Schmuckfachen. Häusliche Einrichtungen. Zelt. Lager. Nahrung. Tschilim. Gastfreiheit. Leben und Beschäftigungen der Frauen. Spiele und Vergnügungen. Musik und Gesang. Schach. Kukbarispiel. Charakter und sonstige Sitten. Religion. Kaudajotifest. Abergläubische Gebräuche. Horoskopstellen. Heirath und Brautzug. Begräbnißfeierlichkeiten. Ethnographische Merkmale.

Geographischer Ueberblick. Herabgestiegen von den unserer Kenntniß noch verschleierte Hochgebirgen, worin der mächtige Amu-Darja, eine der gewaltigsten Wasseradern Mittelasien's, seinen Ursprung nimmt, sind wir, seinem Laufe folgend, in die weiten Ebenen gelangt, welche zum großen Theile die Gebiete von Kunduz, Chulum und Balch bilden. Bald nach seinem Austritte aus diesen Staaten macht der Dyrus eine Wendung gegen Nordwesten und

behält dieselbe fast unverändert bis zu seiner Mündung in den Aralsee bei. Haben in den genannten Landschaften Höhenzüge, dem Strom mehr oder minder nähertretend, dann sich allmählich entfernend, seine Ufer umrahmt, dürfte man bisher die vom Oxus durchflossenen Ebenen immerhin noch als die Sohle eines wenn auch weit ausgedehnten Thales betrachten, so verliert diese Auffassung mit der bezeichneten Stromwendung nach Nordwest jedwede Berechtigung. Zur Rechten und zur Linken erstreckt sich, so weit das Auge reicht, nichts mehr als uferlose Wüste. Es ist nicht die Steppe mit ihrem zwar eintönigen Pflanzenschmucke, mit dem schwermüthigen Reize, den ihr das gleichförmige Leben der Nomaden verleiht, es ist die wahre, vollkommene, sterile Wüste mit all ihren Gefahren, all ihren Schrecknissen. Von allen den Gegenden, welche ich bis jetzt dem freundlichen Leser vorgeführt, ist dieser Europa zugewandte Theil Asiens der ödste, trostloseste. Seine Ausdehnung beträgt etwa 7 Breite- und 10—12 Längengrade, füllt also bis auf ein Geringes den Raum zwischen den westlichen Fortsetzungen des Hindukusch im Süden und der Kirgisensteppe im Norden, den zu schildern mir noch erübrigt, um unsern Rundgang durch die Landschaften Centralasiens zu beschließen. Der Amu-Darja theilt diesen Raum in zwei ziemlich gleichmäßige Theile; von seinem rechten Ufer bis zum Syr oder Jaxartes erstreckt sich das Land, welches die alten arabischen Geographen als Ma-wara-'n-nahr bezeichneten, und womit der nächste und letzte Abschnitt meines Buches sich befassen soll. Hier liegen die Steppenhanate Bochara und Chokand, deren südlicher Theil freilich aus der Wüste in noch wenig erforschte Gebirge hinansteigt, die mit den unbekanntem Höhenmassen am obern Oxus, den Bergen Karategin's, des Alai- und Pamirplateaus in sicherem Zusammenhange stehen. Gegen Norden und Westen, nämlich gegen den Oxus hin, herrscht aber unzweifelhafter Wüstencharakter, nur von einzelnen Oasen unterbrochen. Eine solche Oase ist das am Ausflusse des Oxus gelegene Khanat Chiwa, das erst in jüngster Zeit die wuchtige Hand des Zaren zu fühlen bekommen hat. Auf diesem linken Ufer des Amu lag das Land Chwarizm der arabischen Geographen, in seiner Ausdehnung gegen Westen durch die Ufer des Kaspischen Meeres, im Süden durch die Gebirge des persischen Chorassan begrenzt. Zwar erhebt in der Gegenwart der Emir von Bochara auch Gebietsansprüche auf den Landstrich am linken Oxusufer abwärts bis Kükürtlü, allein sein Besitz beschränkt sich thatsächlich auf wenige Plätze am Strome, wie Tschehardschui und Kerki. Die eigentlichen Herren und Gebieter in dem weiten Wüstengebiet zwischen Amu-Darja und Kaspisee sind aber die Turkmenen oder Turkomanen, mit denen sich der vorliegende Abschnitt hauptsächlich befassen soll. Voraussenden will ich nur, was sich über das Land selbst sagen läßt.

Mit einem Gedankensprunge wird der geneigte Leser ersucht, sich von den Ufern des Oxus an das Kaspische Meer zu versetzen, dessen Ostküste unser Interesse in Anspruch nimmt. Längs derselben erreicht das Meer nirgends eine größere Tiefe als 21—22 Meter, und die Ufer sind flach und öde; das Meer selbst, das größte aller geschlossenen Seebecken, füllt die tiefste Stelle der großen aralo-kaspischen Senkung aus, bildet wol die räumlich ausgedehnteste Depression der Erdrinde und ist der Ueberrest jenes europäischen Mittelmeeres, das

sich einst vom Schwarzen Meere bis zum Eismeere ausdehnte. Wahrscheinlich hat eine langsame Erhebung des sibirischen und tatarischen Bodens das Kaspische Meer allmählich vom Obmeerbusen und vom Uralsee getrennt, und später dann der Durchbruch des Bosporus den Pontokaspischen Isthmus trocken gelegt. Wie dem aber auch sei, sicherlich hat das Kaspische Meer, als es mitten im Lande zurückblieb, durch Verdunstung eine größere Wassermenge verloren, als ihm durch seine Zuflüsse zugeführt wurde, da seine Ausdehnung sich verringert hat und sein Wasserspiegel um mehr als 25 Meter (82,8 P. F.) unter den des Schwarzen Meeres gesunken ist. Auf der Ostküste befinden sich indeß nicht unbedeutende Erhöhungen, so durchzieht ein oben flaches, gegen die Küste terrassirtes Gebirge die Halbinsel Mangyschlak, und der östlich daran stoßende Altai besteht aus niedrigen, schroffen Kreidefelsen. Südlich von dem großen Meerbusen von Kara-Boghaz (schwarze Meerenge) ziehen die großen und kleinen Balkangebirge, welche, wie sich später zeigen wird, erst kürzlich genauer erforscht worden sind. Mit ihren Vorbergen stößt die lange Kette des Kjurdjandagh zusammen, welche aus Granit und Porphyr besteht. Alle diese Erhebungen werden wir genauer kennen lernen, wenn von den neuesten Forschungs Expeditionen in diesem Gebiete die Rede sein wird. Vorläufig seien als besonders wichtige Gliederungen der Kaspischen Ostküste, und zwar in der Richtung von Nord nach Süd, hervorgehoben der Mertschi Kultuk (todte Meerbusen) oder Utraw, in den der Kaidak oder Karasubusen einmündet. Hier liegen die Ruinen des verlassenen Forts Nowo Alexandrowsk; ihnen gegenüber die große Halbinsel Buzatschi, an die sich die schon genannte von Mangyschlak mit dem Fort Nikolajewsk an ihrer äußersten Spitze anreicht. Der Kinderlibusen hat in der Geschichte des jüngsten Kriegszuges gegen Chiwa eine gewisse Bedeutung erlangt. Noch südlicher treffen wir den Kara-Boghaz oder Adschid-Darja (bitteres Wasser), bei den Turkomanen Adku genannt, und den Balkanbusen, an dessen Ausgange die Russen das in letzter Zeit oft erwähnte Fort Krasnowodzk errichtet haben. Gegenüber der noch südlicheren Dardschalbinsel liegt in geringer Entfernung von der Küste die Insel Tschelaken mit dem Felsrücken Tschochrak. Ganz im Süden bemerken wir auf der Karte die kleine Hassankulibai, in die der nahezu von Ost nach West fließende Utrekfluß einmündet, und an der sich das Fort Tschikischlar erhebt, dicht an der persischen Grenze, welche nördlich vom Utrek hinzieht. Der südlichste Punkt, den die Russen hier besitzen, ist das kleine Eiland Aschurade an der Bucht von Astera-bad, wo sie eine Flottenstation eingerichtet haben. Wie man sieht, ist die Kaspisee dermalen ein russisches Gewässer geworden; nur das Südufer befindet sich noch im persischen Besitze, an der turkomanischen Ostküste haben die Russen jedenfalls festen Fuß genug gefaßt, um hier nimmer eine fremde Herrschaft aufkommen zu lassen.

Bámberny's Wüstenreise. Durch den an den Kaspisee stoßenden Wüstenraum des Turkomanenlandes führt uns zunächst Hermann Bámberny, der 1863 das Wagniß vollbrachte, als verkleideter Derwisch von Persien nach Chiwa zu reisen. Bei Gümüsch-Tepe, dem „Silberhügel“ (Serebrenyi-bugor der Russen), einer Erhebung im Norden des Gurganflusses, landend, betrat er zuerst den

turkomanischen Boden. Die Umgebung dieses Platzes bietet nur wenig Verlockendes; am interessantesten sind noch die Ruinen der Mauer, welche Alexander der Große gegen die damals schon sehr gefürchtete Bevölkerung der Wüste aufzuführen ließ; im Osten dehnen sich große, mit Schilf bewachsene Sümpfe aus, worin Hunderte von Wildschweinen sich umhertummeln, — diese Sümpfe entstehen aus Ueberschwemmungen des Gurgan, der im Frühlinge anschwillt und oft meilenweit seine Ufer bedeckt, und es muß dies auch in alten Zeiten der Fall gewesen sein, da man es für rathsam gefunden hat, die große Schutzmauer in einer Entfernung von etwa einer Meile vom Flusse nordwärts zu bauen. Der nächste Marsch ging nach Utrek, ein Name, der sowol dem oberwähnten Flusse als auch der in seiner Umgebung liegenden bewohnten Landstrecke gegeben wird; der Weg dahin führte nordöstlich, sich mehr und mehr vom Meeresufer entfernend, in der Richtung der zwei großen Wälle, deren einer Köresofi, der andere Altyn Tokmak genannt wird, durch Wiesen und Sümpfe auf dem Abhange des sich von Gümüsch-Tepe aus nördlich erstreckenden Plateaus. Die persischen Grenzgebirge fingen an, allmählich dem Auge zu entschwinden, das Grün hörte auf, und zum ersten Male befand sich unser Reisender auf dem traurigen, stark riechenden Salzboden der Wüste. Ein niedriges Vorgebirge, Kara Senger (schwarzer Wall) genannt, erhebt sich ungefähr acht Meilen nördlich von Gümüsch-Tepe; je näher er demselben kam, desto lockerer wurde der Boden, nahe an seinem Fuße gerieth er in einen förmlichen Morast, und der Weg in diesem schlüpfrigen Nothe war mit den größten Schwierigkeiten verbunden. Endlich ward Utrek erreicht.

Von Gümüsch-Tepe giebt es drei verschiedene Wege nach Chiwa, die von den Karawanen je nach der Personenzahl gewählt werden. Der erste ist, der hinter dem Balkan am Ufer des Kaspiischen Meeres entlang führt; diese nördliche Richtung verfolgt man vom letztern Gebirge aus noch zwei Tage lang und lenkt erst nach einer Entfernung von sechs Tagen dem östlich gelegenen Chiwa zu. Diese Straße ist nur für eine geringe Anzahl von Reisenden gangbar, da sie weniger Wasser, aber auch weniger Gefahr vor Ueberfällen bietet. 2) Die mittlere Straße, welche die nördliche Richtung nur bis zum ehemaligen Flußbette des Orus verfolgt, daher zwischen dem großen und kleinen Balkan durchgeht und sich dann nordöstlich nach Chiwa wendet. 3) Die dritte Straße ist die gerade und kürzeste, denn während für die erste 24, für die zweite 20 Tage erforderlich sind, kann diese in 14 Tagen zurückgelegt werden. Schon von Utrek an schlägt man die nordöstliche Richtung ein und hat auf jeder Station Brunnen mit gutem, trinkbarem Wasser. Bámbery's Karawane schlug indeß die mittlere Route ein.

„Eine Viertelstunde nördlich von dem Lager“, erzählt unser Wanderer, „überschritten wir einen schmalen Arm des Utrek, dessen Wasser schon jetzt (21. April) einen sehr salzigen Geschmack hatte, ein Zeichen, daß er dem Austrocknen sehr nahe war. Vom jenseitigen Ufer bis zu einem zweiten, noch kleineren Arm, wechselte der Salzboden ab mit einer schönen Wiese, die dicht mit Fenchel bewachsen war und sich beinahe eine Sturde weit ausdehnte. Der grabenartige Bach machte wegen seines lehmigen Ufers den Uebergang schwierig,

so daß es viel Mühe kostete, bis wir zu dem jenseitigen Hügel, Delili Burun genannt, gelangten. Dieser, eine Art Vorgebirge zu einer langen, südöstlich sich erstreckenden unbedeutenden Gebirgskette, bietet eine weite und schöne Aussicht. Am westlichen Horizonte ist das Kaspische Meer gleich einem blauen Wolkenstriche zu sehen, auch die persischen Gebirge sind noch wahrnehmbar, besonders interessant ist aber der Anblick der südlich liegenden, unabsehbaren Ebene, wo die zerstreuten Zeltgruppen an vielen Orten wie Maulwurfshügel erscheinen. Utrek und sein Fluß sind beinahe ganz übersehbar, und die Stellen, wo er sich über breite Ufer ausbreitet, kommen dem Auge in der Ferne wie einzelne Seen vor.“ Diese Station bildet den letzten Vorposten der Großen Wüste und die trüben Gewässer des Utrek, dessen Hauptarm am nächsten Morgen in nur 4 Stunden erreicht werden sollte, das letzte süße Wasser, bis Bámbéry nach zwanzigtägiger Reise sich an den Ufern des Dyrus laben konnte.

Die Strecke jenseit des Utrek, die den Vordergrund der Großen Wüste bildet, wird mit dem Namen Bogdalya bezeichnet. „Bis zwei Stunden nach Sonnenuntergang gingen wir auf einem sandigen Boden, der nicht besonders locker war und nur kleine, wellenartige Erhöhungen hatte. Allmählich hörte der Sand auf, und gegen Mitternacht hatten wir einen festen, glatten Lehm Boden unter uns, so daß die regelmäßigen Schritte der fernen Kameele in der stillen Nacht gleich Taktschlägen wiederhallten.“ Die Turfomanen nennen diese Stellen Takir; an jener, wo das Lager aufgeschlagen wurde, wuchsen in großer Menge gelbe Rüben, die etwa 35 Centimeter lang, daumendick und besonders schmackhaft und süß waren; nur der innere Theil war hart wie Holz und ungenießbar, wie auch der wilde Knoblauch, der sich hier reichlich vorfand. Am andern Tage (15. Mai) ging der Weg durch eine wilde, von langen Gräben durchschnitene Gegend, von der erzählt wird, daß sie jedes Mal eine andere Gestalt annimmt, jedes Mal der vielen steilen Stellen halber andere Schwierigkeiten bietet. Die armen Kameele, von denen einige große Lasten trugen, litten unendlich, weil der leichte Sand unter ihren Füßen wegglied und sie, da ein beständiges Auf- und Absteigen stattfand, nur mühsam festen Fuß fassen konnten. Am 16. Mai wurde in nordöstlicher Richtung die Gebirgskette des Kurendagh entdeckt, dessen grüne Thäler das Auge ergötzten; westlich davon und selbst auf der nördlichen Spitze des Gebirges liegen Ruinen, wahrscheinlich griechischen Ursprungs. Zwei schlechte Cisternen am Kurendagh dienten dazu, die Schläuche mit lehmigem Wasser zu füllen, da nun erst der Marsch durch den eigentlichen wasserarmen Theil der Wüste beginnen sollte. Bis nach Chiwa, im Ganzen noch etwa 14 Reisetage, sollte man nur vier Brunnen mit bitterem Salzwasser finden und keinem Menschen mehr begegnen. Einstweilen bestand die Gegend aus festem Lehm Boden, der nur hie und da einige armselige Kräuter trug, meistens aber jene kahlen Stellen bildete, die, von der Dürre geborsten, durch die aderartigen Risse die buntesten Formen darboten.

„Den nächsten Mittag entdeckten wir eine dunkelblaue Wolke gegen Norden. Es war der Kleine Balkan, von dessen Größe, Schönheit und Reichthum an Mineralien die Turfomanen viel erzählen. An seinem Fuße liegen viele jener gefährlichen Salzsümpfe, die, mit einer dicken weißen Kruste überzogen, vom

übrigen festen Lande nicht unterschieden werden können, da Alles in gleichem Maße von der oft fingerdicken Salzlage bedeckt ist. Der Sodageruch in dieser Gegend war fast unerträglich. Der von Südwest nach Nordost sich erstreckende Kleine Balkan (Kütschük Balkan) bildet eine ziemlich ununterbrochene Kette von gleichmäßiger Höhe, die ungefähr 12 Meilen lang und nicht so dürr und nackt ist wie die Gebirge Persiens; auf manchen Stellen ist Gras zu finden, im Uebrigen hat er größtentheils blaugrauliche Farbe. Die Höhe des Gebirges ist nach dem Augenmaße auf 200—300 Meter anzugeben. Unser Weg ging diesen und den folgenden Tag immer an demselben entlang, bis wir gegen Abend am Fuße des Vorgebirges des Großen Balkan (Ulu-Balkan) ankamen, zum Unterschiede mit Recht der Große benannt, weil er sich durchschnittlich, so weit er dem Auge erreichbar ist, durch größeren Umfang und größere Höhe auszeichnet. Wir befanden uns an einem östlichen Theile desselben; die eigentliche Kette, die bis an die Ufer des Kaspiischen Meeres ausläuft, hat mehr die Richtung von Süden nach Norden und soll reich an edlen Metallen sein. Die Gegend wäre schön zu nennen, wenn nicht die schreckliche Dede, die große Verlassenheit sie in einen Trauerschleier hüllte.“

„Nachdem wir die Balkangebirge verlassen hatten, gelangten wir an den Döden, wie die Nomaden dieser Gegend das Flußbett des alten Oxus nennen; je mehr der Balkan hinter unserm Rücken in den blauen Wolken verschwand, desto größer, desto schrecklicher wurde die Majestät der unabsehbaren Wüste, deren imposantes Aussehen und Naturerscheinungen selbst dem einheimischen Nomaden nicht gleichgiltig bleiben. Sehr oft war der Horizont mit der schönsten Fata Morgana geschmückt, und eine Luftspiegelung in der Wüste Mittelasiens, in jener heißen und doch klaren Atmosphäre, ist unstreitig das aller schönste optische Gaukelspiel, das man sich nur vorstellen kann. Meine Gefährten, besonders die Nomaden, sahen stets nur mit einer stillen Ehrfurcht nach jenen Gebilden hin. Gegen Mittag (22. Mai) lagerten wir bei Seti Sivi, so genannt von den sieben Brunnen, die hier einst existirten; von diesen gaben drei ein sehr salziges, übel riechendes Wasser, die andern vier waren gänzlich versiegt. Den nächsten Morgen (23. Mai) war unsere Station Koymat Ata, das einst einen jetzt gleichfalls versiegten Brunnen hatte. Zu unserm Unglücke wurde die Hitze, besonders in den Vormittagsstunden, wirklich unerträglich. Die Sonnenstrahlen erwärmen oft auf einen Fuß tief den dürrten Sand, und der Boden wird so heiß, daß selbst der wildeste Mittelasiate, der immer jede Fußbekleidung verschmährt hat, sich hier ein Stück Leder in der Form einer Sandale unter die Sohlen binden muß. Ein Gewitter, das um Mitternacht näher kam, schickte uns einige schwere Tropfen und war der Bote, der das nahe Ende unserer Qual ankündigte. Gegen Morgen ward sogar bei Deli Ata ein kleiner See von Regenwasser entdeckt und der Ruf „Su! Su!“ (Wasser! Wasser!) belebte alle Geister. Abends kamen wir an eine Stelle, wo ein förmlicher Frühling herrschte; wir lagerten zwischen unzähligen kleinen Seen, die vom schönsten Wiesenfranze umgeben waren, und erreichten den mit Sehnsucht erwarteten tiefen Graben, an dessen entgegengesetzter Seite das Plateau von Kaslanfir (Tigerfeld) liegt, und von wo an das Gebiet des Khanats von Chiwa beginnt.

Das Hinaufsteigen auf den beinahe 100 Meter hohen Rand des Plateaus war für Menschen und Thiere ziemlich ermüdend; ebenso steil soll sein nördliches Ende sein. Das Ganze bietet einen sonderbaren Anblick dar; so weit das Auge reicht, scheint die Stelle, auf der wir uns befanden, wie eine Insel aus dem Sandmeere hervorzuragen. Die Grenzen des tiefen Grabens sind hier wie auf seinem nordöstlichen Ende, das wir in zwei Tagen erreichten, nicht abzusehen. Wenn den Aussagen der Turkomanen zu glauben ist, so sind die beiden Gräben alte Flußbetten des Oxus, Kaslankir selbst aber eine ehemalige Insel, die von allen Seiten von den erwähnten Gräben umgeben ist. So viel ist gewiß, daß dieser ganze Strich Landes von der übrigen Wüste sich sehr unterscheidet, sowol in Bodenbeschaffenheit und Pflanzenreichthum, als auch durch die Menge der Thiere, besonders der nach Hunderten zählenden Herden von Gazellen und wilden Eseln, die sich hier herumtummeln.“

Von der Seite nach Chiwa zu gesehen, gleicht die Erhöhung des Kaslankir einer förmlichen Mauer, so horizontal ist der Rand und so glatt, als wenn das Wasser sich erst gestern zurückgezogen hätte. Einen Tagemarsch von hier entfernt liegt der Schor-Kul (Salzsee), der die Form eines Rechteckes und etwa  $2\frac{1}{2}$  Meilen im Umfange hat. Weitere vier Stunden lang ging der Weg durch ein dürres Gehölz, hier Jilgin genannt, in dessen Nähe einige verlassene Lehmhäuser standen, ein Anblick, den Bámberý seit Karatepe, dem persischen Grenzorte, entbehrt hatte. Diese Hütten waren einige Jahre vor Bámberý's Ankunft noch bewohnt gewesen und wurden zu dem östlich sich erstreckenden Medemin gerechnet. Unter diesem Namen versteht man den Landstrich des Khanates Chiwa, der sich am weitesten südlich in die Große Wüste, bei uns die Hyrkantische genannt, erstreckt. Nach Ueberschreitung mehrerer künstlicher Bewässerungsgräben, sogenannter Sap, gelangte unser Reisender in die 25 Meilen von Chiwa entfernte, verlassene Citadelle Khanabad, deren quadratförmige hohe Mauer auf drei Meilen in der Runde sichtbar ist, und am nächsten Morgen (31. Mai) zu einem usbekischen Dorfe, das zu Akjap gehörte. Hier ist die chowaresmische Wüste zwischen Gümüsch-Tepe und Chiwa ganz zu Ende.

**Expeditionen und Forschungsreisen der Russen.** Hat die hier mitgetheilte Wanderung Hermann Bámberý's uns mit dem allgemeinen Charakter der turkomanischen Wüste vertraut gemacht, so sind es wieder, wie an so vielen andern Punkten Asiens, die Russen, welchen man die genauere Erforschung des Landes verdankt. Wie gewöhnlich sind dabei die kriegerischen Ereignisse vorgegangen; die Wissenschaft, sich an die Fahnen der Heeressäulen heftend, folgte auf dem Fuße nach. Mit der Ausdehnung ihrer Macht in Asien haben die Russen noch allemal auch die Zwecke der Wissenschaft zu fördern verstanden. So auch hier; erst seitdem sie von der Kaspischen Ostküste wirklichen Besitz ergriffen, ist der Wüste ein Theil ihrer Geheimnisse entrisen worden, und ehelang wird es auch hier nichts mehr zu entschleiern geben. Uebrigens reichen die Absichten der Russen auf die Ostküste des Kaspischen Meeres schon auf Peter den Großen zurück, dessen weitausehender, bewundernswerther Geist mit dem Plane umging, über Centralasien direkte Handelsbeziehungen mit Indien

anzuknüpfen. Von einem Turkomanenhäuptlinge hatte er erfahren, daß das Uferland des obern Amu-Darja Goldsand berge, und daß man diesen Fluß leicht durch Zerstörung eines von den Usbeken angelegten Dammes in sein altes Bett und damit wieder in das Kaspische Meer leiten könne. Im Auftrage des Zaren landete demnach schon 1716 eine 6000 Mann starke Truppenabtheilung auf der Halbinsel Mangyschlak und errichtete unter Leitung des Fürsten Bekowitsch-Tscherkasky sowol dort wie am Bekhtyr-Yiman und zu Krasnowodzk die ersten russischen Forts an der Kaspischen Ostküste. Nach dem unglücklichen Untergange der Expedition 1717 — eines in seiner Zeit großartigen Unternehmens — wurden aber diese Forts wieder aufgegeben, und unter der Kaiserin Anna blieb nur die Nordwestküste im russischen Besitze, da auch das von Peter dem Großen eroberte Südufer des Kaspisees wieder verloren ging.

Erst 1834, unter Kaiser Nikolaus, wurde an der Kaidakbai das Fort Nowo Alexandrowsk angelegt, und da sich die Lage desselben als ungesund erwies, 1846 statt seiner das Anfangs Nowopetrowsk, seit 1858 Alexandrowsk benannte Fort auf der Halbinsel Mangyschlak erbaut. Ein im Jahre 1858 von General Katenin, dem Gouverneur von Drenburg, angeregter Plan zur Besitznahme des Balkangolfes kam nicht zur Ausführung, doch rekognoszirte im folgenden Jahre Oberst d'Andeville den Golf und bezeichnete das Kowodagthal in der Krasnowodzkbai als geeignetsten Punkt zur Anlage eines Forts (Petermann's Geograph. Mitth. 1870). Bis dahin war es besonders die Mangyschlakhalbinsel, welche sich einer besondern Beachtung erfreute; man weiß, daß ihre Gebirgszüge Aktau und Karatau eine brauchbare Kohle führen, die schon zu wiederholten Malen untersucht worden ist. Die ersten Nachrichten über die geologische Zusammensetzung Mangyschlaks verdanken wir Gmelin, aber vollständigere Aufschlüsse erhielten wir erst durch Herrn Ed. v. Eichwald, der 1825 die Halbinsel auf seinem Periplus des Kaspischen Meeres besuchte. Ihm folgte 1835 der Bergoffizier Sossi, der am Kaidakbusen über die Festung Nowo-Petrowskoi hinaus bis an dessen Südende, mithin bis in die Nachbarschaft des Karatau, vordrang; 1846 endlich besuchte Oberst Swamin die Mangyschlakhalbinsel von Alexandrowsk aus und ermittelte, daß der Karatau in seinen Gipfeln sich bis zu 683 Meter über das Niveau des Kaspisees erhebe. In neuerer Zeit sah sich Göbel 1865 zu einer Forschungsreise ins Turkomanenland veranlaßt, und Alex. Becker untersuchte die Beschaffenheit des Ufers bei Nikolajewsk, besonders aber die Pflanzen- und Insektenwelt, die beide an der Ostküste des Kaspisees viel ärmer sind als am westlichen Ufer, wenn gleich die meisten Spezies dieselben bleiben.

Einen Einblick in die Natur der Turkomanensteppen erhielten die Russen erst 1819 und 1820 durch die Gesandtschaftsreise des Kapitäns M. Murawjew nach Chiwa, der von der Kaspischen Ostküste ausging, die Engländer aber durch jene des Kapitäns Abbott, der umgekehrt von Chiwa nach Mangyschlak und dann längs des Meeresufers nach Nowo-Alexandrowsk reiste. Wahrhaft erschlossen sollte dieses Gebiet aber erst dann werden, als zehn Jahre nach d'Andeville's Vermessungen die Absichten der Russen auf die Ostküste des Kaspischen Meeres zur Verwirklichung gelangten. Im November 1869 war es, daß Oberst Stoljetow



mit einer Truppenabtheilung an der Küste der Murawjewbai landete und von dem Kumodagthale Besitz nahm, um dort ein Fort zu erbauen. Dies ist das heutige Krasnowodzk. Um gegen alle etwaigen Einfälle der räuberischen Turkomanen gesichert zu sein, errichteten sie in der Michailowbai, welche der Insel Tschelaken gegenüber in das ehemalige Mündungsgebiet des Amu-Darja einschneidet, einen Militärposten und legten zur Verbindung desselben mit Krasnowodzk ein Detachement nach Tasch-Urwat-Kala am westlichen Fuße des großen Balkan, etablirten auch noch einen dritten Posten halbwegs zwischen dem Fort Michailowzk und Tasch-Urwat-Kala am Brunnen Mulla-Kari. Diese umsichtig angelegte Niederlassung verfehlte nicht, damals in Europa Aufsehen zu erregen und zu Kombinationen der gewagtesten Art Anlaß zu geben, ja Hermann Vambéry witterte darunter gar ein auf das persische Herat gerichtetes Vorhaben (Beil. der Allg. Zeitung vom 30. Dezbr. 1869). Schon im darauffolgenden Jahre 1870 hatte diese russische Besitzergreifung der Bai von Krasnowodzk für die Wissenschaft goldene Früchte getragen, indem darauf zwei hervorragende Naturforscher zum Besuche der turkomanischen Küste eingeladen wurden. Diese beiden verdienstvollen Männer waren Gustav Radde, der berühmte sibirische Reisende, der seit 1863 als Vorstand des naturhistorischen Museums zu Tiflis fungirt, und Dr. Georg Sievers. Von Baku, an der Westküste des Kaspisees, fuhren sie mittels Dampfschiff nach Krasnowodzk, wo sie am 5. Juni 1870 eintrafen. Ich entlehne dem Berichte Radde's über diesen Auszug das Folgende.

„Dem Naturforscher sind die Wüsten und namentlich ihre Ränder lieb. Es ist in ihnen Alles anders als auf der gewöhnlichen Mutter Erde. Wir waren hoffnungsreich. Unsere Phantasien bewegten sich in einem Meere origineller Eidechsen, Schlangen, Skorpionen, Phalangen, Taranteln und sonstiger sonderbaren Geschöpfe. Und wir wußten es, wenn die Hauptbedingung zu unsern Erfolgen, das heißt möglichst freie Bewegung auf weite Distanzen hin, in Erfüllung gehen würde, so durften jene Phantasiebilder durchaus sich realisiren. Vier Fuß lange Rieseneidechsen, ein Heer kleiner Kollegen mit allerlei possirlichen Halsauswüchsen, andere mit veilchenblauer Kehle und wechselndem Farbenspiele auf dem Rücken, dazwischen auf heißem Sandboden die ekelhaften Solpugen mit langbehaarten Beinen und lehmgelbem Körper; wie sie so gerade und rasch hinlaufen, diese raubsüchtigen Bestien! Dann wieder die anziehenden Miniaturbilder unter den Steinen, eine zänkische Skorpionenfamilie und die reichlichen Reste von Tentyrien und Pimelien oder wundervolle Julodeskäfer. Auch Alhagi- und Anabasispflanzen. Und dazu noch viele andere Bilder, das Alles erwarteten wir und haben es auch gefunden, doch mußten wir uns auf den kleinen Raum von drei bis fünf Wersten im Umfange beschränken.“

„Wir wurden im Lager auf das Freundlichste empfangen und in eine Filzjurte einquartiert. An demselben Tage begannen wir unsere Arbeiten. . . . Im Verlaufe von einer Woche hatten wir die nächste Umgegend von Krasnowodzk vollkommen ausgebeutet, es war schwer, noch etwas Neues zu finden. Unsern Bemühungen, weiter ins Land vorzudringen, konnte nicht Genüge geleistet werden. Die Turkmänen haben die üble Gewohnheit, Fremde zu rauben

und weiterhin als Sklaven zu verkaufen. . . . Das Hauptresultat der geognostischen Untersuchungen des Dr. Sievers besteht übrigens darin, daß die Kalkgebirge von Krasnowodzk, bis dahin von Eichwald und Koschul als versteinungslose betrachtet, dennoch Versteinerungen besitzen und von Sievers mit großer Wahrscheinlichkeit dem obern Jura oder der Kreide zugesprochen werden. Im Kaukasischen Museum befinden sich die Belegstücke dafür.“

Am 21. Juni fuhr Radde mit Sievers von Krasnowodzk auf einem Dampfer nach Baku zurück. Schon während ihres Aufenthaltes in dem neuerrichteten Fort war eine Expedition nach Süden geplant. In der That wollte man im Oktober eine Rekognoszirung des untern Atref vornehmen, während der Vorbereitungen hierzu griffen 5000 Turkomanen in der Nacht vom 31. Oktober zum 1. November 1870 den Posten Michailowzk an, und obwohl sie mit Verlust zurückgeschlagen wurden, mußte man doch die Expedition nach dem Atref verschieben, um zuvor die Turkomanen ernstlich zu züchtigen und ihre Festung Kyzyl-Arwat-Kala am Kjurdjandagh oder Kurendagh, die Residenz des Häuptlings Sofii-Khan, zu nehmen. Da sich diesem kleinen Feldzuge der Oberst Stebnikfi, Chef der militär-geographischen Abtheilung des kaukasischen Militärdistriktes, mit drei Offizieren des Topographencorps zur Aufnahme der bis dahin durchaus unbekanntem Gegend anschloß, so ist auch dieser Kriegszug für die Erdkunde wieder nutzbringend geworden.

Nachdem zuvor die Punkte Krasnowodzk, Michailowzk, Mulla-Kari und Tasch-Arwat-Kala astronomisch bestimmt worden, rückte am 12. Dezember 1870 die Abtheilung gegen Kyzyl-Arwat-Kala ab. Die Richtung war im Allgemeinen östlich mit geringer Abweichung nach Süden. Der Weg begann von Mulla-Kari am Aktama, einem eingetrockneten alten Oxusarm, zog sich Anfangs am westlichen und dann am südlichen Fuß des Großen Balkan hin, wo er das trockene Bett des Amu-Darja (Usboj der Turkomanen) kreuzte. Die Vertikalität stellt so klar das ausgetrocknete Bett eines einstigen großen Flusses dar, daß man sich gar nicht irren kann; deutliche Uferumrisse und auf einander folgende Schlammablagerungen auf ihnen sowie auf den hervortretenden Hügeln und Bänken, welche das Wasser in tragem Laufe hervorgebracht hat, alles Dies bietet einen Anblick, als wäre das Wasser hier vor nicht langer Zeit geflossen. Außerdem senkt sich das Terrain auf beiden Uferseiten in weiter Erstreckung zum Flußbette, dessen Breite an der durchschnittenen Stelle fast eine deutsche Meile betrug. Weiter bewegte sich das Detachement zwischen dem Großen und Kleinen Balkan, wo beide durch ein 4 Meilen breites Thal getrennt werden. Nach dem Austritte aus den Bergen begann die schwierigste Wegstrecke, 9 Meilen ohne Wasser bis zu den beiden Brunnen Kessandschik und Kasandschik am Fuße des nordwestlichen Winkels des Kurendagh. Von hier aus, am Fuße des Nordhanges dieser Berge, gelangte man an den Quellen Ujunsu und Uschaf vorüber durch einen ziemlich tiefen, einem Kanale von 4 Meter Breite und 3 Meter Tiefe ähnlichen „Adschi“ zu der Feste Kyzyl-Arwat, die geschleift wurde. Die Weglänge von Mulla-Kari bis hierher beträgt etwa 30 Meilen. Rückwärts wurde dieselbe Route eingehalten.

Das alte turkomanische Fort Kyzyl-Arwat erhebt sich in der Mitte einer weiten Ebene, in der Nähe einer Quelle, und wird im Osten und Süden von den Verzweigungen des Kurendagh umgeben. Die Beste selbst ist ein Viereck von 164 M. Länge und 198 M. Breite, von einer über 5 M. hohen Mauer und einem zwischen  $\frac{1}{2}$  bis 3 Meter tiefen äußern Graben umzogen. Innerhalb dieses mit Schießscharten versehenen Wall'es erhebt sich eine zweite Mauer, welche die eigentliche Citadelle war. Von Kyzyl-Arwat an ziehen sich 59 solcher turkomanischer Befestigungen längs des Kurendagh hin, und dazwischen liegen die beiden Städte Karise und Azhabat.

Während des Marsches nahm Oberst Stebnizki astronomische Ortsbestimmungen der Kastpunkte und barometrische Beobachtungen vor und sammelte das Material zur physisch-topographischen Beschreibung der Gegend. Der größte Theil des durchzogenen Landes besteht aus Sandhügeln, hie und da unterbrochen von flachen, horizontalen, bisweilen mehrere Werste breiten Salzlageru. Wildschweine, Wildesel und Hasen sind die Repräsentanten des Thierlebens in jener Gegend. Die Vegetation ist sehr arm, wie die der Aralo-Kaspischen Niederung überhaupt, reichte indeß zur Fütterung der 700 Kameele der Expedition und als Brennmaterial zum Abkochen aus. Sie besteht vorwiegend aus Saxaul, sibirischen Pseudo-Akazien und ähnlichen Pflanzen. Nur am Großen Balkan gedeihen einige Bäume, und zwar Wachholder (*Juniperus oxycedrus*). Die Höhen der beiden Balkan und des Kurendagh sind fruchtbar, gut bewässert und ziemlich flach mit durchfurchter Oberfläche, über die sich nur wenig einzelne Spitzen erheben. Die höchste Spitze im Großen Balkan ist der Dirhemdagh, der 1606 M. über dem Meere und 1651 M. über dem Spiegel des Kaspisees erreicht; der Kleine Balkan erhebt sich nur bis zu 794 M. Ihrem innern Baue nach bestehen sie aus Muschelfalk und einem mitunter quarzartigen Sandsteine. Die meteorologischen Verhältnisse waren zur Zeit der Expedition ungemein günstig; man hatte nie mehr als 5° (R.?) Kälte und dies auch nur des Nachts. Im Allgemeinen sind aber die klimatischen Verhältnisse der Kaspischen Ostküste von jenen der Westküste durchaus verschieden. In Krasnowodzk ist der Winter viel strenger, Sommer und Frühling aber weit heißer als in Baku. Auch die Winde sind weitaus heftiger, am auffallendsten aber bleibt die ungeweine Trockenheit der Luft sowol an der Küste als in den turkomanischen Steppen. (Petermann's Geograph. Mitth. 1871 und Bulletin de la Société de géographie de Paris 1872. I vol.)

Im Jahre 1871 wurden nicht weniger denn vier Refognoscirungszüge ausgeführt. Der erste, im Mai unter dem Stabsrittmeister Skobelew, erstreckte sich in der Richtung auf Chiwa bis zum Brunnen Ujun-Kuju. Die drei folgenden führte der Chef der Militärstation in Krasnowodzk, Oberst, damals Oberstleutnant, Markosow in der Zeit vom 17. September bis 13. Dezember theils in derselben Richtung aus, jedoch mit Fortsetzung bis zum Brunnen Sary-Kamisch und Erkundung der Seitenwege, theils in der Richtung nach Süden bis zur Mündung des Atref. Diese Streifzüge haben natürlich nicht wenig dazu beigetragen, sowol die Natur des Landes als auch die Topographie und Gestaltung des Bodens kennen zu lernen, sich über die wichtigsten

Karawanenwege, welche die Wüste durchkreuzen, orientiren zu können. Wenn ich es unterlasse, auf jede einzelne dieser Expeditionen einzugehen, so geschieht es, weil dieselben nur dazu gedient haben, im Wesentlichen den durch Stebnizki's Erforschung erhaltenen Eindruck zu verstärken. Die Russen sind dabei keiner neuen Erscheinung, sei es in der Thier- und Pflanzenwelt, sei es in der Plastik des Bodens begegnet; jede Expedition glich vollkommen den vorhergegangenen, nur daß die Richtung eine verschiedene war, — die Truppen mußten von Brunnen zu Brunnen durch den Sand ihren Weg suchen, und die Beschaffenheit des Brunnenwassers, ob süß, ob salzig oder bitter, bot die einzige Abwechslung in den jeweiligen Erlebnissen. Von geographischem Belange erscheint das Betreten des Usturt durch die Russen, eines zwischen dem Kaspi- und dem Uralsee gelagerten, 33 Meilen breiten Plateaus, welches sich gegen 200 M. über das Niveau beider Gewässer erhebt und durch ziemlich steile, hohe Ränder begrenzt ist, welche dasselbe scharf umziehen. Der Rand berührt im Osten den Uralsee und zieht sich noch 15 Meilen weiter nach Süden, wendet sich dann nach Westen, darauf nach Nordost bis zum Kaidakbusen, dessen Ostseite er bildet, geht südlich vom Mertwyi-Kultuk vorbei und schließt sich hier nach Nordost hin den Muchadscharischen Bergen an. In dieser Gegend ist der Rand niedrig und verschwindet nach Osten in der Sandwüste Bolschie Barzuki gänzlich. Ueber seinen südlichen Theil führte nun die Russen der Weg über die Brunnen Gesli-ala, Tuar und Ujun-Kuju. Von hier mußten sie den Südsturz hinabsteigen, um zu dem etwa 6 Meilen davon gelegenen großen Salzsee Betendal-göl (göl = ful) zu gelangen, an dessen Ufer man viele kleine Muscheln von der Art, wie sie auch in Krasnowodzk am Seestrande vorkommen, fand. Vom Ende des Sees geht die Straße über Sand und steigt endlich in eine Höhlung hinab, in welcher die Brunnen Sary-Kamisch liegen. Diese Höhlung ist das trockene Bett eines großen Flusses, offenbar das nämliche, welches Stebnizki im Vorjahre schon beobachtete und das man für das alte Drusbett halten muß. Die militärischen Refognoscirungen der Russen haben die Existenz dieses ehemaligen Strombettes außer allen Zweifel gestellt; sie stießen wiederholt darauf, und mit Ende 1871 war dasselbe auf 21 Meilen von seiner Mündung bis zum Brunnen Topiatan, und wenn die  $4\frac{3}{4}$  Meilen im Norden vom See Betendal bis zum Brunnen Dektsha hinzugerechnet werden dürfen, schon auf beiläufig 26 Meilen untersucht worden. Den Zusammenhang freilich der nördlichen Stelle mit der südlichen längeren Strecke aufzuklären, blieb späterer Forschung vorbehalten. (Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. 1873.)

Theilweise sollte diese Forschung schon 1872 ausgeführt werden. Wieder war es Oberst Markosow, den diesmal Dr. G. Sievers begleitete, welcher im Herbst eine Expedition, größer denn alle zuvor, in das Innere des Turkomanlandes führte. Am 27. September brach die Truppenkarawane von Krasnowodzk mit 1400 Kameelen auf nach Belik, einem Orte am Balkanbusen. Von hier zog sich der Weg durchschnittlich in östlicher Richtung zwischen dem Nordufer des Balkangolfes und den diesem fast parallel laufenden Südhängen des Kurjanyn-Karygebirges hin. Am Brunnen Karatschagly waren die nordwestlichen Ausläufer des Großen Balkan erreicht. Das Wasser war mäßig gut,

die Trockenheit der Luft und die Hitze unerträglich; meist zeigte das Thermometer schon um 10 Uhr Morgens  $24^{\circ}$  R. Bis auf die Südseite ist dieser Brunnen nach allen Richtungen hin von kahlen Höhenzügen umgeben. Im Nordwest ragt der zweigipfelige Berg Koscha-Seira bis zu einer Höhe von 781 Meter (üb. d. Kaspisee) hervor. Regelmäßig abgelagerte Schichten der Kreideformation setzen diese Gebirge zusammen; nach Südosten hin genießt man von hier aus einen schönen Blick auf den plateauförmigen Großen Balkan. Bis auf einen niedrigen, für die Kameele und Geschütze beschwerlichen Paß war der Weg über dasselbe meist vortrefflich. Hie und da war Flugsand zu durchschreiten, doch bei weitem vorwiegend war der uns schon bekannte harte, vielfach geborstene Lehmboden. Weite Flächen dieses Steppenlehmes sind manchmal von jeglicher Vegetation entblößt, meist siedelt sich aber hier ein etwa fußhohes, farbloses, wie verdorrt aussehendes Gestrüpp an, das vorzugsweise aus einer sehr aromatischen *Artemisia*, der stacheligen *Noëa* und einer von den Kameelen sehr gerne gefressenen *Salsola* gebildet wird. Die Einförmigkeit der Lehmsteppe ist erdrückend, mehr als von Hitze und Durst aber hatten die Russen von Langeweile zu leiden. Flüchtige Rudel von Antilopen und Wildeselst (Equus onager) zeigten sich ab und zu am Horizonte, während das niedrige Thierleben in so später Jahreszeit bereits fast vollständig ausgestorben war. Hie und da sonnten sich noch einige träge Eidechsen, besonders zwei Arten der Gattung *Phrynocephalus*; die Insekten wurden nur noch durch einige *Adesmia* und eine große Blapsart repräsentirt. Sehr häufig fanden sich die Nadeln vom Stachelschwein.

Den 10. Oktober Abends ward der Brunnen Dsojuruß und mit ihm das langersehnte Drusbett erreicht. Dsojuruß liegt auf jener Strecke des Strombettes, welche schon durch die früheren Expeditionen erforscht worden war. Markosow und Sievers hielten sich in dem alten Bette des Amu-Darja und zogen in Anfangs nordöstlicher, später östlicher Richtung, das Bett oftmals durchkreuzend, über Topiatan, den Endpunkt der bisherigen Forschungen für die südliche Strecke, nach dem Brunnen Dschamala und weiter noch bis Igdy, welches gleichfalls im Drusbette und etwa 15 Meilen von Topiatan entfernt liegt. Das alte Drusbett, von den Turkomanen Usboj, d. h. „niedrige Ebene“ genannt, hat eine durchschnittliche Tiefe von 20—25 M. Die steilen Thalwände werden von regelmäßig geschichtetem Steppenlehm gebildet, vielfach jedoch, besonders am linken Ufer, sind die ursprünglich senkrechten Abhänge vom Flugfande verschüttet worden. Vom Brunnen Burgun an treten die südlichen Abfälle des Usturt an manchen Punkten nahe an das rechte Ufer; hier hat sich der ehemalige Strom seinen Weg durch horizontal abgelagerte Mergel und Muschelfalle, die der obermiozänen Formation angehören, gegraben. Von Dsojuruß an bis hinter Topiatan hat das Bett die beträchtliche Breite von einer Werst und darüber. Hier macht das Bett vielfache Biegungen, und zahlreiche Inselbildungen beweisen, daß der Strom hier einen vielverzweigten Lauf hatte. Heute ist der ehemalige Süßwasserstrom ersetzt durch eine Reihe von Salzseen, die oft eine beträchtliche Länge erreichen und dann aus der Ferne einem Flusse täuschend ähnlich sehen. Daneben finden sich in der Sohle des

Drusbettes eine Menge Brunnen, die nur eine geringe Tiefe und verhältnißmäßig gutes Wasser haben; ja selbst einige Süßwasserseen sind vorhanden. Dieser größere Wasserreichthum im alten Bette bedingt auch eine Vegetation, die wenigstens einem Steppenwanderer an manchen Punkten geradezu üppig erscheint. Vorherrschender Strauch ist die Tamariske; sie bildet oft auf weite Strecken hin ein dichtes Gebüsch, und einige Arten derselben prangten in so später Zeit noch in vollem Blüthenschmucke. Hohes Schilf (*Arundo phragmitis* und *Typha latifolia*) faßt überall die Seen ein, selbst in den salzigsten Wasserbecken bis zu einer Höhe von 3—4 Metern gedeihend. In der Nähe des Süßwassersees Topiatan findet sich sogar ein kleines Wäldchen, gebildet aus der so originellen Pappelart *Populus diversifolia* *Schrk.*; Weiden- und Pappeltypus ist in diesem sonderbaren Baume vereinigt, an einem und demselben Aste trifft man schmallanzettförmige Blätter, wie die der Fischerweide, und kreisrunde vom Habitus des Laubes der Bitterpappel. Auch *Elaeagnus orientalis* tritt hier in baumartigen Sträuchen auf.

In Igdy wurde der ursprüngliche Plan der Expedition, noch weiter nach Nordosten, wo möglich bis in die Nähe von Chiwa vorzudringen, aufgegeben und die Sandsteppe in südwestlicher Richtung durchschritten, um zu der am Nordabhange des Kurendagh gelegenen Feste Kyzyl-Urwat zu gelangen. Schon während des Marsches längs der Ufer des Drusbettes, besonders aber auf dem Wege von Igdy nach dem Brunnen Dinar, hatten die Russen Gelegenheit, die unheimliche Sandsteppe näher kennen zu lernen. Während sich die Lehmsteppe stets in unabsehbarer Ferne als vollkommen ebene Fläche hinzieht, ist die Sandsteppe ein wellig-hügeliges Terrain. Die Sandhügel haben eine durchschnittliche Höhe von 5—6 Metern, sind meist regellos vertheilt, ziehen sich jedoch zuweilen in längeren Ketten am Horizonte hin, und zwar in der Richtung von Ost nach West. Die in den transkaspischen Steppen vorwiegenden Nord- und Nordostwinde bedingen wol diese Richtung. In der Sandhügelsteppe ist die Vegetation eine viel reichere als in der Lehmsteppe; jene wird deshalb von den Turkmenen mit Vorliebe als Weideplatz für die Kameele benutzt. Ein höchst originelles, blattarmes, liches, 2—3 Meter hohes Gebüsch — manchmal fast Wald zu nennen — bedeckt die Sandhügel. Besonders charakteristische Gewächse sind die beiden baumförmigen Chenopodiaceen, der Saxaul (*Anabasis ammodendron*) und *Anabasis aphylla*, ferner eine sehr zierliche silberblättrige Papilionacee (*Halimodendron argenteum*) und eine Epheuspezies. Die vielen vertrockneten Stauden einjähriger Pflanzen deuteten darauf hin, daß die Flora der Sandhügel im Frühjahr recht mannichfaltig sein müsse und dem Botaniker wol noch viel Interessantes bieten würde. Während dagegen die öde Scenerie der Lehmsteppe zuweilen durch höhere Thierformen belebt wird, herrscht in der Sandhügelsteppe wenigstens zur Herbstzeit vollkommene Todesstille.

Am 5. November war der mühevolle Marsch durch die wasserlose Steppe beendet und Kyzyl-Urwat wieder erreicht; wie im Jahre 1871, als die Russen zum ersten Male dahin kamen, fanden sie auch jetzt die Festung vollständig verlassen. Markosow rastete daselbst nur wenige Stunden und drang dann in

Gilmärschen längs der am nördlichen Abhang des Kurendagh sich hinziehenden Festungslinie bis Beurma, 9 Meilen von Kyzyl-Arwat, vor. Je nach dem Wasserreichthume der kleinen Gebirgsbäche, an deren Ufer diese Festungen liegen, sind letztere von einer mehr oder weniger breiten Kulturzone umgeben. Vorwiegend werden hier Weizen und Dschuwan (*Sorghum cernuum*) sowie Baumwolle gezogen; an den Bachufern sind Pappeln gepflanzt, während die Wassermühlen von prächtigen, alten Fischerweiden eingefasst sind. Nach erfolgter Rückkehr nach Kyzyl-Arwat trat endlich die russische Kolonne ihren Marsch nach dem Kurendagh an;  $2\frac{1}{2}$  Meilen westlich von der Festung durchschritt sie in der Schlucht Abschib die nördliche Kette des Gebirges, erreichte nach weitem sechs Meilen den Paß Uila-Koschluk mit einer im Grunde einer engen Schlucht entspringenden Quelle — der einzige malerische Punkt des bisher besuchten Kurendagh — und gelangte  $6\frac{1}{2}$  Meilen weiter an den obern Lauf des Sumbar, des Hauptnebenschlusses des Utrek. Der westliche Theil des Kurendagh ist ein kahles Bergland, in dem nur zwei Ketten von einer durchschnittlichen Höhe von 600—900 Meter hervorragen. Zwischen diesen beiden Höhenzügen, sowie südlich von dem 608<sub>,50</sub> Meter hohen Paße Uila-Koschluk bis zum Sumbar, dehnt sich ein vegetationsloses Hügel land aus; nur hie und da, wo festeres Gestein auftritt, sind die mäßig hohen Berge in zusammenhängenden Reihen gruppiert, vorwiegend erscheinen unregelmäßig vertheilte, 16—35 M. hohe Lehmhügel. Wie in der Umgegend von Krasnowodzk und auf dem Großen Balkan ist auch im Kurendagh das noch so wenig bekannte Urganischaf sehr häufig.

Das Bett des Sumbar, sowie das des Utrek, gleicht vollständig, wenn auch in kleinerem Maßstabe, dem des alten Druus. Von Tschas, dem Orte, wo der Sumbar in ihn einfließt, folgten die Russen dem Utrek fast bis zu seiner Mündung in den Kaspisee, 18 Meilen weit. Sein Thal stellt sich als ein mächtiger, grabenförmiger Einriß in den Steppenboden dar; es wird von senkrechten Lehmwänden eingefasst, die eine durchschnittliche Höhe von 20—24 Meter haben und näher zur Mündung allmählich an Höhe abnehmen. Ehemals muß der Utrek ein großartiger Strom gewesen sein, die Breite des Thales beträgt 2—400 Meter; jetzt hatte der Fluß selbst nur 4—8 Meter Breite und 2—3 Meter Tiefe, er fließt in einer kanalförmigen Rinne in der Sohle des ehemaligen Bettes. Der alte Thalboden zieht sich längs des jetzigen Flusses als Terrasse hin und ist meist mit dichtem Tamarixgebüsch bewachsen, während hohes Schilf die Uferländer besäumt. Ueberall, sowol am Utrek als am Sumbar, waren zahlreiche Salzefflorescenzen zu beobachten. Zwischen beiden Flüssen erhebt sich das Gebirge Songudagh; an dasselbe schließt sich im Süden der Gektischadagh, der sich parallel dem linken Ufer des oberen Utrek hinzieht. Am südöstlichen Horizonte ragen einzeln stehende schneebedeckte Regal empor, denen die Turkmener den allgemeinen Namen Grandagh beilegen.

Etwa 7 Meilen von seiner Mündung nimmt der Utrek einen vollständig andern Charakter an; er hat hier ganz flache Ufer und ist auf große Entfernungen hin theils von dicht mit Schilf bewachsenen Sümpfen, wie sie auch Bambery schildert, theils von flachen Seen umgeben, deren Wasser einen stark

salzigen Geschmack besitzt. Am 30. Dezember erreichte Markosow's Kolonne den Militärposten Tschikischlar, welchen die Russen hier ein Jahr zuvor eingerichtet hatten; er liegt einige hundert Schritte weit vom Meere, dessen Ufer hier ganz flach und sandig ist. Im Norden von Tschikischlar, in einer Entfernung von nicht ganz zwei Meilen, erhebt sich der tafelförmige Aktepe (weißer Hügel), ein noch thätiger Schlammvulkan. In Tschikischlar schloß Markosow's und Sievers' entbehrungsreiche Steppenwanderung, die fast  $3\frac{1}{2}$  Monate gedauert hatte, und die größte, welche noch je auf turkomanischem Boden unternommen worden war (Petermann's Geograph. Mitth. 1873).

**Merw und der Südosten des Turkomanenlandes.** Gleichwie die Besitznahme von Krasnowodzk hat auch die Errichtung von Tschikischlar mannichfache Unruhe in Europa erregt, und Prof. Hermann Vambéry, von steter Russenfurcht getrieben, ging sogar so weit zu behaupten, jeder Blick, den Rußland auf die südöstlichen Ufergegenden des Kaspiischen Meeres werfe, müsse als ein geheimer Plan zur Okkupation des nördlichen Chorassan verdächtigt werden. Ist man auch nicht geneigt, die Besorgnisse des ungarischen Reisenden zu theilen, so bleibt es doch unzweifelhaft, daß die soeben geschilderten Kriegszüge auch eine hohe politische Bedeutung besitzen, und vielleicht ist es nicht allzu unrichtig, es als ausgemacht zu betrachten, daß die Russen in ihrer heutigen Stellung im Atrekthale und am Kurendagh den Schlüssel zu Merw und zum östlichen Chorassan in den Händen haben (Allg. Zeitung vom 19. April 1873). In der That ist Merw, der wichtigste Platz im Südosten des Turkomanenlandes, das unangefochtene Besitzthum nur derjenigen unter den Herrschern von Chowaresmien oder Khanen von Chiwa gewesen, die eben auch Herren des Atrekthales und des Kurengebirges waren. Merw ist eine Stadt von etwa 30,000 Zelten und wird von einer starken, theils aus Lehm, theils aus luftgetrockneten Ziegeln aufgeführten Mauer, welche mit Thürmen und Gräben versehen ist, geschützt. Ein Arm des Wüstenstromes Murghab, der weiter im Norden in der Steppe verrinnt, durchfließt die Stadt, die man eher einen Lagerplatz nennen könnte, der Länge nach und nimmt dann den Namen Karaiab an. Einige alte Mauerreste aus groben Ziegeln, Fundamente und einige kleine Erdmauern und Lehmhütten sind die einzigen Bauten auf den Ruinen der von Alexander d. Gr. gegründeten und von Antiochus verschönerten Stadt, die auch den Namen Antiochia führte, ehe sie jenen von Merw erhielt, und die Residenz mehrerer Fürsten, besonders aus der Seldschukendynastie war. Damals blühte sie und war von Gärten und Bäumen umgeben. Dieser Kontrast mit dem heutigen Zustande ist indeß nichts Außerordentliches, denn der Boden hier sowie in dem benachbarten afghanischen Turkestan ist ja fruchtbar, wenn er nur gehörig bewässert wird; seit seinem Falle ward aber Merw nur mehr von nomadischen Horden bewohnt. Die Stadt ist in neuerer Zeit von dem englischen Kapitän Abbott, der 1839 von Herat nach China reiste, und 1860 von dem Franzosen Herrn H. de Coulboeuf de Blocqueville besucht worden, der eine persische Expedition gegen die Turkomanen begleitete, später aber in deren Gefangenschaft gerieth. Ihm verdanken wir einige Nachrichten über die Landschaften in der Umgegend von Merw. Von den Bergen an, welche Chowaresmien



im Süden begrenzen und von der persischen Provinz Chorassan trennen, ist der Boden sandig und salzig; auf dem leichten Sande ruht auch hier eine Salzkruste, in die man bisweilen bis zum Knöchel einsinkt; hie und da giebt es eine spärliche Vegetation, sonst ist Alles wandelnder Wüstenand. Zwischen Chorassan und dem Oxus sind alle Pflanzen Ende Frühjahrs vertrocknet, nur solche mit tieferen Wurzeln vermögen dem Wassermangel zu widerstehen; außer im Bette des Tedschenflusses ist auch nirgends Kies anzutreffen. Wo aber der Boden bebaut wird, zeigt er sich auch von großer Fruchtbarkeit und reicht die Humusschicht in ziemliche Tiefe hinab. Obst, besonders Melonen und Pasteken, gedeihen hier ganz trefflich. Das Klima des Landstriches von Merv charakterisirt sich in folgender Weise, im Frühling einen Monat Regen, dann bis zum Sommer ein Nordwestwind, der regelmäßig alle Tage von 10 Uhr Vormittags bis 4 Uhr Nachmittags weht, oft mit solcher Hestigkeit, daß er die festesten Zelte umwirft und mit Sand erfüllt; im Herbst beginnen wieder die Winde, jedoch mit geringerer Hestigkeit, während der Winter sich mit dichtem Nebel anläßt, höchstens einen Schneemonat aufweist und mit Regen und abermals Nebel endet. Ein Samum von erstickender Glühhize, der ganze Sandwolken aufwirbelt und gewöhnlich von Osten bläst, gehört zu den Kalamitäten des Landes und ist ungemein schmerzlich für das Auge. Sehr eigenthümlicher Weise sind Luftspiegelungen hier aber weniger bemerklich als in Persien. An den Ufern des Murghab wimmelt es von Wasservögeln und Wild aller Art, wie Wildschweinen, Gazellen, Hasen, Rebhühnern u. dgl. (Bull. de la Soc. de géograph. de Paris. 1865).

**Expedition zur Erforschung des alten Oxusbettes.** Wiederholt ist in dem Vorangefendeten von einem alten Oxusbette die Rede gewesen, und es ist daher nicht mehr denn billig, daß wir diesen Gegenstand einer nähern Beleuchtung unterziehen, zumal er im innigsten Zusammenhange steht mit einer Frage, welche zu den interessantesten Problemen der physikalischen Erdkunde gehört, nämlich zu dem angeblichen periodischen Verschwinden des Aralsees. Sowol der Oxus oder Amu als der Jaxartes oder Syr-Darja münden in der Gegenwart in den großen Aralsee, der die Turkmenenwüsten von der Kirgisensteppe gewissermaßen scheidet. Dem scheint aber nicht immer so gewesen zu sein, vielmehr hat der Oxus wenigstens dereinst seinen Lauf in das Kaspische Meer genommen, wie auch noch von den Schriftstellern des Alterthums berichtet wird. Von dem Aralsee aber wissen diese alten Schriftsteller nichts, ja er wird bis zum zehnten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung nirgends, und dann erst von einem arabischen Autor erwähnt. Daraus folgerten die Einen, der Aralsee habe im Alterthume mit dem Kaspischen Meere ein Ganzes gebildet, die Andern, er habe gar nicht existirt und gehöre zur Klasse der periodisch verschwindenden Seen, von welchen er nur das riesigste Beispiel gewähre. Daß in einer entfernten geologischen Periode, nämlich als die Usturttschichten abgesetzt wurden, das Kaspische Meer und der Aralsee ein gemeinschaftliches Binnenmeer bildeten, ist nach den gründlichen Untersuchungen G. v. Helmersen's allerdings nicht mehr zweifelhaft; für die historischen Zeiten des Alterthums ist indeß der Nachweis eines solchen Zusammenhanges ganz unerbringlich. Oberst Dule

und der verstorbene Sir Roderick Murchison, zwei gründliche Kenner centralasiatischer Geographie, sind der Meinung, daß die relativen Verhältnisse des Ural- und des Kaspisees in historischen Epochen niemals geändert worden sind. Noch weiter geht eine Reihe von andern Gelehrten, wie Vivien de Saint-Martin, Malte Brun, Hugh Murray, Baillie Fraser und Burnes, welche behaupten, daß jede solche Veränderung einfach unmöglich gewesen sei, da der Dyrus und Jaxartes niemals ihren Lauf geändert haben und seit unvordenklichen Zeiten gerade so wie heute in den Uralsee einmündeten. Am eingehendsten und schärfsten ist diese Angelegenheit aber von A. v. Humboldt, in neuerer Zeit von R. Venz („Unsere Kenntnisse über den früheren Lauf des Amu-Darja.“ St. Petersburg 1870. 4<sup>o</sup>.) und dem tüchtigen Grazer Professor Robert Közler („Die Uralseefrage.“ Wien 1873. 8<sup>o</sup>.) behandelt worden.

Die Behauptung, daß der Uralsee zu den periodisch verschwindenden Seen gehöre, könnte nur dann als glaubwürdig erscheinen, wenn bewiesen werden könnte, daß seine beiden wichtigsten Zuflüsse, Jaxartes und Dyrus, dereinst nicht ihn gespeist, sondern einen andern als ihren jetzigen Lauf gehabt haben, wie dies aus den Behauptungen der alten Schriftsteller hervorzugehen scheint. Vom Syr-Darja oder Jaxartes wird später die Rede sein, vom Dyrus steht es aber fest, daß er ein anderes Bett besessen, welches in der That in die Kaspische mündete. Wenn nun im Alterthume alle Quellen von dieser Kaspischen Mündung berichten, so herrscht bei den arabischen Autoren des Mittelalters nicht weniger Uebereinstimmung in Bezug auf die Einmündung des Amu oder Dschihun, wie die Araber den Strom nannten, in den Uralsee. Erst mit dem 14. Jahrhunderte beginnen wieder die Angaben über seine Mündung in das Kaspische Meer. Das Ergebniß aus der Zusammenstellung der Zeugnisse vom ersten Keimen geographischer Wissenschaft bis zum Jahre 1321, also von Herodot bis Abulfeda, lautet somit, vom 5. Jahrhunderte v. Chr. bis vielleicht zum ebensovielen n. Chr. floß der Dyrus in das Kaspische, vom 10. bis in das 14. in das Uralbecken. Wäre nun den Behauptungen noch späterer Schriftsteller ohne Weiteres Glauben zu schenken, so ergäbe sich also die überraschende Erscheinung, daß der Dyrus, der wenigstens vier Jahrhunderte lang nur zum Uralsee geflossen war, wieder theilweise zum alten Laufe ins Kaspische Meer zurückgekehrt sei und durch vier Jahrhunderte in Gabeltheilung sich mit beiden Meeren vermischt habe. Neben den Zeugnissen, welche diese Bisfluenz behaupten, giebt es aber einige andere, welche sie mit größerer oder geringerer Bestimmtheit für das 15., 16. und 17. Jahrhundert ausschließen. Wie ist nun dieser Widerspruch zu lösen? Sind etwa die uns zugekommenen Nachrichten falsch? Professor Közler giebt dafür eine, wie mir dünkt, durchaus befriedigende Erklärung. Weder ist der Dyrus vom 14. bis in das 17. Jahrhunderte jemals in das Kaspische Meer geflossen, noch ist er mit seinem ganzen Wassergehalte in das Uralische Becken gegangen; weder ist die eine Nachricht ganz falsch, noch ist die andere ganz richtig. Közler meint nämlich, daß schon im frühesten Alterthume der Dyrus in den Uralsee floß, während ein anderer Arm dem durch die geschilderten Expeditionen der Russen aufgedeckten Usboj zum Balkanbusen des Kaspischen Meeres folgte. Dieser letztere galt den Alten aus Unbekanntschaft

mit dem transoxianischen Lande als der einzige Auslauf des Dyrus, galt für den Dyrus schlechthin. Dieser Kaspische Arm des Dyrus ist im Laufe der Zeit mehr und mehr verarmt, in demselben Grade haben die andern Arme, deren Gang sich dem Blicke der Alten entzog, an Bedeutung gewonnen. Dem endlichen späten, kaum jetzt ganz erfolgten Versiegen ging ein langer, durch die Jahrhunderte sich hinziehender Prozeß der Abzehrung und Verkümmern voraus. Vielleicht hatte dieser schon im Zeitalter Alexander's begonnen. Augenfällige Wirkung hat er aber erst in der nachklassischen Zeit erreicht. Als die Araber auf dem Kaspischen Meere heimisch wurden und dieses zu beschreiben angingen, besaß der Dyrus keine Kaspische Mündung mehr. War er aber damit schon ausgetrocknet? Gewiß nicht, er erreichte nur nicht mehr mit seinen Fluten den See, er erstickte schon früher im Sande. Eine Untersuchung, landeinwärts unternommen, hätte ihn vielleicht wenige Meilen von der Küste aufgefunden. Die älteren Araber aber haben davon nichts vernommen oder wenigstens nichts aufgezeichnet. Als die Araber aber in Chowarezm bekannter wurden, da tauchte die Nachricht von dem seit lange verschollenen Stromarme auf, der über Urgendsch hinaus in die Wüste hinauslief, und man fing in Persien und andern islamitischen Ländern an, auf Grund von solchen Nachrichten in übertriebender Weise bald von einer Bifluenz, bald gar von einer ausschließlichen Mündung in den Kaspisee zu schreiben. Jetzt erst begann die Verwirrung, und Entferntere wußten nicht mehr, was sie glauben sollten. Ungenaue Fragen riefen ungenaue Antworten hervor. Was von einem Theile des Dyrus zu gelten hatte, wurde von dem ganzen ausgesagt und so die gesammte Anschauung gefälscht. Wer an Ort und Stelle, d. h. in Urgendsch — denn weiter abwärts, scheint es, an das Aralische Gestade ist nie ein Araber gekommen — nachfragen mochte, erfuhr jeder Zeit, daß der Arm, an dem die Stadt lag, nicht bis ins Chazarenmeer (Kaspisee) sich fortdehne, sondern früher erlösche, daß er aber einst das Meer erreiche. Diese Tradition erhielt sich hier mit zäher Festigkeit durch alle Zeiten und allen Wechsel derselben. Als dann aber ein Stillstand in den Reisen der Mohammedaner eintrat und gebildete Perser und Araber nicht mehr nach Urgendsch kamen, Urgendsch selbst verfiel, da konnten alle voreiligen Meinungen üppig in Samen schießen. Weil die Verringerung des Wasservorrathes im Kaspischen Dyrusarme im Ganzen stetig vor sich ging, da die Ursachen, die sie herbeiführten, auch stetig wirkende waren, so wußte man auch in Urgendsch, wo man im eigentlichsten Sinne mehr und mehr aufs Trockene gerieth, kein bestimmtes Datum anzugeben, wann die Abnahme erfolgt sei. Immer war es, wenn wir die Antworten zusammenfassen, in der „Väter Zeiten“, daß der Dyrus reichlicher, oder daß er gar ins Meer floß; kein Lebender hatte einen andern Zustand gesehen. Jeder aber überlieferte es seinen Kindern, daß der Strom einst reichlicher geflutet habe. Zuweilen aber treten Störungen ein, bewirkt durch ungewöhnliche Hochfluten, wie sie jeden Strom von Zeit zu Zeit schwellen, dann meinte man, der Fluß kehre zu seinem früheren Laufe zurück, und knüpfte aller Orten Hoffnungen und Befürchtungen an das neue Ereigniß. Die Natur aber folgte, ohne daß die plötzlichen wasserreichen Jahre hieran Etwas zu ändern vermochten, dem in ihr liegenden Zuge der Entwicklung

unaufhaltsam weiter, und die völlige Ostwendung des gegen sein rechtes Ufer drängenden Druß gedieh zu ihrem jetzigen völligen Abschlusse.

Diese Erklärung Prof. Közler's erhält durch den Zustand des Usboj, wie ihn die russische Expedition angetroffen, ihre volle Bestätigung; da indeß die Frage über die Richtung des alten Drußbettes auch in praktischer Hinsicht eine nicht unwichtige ist, so wurde nach der Einnahme von Chiwa 1873 durch die Russen auf Befehl des Generals von Kaufmann sofort eine neue Expedition zur Erforschung des alten Strombettes ausgerüstet. Die wissenschaftliche Abtheilung dieser Expedition, welcher Oberst Gluchowski und der uns wohlbekannte Oberstleutnant Baron Kaulbars angehörten, ging diesmal von Chiwa aus und nahm die Richtung nach Kunja-Urgendsch über Gazawat und Tashhawuz. Dann ging sie im Juli 1873 in sechs Marschtagen von Urgendsch bis Sary-Kamysch, wie wir wissen, der entfernteste Punkt im Usboj, den die Russen vom Kaspischen Meere aus, also von Westen her, erreicht hatten. Die Entfernung von Urgendsch nach Sary-Kamysch beträgt  $28\frac{3}{4}$  Meilen, und der Zug dahin war außerordentlich beschwerlich und ermüdend. Nachstehend theile ich die Resultate der Expedition des Obersten Gluchowski mit.

Das alte Flußbett des Amu, unter dem Namen Urun-Darja (urun, alt; darjâ, Fluß, Meer), besteht aus zwei trockenen Rinnen, aus dem Kanale Laudan oder Lausak und aus dem Kunja-Darja. Der erstere ist bedeutend kürzer als der letztere und dehnt sich von Norden nach Süden aus. Der Kunja-Darja tritt aus dem Amu etliche Werste unterhalb der Stadt Pitnjak und läuft von Osten nach Westen. Beide trockene Flußbetten vereinigen sich  $1\frac{1}{7}$  Meilen oberhalb Kunja-Urgendsch. Von hier bis Sary-Kamysch ist der Lauf des Urun-Darja sehr gewunden. Die Breite des Flußbettes ist nicht überall gleich, sie beträgt im Mittel 430 Meter, allein stellenweise dehnt sie sich bis zu 860 M. aus, und die Tiefe nimmt an manchen Stellen bis zu 35 M. zu. An einigen Punkten ist das Bett mit Sand verschüttet, als wenn es zerstört oder eingestürzt wäre. Bemerkenswerth ist, daß der Querschnitt desselben nur auf der rechten Seite eine Böschung hat, so daß das Fahrwasser (Strömung) des Flusses längs dessen rechtem Ufer sich hinzog. Auf dem Grunde des Flußbettes findet man Wassertümpel, deren Wasser sowie jenes in den gegrabenen, seichten Brunnen süß ist, allein je mehr man sich dem ausgetrockneten See Mibugiv nähert, nimmt es an Salzgehalt zu. Der Boden des Bettes, dessen Ufer sowie auch die umliegende Gegend ist sandig, aber die Feuchtigkeit der Luft ist hier so bedeutend, daß die ganze Gegend längs des Urun-Darja mit Vegetation, bestehend aus Saraul, mit Tamarisken, Dornestrüpp, und wo der Boden feuchter ist, mit Sandweiden und Schilf bedeckt ist. Der Charakter der Landschaft gegen Süden ist die Ebene, die sich gegen Norden an die Anhöhe des Usturt anlehnt, welcher von einem abschüssigen Kamme, Tschink genannt, umsäumt ist.

Der Urun-Darja endigt am nördlichen Ufer des Sees Sary-Kamysch, welcher eigentlich aus zwei Seen besteht, die durch einen Kanal oder Abfluß von  $1\frac{1}{2}$  Meilen Länge und 1 Werst Breite verbunden sind. Beide sind sehr tief, das Wasser ist salzig und nicht wohl trinkbar. Längs der ganzen Ausdehnung des Urun-Darja sieht man die Mündungen vieler früheren Kanäle.

Dieselben haben oft bei ihrem Austritte aus dem Flußbette eine Breite von 43 Meter und speisten die Kanäle (Arnyks) zweiter und dritter Größe, welche zur Verieselung der Getreide- und Gemüsfelder sowie der Gärten dienten. Die große Menge dieser Kanäle und Kanälchen ist ein Beweis, daß die Bodenkultur in früheren Zeiten hier in sehr hohem Grade ausgebildet war. Zu diesem Schlusse führen auch die zahlreichen Ruinen der früher bewohnten Orte längs des Urun-Darja in seiner ganzen Ausdehnung, welche indeß auf zwei Epochen, auf eine frühere und eine spätere, deuten. Die Ruinen aus der ersten Epoche bezeugen eine höhere Civilisation und Kultur, während die Reste aus der zweiten Epoche darauf hinweisen, daß hier vor nicht gar langer Zeit Menschen wohnten, deren Lebensbedingungen und Gebräuche sich in nichts vor jenen auszeichneten, welche den jetzigen Bewohnern der Chiwa'schen Dase eigen sind. Welches Volk aber einst die Städteruinen der erstern Periode bewohnt habe, ist schwer zu bestimmen. Aller Wahrscheinlichkeit nach lebten hier die nämlichen Nationalitäten, welche auch Samarkand vor dem Erscheinen Timur's bewohnten. Die Architektur der Gebäude in diesen Trümmerstädten ist die nämliche wie in Samarkand und in Persien aus einer früheren Epoche. Keinesfalls ist dabei an die Vorfahren der benachbarten jetzigen Wüstenbewohner, der Turkomanen, zu denken, mit welchen ich mich nunmehr befassen will.

Die Turkomanen, ihre Grenzen und Eintheilung. Nahe verwandt mit den Usbeken, die wir in den Khanaten des afghanischen Turkestan kennen gelernt haben, sind die räuberischen Turkomanen oder Türkmén, wie sie sich selbst nennen, welche größtentheils die soeben beschriebenen Strecken am linken Ufer des Oxus vom Kaspischen Meere bis gegen Balch und vom genannten Strome bis Herat und Asterabad in Persien bewohnen. Im Laufe des jüngstverstrichenen Dezenniums hat Hermann Bambery auf seiner Wüstenreise diese Völkerstämme besucht, und ihm verdanken wir viele neue Mittheilungen über dieselben. Meine nachstehende Darstellung beruht deshalb auch vorwiegend auf den Angaben dieses Reisenden, die ich indeß in mancher Hinsicht durch anderweitiges Material ergänzt habe.

So weit historische Nachrichten reichen, scheinen die Turkomanen nie in eine einzige Körperschaft vereinigt gewesen zu sein. Sie zerfallen in Chalks (arabisch eigentlich Volk bedeutend) oder Stämme, deren jeder wieder in verschiedene Horden, Taife, zerfällt, die nochmals in Unterabtheilungen, sogenannte Dire oder Clans, eingetheilt sind. Bambery zählt im Ganzen neun dieser Chalks auf, nämlich Tschaudor, Ersari, Alieli, Kara, Salor, Sarik, Tekke, Göklen oder Goklan und Jomuten. Die drei letztgenannten Stämme sind es, über welche die Quellen am reichlichsten fließen; sie stehen angeblich unter persischer Oberhoheit, und sie sind es, die Bambery in der Nähe zu sehen und kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Die Gesamtmenge des Volkes schätzt er auf 196,500 Zelte, was bei einer durchschnittlichen Annahme von 5 Köpfen auf ein Zelt eine Summe von 982,500, also nahezu eine Million Menschen, ergeben würde, allerdings eine geringe Ziffer im Vergleiche zu dem ungeheuern Raume, den sie bevölkern soll. Prof. Bambery bemerkt zwar, daß diese Zahl als Minimum betrachtet werden müsse, da er die turkomanischen Angaben fast

um ein Drittel verkleinert habe, so weit sich indeß die angeführten Ziffern kontroliren lassen — was freilich nur für die drei Stämme der persischen Turfomanen möglich ist — erscheinen diese immerhin noch hoch genug gegriffen. Dr. J. C. Haenzsche in Dresden hat seiner Zeit eine auf den offiziellen persischen Angaben von 1855 beruhende Statistik dieser drei Stämme veröffentlicht (Zeitschr. f. allg. Erdkunde 1862), wonach die Anzahl der Zelte für die Jomuten 9215, für die Göklen 2550 und für die Tekke 10,710, im Ganzen also 22,475 betrug. Hr. G. Melgunow, ein höchst verdienstvoller russischer Forscher, benutzte zu seinen Angaben (in dem Buche, „Das südliche Ufer des Kaspischen Meeres oder die Nordprovinzen Persiens.“ Leipzig 1868. 8<sup>o</sup>.) den Bericht des Statthalters von Asterabad an den Schah von Persien im Jahre 1857; dieser weist die Ziffer von gleichfalls 2550 Zelten für die Göklen- und von 11,960 für die Tekketurfomanen nach, für die Jomuten hingegen ergibt sich aus der Summirung der einzelnen Unterabtheilungen die Gesamtsumme von 8834 Zelten. Diesen Zahlen stehen Bámbery's Schätzungen mit 12,000 für die Göklen, 60,000 für die Tekke und 40,000 für die Jomuten gegenüber, also 112,000 Zelte im Jahre 1863 gegen 22,475 im Jahre 1855 und 23,344 im Jahre 1857, eine Zunahme, die innerhalb einer so kurzen Frist kaum wahrscheinlich klingt. Zudem bemerkt Melgunow für die Göklen, daß ihre Zahl früher an 12,000 Familien betragen haben solle, aber die Kriege mit Chiwa und den Jomuten und der Feldzug, welchen Mohammed-Schah im Jahre 1836 gegen sie unternahm, hätten ihre Zahl außerordentlich verringert. Für die Jomuten besitzen wir Angaben aus neuester Zeit, nämlich für die Jahre 1870 und 1871 (Bulletin de la Société de géographie de Paris, 1872, nach dem Januarhefte der russischen „Militärrevue“), deren Zusammenzählung gleichfalls die mit Melgunow in merkwürdiger Uebereinstimmung befindliche Ziffer zu 8830 angiebt. Danach wäre die Volksmenge noch um Vieles geringer anzuschlagen. Wir wollen nunmehr alle von Bámbery genannten Stämme der Reihe nach kurz berühren.

Der Stamm Tschaudor bewohnt den südlichen Theil des Binnenlandes zwischen dem Kaspischen Meere und dem Aralsee, und seine Haupttire erstrecken sich vom Kaspisee bis nach Kunja-Urgendsch, Buldumsas und Kolttschege in Chiwa.

Der Stamm Ersari bewohnt das linke Dyzufer von Tschehardschui bis nach Balch, und wird in zwanzig Taise und noch zahlreichere Tire eingetheilt. Da sie größtentheils das Ufer des Amu-Darja bewohnen und dem Emir von Bochara tributpflichtig sind, so werden sie auch oft mit dem Namen Lebaktürkmen, nämlich Uferturfomanen, bezeichnet.

Die Alieli bilden nur drei kleine Tire und haben ihren Hauptsitz in Andchui.

Die Kara sind ebenfalls ein kleiner, aber höchst wilder Stamm, der sich meistens in der Nähe einiger Brunnen in der großen Sandwüste zwischen Andchui und Merw herumtummelt und wegen seiner nichts schonenden Räubeereien von allen Völkerschaften der Umgegend bekriegt wird.

Die Salor sind der älteste, historisch bekannte turfomanische Stamm, der

schon zur Zeit der arabischen Okkupation wegen seiner Tapferkeit berühmt war. Wahrscheinlich ist seine Anzahl früher größer gewesen, die fortwährenden Kriege haben diese aber sehr vermindert, und obwol er noch 1853 im Besitze des wichtigen Punktes Merw war, so lebte er doch, als Bámbery in Centralasien reiste, von den Tekke verdrängt, nur in Merutschag und Umgebung.

Der Sarikstamm steht in Bezug auf Tapferkeit in nicht geringerem Ansehen als die Salor, hat daher ebenfalls von seiner früheren Zahl verloren. Heute bewohnen die Sarik die Umgebung von Bendschdeh am Ufer des Murghab und stehen außer mit den benachbarten Dschemschidi mit allen Turkomanen auf feindseligem Fuße.

Von den drei Stämmen der persischen Turkomanen, welche die großen Steppenländer der Flüsse Gurgan und Atrek bewohnen, sind die Tekke heutzutage der größte und mächtigste, welcher in zwei Hauptlager, die von Achal und Merw, zerfällt. Da sie weniger urbaren Boden haben als die übrigen Turkomanen, so sind sie, so zu sagen, von der Natur zum Raube gezwungen, und eine wahre Gottesgeißel für die nordöstlichen Theile Persiens sowie für Herat und seine Umgebung. Die Achalnischin (Stamm von Achal) bauen, wo es thunlich ist, Gerste, Weizen, Wasser- und Zuckermelonen und sehr wenig Reis. Ihre Stuten sind vorzüglich. Uebrigens verarbeiten sie auch Schafwolle zu Teppichen u. dgl., die sie verkaufen. Der andere Stamm besitzt keine festen Weideplätze wie die Vorigen und geht nicht in die Berge, sondern zieht in der Steppe herum, indem er den Brunnen nachgeht, die beliebig verlassen werden, und führt ein echtes, wildes Räubernomadenleben.

Die Göklen oder Goklan nennt Bámbery nach der Lage und den Verhältnissen, in denen er sie fand, den friedlichsten und civilisirtesten Turkomanenstamm. Sie beschäftigen sich gern mit Reis- und Ackerbau und treiben viel Seidenzucht, und ein großer Theil von ihnen ist auch dem Könige von Persien unterthan. Sie bewohnen den schönen und historisch berühmten Boden des alten Gurgan in der Gegend des Bulük Kuhjar in der Provinz Asterabad. Ihr Gebiet ist von dem der Zomuten und den Besitzungen der Kurden von Budschnurd und Semulgan durch das Thal des Gärmerud und einer Kette des Elburzgebirges geschieden.

Die Zomuten, welche die östlichen Ufer und einige Inseln des Kaspiischen Meeres bewohnen, werden im Allgemeinen Gurganzomuts genannt; es giebt außerdem noch Chiwajomuts, die das andere Ende der Wüste, nahe am Druz, zu ihrem Aufenthalte gewählt haben. Die namhaftesten Stellen der Wüste, wo die Ersteren zu kampiren pflegen, sind, von der persischen Grenze aufwärts gezählt, Chodscha Meses, Gümüsch-Depe, Hasankuli, Atrek, Tschikischlar und die Insel Tscheleken, deren Einwohner, der Taise Dgurdshali angehörend, friedliche, handeltreibende Leute sind und die übrigen Zomuten gar nicht als Stammgenossen anerkennen. Da diese Dgurdshali in ihren friedlichen Handelsunternehmungen viel mit Persien verkehren, sind sie Unterthanen des Schahs, dem sie jährlich 1000 Dukaten Tribut zahlten, in neuerer Zeit aber höchst wahrscheinlich der Russen geworden, gegen die sie auch schon früher freundliche Gesinnungen hegten.

Politische Verhältnisse. Bambery und andere Reisende vor ihm, besonders Michael von Galkin, der in wiederholte Berührung mit den Turkomanen gerathen und einer der gründlichsten Kenner dieses Volkes ist, rühmen es als den auffallendsten Zug des turkomanischen Volkslebens, daß sie keinen Einzigen entdecken konnten, der befehlen, aber auch keinen Einzigen, der gehorchen wollte. Der Turkoman selbst pflegt von sich zu sagen: „Wir sind ein Volk ohne Kopf, wir wollen auch keinen haben, wir sind Alle gleich, bei uns ist Jeder ein König.“ Bei allen übrigen Nomaden findet sich doch wenigstens der Schatten einer Regierung, nichts dergleichen aber bei den Turkomanen. Jede Horde hat wol ihren Suffid oder Afsakal (Weißbart) oder Aeltesten, — Takschilar nennt sie eine neuere russische Quelle — dem große Achtung bezeigt wird, dessen Meinung in allen das Interesse der Genossenschaft betreffenden Angelegenheiten gilt und der die geringeren Zwistigkeiten beilegt, sonstige Anführer oder Edelleute giebt es aber nicht unter ihnen, und wenn es Einer wagen sollte, besondere Beweise der Achtung zu verlangen oder offen nach Macht und Gewalt zu streben, so würde dies ohne Zweifel seinen Untergang herbeiführen. Selbst die Afsakale genießen nur bis zu einem gewissen Grade Ehren; man liebt und duldet sie so lange, als sie ihre Suprematie nicht durch besondere Befehle oder durch Großthaten zu erkennen geben. Obwol sie in den Berührungen mit Fremden im Allgemeinen den betreffenden Stamm vertreten, sind sie doch nicht die bevollmächtigten Gesandten desselben. Von der Machtlosigkeit der Afsakale hatten Rußland und Persien sich zu überzeugen wiederholte Gelegenheit. Größerer Achtung erfreuen sich die Mollahs, nicht eben des islamitischen, sondern im Allgemeinen des religiösen und daher mysteriösen Charakters wegen, der von den abergläubischen Nomaden gefürchtet wird. Die Mollahs, welche in Chiwa und Buchara ihre Bildung empfangen, sind übrigens schlaue Leute, die Anfangs mit dem Heiligenscheine auftreten und, nachdem sie ihren Säckel gefüllt haben, sich zurückziehen.

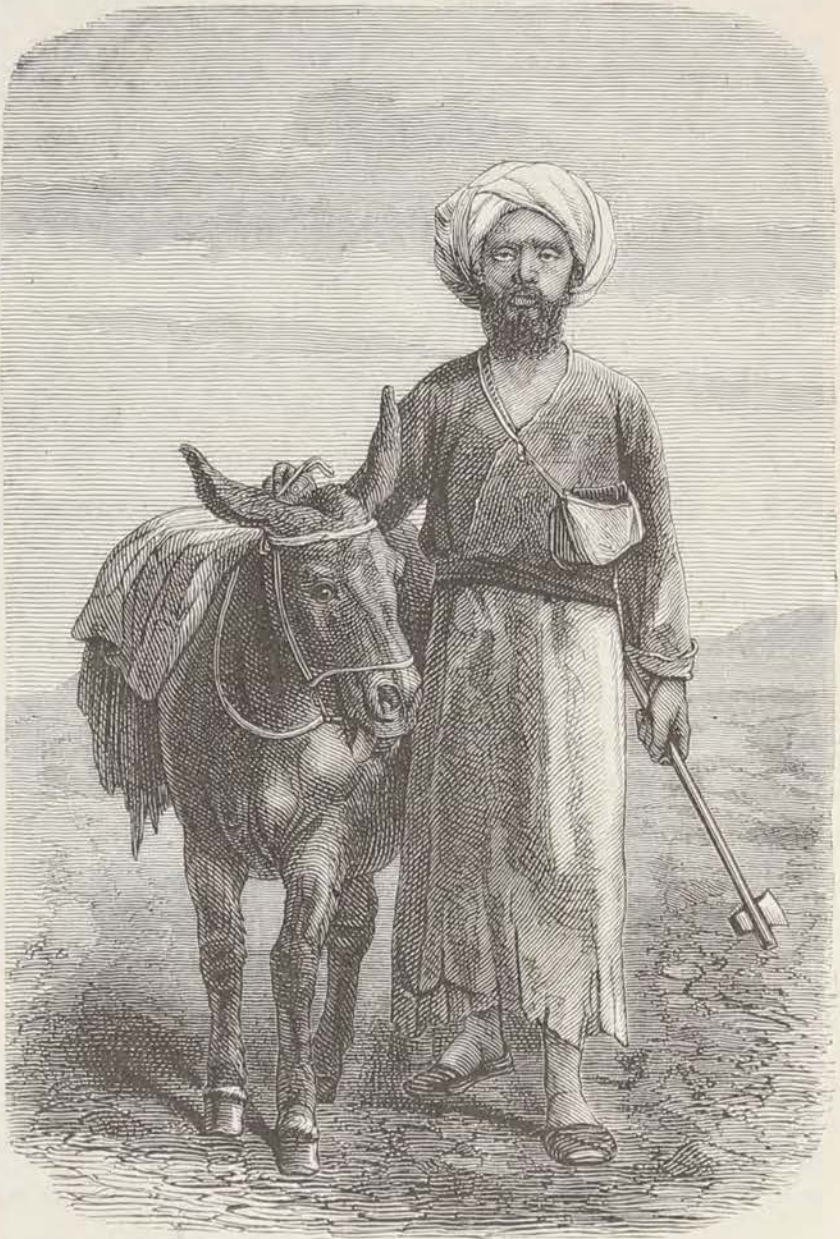
Eine unausweichliche Folge dieses Mangels an Oberhäuptern, dieses schönen Versuches, die „Gleichheit“ Aller praktisch in Scene zu setzen, ist der Zustand ewiger, blutiger Fehde, worin die Turkomanenstämme nicht nur mit allen ihren Nachbarn, sondern auch unter sich leben. Die Tomuten sind die geschworenen Feinde der Göklen, bekriegen aber nicht minder die Tekketurkomanen und selbstverständlich auch die Perser, die sie obendrein wegen ihres Schiitismus hassen. Die Gesellschaftsverhältnisse der Turkomanen schließen jede Möglichkeit eines Zusammentretens zu einer bedeutenden Macht, zu einer nationalen Vereinigung aus, wenn sie sich gleich um ihres eigenen Vortheiles willen hie und da zu gemeinsamen Raubzügen verbinden. Ein solcher Fall kann sich aber nur dann ereignen, wenn irgend ein mit ausgezeichnetem Muth und Talente begabter Mann, wie Dschingis-Khan oder Timur, sich erhebt und von Natur widerstrebende Elemente zur Vereinigung zwingt. Einen solchen Versuch unternahm zu Anfang dieses Jahrhunderts Kiaz Kuli, zu Tschehardschui am Drus geboren und später unter dem Namen Chodscha Kaschgari (Prophet von Kaschgari) bekannt, der nichts Geringeres als die Eroberung von Persien anstrebte und in der That ein ansehnliches Turkomanenheer aufbrachte, womit er die persischen



Generale zu wiederholten Malen schlug, bis er in einem Gefechte den Tod fand. Für Persien ist diese politische Zerrissenheit der Turkomanenstämme ein wahres Glück, denn es brauchten sich nur die Tekke und die Yomuten zu vereinigen, um unendlichen Schaden anzurichten.

Daß unter solchen Umständen die persische Oberhoheit über die drei Stämme der Tekke, Goklan und Yomuten nicht viel mehr als nominell ist, ergibt sich von selbst. Die Yomuten zahlen z. B. gar kein bestimmtes Maliat (jährliche direkte Abgabe) an den Schah. Im Jahre 1858 gaben sie, aber auch nicht Alle, von jedem Hause 12 Kran (1 Kran = 1 Mark) an Persien.

Die Goklan sollen jährlich 6000 Toman (persische Dukaten, à 9,30 Mark) Maliat zahlen. Da sie aber durch ihre Lage, Bodenkultur u. s. w. den Persern zugänglich waren, so wurde ihnen unrechtmäßig meistens weit mehr abgenommen, so im Jahre 1858 allein 27,000 Toman (251,100 Mark). Sie hatten außerdem von jedem Toman Abgabe noch 30 Schahi (etwa 1½ Mark) Steuerzuschlag an den persischen Provinzgouverneur von Asterabad zu zahlen. Je nach dem meist sehr traurigen Stande der persischen Angelegenheiten geben aber die Turkomanen weniger, mehr oder auch gar nichts. So haben die Tekke noch zu keiner regelmäßigen Abgabe gezwungen werden können. Im Gegentheile plündern sie fast täglich Persien an Gut



Hermann Bambery auf der Reise im Lande der Turkomanen.

und Menschen, was übrigens die Yomuten und bei Gelegenheit die Goklan auch thun. Im Kriegsfalle soll jedes Turkomanenzelt dem Schah von Persien drei Bewaffnete stellen, einen zu Pferde, zwei Tufenkdschi's (Flinten-träger) zu Fuß. Bisher haben dies aber nur manchmal die an Zahl geringern und den Persern zugänglicheren Goklan gethan, von denen sich überdies noch Jahre lang Geißeln in Teheran befanden. Die beiden größeren Stämme, und namentlich der der Tekke, konnten dazu nie gezwungen werden.

Ganz anders werden sich diese Verhältnisse natürlicherweise den Russen gegenüber verhalten, welche von diesen unbändigen Söhnen der Steppe allgemein gefürchtet werden. Der Disziplin der wohlgeschulten russischen Armee ist Widerstand, wie die Kämpfe des Jahres 1873 dargethan, völlig nutzlos. Ihre totale Unterjochung wäre aber sicherlich eine der größten Wohlthaten für alle Nachbarvölker Asiens.

Was nun die Frage anbelangt, wie denn bei der allgemeinen Rohheit der geschilderten Zustände die Turkomanen mit einander leben können, ohne sich gegenseitig zu vertilgen, so erhalten wir zur Antwort, daß die Bewohner der Wüste von einem alten und mächtigen Könige beherrscht, ja oft tyrannisiert werden, der ihnen selbst unsichtbar ist, den wir aber in dem Worte „Deb“, Sitte, Gebrauch, deutlich erkennen. Bei den Turkomanen wird strengstens befolgt was der Deb befiehlt, und verabscheut was er verbietet, wie sich aus der nachfolgenden Schilderung der sozialen Verhältnisse zeigen wird. Merkwürdig ist, daß der Deb in seinem achthundertjährigen Kampfe mit der Religion von der letzteren nur wenig gelitten hat, denn viele Gebräuche, die vom Islam verpönt sind und gegen welche die Mollah's kämpfen, leben in der alten Ursprünglichkeit fort und der Islam hat nicht nur unter den Turkomanen, sondern bei allen Nomaden Mittelasiens nur die äußere Form der alten Religion verändert. Was früher Sonne, Feuer und andere Naturerscheinungen waren, das ist heute Allah, Mohammed geworden; innerlich aber ist der Nomade immer derselbe wie vor 2000 Jahren, und sein Charakter kann sich nur dann ändern, wenn er sein leichtes Zelt mit dem schwerfälligen Hause vertauscht, d. h. wenn er aufhört Nomade zu sein. Dieser Ansicht Vámbéry's wird jeder Völkerkundige zweifelsohne beipflichten; in wie weit dies auch für die Behauptung gelte, daß trotz der scheinbaren Anarchie, trotz aller Wildheit unter den Turkomanen, so lange sie sich nicht öffentliche Feindschaft erklärt haben, weniger Raub und Mord, weniger Ungerechtigkeit und Unsittlichkeit vorkomme als bei den übrigen Völkern Asiens, deren soziale Verhältnisse auf der Basis islamitischer Civilisation ruhen, möge der geneigte Leser nach der folgenden Darlegung des turkomanischen Lebens selbst entscheiden.

**Soziale Verhältnisse.** Daß bei der allgemeinen Unbotmäßigkeit das turkomanische Volk sich nicht durch Häuptlinge regieren lasse, haben wir vernommen. Daß es aber gar keinen Adel bei den Turkomanen gebe, solch voreiligem Schlusse widersprechen neuere Angaben. Der Einfluß von Männern aus Familien, die sich seit mehreren Generationen durch Reichthum oder besondere Eigenschaften ausgezeichnet haben, ist ein sehr bedeutender, und viel schwerer wiegt ihr Wort als jenes eines unbekanntem Neulings. In den öffentlichen Angelegenheiten wirkt das Ansehen der Ältesten viel; Null ist aber ihre Macht in Privatsachen, namentlich in Kriminalfällen. Hier regiert der Deb. Neben den Ältesten besitzt zwar jeder Stamm seinen Kazi, d. h. den Ausleger des Koran's, der bei den Turkomanen wie bei allen mohammedanischen Orientalen zugleich als Strafgesetzbuch gilt; die Entscheidung des Priesters wird aber höchstens angerufen, wenn es sich darum handelt, durch diese oder jene falsche Deutung einer Koranstelle Vergebung unmoralischer Handlungen zu erhalten.

So berichtet ein Kenner wie Galkin (Bull. de la Société de géographie de Paris. 1864). Also auch die Macht des Kazi's ist ziemlich Null. Der Geist der Gleichheit herrscht selbst in den Ereignissen des täglichen Lebens vor. Niemals werden auf den Rang Rücksichten genommen, und selbst die Ehrerbietung, welche man unter den anderen Völkern des Orients den Greisen und ältern Verwandten erweist, wird hier weit weniger beachtet. Der Größte wie der Geringste tritt mit demselben Friedensgruß in das Zelt und reicht Allen, die er kennt, die Hand; dann setzt er sich nieder, ohne dabei auf Ort und Stelle oder den Nachbar zu achten, und ohne alle die Ceremonien und steifen Formen, welche z. B. das Gesetz der persischen Etikette so strenge vorschreibt.

Die meiste Macht üben eigentlich die Familienoberhäupter aus, müssen sich aber auch in Allem und Jedem den Vorschriften des unerbittlichen Deb unterwerfen. In Kriminalfällen ergreift der Schuldige gewöhnlich die Flucht oder sucht Schutz bei einem feindlichen Stamme. Es ist noch keinem Turkomanen je eingefallen, daß man sich über eine Beleidigung, einen Diebstahl oder eine sonstige Schädigung beklagen könne. Fällt der Schuldige in die Hände des Geschädigten, so rächt sich dieser wie er mag, und die Intervention der Verwandten kann allein seiner Rache Einhalt gebieten. Hat sich aber der Schuldige gerettet, so hat es damit sein Bewenden oder es beginnt der Kampf zwischen den Verwandten beider Theile; die Aeltesten und die Geistlichkeit trachten dann eine Versöhnung anzubahnen, man versteht sich endlich zu einer Bußzahlung und läßt darum handeln. Der Deb bestimmt übrigens die zulässigen Bußen ganz genau. Einen Mord zu rächen, wird der Tod des Mörders gefordert; dies nennt man Kan-Kanaly. Begnügt sich aber der Rächer mit einem Lösegeld, so beträgt dieses 1000 persische Tillas oder etwa 8000 Mark. Eine gleiche Summe wird entrichtet an Stelle des Abschneidens beider Hände oder Füße oder des Ausstechens der Augen; die Hälfte dieses Betrages zahlt man für die Beschädigung eines der genannten Körpertheile. Für einen geringfügigen Schaden wird der nämliche Schaden zugesügt oder auch Verzeihung gewährt, was allerdings sehr selten vorkommt. Von dem Bestehen der Blutrache hatte Wambéry selbst Gelegenheit, mehrere Beispiele zu erleben. Etwas civilisirter sind, wie Galkin versichert, die Stämme in der Nähe des russischen Forts Alexandrowzk, doch leitet er dies nicht etwa von einem höheren Sinne für Moral, sondern lediglich von ihrer Schwäche, von der Armuth, die sie zu keiner förmlichen Unabhängigkeit gelangen läßt, und von der Nähe des selbst von den Muthigsten gefürchteten russischen Kommandanten her. Letzteres mag wol der triftigste Grund für diese Erscheinung sein.

Die Theilung der Güter geschieht ohne Mitwirkung des Klerus, jedoch in Gemäßheit des muselmännischen Religionsgesetzes (Scheriat), welches die Mädchen um den ihnen zukommenden Antheil beraubt. Sieht man von der Verrichtung einzelner Ceremonien, wie Beschneidung und Beerdigung, ab, so besteht die Beschäftigung des Klerus lediglich im Schreiben von Briefen und Kontrakten und in der jährlich einmal stattfindenden Inventarisirung des Besitzstandes. Die Mollah's allein nämlich können lesen und schreiben, Künste, mit deren Erlernen die übrigen Turkomanen ihren Geist in der Regel nicht beschweren.

So versichert wenigstens Bámbery, und auch neuere Quellen noch wiederholen die Behauptung von dieser Unbildung der Turkomanen. Die Billigkeit erheischt jedoch zu erwähnen, daß Hrn. v. Blocqueville zufolge, den wir sicherlich als einen der gründlichsten Kenner dieses Volkes ansehen dürfen, die Kinder bis zum Alter von 10—12 Jahren lesen und schreiben lernen. Der Mollah, zugleich Schulmeister, erhält Geschenke in Naturalien; er giebt sich alle Mühe, schreibt jedem die Aufgabe auf eine Tafel und die Mutter hört dem Kinde zu Hause die Lektion ab. Blocqueville lobt sogar insbesondere an den Turkomanen ihren Eifer, sich zu unterrichten und Bücher zu lesen.

Schätze sammeln diese Nomaden in der Regel nicht, sondern sie verwenden den Ertrag ihrer Beute auf Kameele, Pferde, Zuchtstuten, Waffen und Rüstungen, auf Schmuck für ihre Frauen und auf Kleider. Einige giebt es indessen unter ihnen, die für reich gelten, darunter Einer der bis zu 800 Kameelen und zwei Kameellasten Schätze besessen haben soll. So berichtete wenigstens vor vielen Jahren ein englischer Tourist (Ausland 1843). Geld ist wenig unter ihnen im Umlaufe, weil sie gewöhnlich einen bloßen Tauschhandel mit Schafen, Kameelen und Pferden treiben. Bei den sesshaften Turkomanen beginnt in der allerjüngsten Zeit das Grundeigenthum Werth zu gewinnen; jede Familie bebaut beständig das nämliche Landstück, und sogar Verkauf von Boden soll in vereinzelten Fällen schon vorgekommen sein. Denn nicht alle Turkomanen sind reine Nomaden; man unterscheidet die Tschumur und die Tschorw. Tschumur nennt man diejenigen, welche feste Wohnsitze haben und Ackerbau oder Handel treiben; es sind dies meistens die Persien unterworfenen Turkomanen des Gurganthales. Unter festen Wohnsitzen darf man indeß nicht dauernde Sesshaftigkeit in unserem Sinne verstehen, sondern nur, daß ein gewisser enge begrenzter Rayon nicht verlassen wird. Es ist dies eines der vielen Beispiele in der Entwicklung der menschlichen Kultur, daß der Ackerbau an sich die Sesshaftigkeit noch nicht begründet, die unfehlbar erst mit der Baumzucht eintritt. Daher das obengemeldete Bebauen eines bestimmten Grundstückes jedenfalls einen Kulturfortschritt bekundet. Am Ufer des Meeres beschäftigen sich die Tschumur auch mit Fischfang, während die Tschorw ächte Nomaden sind und sich mit keinerlei Bodenkultur abgeben; höchstens säen sie Melonen und Pasteken; ebenso wenig züchten sie Rindvieh, sondern beschränken sich auf Kameele und Pferde. Die Tschorw zwischen Utrek und Gurgan sind wohlhabender als die Tschumur und unternehmen häufig Raubzüge nach Persien, wovon noch später die Rede sein wird. Uebrigens giebt es Sesshafte und Nomaden fast bei allen Stämmen; wenn ein Tschorw keine Lust zum Raube hat, so wird er Tschumur und ebenso gehen die Tschumur zu den Tschorw über, sobald sie reich genug sind. Auch sonstige Ursachen veranlassen häufig diesen Wechsel, so z. B. Heirathen, Todesfälle oder Verarmung.

Die Mamane oder Raubzüge der Turkomanen. Die Hauptsache im öffentlichen Leben des Turkomanen sind unstreitig die Raubzüge, durch welche er sich zu bereichern und überhaupt die Mittel zu allen sonstigen Lebensgenüssen zu verschaffen trachtet. So weit sind die Anschauungen dieser Nomaden noch von den unserigen verschieden, daß Raub keineswegs als Schande, geschweige denn

als Verbrechen, sondern für das ehrenvollste Geschäft des Mannes gilt. Die Art und Weise wie sie solch einen Mamane — so nennen sie diese Züge — in Scene zu setzen pflegen, ist von General Ferrier (Caravan Journeys) genau geschildert worden und bietet manche Ähnlichkeit mit den Barantas der Kirgis-Kaizaken. Wenn ein Häuptling den Entschluß gefaßt hat einen Raubzug zu unternehmen, so pflanzt er seine Lanze, mit seinen Farben darauf, vor dem Zelte in den Boden, und ein Ausrufer fordert alle guten Muselmänner im Namen des Propheten auf, sich unter das Banner des Häuptlings zu scharen und mit ihm über die persischen Ungläubigen herzufallen. Die Turkomanen sind nämlich Sunniten, die Perser aber Schiiten, und zwischen beiden herrscht bekanntlich ein tödtlicher Haß. Den Sunniten werden die Schiiten von Jugend auf als Ungläubige dargestellt; man sagt ihnen, es sei nicht nur nicht strafbar, sondern sogar verdienstlich, das Blut der Schiiten zu vergießen und sie zu Gefangenen zu machen; sie führen folglich eine Art Religionskrieg gegen die Kyzylbasch, wie sie die Perser nennen, und begehen Grausamkeiten aller Arten in dem Wahne dadurch Gott wohlgefällig zu handeln, hauptsächlich aber wohl deshalb, weil sie in irdischer Hinsicht Vortheile daraus zu ziehen wissen. Die meisten Beobachter bezeugen, daß den Turkomanen jeglicher religiöse Fanatismus fehle und Vambéry ist vollkommen überzeugt, daß sie ihre vom Deb erlaubte Raublust auch befriedigen würden, wenn statt der Perser die sunnitischen Türken ihre Nachbarn wären. Sie beweisen dies ja häufig durch die Einfälle in das sunnitische Afghanistan, Maymene, Chiwa, selbst Buchara, und die Erfahrung hat gelehrt, daß ein großer Theil der Sklaven in Mittelasien der sunnitischen Religionssekte angehört. Doch davon später.

Die Wünsche des raublustigen Häuptlings sind natürlich für keinen Stammesgenossen Gesetz und nur diejenigen, welche zu ihm Vertrauen haben steigen zu Pferde und stecken ihre Lanzen neben die seinige in den Boden — ein Zeichen, daß der Freiwillige sich entschlossen hat, dem Glücksterne seines Häuptlings zu folgen. Wenn dieser glaubt, er habe eine hinlängliche Anzahl Leute beisammen, um den Erfolg seines Raubzuges sicher zu stellen, so setzt er den Tag des Abmarsches auf Monatsfrist fest, da diese Zeit für jeden einzelnen Mann erforderlich ist, um sein Roß in jenen Zustand hoher Vortrefflichkeit zu bringen, der es geeignet macht, die Strapazen und Mühsale, die seiner warten, auszuhalten.

Während dieses Monats besteht die Fourage eines Pferdes für 24 Stunden aus 6 Pfund Heu oder dürrer Klee und etwa 3 Pfund Gerste oder der Hälfte der gewöhnlichen Menge Korn. Dadurch verliert das Pferd beträchtlich an Fleisch, was beabsichtigt wird und den ersten Schritt in der Abrihtung desselben bildet; der Gang des Pferdes wird leichter, und es ist so vorbereitet auf das kräftigende und ziemlich eigenthümliche Futter, das es später bekommen soll. Hierauf wird das Pferd jeden Tag eine halbe Stunde im gestreckten Rennen geübt, und erst dann gefüttert, wenn es schon ziemlich lange wieder in den Stall gebracht worden; es erhält nur sehr wenig Wasser, und wenn es begierig trinkt, so gilt dies als Zeichen, daß es ein wenig länger hätte fasten sollen; diese Abrihtungszeit dauert aber nie über einen Monat.

Sind die dreißig Tage verflossen, so ziehen die Turkomanen Jeder mit zwei Pferden ins Feld; das eine ist das Schlachtroß und wird auf die geschilderte Weise abgerichtet, das andere ist ein *Jabu* oder untergeordnetes Thier und zum Lasttragen bestimmt. Der Turkomane besteigt es beim Verlassen seines Auls und Lagers und reitet es bis aufs persische Gebiet; das andere folgt ihm ohne Sattel und Zaum, und weicht nie von der Abtheilung, zu der es gehört, denn beide sind von ihrer Fohlenzeit an gewöhnt worden, ihrem Herrn wie Hunde zu folgen, gleichwie die arabischen Pferde, welche zu ähnlicher Anhänglichkeit dressirt werden. Der erste Tagemarsch beträgt selten mehr als 2<sub>7</sub> Meilen; der zweite dagegen 3<sub>6</sub>, der dritte 4<sub>5</sub> und der vierte 5<sub>4</sub>. Langen die Turkomanen bei diesem Punkte an, so ändern sie die Fütterung des Schlachtrosses und geben ihm 4<sup>1</sup>/<sub>4</sub> Pfund Gerstenmehl, 2 Pfund Maismehl und 2 Pfund sehr fein gehacktes Schaffschwanzfett, Alles gemischt und gut unter einander geknetet; dies ist eine Tagesration — ohne alles Stroh oder Heu. Die Pferde fressen dieses Futter gern, das ihnen in Ballen gegeben wird und sie in einen ausgezeichneten Zustand versetzt. Sind sie vier Tage lang auf diese Weise gefüttert worden, so sind die Thiere im Stande, die längsten forçirten Märsche zu ertragen. Dann, aber erst dann, besteigt der Herr sie und bereitet sich auf das Plünderungswerk vor.

Ehe sie indeß dazu schreiten, sehen sie sich nach irgend einem von Natur aus festen Schlupfwinkel um, der ihnen für den Fall des Scheiterns ihrer Unternehmung eine sichere Zufluchtsstätte bietet. Während sie und ihre Pferde hier in aller Ruhe rasten, werden Drei oder Vier von der Bande abgeschickt, um sich wo möglich umzusehen, ob nicht irgend eine Karawane des Weges komme. Zuweilen schließen sich diese Kundschafter in der Verkleidung harmloser Reisenden der *Kasila* an, und während sie mit ihr ziehen, suchen sie aufs Sorgfältigste die Beschaffenheit und den Werth der Waaren, die Anzahl der bewaffneten Leute u. dgl. kennen zu lernen, verschwinden dann plötzlich und bringen ihren Gefährten Nachricht über den Erfolg ihrer Erkundigungen. Wie man sieht, sind die Turkomanen keineswegs muthig und sie lieben es auch in der That nicht, ernstlichem Widerstande zu begegnen; ja, obgleich sie bei solchen Rekognoscirungen nicht sehr viel Gefahr laufen, ziehen sie derartige Kundschaften doch lieber bei den in den Grenzdörfern lebenden Persern ein, mit denen sie häufig in Verbindung stehen. Sie bezahlen dann diese Bagabunden, welche ohne alles Gefühl des Mitleids ihre unglücklichen Landsleute diesen Banditen überliefern, die Straßen auskundschaften und gewöhnlich nur zu genaue Nachrichten bringen. Während der so auf die Rekognoscirungen verwendeten Zeit ist das Hauptcorps der Turkomanen, das versteckt bleibt, nicht unthätig; die Mehrzahl durchstreift in kleinen 5—6 Mann starken Abtheilungen die zunächst liegende Umgegend, und da ihre Anzahl keinen Verdacht erweckt, so gelingt es ihnen nicht selten, einige der auf den Feldern arbeitenden Bauern wegzuführen: dies ist gewöhnlich das Vorspiel umfassenderer Operationen. Abends kehren sie wieder zu ihren Freunden zurück, hören die Nachrichten ihres Kundschafters und berathschlagen über die am folgenden Tage auszuführenden Pläne und Streifzüge.

Hat man sich endlich zum Angriffe entschlossen, so werden von dem Häuptlinge ein halbes Duzend Leute ausgewählt, um bei den Lebensmittelvorräthen und den Dabus zu bleiben, die Uebrigen besteigen ihre besten Pferde, reiten in gestrecktem Laufe an den bezeichneten Platz — ob Dorf oder Karawane, ist gleichgiltig — fallen gleich einem Wirbelwind über ihre Opfer her, verheeren, wie er, auf ihrem Zuge Alles und nehmen mit und schleppen fort, was ihnen in den Weg kommt, mit Einschluß der Männer, Weiber und Kinder. In wenigen Minuten ist Alles vorüber. Brandlegung ist nicht selten ihr letzter Akt; dann aber, den Flammen und dem Rauch es überlassend, die Botschaft der Verheerung fernen Ortschaften zu verkünden, fliehen sie mit ihrer Beute davon, suchen den Platz zu erreichen, wo sie ihre Pferde gelassen, legen 25—35 Meilen ohne ab-zuzäumen zurück und erreichen in einem unglaublich kurzen Zeitraume ihr Lager. Ihre an diese langen und raschen Reisen gewohnten Pferde vollbringen derartige Märsche ohne alle Beschwerde; nicht aber so verhält es sich mit den unglücklichen Menschen, welche weggeraubt worden. Sind diese gering an Zahl, so werden sie von ihren Räubern gewöhnlich hinten aufgenommen, oder, wenn zahlreicher, an die gestohlenen Pferde angebunden und vor ihnen hergetrieben, bis die Thiere vor Ermattung zu Boden stürzen. Dann bindet man die Gefangenen mit einem langen Seile an den Sattelknopf des Pferdes ihrer rohen Peiniger, welche sie bald gehend, bald rennend, je nach dem Schritt, den ihre Pferde gerade einschlagen, mit fortschleppen. Wehe Denen, welche nicht Schritt halten, denn bei dem geringsten Zeichen der Ermattung fühlen sie die Lanzen-spiße des Turkomanen in ihrem Leibe und werden zu neuer Anstrengung gezwungen. Sollte die Natur ihnen alle Kräfte versagen und stürzen sie zu Boden, so werden sie ohne alle Gewissensbisse getödtet. Von hundert Personen, die auf solche Art weggeschleppt und gezwungen werden, mit ihren Räubern Schritt zu halten, erreicht kaum der dritte Theil Turkestan oder überhaupt nur den Platz, von wo aus die Bande ihren Raubzug angetreten. Ein Turkomane hat kein Gefühl für Leiden, wie schrecklich diese auch sein mögen — Mitleid ist ihm eine unbekannte Tugend; ein Perser ist in seinen Augen nur eine Waare, die er in den Handel und auf den Markt zu bringen hat, und die der Sorge nicht werth ist, wenn sie Schaden gelitten hat — sie sind mitleidlos aus Gewohnheit wie aus Berechnung. Ein Gefangener, der seine Flucht bewerkstelligen könnte, würde die Behandlung, die er von ihnen erhalten, nie vergessen, und gewiß sich dadurch zu rächen suchen, daß er dem ersten Militärposten, an den er käme, Nachricht von den Räubern gäbe. Der Turkomane betrachtet daher die Tödtung seines Gefangenen als einen Akt geeigneter Vorsicht und als eine nothwendige Sicherheitsmaßregel. In ihren Kuls geben sie den Gefangenen die geringst mögliche Nahrung, nur so viel, um zu leben, aber so, daß sie nie kräftig genug sein können, um Hoffnung auf Verwirklichung ihrer Flucht zu schöpfen. Bambery sah mit Erstaunen, daß sogar seine Reisegefährten aus dem fernen Ost-turkestan Verwünschungen gegen die Turkomanen wegen ihrer umbarmherzigen Behandlung der persischen Gefangenen ausstießen. Solch ein persischer Sklave muß seine Kleider gegen alte turkomanische Lumpen vertauschen und wird schwer mit Ketten belastet, die seine Knöchel wund reiben und ihm bei jedem Schritte,

den er thut, heftige und unaufhörliche Schmerzen verursachen. Damit er keinen Fluchtversuch mache, hat er ferner auch während der Nacht einen an einem Pflock befestigten Karabogra (eisernen Ring) um seinen Hals, so daß das Rasseln selbst auf seine geringsten Bewegungen aufmerksam macht. Es giebt für seine Leiden kein anderes Ende, als die Bezahlung eines Lösegeldes seitens seiner Freunde, und schlägt dies fehl, so steht ihm bevor, verkauft und vielleicht nach Chiwa und Bochara geschleppt zu werden. Heute freilich, wo die siegreichen Waffen der Russen Chiwa erobert und die Sklaverei dort aufgehoben haben, ist auch den Turkomanen das Handwerk in dieser Richtung wenigstens gelegt, und wahrscheinlich ist die Zeit nicht ferne, wo sie ihre Räubereien auch nach Persien einstellen werden müssen, wenn nämlich einmal die jetzige persisch-turkomanische eine persisch-russische Grenze sein wird.

Infolge des wechselseitigen Einverständnisses, das zwischen den Turkomanen und den von der persischen Regierung zur Bewachung der Grenze verwendeten kurdischen Häuptlingen besteht, werden erstere in ihren Raubzügen nur selten behindert. Zuweilen geschieht es indessen, daß die Bewohner der solchen Angriffen am meisten ausgesetzten Grenzdörfer, die ebenfalls ihre Spione besitzen, Nachricht von den Bewegungen ihrer Feinde erhalten, sich bewaffnet zusammenscharen, ihnen beim Durchmarsch durch einen Engpaß oder auf einem anderen schwierigen Terrain auflauern, und unbarmherzig die ganze Bande niedermeßeln; allein derartige Repressalien kommen leider nur sehr selten vor, und werden auch nicht zahlreicher werden, so lange die regulären Truppen den Dorfbewohnern keine redliche Unterstützung angedeihen lassen. Auch herrscht bis tief in Persien hinein — die Turkomanen dehnen ihre Raubzüge bis nach Meshhed, Schahrud, Mischapur, Subzawar und Kaschan aus — im Allgemeinen eine unbeschreibliche Angst und Furcht vor diesem Räubergesindel, welche die Bevölkerung selten zu einem heroischen Widerstande sich ermannen läßt. Bei den Einwohnern von Mazenderan und Taberistan ist namentlich die turkomanische Landschaft Atrak sehr in Verruf; ihr Name ist das größte Schreckenswort und der größte Fluch, und der Perser, versichert Bambergh, muß sehr erbittert sein, wenn die Verwünschung: Atrak biafti, d. h. „daß du nach Atrak kommen mögest!“ seinen Lippen entfährt. Die Perser denken daher auch, zumal Widerstand sicherer Tod ist, eher als an diesen, an Vorsichtsmaßregeln. Von einer solchen, sehr eigenthümlichen aber sehr praktischen, erzählt uns der englische Arzt Bellew, der im Jahre 1872 von Birdschand nach Meshhed reiste; er fand nämlich die ganze von ihm durchzogene Ebene mit Schutzhürmen besäet; sie bestehen aus einem etwa vier Meter hohen, kreisrunden Lehmwall, der einen leeren unbedeckten Raum einschließt und einen einzigen Eingang besitzt, der so niedrig ist, daß man nur auf allen Vieren hindurchkriechen kann. Sobald die Perser der turkomanischen Reiter ansichtig werden, flüchten sie mit ihren Heerden in diese abgeschlossenen Räume, die sicheren Schutz bieten bis die Räuber mit langer Nase wieder abgezogen sind. (Bellew, from the Indus to the Tigris. London 1874. 8<sup>o</sup>.)

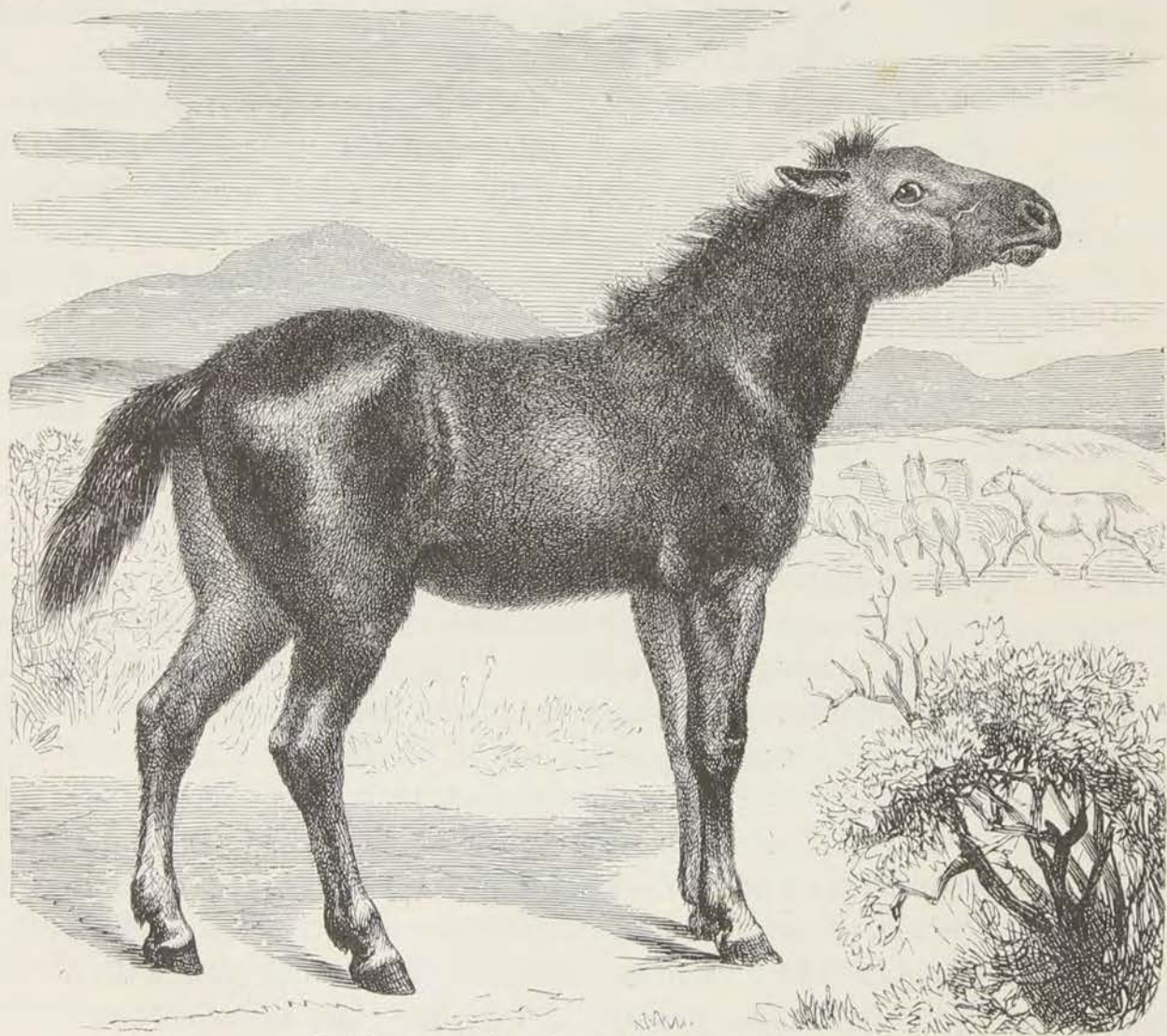
Trotz der Unverschämtheit, womit die Turkomanen ihre Einfälle auf persisches Gebiet bewerkstelligen, darf man doch nicht vergessen, daß es keine



offenen Angriffe sind, die sie unternehmen, sondern daß sie sich bei Nacht und zwischen die Dörfer hindurchschleichen. In dieser Heimlichkeit und Verstohlenheit ihres Angriffes liegt auch der Grund ihres Erfolges. Sie legen durch dieses Verfahren ohne Zweifel eine schätzenswerthe kriegerische Eigenschaft an den Tag, allein wenn man sie fechten gesehen hat, meint General Ferrier, kann man unmöglich eine hohe Meinung von ihrem Muthе gewinnen, eine Ansicht, die seither sowol von Russen als von Engländern bestätigt worden ist. Dr. Bellem nennt sie geradezu erbärmliche Feiglinge, und es steht fest, daß sie vor Feuerwewehren einen heilsamen Respekt besitzen. Sie werden sich unerkannten Gefahren aussetzen, wenn sie Hoffnung haben, ihre Feinde unversehens zu überfallen; sobald sie aber dem Feinde von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehen, werden sie, wenn sie eine Salve um ihre Ohren sausen hören, keine Minute Stand halten. Sie überfallen eine Karawane nur, wenn sie ihr an Anzahl überlegen sind und die Reisenden zum Kampfe nicht geneigt scheinen; so wie sie aber den geringsten Anschein von Widerstand wahrnehmen, greifen sie selten im Ernste an. Bei solchen Gelegenheiten sind sie für ihre Haut ungemein besorgt und bleiben stets in achtungsvoller Entfernung, um den Nachzüglern den Weg zu verlegen oder ihnen einen Theil des Gepäcks wegzunehmen; zeigt sich ihnen aber die Aussicht, daß sie einige ihrer Leute verlieren könnten, so brechen sie augenblicklich auf. Die Turkomanen sind die bestberittenen Räuber in der Welt, werden aber nie gute Soldaten abgeben; dessen ungeachtet giebt es Turkomanen-Häuptlinge die einige Achtung für ihren Ruf haben, die sich schämen, mit leeren Händen in ihre Wuls zurückzukehren und sich dem Gespötte der alten Männer und den Vorwürfen ihrer Weiber auszusetzen. Letztere zeigen ihnen bei solchen Gelegenheiten als Merkmal der Verachtung ihre Unterröcke, schmähen sie im Unwillen über den Mangel an Erfolg und suchen sie zum Wiederaufbrechen zu veranlassen; allein die turkomanischen Damen erreichen, wie es in gesittigteren Ländern auch der Fall ist, nicht immer ihren Zweck, und gar häufig gelingt es ihnen nicht, sich Gehorsam zu verschaffen. Unter allen Umständen wird sich ein Turkomane durch nichts bewegen lassen, mehr als drei Mal einen Angriff zu machen; er zieht sich dann in sein Lager zurück, vollkommen überzeugt, daß die Vorsehung seinem Vorhaben nicht günstig ist. Sollte eine Familie beim ersten oder zweiten Versuch eines ihrer Mitglieder verlieren, so ist sie nicht genöthigt einen andern Mann zu stellen, behält aber dessen ungeachtet alle ihre Rechte und hat Antheil an der Beute. Diese wird an die Usbeken verkauft, welche zwei oder drei Mal im Jahre die Lagerplätze besuchen. Diese Spekulanten zahlen natürlich mit baarem Gelde oder mit Tauschartikeln. Ein etwa zehnjähriger Knabe wird ungefähr 372 Mark, ein dreißigjähriger Mann 232, ein vierzigjähriger 186 Mark eintragen.

Von übrigens sehr achtungswerther Seite ist behauptet worden, diese Raublust der Turkomanen sei lediglich auf ihren wilden, unbändigen Sinn zurückzuführen, daß sie nur selten die Armuth vermindere, in welcher der Sohn der Wüste geboren wird. Diese Meinung scheint mir nicht begründet. Ohne Menschenraub hätten die Turkomanen gar keine Beziehungen zu den Nachbarländern, einfach weil sie ihnen nichts im Tausche für ihren eigenen Bedarf zu

bieten hätten. Dem Menschenraube verdanken sie aber selbst die wenigen Produkte ihrer Industrie, denn kurdische und persische Sklaven sind es, welche ihre Teppiche und Wollenzeuge verfertigen. Auch ihre Pferde ziehen sie nur im Hinblick auf die Mlamanen, und man kann dreist den Verfall der Pferdezucht in Aussicht stellen, wenn einmal keine Raubzüge mehr stattfinden können. Die ringsumher, besonders aber in Persien, herrschende wahrhaft lächerliche Turkomanenfurcht erhöht zugleich um das Zehnfache den Werth ihrer groben Erzeugnisse, so daß in der That die Räuberei diesem Volke sowol zu moralischem Ansehen als zu materiellem Gewinne verhilft.

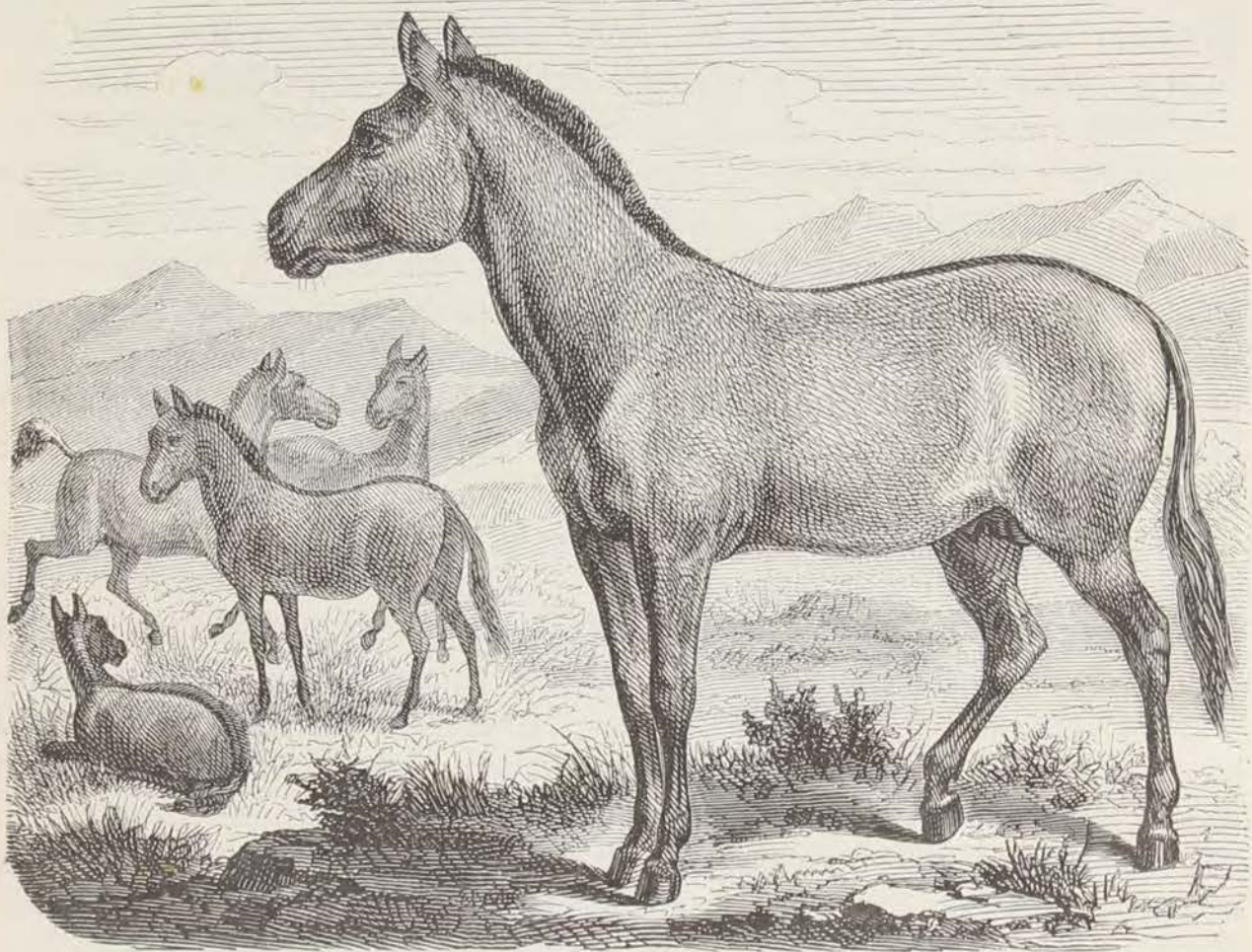


Der Tarpan, wildes Steppenpferd Centralasiens.

**Pferde und Waffen der Turkomanen.** Bei einem Volke, welches so ausschließlich vom Raube lebt, erfreuen sich die zweckdienlichen Hülfsmittel gemeiniglich einer hohen Beachtung. Ueberraschend ist es daher zu vernehmen, daß die Waffen der Turkomanen in keiner Weise, weder in Qualität noch in äußerer Schönheit mit jenen ähnlicher Völkerschaften wetteifern können. Ihre krummen Säbel sind in der Regel sehr schlecht; ihr kleiner, einschneidiger Dolch gleicht weit eher einem Tischmesser und alte gute Klingen sind überhaupt selten bei ihnen. Was sie davon besitzen, haben sie durch Diebstahl erlangt; man findet deshalb bei ihnen auch Waffen jedweder Art bis zum Lefaucheur-Gewehre; doch wäre es weit gefehlt zu glauben, daß sie diese mit Geschick zu handhaben verständen, gleich anderen Raubstämmen; sie haben kein besonderes Vertrauen in

diese oder jene Waffe und Feuegewehre besitzt durchaus nicht jeder Turkomane. Nationalwaffe und vielleicht auch die beste Waffe ihres gesammten Arsenal ist die Lanze, deren Schaft aus einem sehr leichten und doch sehr festen Rohre besteht. Unter den Turkomanen giebt es endlich Schmiede, welche die Ausbesserung und den letzten Schliff der Waffen besorgen; sie bringen aber weder Geschick noch guten Willen zu diesem Geschäfte mit.

Alle Männer der turkomanischen Stämme sind zwar gute Reiter, aber nicht in unserem Sinne; sie sitzen auf dem Pferde ohne jede Grazie, was auch ihr Anzug theilweise verschuldet; von der eigentlichen Reitkunst aber haben sie keinen Begriff; sie bedienen sich wol der Trense, niemals aber der Stange, von der sie behaupten, daß sie ihre Pferde verderbe. Die Güte und Vortrefflichkeit der letzteren wird übrigens in ganz Asien anerkannt.



Der Onager (*Asinus Onager*), der wilde Steppenezel Centralasiens.

Die von den Telke's gezogenen stehen im größten Rufe, wol nur weil dieser Stamm die meisten Pferde zieht und man bei ihnen die größte Auswahl hat. Größe und Knochenbau werden sehr geschätzt, aber das Blut, wenn es durch die Eigenschaft der Ausdauer erwiesen ist, noch höher. Größe und Knochenbau scheinen diese Pferde der inländischen Rasse zu verdanken, Gestalt und Blut aber der arabischen. Die erste Kreuzung dieser beiden Rassen fand schon sehr frühzeitig statt und ward zur Zeit der ersten arabischen Eroberungen erneuert. Timur verbesserte die Rasse dann nochmals, indem er 5000 arabische Vollblutstuten an die Turkomanenstämme vertheilte. Nach ihm machte sich besonders Nadir Schah um die Pferdezzucht verdient, indem er wieder 600 Stuten den Turkomanen überließ.

Wer übrigens an den symmetrischen Bau der arabischen oder selbst der englischen Pferde gewöhnt ist, dem werden die turkomanischen nicht besonders gefallen. Auf den ersten Blick bemerkt man einen Mangel an Gedrängtheit, der Leib ist im Verhältniß zur Breite und Dicke sehr lang und selten sind ihre Rippen gut gestellt; die Füße sind lang und scheinen nicht muskulös; nach ihrem ganzen Aussehen sollte man sie weder für kräftig noch für flüchtig halten. Erst allmählich erkennt man die schönen und trefflichen Eigenschaften dieser Thiere. Sie haben große, starke Hufe, die Schultern sind schön geformt, die Füße glatt und kräftig; Fleisch haben sie in der Regel wenig, aber was sie haben, ist fest und gut; vermöge ihrer Größe und dieser Magerkeit sind sie im Stande, die Last des Reiters und seines Gepäcks eine ungewöhnlich lange Zeit zu tragen.

Gestüte kennen die Turkomanen nicht; gleich den Arabern ziehen sie ihre Pferde in der Nähe ihrer Zelte auf, daher denn diese Thiere sehr zahm und höchst intelligent sind. Der Turkomane liebt und pflegt sein Pferd mehr als alles Andere auf der Welt; er und die Seinen mögen in Lumpen gekleidet sein, sein Pferd ist doch mit gutem Filz umhüllt. Die Pferde werden nämlich das ganze Jahr hindurch zugedeckt: im Winter, um sie vor der Kälte, im Sommer, um sie gegen Hitze zu schützen. Dennoch darben die armen Thiere wie ihre Herren und haben oft kaum mehr als Haut und Knochen. Frägt man einen Turkomanen, welche Ration er seinem Pferde gebe, so antwortet er sicher: „Wenn ich viel Gerste habe, so gebe ich ihm viel, habe ich keine, so gebe ich ihm auch keine.“ Sind die Thiere dritthalb Jahre alt geworden, so werden sie geritten; mit drei Jahren legen sie schon große Reisen zurück; 20—21 Meilen in 18 Stunden ist für sie eine Kleinigkeit; für die Distanz von Chiwa zum Balkanbusen, über 85 Meilen, benöthigen sie 6—7, einige gar nur 5 Tage.

Man irrt sich übrigens gar sehr, wenn man glaubt, die Pferde wären in diesen Gegenden zu niedrigen oder auch nur zu mäßigen Preisen zu haben. Das Billigste ist 570—640 Mark; der gewöhnliche Preis aber 1000—1400 Mark. Dazu ist nur selten dem Turkomanen sein Roß verkäuflich, da es sein nothwendigstes Hausthier ist. Turkomane und Pferd scheinen zu begreifen, daß sie sich gegenseitig ergänzen, und es ist vielleicht nicht zu viel gewagt, zu behaupten, daß die Turkomanen Räuber bleiben werden, so lange sie diese Pferde haben, und diese Pferde haben werden, so lange sie Räuber bleiben. In Chiwa, in Persien und Afghanistan verlieren diese nämlich trefflichen Pferde ihre charakteristischen Eigenschaften, werden dick und plump, gefühllos und blöde. Außer diesen giebt es in Turkmenien aber noch eine zweite Pferderasse, die zwar gleichfalls kräftig, aber klein und schwer ist.

Uebersehen wir nicht ein anderes wichtiges Hausthier, das Kameel. Die Turkomanen bedienen sich gewöhnlich des einhöckerigen Dromedars, welches zwar kleiner und weniger stark ist, aber die Hitze besser erträgt. Sie legen leicht Strecken von 6 Meilen mit einem Gewichte von 400—560 Pfund in 24 Stunden zurück, weiden das ganze Jahr und erfreuen sich der unumschränktesten Freiheit. Manche darunter irren in den Steppen umher und bleiben oft Monate lang vom Lager fort.

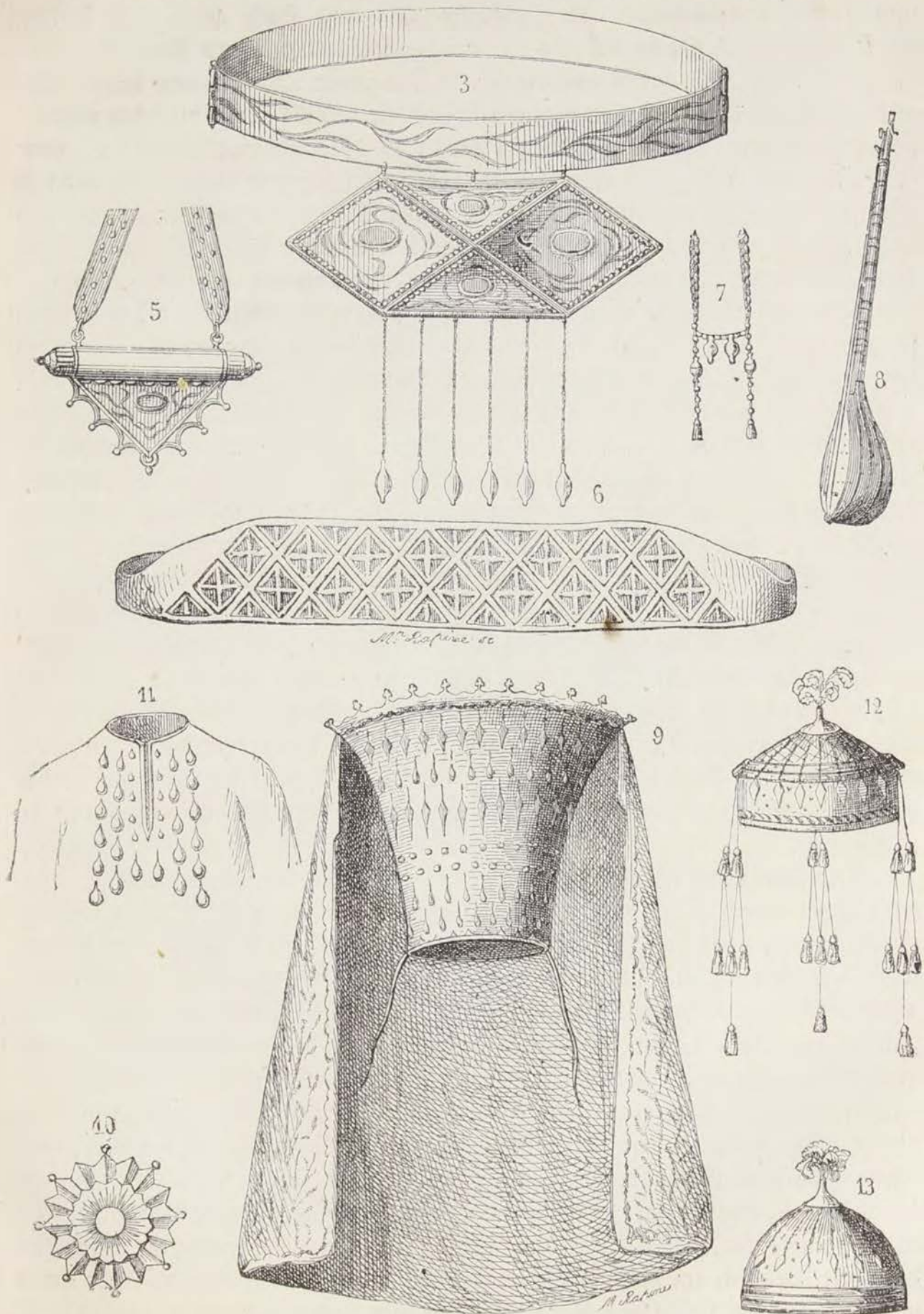
**Kleidung.** Im Allgemeinen ist die Tracht der Turkomanen die in Chiwa übliche, doch sowohl beim Manne als bei der Frau ein wenig modifizirt durch Hinzufügung kleiner persischer Luxusartikel. Sie besteht aus einem weiten Beinkleide, das bis auf die Füße hinabfällt und an den Knöcheln mit einem Stück Zeug umwickelt wird; die größte Rolle spielt aber das rothseidene Hemd ohne Aragen, das auf der rechten Seite bis zur Hüfte offen ist und über dem Beinkleide getragen wird; es fällt bis auf die Hälfte des Schenkels, nach anderen Angaben bis unterhalb der Kniee hinab und besitzt weite Aermel. Obwohl nach den Satzungen des Islam verboten, wird dieses Kleidungsstück doch von beiden Geschlechtern getragen und bildet bei den turkomanischen Weibern sogar den gesammten Hausanzug. Darüber trägt man sonst mehrere weite Röcke (Kalat), die vorn offen sind, mit einem Gürtel von Wollen- oder Baumwollzeug und langen weiten Aermeln. Ist es kalt, so werden mehrere Kalats über einander angelegt; sie sind gewöhnlich aus dunkelgelber Schafwolle oder aus Seidenstoff, der aus Chiwa kommt, verfertigt; ein tuchener Kalat gilt aber für den allerfeinsten und kostspieligsten Luxus. Die Kopfbedeckung der Männer ist eine Pelzmütze, leichter und geschmackvoller als die plumpe Mütze der Usbeken, dann der hohe, thurmartige Hut der Perser. Hr. v. Blocqueville sagt, auf dem Kopfe sitze ein Käppchen und auf dasselbe werde der Kalpak gestülpt, diese kegelförmige Mütze aus bocharischem Lammsfell oder auch aus ordinärem Schafszell. Für gewöhnlich trägt der Mann eine Art von Pantoffeln oder auch Sandalen aus Kameel- oder Roßhaut; im Winter, und wenn man zu Pferde steigt, tragen Mann und Frau spitze rothe oder gelbe Stiefeln mit hohen Absätzen. Man umwickelt den Fuß mit einer Art Flanell, dieser reicht bis auf die Waden und wird um das untere Ende des Beinkleides gewunden; darüber zieht man einen Stiefel von dickem, aber sehr weichem Filze und erst über diesen noch einen Stiefel von russischem Leder, der bis über die Kniee hinaufgeht. Die Nähte sind inwendig und die sehr hohen Absätze mit Eisen beschlagen. Messer und Feuerzeug hängen bei jedem Turkomanen am Gürtel.

Die Frauen tragen ein Beinkleid, das am Knöchel ganz eng ist, dann das weite, lang herabhängende, meist seidene Hemd und eine Art Rock (Arschaluk) mit bis an die Ellbogen reichenden Aermeln, auf welchem vor der Brust allerlei platte Silberstücke, Gold- oder Silbermünzen befestigt sind. Darüber wird erst noch der Kalat oder ein Stück Stoff ohne Naht, sei es Seide oder Baumwolle, geworfen, worin sich die turkomanischen Damen wie in einen Plaid wickeln. An beiden Schläfen hängt ein Haarstrang bis unter das Kinn herab; das übrige Haar wird in zwei Theile gescheitelt und fällt, das Ziegenhaar mitgerechnet, bis auf die Hüften hinab. Den Kopf bedeckt eine runde Kappe und über derselben trägt man einen lang herabhängenden Schleier von Seide oder Baumwolle. Dazu kommt eine Art von Turban oder Stirnband, etwa drei Finger breit, und auch hier fehlt Silberschmuck nicht. Ein Zipfel des Schleiers wird unter dem Kinn hinweggezogen und an der einen Seite des Kopfes mittels einer Spange befestigt; zuweilen rückt man ihn, wie es auch die Armenierinnen thun, bis an den Mund hinauf.

Die Ohrringe sind von massivem Silber und allemal dreieckig; sie haben manchmal Arabesken von Gold und einen Karneolstein; von der breiten Seite des Dreiecks hängen kleine Ketten herab, an welchen ein kleines, rautenförmiges Silberplättchen befestigt ist; mittels eines silbernen Hakens hängt man diesen Schmuck ins Ohr, und derselbe wird dann oben auf dem Kopfe derart angehaftet, daß er den Ohren gleichsam als Stütze dient; dieselben könnten sonst kaum die schwere Last ertragen. Die meist ovalen Armbänder sind zwei bis drei Finger breit und an der einen Seite offen, so daß man mit genauer Noth die Hand hindurch zwingen kann. Auch für das Halsband gilt eine von Alters her überkommene Form, welche indessen je nach dem Werthe verschieden ist. Eine biegsame Platte mit einem Scharnier wird um den Hals gelegt, an derselben hängt eine rautenförmige Platte von der Größe einer Hand; sie ist mit Karneolen verziert und an ihr hängen wieder kleine Ketten, deren jede unten ein Silberplättchen hat. An einem ledernen, abermals mit Silber verziertem Gehänge ist ein Kästchen angebracht, gleichfalls von dreieckiger Gestalt und ausgezackt; die Spitze des Dreiecks hängt allemal nach unten. In diesem Gehäuse werden die Talismane aufbewahrt, und diese bestehen meist in Koransprüchen. Zu Alledem kommt dann noch eine runde, ausgezackte Platte, welche bis auf den Oberleib hinabhängt und einer Sonne gleicht. Unsere Abbildungen zeigen, wie die Schmucksachen der Turkomaninnen beschaffen sind; wenn ein Duzend derselben neben einander hergeht, etwa um Wasser zu holen, dann hört man ein Geklimper und Geklapper, als ob eine Maulthierkarawane dahierzöge; der Turkoman ist sehr für derartiges Gerassel eingenommen. Bei den Kleidern sind die Farben roth, gelb und amaranth vorherrschend. Manche Frauen gehen höchst unsauber und geradezu zerlumpt einher; sie sind ganz arm und haben vielleicht keinen Sack Mehl im Zelte, aber um alles in der Welt würden sie sich nicht von ihrem Schmucke trennen; sie legen ihn selbst am Abend nicht ab — er muß selbst beim Schlafen an ihnen hängen. Die Männer verschmähen jeden Putz, nur junge Stutzer tragen wol eine Spange mit einem Karneol und befestigen mit derselben ihr Hemd vor der Brust. Den Kindern wird das Haupthaar abgeschoren; man läßt auf dem Kopfe nur zwei Zotteln an den Seiten und eine dritte oben auf dem Wirbel; hinter den Ohren bleibt wol auch ein Zöpfchen stehen, das geflochten wird. Auch den Mädchen scheert man das Haar ab und läßt wie bei den Knaben Zotteln stehen, die aber mit seidenen oder wollenen Bändern durchflochten sind und auf den Rücken herabfallen. So gehen sie bis sie etwa siebzehn Jahre alt sind. Ein sehr eigenthümlicher Kopfsputz der jungen und reichen Turkomaninnen ist der gleichfalls von uns abgebildete hohe, tschakoartige Aufsatz, der wieder mit allem möglichen Klimperwerk aus Edelmetall ausstaffirt ist.

**Häusliche Einrichtungen.** Als sehr nett und dem Nomadenleben entsprechend schildert uns Prof. Bámbery, der den Turkomanen überhaupt in ziemlich freundlichen Farben malt, das bei ihnen übliche Zelt. Da es das nämliche ist, welches wir schon bei den Kaizaken, Kirgisen und Mongolen kennen gelernt haben, so will ich bei demselben nicht länger verweilen, sondern nur erwähnen, daß es, Bámbery zufolge, zwei Arten Zelte — owa oder oy nennt er sie — giebt, nämlich kara oy,

d. h. das schwarze, von der Zeit gebräunte, mit anderen Worten schmutzige Zelt, und ak oy, d. h. das weiße, von innen mit schneeweißem Filze bespannte Zelt, welches für Neuvermählte und besonders geehrte Gäste aufgeschlagen wird.



3 Halsband. 5 Cylinder mit einem Talisman. 6 Turban. 7 Dressen. 8 Laute. 9 Kopfschmuck einer Matrone. 10 Sonne von Silber. 11 Frauenhemd. 12 Kopfschmuck eines jungen Mädchens. 13 Knabenmütze.

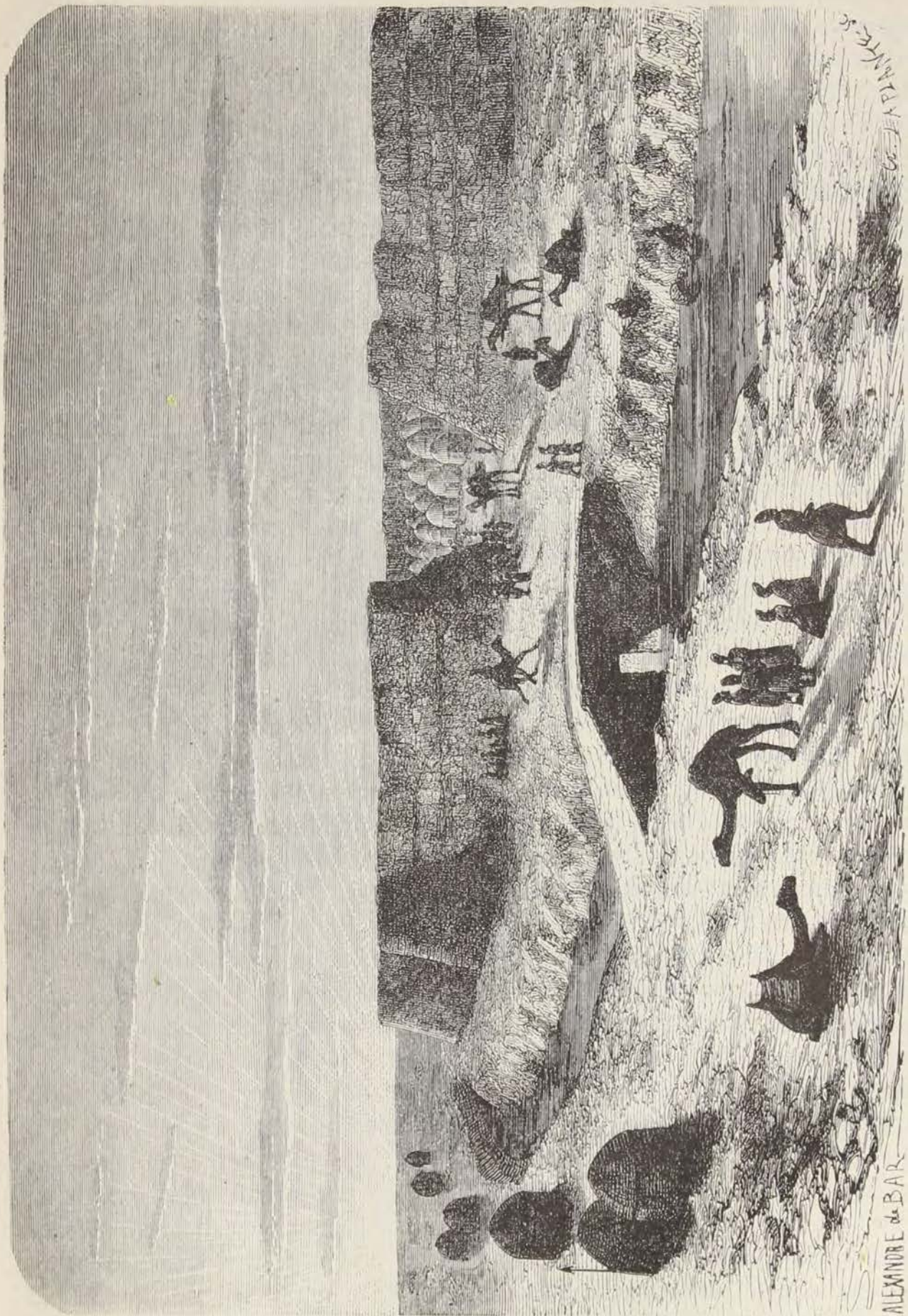
Auch über die innere Ausstattung, welche allein den Unterschied zwischen arm und reich bekundet, kann ich nicht viel Neues sagen; das Hausgeräth besteht aus wenig mehr, als was alle diese Nomadenvölker gerade bedürfen, und ist bei den Goklans und Yomuten ganz aus Holz gefertigt. Halten sich Frauen in der Hütte auf, so wird eine Scheidewand aus Rohrstreifen zu ihrer Bequemlichkeit darin angebracht; die reicheren Turkomanen haben aber alle besondere Zelte zu ihrem eigenen Gebrauche. Mit der Reinlichkeit nehmen sie es im Allgemeinen eben so wenig genau wie die übrigen Nomaden. Herr v. Blocqueville erzählt, daß sie sich begnügen, um sich der lästigen Gesellschaft gewisser Thierchen zu entledigen, ihre Kleider über das Feuer zu halten und das Ungeziefer zu verbrennen. Dies genügt, um sich eine Vorstellung von dem Reinlichkeitszustande des Innern eines Turkomanenzeltes zu machen.

Das turkomanische Lager hat gewöhnlich eine viereckige Form, mit einem freien Platze in der Mitte, oder es bildet eine breite Straße, in welcher die Zelte an beiden Seiten mit den Thüren einander gegenüber aufgestellt sind. Die größeren Lager sind oft mit einem Schilfgehege umgeben, das die Herden gegen Diebereien schützt. Vor den Thüren der Zelte sieht man jederzeit die Turkomanen in sehr malerischen Gruppen mit ihren verschiedenen häuslichen Berrichtungen beschäftigt und aus dem einfachen hölzernen Kalkan oder Tschilim rauchend. Selbst Vambéry muß aber zugeben, daß der Turkomane in seinem häuslichen Kreise das Bild des vollkommensten Müßigganges gewährt. In seinen Augen ist es die größte Schande, wenn ein Mann Hand an irgend eine häusliche Beschäftigung legt, die hier, wie bei allen Nomaden, ausschließlich den Frauen aufgebürdet ist. Der Mann hat nur mit seinem Pferde zu thun, und sobald er mit diesem fertig ist, geht er zu seinem Nachbar oder gesellt sich zu einer der Gruppen, die vor den Zelten im Kreise niedergekauert sitzen, und nimmt Theil am Gespräche, das entweder von Politik, neueren Raubzügen oder von Pferden handelt und wobei das unvermeidliche Tschilim von Hand zu Hand geht.

Die Nahrung ist einfach: Morgens trockenes Brot mit Zwiebel oder auch ein dünner Brei. Gewöhnlich hält man bei jedem Zelte einen Schöpfs oder eine Ziege, um bei festlichen Gelegenheiten etwas zum Schmausen zu haben. Man löst die Knochen aus dem Fleische, das in Stücke geschnitten und gesalzen wird; doch Etwas trocknet man, damit es Hochgeschmack bekomme, welchen die Turkomanen sehr lieben. Das Uebrige packt man in den Wanst und nimmt nach Bedarf heraus, wenn man Suppe kochen will. Die Kinder bekommen die Eingeweide, rösten dieselben leicht über einem Feuer und saugen Tage lang an den kaum gereinigten Gedärmen herum. Suppe, Schuruch, ist ein Lieblingsessen; sobald die Nachbarinnen den Brodem riechen, finden sie sich unter einem beliebigen Vorwande ein. Dann nimmt eine nach der anderen den Holzlöffel, rührt damit im Kessel herum und leckt ihn ab. Nachher nimmt die Hausfrau das Fett, das sich am Rande festgesetzt hat, und Stücke Fleisch mit der Hand weg und bietet dasselbe den Gevatterinnen zum Lecken dar, wobei sie sich selbst keineswegs vergift. Darauf thut sie wieder Wasser, Salz, rothen Pfeffer und Kürbis hinzu. Die fertige Suppe wird in große Näpfe gegossen und



Dann brockt man Brot hinein. Das zweite Hauptgericht ist Pilaw, Reis in Wasser gekocht, mit gesottenem oder am Spieße gebratenem Hammelfleisch.



Turcomanisches Lager.

Statt Butter wird auch Schafsfett oder Sesamöl gebraucht. Der Turkomane kocht auch Bohnen mit Mehl, rothem Pfeffer, Salz und saurer Milch.

Melonen und Kürbisse sind ihm eine alltägliche Speise; aber auch Schöpfenhaut wird gegessen. Man läßt sie frisch einige Zeit liegen, damit sie starken Geruch bekommen, dann geht die Wolle leicht ab; man schneidet die Haut in lange Streifen, röstet sie auf dem Feuer, aber nur leicht, damit sie das Fett nicht verliere, und zerkauet sie, allerdings nicht ohne Mühe! In der Regel begnügen sich die Turkomanen mit der einfachsten und elendesten Kost; monatelang hungern ist für sie nichts Besonderes; dafür sind sie unmäßig in's Extrem, wenn sie die Mittel dazu haben. Sonst so sparsam, können sie doch ihrer Gefräßigkeit keine Zügel anlegen; selbst Reiche müssen oft hungern, denn ihre Vorräthe, die etwa für 3 oder 4 Monate reichen sollten, haben sie sicher in eben so viel Wochen aufgezehrt. Auch in Bezug auf den Trunk sind sie nicht heiklig; man hat Beispiele, daß sie ohne Widerwillen Wasser tranken, welches sogar die Kosakenpferde verweigert hatten. Als einziges geistiges Getränk dient Kameelmilch, die man in Schläuchen oder Krügen gähren läßt; sie wird dann hellbläulich, scharf wie Citrone, schmeckt und riecht aber unangenehm. Auch Thee, sowol der bekannte Ziegelthee, als grüner, parfümirter Perlthee, wird nach der Mahlzeit und auch zu anderen Tagesstunden, jedoch stets ohne Zucker, genossen. Doch sollen die Turkomanen sonst den Süßigkeiten nicht abgeneigt sein.

Vor dem Essen wäscht man die Hände, zu deren gründlicher Reinigung allerdings ganz andere Dinge als Wasser allein nöthig wären. Dann beginnt das Mahl. Der Hausherr spricht sein beom allah, im Namen Gottes; die Männer essen allein, ebenso die Frauen und Kinder. Erst fischt man mit dem Löffel etwas Brühe heraus und bringt das Uebrige mit den Fingern zum Munde. Von Unterhaltung ist keine Rede; man speißt sehr rasch, leckt sich nachher die Finger ab, und was von Fett noch an denselben haftet, wird im Gesichte herumgestrichen, damit die Haut recht glänzend werde; man streicht dann auch Fett auf die Stiefel, und an diesen kann man allemal abnehmen, ob der Turkomane Fleisch gegessen hat oder nicht. Nachdem dies Alles abgethan ist, spricht der Hausvater ein beom allah, alrahaman alrahim, allah akbahr und dann streichen alle Gäste mit der flachen Hand über den untern Theil des Gesichtes und den Bart. Hr. v. Blocqueville erzählt ferner, daß die Turkomanen die Finger in seine Dellampe tauchten oder sie ließen an der Flamme ein Stück Schafstalg zergehen, womit sie sich und ihren Kindern das Gesicht einrieben.

Nach der Mahlzeit wird geraucht und zwar aus dem Tschilim, einer Wasserpfeife, welche mit dem persischen Margileh Aehnlichkeit besitzt; nur hat sie statt des gläsernen Behälters ein dergleichen von Holz in der Form eines Kürbisses und manchmal muß letzterer selbst aushelfen. Da, wo das Rohr sein sollte, befinden sich zwei Löcher neben einander; auf das erstere legt man die Lippen und zieht den Tabaksrauch an sich, das zweite hält man mit einem Finger zu, den man aufhebt, sobald es darauf ankommt, eine doppelte Menge Rauch einzuschlüpfen. Der Turkomane nimmt drei oder vier Züge, so hastig als es nur angeht, und athmet den Rauch so tief als möglich ein; während er ihn dann aus dem Munde bläst, reicht er die Pfeife seinem Nachbar. Nun starrt er mit den Augen und bückt sich nach vorn über. Der sehr starke Tabak kommt aus Bochara; das Blatt wird mit den Händen zerrieben und dann eingestopft.

Die Turkomanen rühmen sich der Gastfreiheit und an einigen Orten werden die Gebote dieser Tugend ebenso gerne und willig als in vollem Maße vollzogen, aber bei vielen Stämmen darf man den eifrigsten Betheuerungen wol nicht so recht trauen. Wenn ein Fremder, der natürlich kein anerkannter Feind sein darf, in ein turkomanisches Lager kommt, so wird er bei dem ersten Zelte, dem er sich naht, von dessen Bewohnern begrüßt; sie laufen ihm entgegen, fallen ihm in die Zügel und nöthigen ihn abzustiegen und bei ihnen einzufehren; selbst wenn sich Niemand in dem Zelte befindet als eine einzige Frau, so begrüßt sie den Fremden mit *salem aleikum* und dringt in ihn einzutreten. Schlägt er es ab oder sucht er sich zu entschuldigen, kehrt aber in einem anderen Zelte ein, so gilt das für eine große Beschimpfung, die wenigstens durch Schmähreden gerächt wird. „Was“, ruft der beleidigte Theil aus, „meint er etwa, ich hätte nicht Brot und Speise genug, um ihn zu bewirthen, daß er mein Haus verachtet und in ein anderes geht? Oder gewährt mein Zelt seinem Haupte ein schlechteres Obdach als das eines Andern?“ Wo er nur erscheint, begegnet ihm der Gruß des Friedens, man reicht ihm eine Pfeife und bietet ihm sonstige Erfrischungen an. Als Gast hat er keinen offenen Angriff zu fürchten, weder von einem Mitgliede des Lagers, noch von einem Feinde; es wird ihm in der Regel auch nichts gestohlen, und er kann auf einen Führer rechnen, der ihn bis über den Bereich der Horde, wo nicht bis zur nächsten Station begleitet.

Die Frauen der Turkomanen leben nicht so eingezogen und sind nicht dem strengen Zwange unterworfen, der in den meisten mohammedanischen Ländern gebräuchlich ist; sie tragen nicht einmal den Schleier, gehen also unverhüllt und behaupten, es wäre ihnen, den armen Bewohnerinnen der Steppe, unmöglich, sich den städtischen Sitten anzubequemen. Bei dem Eintritte eines Fremden stehen sie nicht auf, um das Zelt zu verlassen, sondern setzen ihre Arbeit ungestört fort. Sie werden sogar bald vertraut mit Fremden und stehen in dem Rufe, daß sie nicht abgeneigt wären, ihre Gäste ihrer besonderen Gunst zu würdigen; aber oft soll dies nur zum Scheine geschehen, in der verrätherischen Absicht, den Unvorsichtigen dadurch zu Freiheiten zu verführen. Wenn er in die Falle geht, so machen sie Lärm, die Männer eilen herbei, beschuldigen den unglücklichen Gast eines Bruches der Gesetze der Gastfreundschaft und verdammen ihn ohne Weiteres zum Tode oder zur Sklaverei; stets aber — denn darauf war es abgesehen — bemächtigen sie sich aller seiner Habe. Zum Lobe muß man ihnen nachsagen, daß sie ihre Frauen mit viel mehr Rücksicht als andere Mohammedaner behandeln. Freilich verrichten die Weiber auch schwere Arbeit, namentlich das anstrengende Mahlen von Getreide, was jeden Tag geschieht; sie spinnen Seide, Wolle und Baumwolle, verfertigen und nähen den Filz, schlagen das Zelt auf und ab, holen Wasser, färben die Zeugstoffe und bereiten Teppiche. Ihr Webstuhl ist ungemein einfach und jeder Stamm hat sein besonderes Zeugmuster, das sich von Mutter auf Tochter vererbt. Dagegen, so sagt Hr. von Blocqueville, bestellt der Mann das Feld, besorgt die Ernte und verfertigt wollene Seile, beschäftigt sich also doch noch mit Anderem als mit der bloßen Wartung des Pferdes, wie uns Bámbery berichtete.

Die Widersprüche in den Angaben der beiden Reisenden finden übrigens eine ebenso einfache als befriedigende Erklärung in der Erwägung, daß Vámbéry's Schilderungen sich auf die durchaus nomadischen Turkomanen an der kaspischen Ostküste, jene Blocqueville's hingegen auf die von Merv am mittleren Oxus beziehen, wo schon theilweise Sesshaftigkeit und Ackerbau herrschen. Da in der Geschichte der menschlichen Entwicklung Ursache und Wirkung sich stets gegenseitig bedingen, so darf man die Sesshaftigkeit dieser östlichen Turkomanen sowohl als eine Folge günstigerer Naturbedingungen wie auch ihre höhere Gesittung als nothwendige Folge der Sesshaftigkeit auffassen. Daher hier die gemeldete bessere Erziehung der Kinder, das häufigere Lesen von Büchern, die rücksichtsvollere Behandlung der Frauen, die Verrichtung schwerer Feldarbeit durch die Männer, daher endlich hier die Spuren einer gewerblichen Thätigkeit. Kann von eigentlicher Gewerbsamkeit bei den Turkomanen wol nicht die Rede sein, so fehlen ihnen doch, nach Herrn v. Blocqueville, Handwerker nicht. Man findet einige Juweliere und Goldarbeiter, denn auf Schmuck wird wie erwähnt großer Werth gelegt. Die Schmiede verfertigen Hacken und eine Art von Pflugschar, auch verstehen sie sich auf Ausbesserung der Waffen. Die Schuhmacher liefern sehr gute Waare, namentlich wasserdichte Stiefeln; endlich giebt es auch Gerber, die zugleich Kürschner sind. Dscherresch, d. h. Aerzte sind selten: der Turkomane setzt mehr Vertrauen auf seine Debibs oder Mollah's, welche ihm seine Krankheiten mit Amuleten oder Hersagen von Koranversen heilen. Jene Aerzte sind übrigens sehr unwissend und wenden nur einige Mittel an, welche sie von den Juden kaufen. Manchmal schröpfen sie auch, den Aderlaß verstehen sie indessen nicht. Skropheln und Ausatz sind nicht selten. Die Leute schlafen auf der platten Erde, selbst wenn sie feucht ist; es kann daher nicht Wunder nehmen, wenn sie alle mehr oder weniger an Rheumatismen leiden. Wenn sie Schmerzen fühlen, lassen sie sich von Frau und Kindern förmlich kneten, und manchmal tritt die ganze Familie eine ganze Stunde lang auf dem Körper des Vaters herum.

**Spiele und Vergnügungen.** In den Abendstunden, nach vollbrachtem Tageswerke, besonders zur Winterszeit, liebt es der Turkomane, schöne Märchen und Geschichten anzuhören, und als höherer Genuß wird es angesehen, wenn ein Barschi oder Bachschi (Troubadour) sich vorfindet, der mit der Dutara seine Lieder begleitet. Diese Dutara ist eine Art von zweisaitiger Mandoline aus dem Holze des Maulbeerbaumes, aber der Griff ist viel länger als bei dieser. Der Spieler verfertigt sich die Saiten selbst; die Töne sind auf dem Griffbrette durch seidene Fäden bezeichnet; der Ton des Instrumentes ist nicht stark und die Saiten werden nur mit den Nägeln berührt. Im Gegensatz zu den Persern singen die Turkomanen mit der Bruststimme, quetschen aber die Kehle derart, daß immer ein Gutturaltön zur Verfügung bleibt. Beim finale ziehen sie die Stimme im decrescendo lang hinaus, gewöhnlich mit staccato. Gesang und Saitenspiel begleitet der Musiker mit allerlei Mimik und obendrein mit Körperdrehungen, und von der Lieblichkeit ihrer Gesangsweise sind sie fest überzeugt, während sie jene der Perser, „welche mit dem Kopfe schreien“, durchaus verachten.

In allen Ländern und Zeiten, die des Lichtes der Buchdruckerkunst entbehren, wo Lesen und Schreiben und geistiges Treiben überhaupt nicht die nothwendige Eigenschaft eines jeden Menschen sondern als das Geschäft irgend einer bevorrechtigten Klasse der Gesellschaft betrachtet wird, finden wir Rhapsoden und öffentliche Erzähler, welche das Volk in seinen Mußestunden ergötzend belehren. Der turkomanische Barschi, d. h. der Musikant von Profession, hat ein besonderes Gepräge. Er kann sich mehr gehen lassen und tritt zwangloser auf als andere Leute; er darf seinen Bart nach Belieben zustutzen, trägt sich sauber, namentlich sein Kalpak und die Stiefel sind fein. Er hat vor Jedermann den Vortritt und wird mit Auszeichnung behandelt; ihm zuerst reicht man den Thee und die Pfeife, mit einem Worte, er spielt die erste Rolle, wird gut bezahlt, läßt sich aber nicht beliebig zum Singen und Spielen herbei und auch nicht ohne Weiteres bestellen. Man wünscht, daß er sich einfinde. Dann steigen einige Männer zu Pferde, machen ihm Aufwartung und bitten ihn ihre Gesellschaft Abends mit seiner Gegenwart zu beehren. Man stellt ihm ein Pferd zur Verfügung und deutet an, daß ein angemessenes Honorar erfolgen werde. Er findet sich auch ein, macht aber allerlei Umstände, thut auch als ob er sich unwohl fühle. Dann spendet man ihm doppelte Aufmerksamkeit und endlich läßt er sich erweichen. Wenn er aber einmal losgelegt hat, dann findet er kein Ende und singt und spielt, bis der Morgen graut. Er nimmt dann das Geld, bedankt sich kühl, legt sich in einen Winkel zum Schlafe nieder oder reitet heim. Diese Sänger sind durchgängig wohlhabende Leute, das Handwerk nährt seinen Mann; auch die „Erzähler“ stehen in gutem Ansehen, besonders jene, welche die Niederlagen der Perser und die Siege der Turkomanen eindringlich zum Besten geben.

Am beliebtesten sind die Gesänge von Karroglu, Amanmollah oder dem fast vergötterten Nationaldichter Machdumkuli. Das turkomanische Volksepos des Karroglu (Sohn des Blinden), worüber wir dem gelehrten Polen Alexander Chodzko ausführlichere Nachrichten verdanken, ist ein wildes Lied, welches den Muth der Turkomanen aufstachelt. Zu umfangreich, um auf einmal recitirt zu werden, besteht es aus solchen Liedern, die, vor dem Beginne des Kampfes gedichtet und gesungen, durch prosaische Erzählungen mit der Zeit zu einem Ganzen verbunden werden.

Die schönsten dieser Lieder leben im Gedächtnisse eines jeden ächten Sohnes Turkestan's. Während die Barden der Perser die Thaten des Rustem besingen, lassen die Turkomanen die Schlachtgesänge ihres Räuberdichters erschallen. Haben sie ihr Schlachtlied vollendet und gesungen: „Es ist genug, genug des Redens und Prahlens! Was sind in meinen Augen dreißig, sechszig, hundert eurer Krieger? Was sind eure Felsen, eure Schluchten, eure Wüsten unter dem Hufe meines Pferdes? In mir schaut ihr den Leoparden der Berge und der Thäler!“ dann erst stürzen sie sich in den Kampf. Was Machdumkuli anbelangt, so wird sein Buch bei den Turkomanen noch lange die erste Stelle nach dem Koran einnehmen. Unvergesslich, sagt Bámbery, seien ihm die Scenen, die er erlebte, wenn bei Feierlichkeiten oder sonstigen Abendunterhaltungen ein Bachschi die Verse Machdumkuli's rezitirte. „In Utrek war es, wo einer

dieser Troubadours ein Zelt nahe bei dem unserigen hatte, und da er uns Abends mit seinem Instrumente besuchte, so scharten sich auch bald einige junge Leute um ihn und er mußte auch einige Heldenlieder zum Besten geben. Sein Lied bestand aus gewissen rauhen Kehllauten, die wir eher für ein Geröchel als für einen Gesang halten möchten, und die er anfangs mit sanften, später, wenn er in Feuer kam, mit wilden Saitenschlägen begleitete. In dem Grade, in welchem der Kampf heftiger wurde, wuchs auch die Creiſerung des Sängers und die Begeisterung der jungen Zuhörer, und wirklich romantisch war der Anblick, wenn die jungen Nomaden, tiefe Seufzer ausstoßend, die Mützen zur Erde warfen und mit einer wahren Wuth in ihre Locken fuhren, als wenn sie den Strauß mit sich selbst beginnen wollten.“

So hoch die Musik gehalten wird, so wenig Werth legt man auf den Tanz. Dagegen ist das Schachspiel sehr beliebt. Als Brett wird gewöhnlich ein Stück Zeug benutzt, auf welchem die Vierecke markirt sind. Die roh geschnitzten Figuren stellt man auf, sobald dieses wunderliche Schachbrett angefeuchtet worden ist. Man nimmt es sogar mit, wenn Raubzüge unternommen werden. Ringkämpfe werden häufig veranstaltet; einer der interessantesten und seltsamsten ist das sogenannte *Kuf-bari-Spiel*, wovon Herr v. Chanykow berichtet und das auch *Bámbery* unter dem identischen Namen *Kök-börü* (grüner Wolf) erwähnt. Zu diesem Spiele vereinigen sich, nach Chanykow, hundert oder mehr Reiter und einer von ihnen wird abgeschickt, um ein Lamm aus der Herde Desjenigen zu holen, dessen Gäste sie gerade sind. Der Bote schneidet nach Vollziehung des Auftrages dem Lamm die Kehle ab, faßt es dann mit der rechten Hand fest an den zwei Hinterbeinen und eilt zur Gesellschaft zurück. Sobald diese ihn in der Ferne kommen sieht, eilt ihm Alles entgegen und sucht ihm das geschlachtete Thier zu entreißen. Wenn irgend einer das seltene Glück hat, das ganze Thier oder auch nur ein Stück davon an sich zu reißen, so wendet er sich seinerseits um und wird von den Gefährten verfolgt, um einen Theil an der Beute zu gewinnen. Das Spiel dauert so lange, bis es einem gelingt ein bedeutendes Stück des getödteten Thieres nach Hause zu bringen und sich dadurch vor weiterer Verfolgung zu schützen. Das Spiel regt dermaßen auf, daß nicht selten Mordthaten dabei begangen werden; ja die Sitte, der *Deb*, die in diesem Falle Gesetzeskraft erlangt hat, verbietet den Verwandten des Ermordeten, den Tod desselben an dem Mörder zu rächen, wenn es bewiesen werden kann, daß der Mord bei dem *Kuf-bari-Spiel* begangen wurde. (Khanikoff. *Bokhara: its amir and its people. Translated by the Baron Clement A. de Bode. London 1845. 8<sup>o</sup>*). *Bámbery* kennt dieses Spiel als ein Hochzeitsceremoniell, das nur bei den Turkomanen vorkommt. Die Braut, von Kopf bis zum Fuße in einen großen Schleier oder ein seidenes Tuch gehüllt, muß mit ihrem Zukünftigen um die Wette reiten, und es geschieht nicht selten, daß die verummte Amazone schneller als der eingeübte freisitzende Jüngling an's Ziel gelangt. Zuweilen trägt die Braut bei dem Rennen im Schooße ein geschlachtetes Lamm oder eine Ziege; von dem Bräutigam und den übrigen jungen Leuten der Gesellschaft verfolgt, muß sie im schärfsten Galopp durch geschickte Schwenkungen immer danach streben, daß keiner ihr nahe komme und Ziege oder Lamm entreiße.

Charakter und sonstige Sitten. Wie schon erwähnt, sind die Turkomanen sunnitische Mohammedaner, welche zwar im Allgemeinen die Vorschriften des Korans befolgen, denen aber jedweder Fanatismus fremd ist; sie treiben daher auch nicht so viel Ostentation mit äußeren Gebräuchen, wie manche andere muselmännische Völker, und nehmen zum Beispiel keinen Anstand, mit Juden zu essen und Tabak zu rauchen. Als das wichtigste religiöse Fest der Turkomanen schildert Hr. v. Blocqueville das *Cauda yoti*, d. h. Gottes Weg, welches alljährlich einmal gefeiert wird. Man will dabei Allah ehren und die Gunst des Himmels auf sich lenken, damit Menschen und Vieh vor Krankheit bewahrt bleiben, und Alles was der Turkomane unternimmt gelinge, namentlich die Raubzüge, die als gegen Ungläubige unternommen für verdienstliche Werke gelten.



Mittagsmahl bei den Turkomanen.

Bei reichen Familien geht es am Tage des *Cauda yoti* hoch her; man stellt so viele Kessel als möglich in einer langen Reihe auf und kocht in denselben Fleisch; die Frauen backen Kuchen und Pasteten, rings um das Zelt herum sind Teppiche ausgebreitet und der Wirth giebt sich alle Mühe, seine Gäste zu befriedigen. Auf jedem einzelnen Teppiche sitzen vier bis sechs Männer, und diese Gesellschaft bekommt einen besonderen Kessel; bevor der Schmaus beginnt, spricht der älteste unter den Teppichgenossen eine Art Gebet und erfleht vom Himmel Segen für die Veranstalter des *Cauda yoti*. Nachdem die Gäste sich gesättigt haben, bestreichen sie Gesicht, Hände und Stiefel mit dem Fette und stehen dann auf, um einer anderen Teppichpartie Platz zu machen.

Im Uebrigen hängen die Turkomanen wie die Kirgisen und Mongolen einer Menge von abergläubischen Gebräuchen an, die auch bei ihnen auf einstigen

Schamanismus zu schließen gestatten. In hohem Ansehen stehen beispielsweise die Amulette und Talismane, letztere gewöhnlich von frommen Mollah's geschrieben, die dazu meist Koransprüche wählen. Diese legt man zwischen zwei silberne Plättchen und näht sie in ein dreieckiges Stück Leder, welches dann auf der Kopfbedeckung, auf dem Hemd oder irgend einem anderen Kleidungsstücke befestigt wird. Manche Kinder sind mit solchen Amuletten gleichsam bedeckt und tragen obendrein noch in Silber gefaßte Vogelkrallen; diese helfen gegen den bösen Blick. Pferde, Kameele und Schafe haben Amulette am Halse hängen und in jedem Zelte sind mehrere derselben angebracht. Hinsichtlich der Pferde herrscht der Aberglauben, daß besondres gezeichnete Thiere Unglück bringen. Das schrecklichste dieser Zeichen ist ein weißer Fleck am rechten Hinterfuß; für nichts in der Welt wäre ein Turkomane zu bewegen, ein solches Pferd zu reiten; trotz all seiner Faulheit würde er lieber zu Fuße gehen, und unter keinen Umständen, seien die Eigenschaften des Thieres sonst noch so vorzügliche, möchte er ein solches Pferd als Geschenk annehmen.

Auch das Horoskopstellen geht allgemein im Schwange. Der Turkomane setzt sich vor einen kleinen Sandhaufen, streift die Rockärmel bis zum Ellbogen auf, reibt sich die Arme mit Sand und streicht mit beiden Händen Stirn, Gesicht und Brust. Dann greift er in den Haufen, gestaltet denselben so, daß er einen Kreis bildet, der oben flach ist, und macht in den Sand so viele Streifen, als das Alphabet Buchstaben hat. Nachher reicht er einem andern Manne drei Strohhalme und ersucht ihn, dieselben ganz nach Belieben in die Streifen zu legen; sobald das geschehen ist, fängt er zu zählen an, und je nachdem die Halme von dem oder jenem Buchstaben mehr oder weniger entfernt sind, findet er für das, was er unternehmen will, eine gute oder böse Vorbedeutung. Auch die Leidenschaft besonders der Frauen, Alles zu betasten, ist von abergläubischem Beigeschmack. Eine Neuvermählte sieht z. B. ein hübsches Kind; sie berührt dasselbe sofort mit beiden Händen und bestreicht sich dann den Körper, weil sie überzeugt ist, daß jene Berührung einen heilsamen Einfluß auf sie haben werde. Andererseits mag dieses Berühren fremder Gegenstände, namentlich goldener oder silberner, auf die sie erpicht sind, wol auch mit der Habsucht des Turkomanen zusammenhängen; denn er ist unzweifelhaft ein arger Dieb. Alles stiehlt; das Kind bestiehlt seine Mutter, die Frau den Mann, die Schwester den Bruder; aber nur in der Familie selber wird gestohlen. Wer im Zelte eines Andern stehlen wollte, wäre gleichsam vogelfrei und für alle Zeiten entehrt. Zwistigkeiten werden vor die Ältesten oder den Kadi (Kazi) gebracht und von diesem entschieden. Ein Handelsgeschäft kann wol ein paar Monate sich hinschleppen, bevor ein Abschluß erfolgt; nachdem das geschehen ist, werden alle Bedingungen ehrlich gehalten, auch wenn das Geschäft sich als nachtheilig ausweist. Dies bestätigt auch Herr Melgunow in Bezug auf ihren Handelsverkehr mit den fein geriebenen armenischen Kaufleuten; er sagt, die Turkomanen, obwol sie alle Schliche der Armenier kennen, seien doch in Erfüllung ihrer Bedingungen ziemlich gewissenhaft. So erhalten sie z. B. die Bezahlung für ihre Waaren, ehe sie dieselben liefern, ohne Quittung und könnten den Käufer leicht betrügen; sie dürfen nur in ihre Steppe ziehen; dies kommt

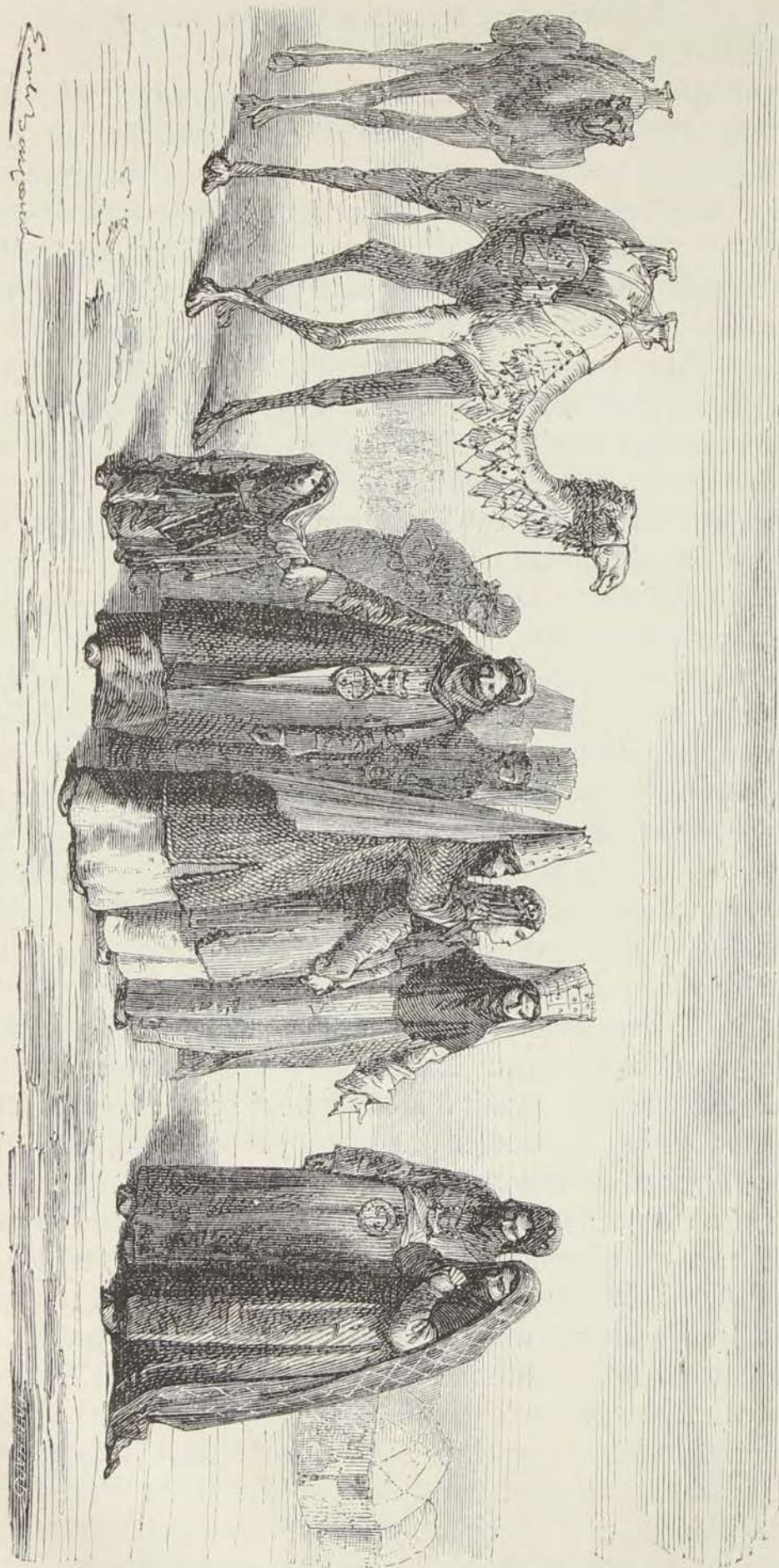


jedoch äußerst selten vor und vielleicht nur in dem Falle, daß sie ihren Gläubiger als Gefangenen mitnehmen können. Gegen Gefangene und Feinde beobachtet man allerdings ein so rechtschaffenes Betragen nicht; im Uebrigen legen sie Werth darauf, daß Wort gehalten werde.

Im Allgemeinen besleißigt sich der Turkomane einer würdevollen Haltung, aber manchmal benimmt er sich doch heiter, sorglos und sogar enthusiastisch; dann vergißt er auch seine Habgier und Raubsucht und kann freigebig sein. An seinen Stamm hat er große Anhänglichkeit und bringt er für die Interessen desselben jegliches Opfer. Selten kommt Streit oder Zank vor, und selbst bei heftigen Reden und Gegenreden beleidigt man einander nicht mit Schelt- oder Schimpfworten. Sobald Fremde im Zelt sind, zieht die Frau den Zipfel ihres Schleiers über das Kinn und spricht nur mit leiser Stimme. Wer auf Besuch kommt, hebt den Vorhang der Zeltthüre auf, bückt sich beim Eintreten, bleibt dann stehen, erhebt sich, blickt ein paar Sekunden in die Höhe, um den Frauen Zeit zu gönnen, den Schleier über das Kinn zu ziehen, und sagt dann seine Begrüßung. Darauf kommen Fragen und Antworten über das Wohlbefinden der Familie, über Angelegenheiten des eigenen oder eines anderen Stammes, und die Frau bringt Brot, Wasser, saure Milch oder eine Melone, aber der Brauch erheischt, daß davon nur sehr wenig genossen wird.

Die Mädchen werden nicht vor dem sechzehnten oder siebzehnten Jahre verheirathet; bis zu diesem Alter werden sie bei der Arbeit nicht angestrengt, damit sie frisch bleiben. Ein Bewerber kann das Gesicht einer Schönen in aller Muße betrachten, da die Verschleierung nicht üblich ist. Eine Freundin oder Verwandte übernimmt das Kaufgeschäft, der Mollah setzt den Kontrakt auf und bestimmt zur Hochzeit einen Tag von guter Vorbedeutung. An diesem ist das Zelt sehr sauber und mit Teppichen, Säcken, Seidenzeug, Federn und dergleichen mehr aufgepußt. Gewöhnlich erscheint der Bräutigam um die Mittagszeit; wer aber arm ist, holt die Braut am Abend und ladet keine Gäste ein. Mutter, Schwester, Verwandte und Freundinnen der Braut, alle mit so viel Silbersachen als möglich aufgepußt, sind beisammen. Sie legen auf drei oder vier Kameele Seidenzeug und Teppiche, bedecken damit Hals und Kopf der Thiere und setzen sich dann in den Sattel. So geht der Zug nach dem Zelte, wo sich die Braut befindet. Die Männer bilden zwei Gruppen; eine geht hinter den Frauen her, die andere ist beritten und bewaffnet wie zu einem Kriegszuge und trabt voran; in der Nähe des Zeltes reitet man in voller Carrière und feuert die Flinten ab. Im Zelte ist dann viel des Hin- und Herredens; die Angehörigen der Braut stellen sich, als wollten sie dieselbe nicht hergeben, und auch sie sträubt sich scheinbar. Doch läßt sie sich gern rauben; vor der Thüre stehen jene Männer, welche zu Fuße kamen, legen sie auf einen Teppich, den sie an allen Zipfeln halten, und laufen in aller Eile zu den Kameelen. Diese Flucht wird von den Reitern gedeckt gegen die Angehörigen der Braut, welche hinter den Teppichträgern hereilen und Erdschollen nach ihnen werfen. Selbstverständlich werden die Kameele erreicht und dann hört die scheinbare Verfolgung auf; die Braut kommt zum Vorschein und einige Frauen hängen ihr einen Schleier über den Kopf; sie darf jetzt nur Augen und Nase sehen lassen, schreitet dem Zuge voran,

verzieht aber keine Miene. Wenn sie an einem Zelte vorbeikommt oder Leuten begegnet, wird der Schleier entfernt, damit man ihr Gesicht sehen könne.



Turkomanischer Brautzug.

Vor dem Hochzeitszelte geht es dann lauter, die versammelte Menge schreit Lebehoch und die Kinder bekommen Pasteten. Inzwischen ist die Braut in's Zelt gebracht worden, wo sie sich im Hintergrunde setzen muß, und zwar so, daß sie der Thür den Rücken zukehrt. Sie empfängt Besuche und nimmt Glückwünsche entgegen, aber nur von Frauen; die Männer müssen draußen bleiben, bis der Schmaus beginnt. Volle zwei Wochen lang muß die Braut im Zelte bleiben; dann wird sie von den Verwandten des Bräutigams in ihr elterliches Zelt zurückgeführt, und bleibt dort ein Jahr oder

auch wol achtzehn Monate lang und wird dann und wann heimlich von ihrem Manne besucht. Die Eltern sind für ihre Aufführung in dieser ganzen Zeit

verantwortlich; nach Ablauf derselben wird sie auf einem geschmückten Kameel zu ihrem Manne geführt, bei welchem sie fortan bleibt. Bei ärmeren Leuten werden weniger Umstände gemacht. Der

Turkoman kann mehrere Frauen heirathen und soll eigentlich für jede derselben ein eigenes Zelt haben; doch wohnen manchmal zwei in demselben Zelte und dann fehlt es nicht an Scenen der Eifersucht.

Neugeborne Kinder legt man in eine mit weichem Sande gefüllte Hängematte; die Geburt eines Knaben wird dadurch angezeigt, daß man einen weißen Lappen an die Thür des Zeltes hängt.

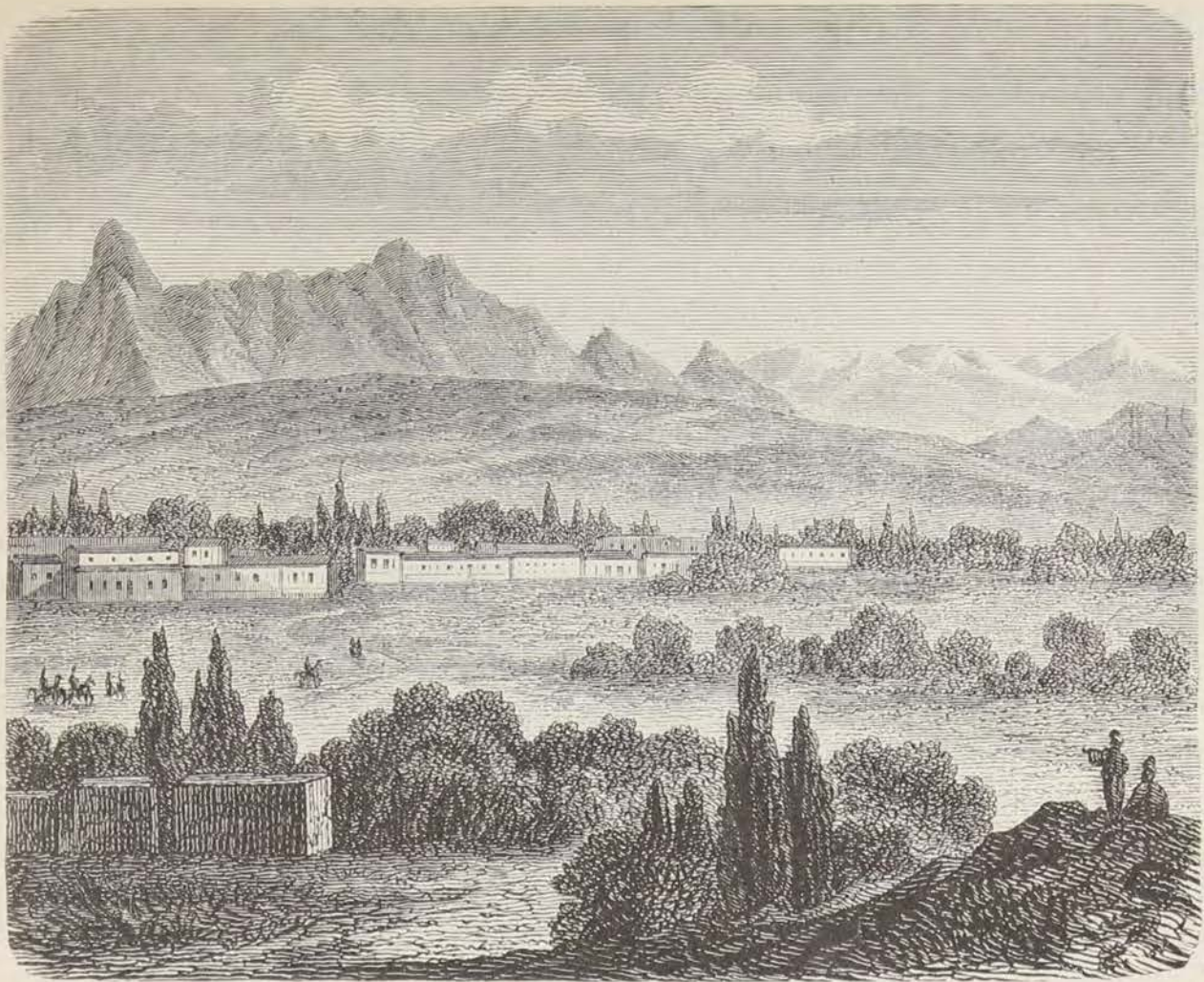
Zu erwähnen sind ferner noch die Begräbnißfeierlichkeiten der Turkomanen. Der Todte wird auf einen Teppich gelegt und bleibt eine Weile im Zelt; die Frauen der

Familie sitzen um ihn herum und müssen in Zwischenräumen seufzen, namentlich wenn Trauerbesuch kommt. Dann ist es auch ihre Obliegenheit, alle guten



Turkomanisches Begräbniß.

Eigenschaften des Verstorbenen aufzuzählen; er sei ein guter Ehemann, Vater, Bruder und Sohn gewesen; dann folgt Geheul und Geschluchze, das von den draußen sitzenden Männern mit tiefen Seufzern beantwortet wird. Dabei starren sie mit den Augen auf einen Punkt am Boden und bedecken nachher das Gesicht mit beiden Armen oder mit dem Rockschöße. Nachdem sie so wol zwölf Mal ge-seufzt haben, wird die gewöhnliche Physiognomie wieder angenommen, Thee getrunken und Tabak geraucht. Am zweiten oder dritten Tage legt man den Todten auf eine Tragbahre in einem Teppich. Zum Grabe wird er nur von Männern getragen und auch nur von solchen begleitet. Die nächsten Anverwandten gehen voraus und klagen unablässig. Nach dem Begräbniße pflanzt man da, wo der Kopf liegt, eine Stange in die Erde und befestigt bunte Lappen daran; manchmal wird, wie unsere Abbildung zeigt, das Grab mit einer niedrigen Erdmauer umfriedigt. So erzählt Herr von Blocqueville (im Globus XI. Bd.); weiter berichtet aber Herr Bámbery, es sei Sitte, daß im Zelte des Verstorbenen ein Jahr lang jeden Tag ohne Ausnahme in der Stunde, in welcher der Betrauerte seinen Geist aufgab, Klageweiber die üblichen Klage-lieder anstimmen, an welchen auch die anwesenden Familienglieder theilnehmen müssen. Letztere pflegen dabei ihre Tagesbeschäftigung fortzusetzen und es ist recht spaßhaft, den Turkomanen zu sehen, wie er unter fürchterlichem Jammergeschrei seine Waffen putzt, seine Pfeife raucht oder sein Mahl verzehrt. Sogar in der nächsten Umgebung des Zeltes pflegen die Weiber mit einzustimmen und schreien und weinen auf klägliche Weise, während sie Wolle reinigen, spinnen oder andere Hausarbeit verrichten. Auch die Freunde und Bekannten des Verstorbenen müssen einen Besuch machen, um ihr Beileid zu bezeigen, wenn sie gleich Monate später von dem Unglück benachrichtigt worden sind. Der Besucher setzt sich vor dem Zelte nieder, manchmal in der Nacht, und kündigt durch ein fünfzehn Minuten lang anhaltendes Betergeschrei an, daß er sich seiner Pflicht gegen den Hingeshiedenen entledigt hat. Wenn ein angesehenener Häuptling stirbt, der den Titel Bator, d. h. Tapferer, wirklich verdient hat, so wird über seinem Grabe ein großer Hügel, Joska genannt, aufgeworfen, zu dem jeder gute Turkoman wenigstens mit sieben Schaufeln Erde beisteuern muß, so daß derartige Hügel oft einen Umfang von 20 Meter und eine Höhe von 6—7 Meter erreichen. In den großen Ebenen machen sich diese Hügel noch besonders bemerklich, der Turkomane kennt sie alle und nennt sie auch bei dem Namen des darunter Ruhenden.



Chokand.

## X. Die Steppenchanate und das russische Turkestan.

Blick auf Turkestan. Der Aralsee. Seine Ufer und Inseln. Sein Wasser. Mündungen des Syr- und Amu-Darja. Klima. Angebliche Periodicität des Aralsees. Die Landschaften am Syr-Darja. Der Karatau. Fruchtbarkeit seiner Abhänge. Seine Drographie. Reise des Hrn. Werschagin. Vom Aralsee nach Samarkand. Steppengebiet am Syr. Janykend. Fort Perowsky. Die Stadt Turkestan. Die Usbeken. Garten und Tadschik. Tschemkend. Tschikend. Seine Bevölkerung. Wege nach Samarkand. Hodschakend. Chodschand. Dschizzach. Das Khanat Chokand. Seine Stämme. Die Stadt Chokand. Landesprodukte. Gesetze und Sitten. Fedjchenko's Reise in Chokand. Das Zerasschan-Gebiet. Entdeckung der Zerasschanquellen. Expedition nach Schehr-i-Sebz. Samarkand. Soziale Verhältnisse. Die Dase von Bochara. Wüsten im Osten und Norden. Tscharotschkin's Rekonoscirung des Kyzyl-Kum. Die Lehmsteppe. Die Bochara-reisenden des gegenwärtigen Jahrhunderts. Wambéry's Schilderung von Bochara. Die Sklaventrawanjerai und der Sklavenhandel. Das rechte Dyrusufer. Schurachan, seine Bedeutung. Der Ak-Kamysch. Am unteren Amu-Darja. Das Dyrusdelta. Die Dyrusstromschnellen und Kungrat. A. Kuhn's Reise. In der Hauptstadt Chiwa. Anblick der Stadt. Leben der Chiwanen und des Khans. Seine beschränkten Mittel. Fest des Nuruz. Schilderung des Beschneidungsfestes. Dessenliche Zustände. Turkestan's Industrie und Handel. Wollfabrikate. Baumwolle. Seide. Lederwaaren. Der Kendir. Jantak-Schatar. Mineralien. Bedeutung von Tschikend als Handels- und Stapelplatz.

Blick auf Turkestan. Von den Wüsten der Turkomanen uns ostwärts wendend, betreten wir nunmehr das eigentliche Turkestan, nämlich jenen Landstrich, den man gewöhnlich unter diesem Namen versteht, wenn demselben keine nähere Erklärung beigelegt ist. Feste Grenzen sind hier ebenso wenig wie im übrigen Centralasien anzugeben möglich; nur beiläufig wollen wir eine ideale Linie, von der Einmündung des Syr-Darja oder Jaxartes in den Aralsee bis etwa zum Südeude des Balchasschees gedacht, als Abgrenzung gegen die Kirgisensteppe hin annehmen. Theilweise mit einer solchen Linie parallel fließt der Tschu, hier ein echter Steppenfluß, dessen Quellen im westlichen Tian Schan wir schon kennen gelernt haben. Das Land zwischen Tschu und Dyrus nun ist es, welches den von uns noch nicht beschriebenen Raum Mittelasiens ausfüllt, und vor noch

nicht allzu langer Zeit das Gebiet dreier Staaten bildete, die nicht unpassend die Steppenhannate Chiwa, Bochara und Chokand genannt worden sind. Denn im Allgemeinen beherrscht auch hier die Steppe den Charakter der Landschaft, die nur im Südosten zum Hochgebirge sich erhebt. Steppe und nichts als Steppe ist es, die vom südlichen linken Ufer des Tschu sich bis zum Jaxartes erstreckt, wenn auch durch den Zug der kohlenreichen Kara-Tau-Berge durchbrochen; abermals Steppe ist es, die zwischen dem linken Syruser bis zum Drus hin sich ausbreitet und die Verbindung mit der chowaresmischen oder turkmenischen Wüste herstellt. So zieht denn ununterbrochenes Flachland in weitem Kranze sich von den Ufern der Wolga durch die Kirgisensteppe bis hinab zu dem Ostgestade der Kaspisee, durchschnitten von den zwei bedeutenden Wasseradern des Jaxartes und Drus, die beide in der unteren Hälfte ihres Laufes zu vollkommenen Steppenströmen werden, während sie beide in den Gebirgen Hochasiens ihren Ursprung nehmen, wie man denn im Allgemeinen sagen darf, daß sie zu einander in einem merkwürdigen Parallelismus stehen. Wie die Landschaften Badachshan und Wakhan, dann die afghanischen Hannate Turkestan's im oberen Drusthale, finden wir im Thale des oberen Syr-Darja das Hannat Chokand, dessen Grenzen sich früher freilich weit gegen Norden, fast bis an den Tschu, im Osten aber bis in die nächste Nähe des Issi-kul erstreckten. Dermalen ist dieser Staat durch die sich ausbreitende Macht der Russen nahezu buchstäblich auf das Thal des Jaxartes oder Maryn beschränkt, der indeß in seinem Oberlaufe schon wieder russisches Gebiet abgrenzt. Im Süden stößt Chokand an die noch geheimnißvolle Bergregion der nördlichen Pamir, des Maiplateaus und Karategins, im Westen an das Nachbarhannat Bochara, welches nicht minder von seinem ehemaligen Umfange eingebüßt hat. Mehr als das gegenwärtige Chokand, das sich jetzt durchaus als Gebirgsland darstellt, ragt Bochara in die Steppe hinein, die sich am rechten Drusufer hinzieht. Den Bergrücken, welche aus Chokand herübertreten, entquillt der Zerasschan, sicherlich neben dem Drus und Jaxartes das wichtigste Gewässer jener Gegenden, in dessen fruchtreichem Thale die altberühmten Städte Samarkand und Bochara erbaut sind, wovon aber die erstere nebst dem wichtigsten, oberen Theile des Zerasschangebietes gleichfalls in russischen Besitz übergegangen ist. Der Zerasschan fließt südlich von Bochara in einen kleinen Steppensee und wird an seinem südlichen linken Ufer von Gebirgsmassen begleitet, die den bis nun erforschten Theil Turkestans von der Bergregion im oberen Drusgebiete scheiden, worüber in einem vorhergehenden Abschnitte die spärlich vorhandenen Nachrichten zusammengestellt wurden. Ob diese Landschaften, wie Hissar, Karategin, Darwaz u. s. w., unter bocharischer Oberhoheit stehen, ist nicht gewiß, sicherlich aber erheben die bocharischen Fürsten einen solchen Anspruch auf alle diese Gebiete bis nach Badachshan, welches ja selbst schon, wie wir wissen, Streitobjekt zwischen dem Emir von Bochara und jenem von Afghanistan war. Die dermalige bocharische Grenze im gebirgigen Osten läßt sich also nicht bestimmen, im Süden bildet sie im Allgemeinen die Druslinie, wenngleich das Thal zu beiden Seiten des Flusses Bochara gehört. Destlich an Bochara und nunmehr ganz auf das linke Drusgelände gedrängt, treffen wir die durch die jüngsten Ereignisse arg beschnittene

Dase von Chiwa. Dereinst war alles Land um den Uralsee bis hinan zu der Jaxartesmündung chiwanisches Gebiet; jetzt ist dem räuberischen Khanate selbst das Druzdelta entrissen und ihm nur ein ganz geringes Uferstück an dem noch obendrein ausgetrockneten Mibugirsumpf, dem Südennde des Ural, belassen. Rings um diese Druzoase schwärmen die von uns geschilderten Turkomanen umher, deren Botmäßigkeit unter dem Khan von Chiwa eine mehr als zweifelhafte ist. So sind denn diese einst so mächtigen und gefürchteten turkestanischen Staaten zu wahren Schattenbildern herabgesunken, ihre Gebiete auf einen lächerlich geringen Umfang eingeschrumpft, über alles Uebrige spannt seine Fittige der russische Doppelaar.

Der Uralsee. Unter den Seen, welche das Interesse in hohem Grade in Anspruch nehmen, befindet sich obenan der Uralsee, dessen Namen in der kirgisischen Sprache Inselsee bedeutet, während die Araber ihn See von Chowaresm nannten; er soll 1267 □ Meilen groß, nämlich 57 Meilen lang und 40 Meilen breit sein, und sein Wasserspiegel liegt 10<sub>,06</sub> Meter über jenem des Schwarzen und 35<sub>,66</sub> Meter über dem des Kaspiischen Meeres. Was wir über diesen großen Landsee, den die Russen ein Meer nennen, wissen, haben wir zunächst durch die Untersuchungen des Leutnant, späteren Admiral Alexis Butakow erfahren, der 1848 eine von der russischen Regierung ausgerüstete Expedition zu dessen Erforschung vermittels leichter zu diesem Zwecke erbauter Fahrzeuge leitete. Es war seit Jahrhunderten das erste Mal, daß der Uralsee Segelfahrzeuge trug, denn da seine Umgebungen kein Holz darbieten, so haben die Anwohner auch keine anderen Schiffe als schwache Rähne, deren man sich in den Mündungen des Amu-Darja zum Fischen bedient. Butakow kam am 5. März 1848 nach Drenburg, schritt sogleich zum Bau des Schooners „Konstantin“, der am 28. April vollendet wurde, ließ ihn dann wieder auseinander nehmen und auf Wagen durch die Steppe nach dem Fort Kaim an der Mündung des Jaxartes schaffen, wo er ihn auf's Neue zusammensetzte, am 20. Juli auf dem Syr-Darja vom Stapel laufen ließ und am 25. zur Aufnahme des Sees sich einschiffte. Das Resultat der ersten Fahrt des Hrn. Butakow, die bis zum 23. September dauerte, war eine allgemeine Refogno- scirung des ganzen Meeres, Ausmessung der Tiefe an verschiedenen Punkten, Bestimmung der Breite verschiedener Orte, die Aufnahme der Insel Bars Kilmes, endlich die Entdeckung und Aufnahme der Gruppe von Inseln, welche er die cza- rischen nannte und die bis dahin selbst den Kirgisen unbekannt geblieben waren.

„Die größte dieser Inselgruppen, erzählt Butakow, ist ganz mit Steppen- holz (Saxaul) bedeckt und ihre einzigen Bewohner sind eine zahllose Menge Saigas. Es findet sich keine Spur, daß Menschen sich hier aufgehalten hätten, und der beste Beweis davon ist, daß die Saigas gar nicht scheu waren, sondern neugierig sich näherten, was sich freilich, als wir einige zu unserer Nahrung schossen, bald änderte. Den Winter von 1848 auf 1849 brachte ich auf der Insel Kos-Ural, der Mündung des Syr-Darja, zu, in einem kleinen Fort, das unsere Fischerstation deckte. Der einzige bemerkenswerthe Vorfall während dieses Winteraufenthaltes war die Jagd auf einen Tiger, bei den Tataren Dschul-Bars genannt, der den Kirgisen einige Leute und Vieh getödtet hatte

und uns selbst ein Pferd zerriß. Ein solcher Nachbar war nicht zu dulden und ich erlegte ihn auch glücklich, als ich mit der Hälfte meiner Leute gegen ihn auf die Jagd zog. Es war ein wirklicher Königstiger, hellorangefarb mit schwarzen Streifen, ungewöhnlich fett, und von der Schnauze bis zum Anfang des Schweifes 2 Meter lang. Die Tiger streifen immer um Kaim her, namentlich im Winter, trotz der Kälte; sie halten sich dann im Schilf auf und ihre Haare sind außerordentlich dicht und pelzartig.

Die Ufer des Aralsees bieten eine todte, unfruchtbare Wüste dar. Das nördliche Ufer besteht aus thonigen, tafelformigen Erhöhungen von 60—90 Meter; sie sind gegen Süden von Schluchten durchrissen und neigen sich mit ihrem Abfalle gegen Norden; die Insel Kug-Aral und Bars-Kilmes haben denselben Charakter. Um Tschubar-Taraus, eine kleine Bucht neben der großen Perowskibucht, findet sich süßes Wasser in Gruben; hier stoßen die Sandstriche an, welche man die kleinen Barzufen nennt. Das östliche Ufer ist sandig, mit Hügeln, in denen Sand und Thon gemischt sind, und die sich gegen 24 Meter erheben. Dies ganze Ufer ist holzreich, ebenso wie der größte Theil der daran stoßenden Inseln; es wachsen hier Saxaul, Dschangyl, Kujan-Sujuk, woraus die Kirgisen eine gelbe Farbe machen u. s. w.; die Uferwände sind mit dichtem Schilf bekleidet. Das östliche Ufer südwärts von den ausgetrockneten Mündungen des Kuwan-Darja ist von tief eindringenden Buchten mit kleinen Eingängen durchschnitten. Längs desselben sind viele stark salzige Seen; auf dem ganzen Ostufer fand ich in Gruben nur stark bitter-salziges Wasser; darum gehen auch hier keine Karawanen. Die Inseln Kusch-Dschitmes, Tschutschka-Bas und Menschikow sind die einzigen, wo sich beim Ausgraben süßes Wasser findet. Das westliche Ufer bildet die Hochfläche Usturt, von 60—90 Meter Höhe, die bei Kara-Tamak (der schwarze Hals), zu dem die Sandstriche der großen Barzufen gehören, beginnt. Der Usturt ist gegen den See zu in Schluchten zerrissen und besteht aus abwechselnden Schichten von Thonschiefer, Kalk und Sand; selten zeigen in einer solchen Schlucht Flecken hellen Grüns das Dasein frischen Wassers in Gruben und Quellen an. Das südliche Ufer ist vollkommen flach und niedrig, und besteht aus den Flußanschwemmungen des Amu-Darja; hier ziehen die Kara-Kalpaken, Unterthanen des Khans von Chiwa, herum.“

Das Wasser des Aralsees ist gesalzen, aber in viel schwächerem Grade als der Ozean; der Grund hiervon ist höchst wahrscheinlich die ungeheure Menge süßen Wassers, welche durch die zwei großen darin einmündenden Ströme hineingebracht wird. Von den Kirgisen wird der See in zwei ungleiche Hälften getheilt: in das kleine Meer, den nördlichen Theil bis zum Südende der Insel Bars-Kilmes, welcher fast jedes Jahr zufriert, so daß die Kuls mit Kameelen, Pferden und andern Herden hinüberziehen, und in's große Meer, welches den ganzen übrigen Theil begreift und nur längs dem Ufer zufriert. Der Spiegel des Sees sinkt augenscheinlich fortwährend: man bemerkt dies namentlich an einigen Felsen des Usturt und der Insel Nikolai, die vom Wasser in einer Höhe ausgewaschen sind, wohin der jetzige Wellenschlag selbst in den heftigsten Stürmen nicht reicht. Der Boden des Aralsees zeigt eine Senkung am nordwestlichen Ufer, wo die größte Tiefe 72 Meter erreicht, während Butakow in der



Mitte nirgends mehr als 27—30 Meter fand. Der Grund in der Mitte und um das nördliche und westliche Ufer ist Schlamm, um das östliche und südliche Sand stellenweise auch Muscheln. Felsen unter dem Wasser giebt es im Aralsee sehr wenig, nur an der Südseite der Halbinsel Kulanda und der Inseln Nikolai und Konstantin sind Steinriffe, sonst ist der Boden rein. Die bedeutendsten Fische im See und Syr-Darja sind der spitznasige Stör und der Wels; die anderen Gattungen sind fast dieselben wie im Kaspiischen Meere; wirkliche Störe sowie Haufen, Sewruzen, Sterlete und Seehunde, wie sie sich im Kaspiensee finden, giebt es hier nicht. In dem Flusse und den Seen giebt es wol manche andere Fische, aber keine Krebse.

Die Mündungen des Syr- und Amu-Darja sind sehr verstopft durch Anschwemmungen von Sand und Schlamm. Das tiefste Fahrwasser im Delta des Syr-Darja hat bei der Anschwellung 1—1,2 Meter, selten 1,4 M. Tiefe, manchmal auch nur 0,75 M., und fällt in die Monate Juni und Juli, wenn in den höheren Gegenden der Schnee schmilzt; im Herbst fällt das Wasser bedeutend. Im Winter liegt das Eis an vielen Stellen des Delta's auf dem Boden; dann bohrt sich das Wasser unter demselben einen Weg und vertieft das Fahrwasser, aber die Wellen führen bald wieder Sand und Schlamm herbei. Die bedeutende Wassermenge des Syr verliert sich in Seen und Sümpfen, die durch den Strom gefüllt werden und so wie dessen Ufer mit Schilf bewachsen sind, das oft eine Höhe von 6 Meter erreicht.

Der Syr-Darja fällt in zwei Armen nördlich und südlich von der Insel Kos-Aral in den See; im nördlichen, für Rachen und flachbodige Fahrzeuge fahrbaren Arm ist die Tiefe, wie oben angegeben, der südliche aber hat einen sehr schwachen Lauf, ist größtentheils mit Schilf und Kuga bewachsen und an der Mündung ungemein seicht. Früher fiel auch der Kuwan-Darja, gleichfalls ein Arm des Syr, in den See, jetzt aber ist sehr wenig Wasser darin, welches von den Kirgisen hinter einem Damme, 7 Meilen vom See, angesammelt wird. Im Sommer und Herbst hält sich das Wasser nur an einzelnen tiefen Stellen und in Seen. Butakow erfuhr, daß vor etwa 90 Jahren im Kuwan-Darja viel mehr Wasser gewesen als im Syr und sein Lauf so stark gewesen sei, daß er Steine fortwälzte; zu jener Zeit war der südliche der Hauptarm, sowol der Wassermenge als der Stärke der Strömung nach. Auch der jetzt ausgetrocknete Jany-Darja, wovon Butakow keine Spur mehr sah, soll damals Wasser und einen allerdings sehr schwachen Lauf gehabt haben. Ueberhaupt, so viel man bemerken und aus diesen Angaben der Kirgisen ermitteln kann, rückt der Syr sein Bett allmählich gegen Norden vor. Seine Ufer, von der Aralfeste Kaim bis zur Mündung sehr niedrig, heben sich ebenso wie die Inseln des Delta's unaufhörlich durch die jährlichen Anschwemmungen bei den Anschwellungen, eine Zeit, zu welcher der Fluß gelb und sehr schmutzig erscheint. Kaim gegenüber, sowie oberhalb und unterhalb desselben, wird die Uberschwemmung durch Dämme von Thon zurückgehalten, welche die hier wandernden Karakalpakten und Kirgis-Kaizaken einst errichteten, wodurch bei der Anschwellung das Niveau des Flusses höher als das der bebauten Felder und Gärten ist, die man somit sehr leicht und bequem bewässern kann.

Von dem Klima dieses Landstriches sagt Butakow, daß es im Sommer sehr heiß, der Regen eine große Seltenheit, im Winter aber für diese Breite, welche jener der Krim und der von Venedig und Bordeaux entspricht, sehr kalt ist. Im Winter 1848 begann die Kälte am 22. Oktober, und die vom Flusse aus gefüllten Seen überzogen sich so mit Eis, daß man Schlittschuh laufen konnte. Der Strom aber bedeckte sich erst am 26. November mit Eis und ging am 3. April auf. Im Winter transportirte man schwere Lasten und fuhr mit Wagen hinüber, und die Kälte stieg bei heftigen und zahlreichen Schneestürmen auf 18° R. Im Sommer aber ist die Hitze unerträglich, kein Regen fällt, und die Luft wird nur durch die unaufhörlich herrschenden Westnordwest- und Ostnordostwinde gereinigt, welche die in andern Ländern so schädlichen Ausdünstungen des Süßwasserschilfes fortführen. Die Schiffahrt auf dem See erschweren diese Winde sehr, und sie setzten Butakow, da sie mit Sturmesgewalt wehen, der größten Gefahr aus. Die Winde werden hier oft plötzlich heftig, erregen einen starken Wellenschlag und lassen, wenn sie eben so plötzlich aufhören, ein unerträgliches Schwanken zurück. Der Aralsee gehört im Allgemeinen zu den stürmischsten und unruhigsten, aber das Klima in seinen Umgebungen ist nicht schädlich, wenn auch nicht sehr angenehm.

Einige Gelehrte haben die Behauptung aufstellen wollen, daß der Aralsee nicht zu allen Zeiten bestanden habe, daß er nur eine periodische Erscheinung, gewissermaßen mit den veränderlichen Sternen in der Astronomie vergleichbar sei. In neuester Zeit ist diese Frage, wie ich schon gelegentlich der Schwankungen des Druzbettes erwähnt habe, viel und lebhaft diskutirt worden. Prof. Közler hat alle geschichtlichen Zeugnisse, woraus man auf zeitweiliges Verschwinden des Aral schließen zu dürfen gemeint hat, mit großem Scharfsinne geprüft und ist zu dem Ergebnisse gelangt, daß sie in keiner Weise zu einer solchen Hypothese berechtigen. Es sei nicht erweislich, daß in historischen Epochen je der Aral der gesammten Zuflüsse sowol des Druß als des Jaxartes entbehrt hätte, auf welche beiden Strömen allerdings die Existenz des Sees beruht, der sonst kein Quellwasser besitzt. Andererseits ist von Elisée Reclus gezeigt worden, wie unter der Voraussetzung, daß die beiden Flüsse nicht in den Aral gelangen, dessen Austrocknen und Verschwinden nur das Werk weniger Jahre sein könne, und leugnen läßt sich Angesichts der obwaltenden Terrainverhältnisse die Möglichkeit nicht, daß Druß und Jaxartes dereinst einen andern Lauf gehabt haben konnten. Hinsichtlich des Amu wissen wir schon, wie die Expeditionen der letzten Jahre das Vorhandensein eines ehemaligen Strombettes von überraschend großen Dimensionen dargethan haben; den Syr betreffend, ist zu erwähnen, daß außer den beiden jetzigen Mündungsarmen und dem trockenen Flußbette des Kuwan-Darja noch ein weiterer, gleichfalls verlassener Arm des Stromes besteht, der sogenannte Jany- oder Dschan-Darja, der unterhalb des heutigen Fort Perowsky vom Hauptstrome sich loslöst und der Ostküste des Aral entlang zum Daukarasee hinzieht, der von Drußwassern gespeist wird. Eine Verschmelzung beider Stromwasser war auf diesem Wege wol keine absolute Unmöglichkeit, wenngleich wir weit entfernt sind, die Thatsache selbst behaupten zu wollen. Eine endgiltige Entscheidung der nicht uninteressanten Frage scheint

vielmehr nur nach nochmaliger genauer Untersuchung der Bodenplastik möglich, denn in erster Reihe, und dies sollte nie vergessen werden, handelt es sich hierbei nicht nur um ein historisches, sondern um ein Problem physikalischer Erdkunde.

Die Landschaften am Syr-Darja. Ziehen wir von der heutigen Syr-Ämündung den Strom aufwärts, so führt uns derselbe zunächst durch ödes Steppenland; am rechten Ufer ist es die Kirgisensteppe, welche bis an den Strom herantritt; links im Süden liegt ein bis an den Aralsee reichendes, mehr denn 40 Meil. breites, braunrothes Sandmeer, von den Wüstenstürmen zu Hügeln aufgethürmt. Treffend nennen es die Kirgisen *Kyzyl-Kum*, d. i. rother Sand. Die Ufer des Flusses wie des Aralsees bedecken Dickichte aus Schilfrohr (*Arundo phragmites L.*), wechselnd mit einer hochstämmigen Stipacee

(*Lasiagrostis splendens*), aus welcher die Kirgisen ihre zierlichen Strohmatte flechten. Im Syrdelta

erreicht der *Saxaul* eine Höhe von 5 M., am Ufer wachsen reichlich Halophyten und die Flugsandhügel bedecken anmuthige Wäldchen von *Tamarix*. An diesem windungsreichen Unterlaufe des Syr haben die Russen eine Reihe von befestigten



Thalebene am Aralsee.

Plätzen angelegt, nämlich Fort Aralsk oder Kaim, Fort Mailibasch, Fort Karmaktschy und Fort Perowsky, welches letzteres von allen das bedeutendste ist und an der Stelle einer früheren Festung der Chokanzen liegt, des berühmten Al-Mesdsched (weiße Moschee), das die Russen 1853 nach heftiger Gegenwehr eroberten. Zwischen diesem Platze und dem Fort Karmaktschy erstreckt sich ein marshiges Terrain, welches von einem Arme des Syr, dem Kara-Usak, im Norden umschlossen wird; es ist der Sumpf Babüstün-Kul. An beiden Ufern des Syr liegen mehrere Ruinen, jene von Dschan-Kala, Kosch-Kurgan, von Din-Kurgan und Dtrar ( $42^{\circ} 50' 40''$  n. Br. und  $68^{\circ} 17' 30''$  ö. L. v. Gr.); in den sechziger Jahren ward am linken Ufer eine ganze Stadt, die früher am Gestade des Aralsees gestanden hatte, aber nunmehr mit Sand, Schlamm und Salzmorästen überdeckt und mit Steppenstachelgras (*Cenchrus*) ganz überwachsen war, aufgefunden. Auf der Strecke zwischen Fort Perowsky und dem stromaufwärts gelegenen Bayldyr-Tugai ( $42^{\circ} 1' 40''$  n. Br. und  $68^{\circ} 13' 57''$  ö. L. v. Gr.) fließt der Syr majestätisch zwischen flachen, bald sandigen, bald von Salz gesättigten thonigen Ufern. Bis zu jenem Orte befuhr ihn Contreadmiral Alexis Butakow im Jahre 1863 in Dampfschiffen und gewann die Ueberzeugung, daß der Strom auf mehr als 70 Meilen von seiner Mündung schiffbar sei. Der wichtigste Platz an dieser Strecke ist Fort Dschulak.

Beiläufig in der Breite dieses Ortes ändert sich die Bodenplastik am rechten Syrufer; hier erst verlieren sich nämlich die letzten Ausläufer des Karatau, der bei Aulie-ata anhebt und gewissermaßen als eine Fortsetzung der Alexandrowskiberge zu betrachten ist, also jedenfalls zum Systeme des Tian Schan gehört. Dieser Höhenzug begleitet nunmehr den Syr in einiger Entfernung, scheidet sein Becken von jenem des nördlicheren Talas und sendet ihm mehrere kurze Zuflüsse zu, darunter der Arys der wichtigste ist. Den Karatau hat hauptsächlich der uns wohlbekannte Säwerzow erforscht, den wir auf seiner Reise vom Jahre 1864 begleiten wollen.

Am 19. Juli brach er von Aulie-ata auf. Der Weg führt  $1\frac{3}{4}$  Meilen hinter diesem Platze über den Ussa, jenseits steigen die niedrigen Schieferberge des Kujuk auf (ihre absolute Höhe ist 914 Meter), mit magerem Grase, hin und wieder mit Hagebuttensträuchern bewachsen. Dann geht der Weg sanft abwärts an den Ters oder Terssa, einen linken Zufluß des Ussa. Der Ters entspringt dem Ostabhange des Kulan-Zuges, der hier in fast meridionaler Richtung einen Ausläufer des Karatau bildet und einst von Humboldt unter dem Namen Myn-Bulak als nördlichste Fortsetzung des angeblichen Bolor in die Karten eingetragen wurde. Vom Westabhange des Kulan fließen die Quellflüsse des Arys, tief in die breit sich abdachende Westseite des Gebirges abgeschnitten, darunter der größte von allen, der Badam, an welchem die Stadt Tschemkend liegt. Von der Mündung des Badam beginnt der Unterlauf des Arys, der eine Länge von etwa 10 Meilen hat. Ruhig dahinfließend nimmt der Fluß allmählich an Tiefe zu, so daß er für Dampfer von  $1\frac{1}{3}$  Meter Tiefgang fahrbar wird; auf den letzten 3 Meilen begleiten ihn Gebüsche von *Elaeagnus angustifolia*, *Populus diversifolia* und *Caragana jubata*. Mit Bewunderung spricht Säwerzow von der Fruchtbarkeit des Arysthales und der zur linken Seite sich anschließenden Steppe. Ueberhaupt, sagt er, wo immer in diesen Ländern Bewässerung möglich ist, versagt der Boden dem Menschen nie den Lohn seiner Anstrengungen.

Ausgezeichnet ist aber in dem gut bewässerten Arysthale der Wuchs der Luzerne, des Weizens, der Dschugara (*Holcus saccharatus*), des Mais und des Kunak, ein dem *Alopecurus* ähnliches Gewächs, welches ein vorzügliches Pferdefutter abgiebt. Zu wahren Prachtexemplaren gedeihen hier Melonen und Arbusen in dem fetten, lockern, schwärzlichen Schlamm, welcher den Boden bildet. Gut ist der Boden auch links vom Arys in den Steppenabhängen und Vorbergen des Urtautau, die hier dem Syrthale sich nähern. Auf der rechten Seite des Arys ist der Boden und die Vegetation nur am Oberlauf des Flusses bis Jaski-Tschu von ähnlicher Güte, dann wird die Steppe je weiter um so magerer und ist hier und da mit Wermuth, zwischen den Mündungen des Boroldai und Badam aber schon mit salzhaltigen Gewächsen, namentlich *Anabasis aphylla*, bestanden. Das nördlichere Thal des Bugun, wohin Säwerzow sich nun wandte, ist gleichfalls mit Feldern, natürlichen und künstlichen Wiesen und Gruppen von Weiden bedeckt. Die Kulturpflanzen sind dieselben wie im Arysthale, gedeihen jedoch weniger gut, ausgenommen die Melone, die hier früher reift. Noch weiter gegen Norden, auf halbem Wege zwischen Tschemkend und Dschulak, liegt in der zwischen Syr und Karatau eingebetteten Steppe die nicht unbedeutende, früher chokanzische, jetzt russische Stadt Hazret-i-Turkestan, ziemlich weit vom sandigen Syrufer, dessen Beschaffenheit es verschuldet, daß die wichtigeren Städte sich mehr in das Land zurückgezogen haben; im eigentlichen Syrthale finden wir kaum einen nennenswerthen Ort.

Was die Orographie des Karatau im Allgemeinen betrifft, so bemerkt Säwerzow, daß ihn auf seiner östlichen Hälfte nördlich ein geringerer Höhenzug, der Ketichene-Karatau (Kleiner Karatau), begleitet, zwischen welchem und dem Hauptzug ein Längenthal sich erstreckt, in welchem Steinkohlen gefunden würden. Im westlichen Theile ist das Verhältniß umgekehrt. Hier zieht sich etwas westlich von Turkestan eine Kette von Vorbergen auf der Südseite des Karatau hin, während die Nordseite steil zur Steppe abfällt. Da, wo die beiden Vorpostenketten aussetzen, ist die höchste Erhebung des Gebirges und der 2072 Meter hohe Paß Turlan, über welchen die Straße von Turkestan nach Dschulak führt. Der Kamm des Karatau, den man auch Boroldai nennen hört, besitzt eine Breite von etwa 7 Meilen und ballt sich am obern Arys zu einer Anzahl von spitzen, scharfkantigen Gipfeln zusammen. Seine Höhe nimmt gegen Nordwesten hin allmählich ab, bis er mit den Hügeln von Daud Chodscha unweit von Dschulak gänzlich verschwindet. Die neuesten Untersuchungen haben glänzende Beweise von dem Mineralreichthume dieser „schwarzen Berge“ geliefert. Neben der mehrfach und in mächtigen Flözen angetroffenen Steinkohle mit stark metallischem Glanze hat man Eisen-, Kupfer- und Bleierze, darunter Bleiglanz (*Galenit*), gefunden. Der Wachholder (*Juniperus pseudosabina*) des Karatau gedeiht zu so mächtigen Bäumen, daß Balken von 4,27 M. Länge und 0,45 M. Breite daraus gezimmert werden können.

Auch in dem Landstriche am rechten Syrufer zwischen Arys und Tschirtschik, in dessen breiten Thale die hochwichtige Stadt Taschkend liegt, ist Wasser zu künstlicher Verieselung reichlich vorhanden, zuweilen ist eine einzige Quelle außerordentlich ergiebig. Eine solche entspringt z. B. dicht bei Tschemkend und entsendet einen Bach, der nicht nur zur Bewässerung sämmtlicher Gärten

der Stadt, sondern auch zum Betriebe mehrerer kleiner Mühlen ausreicht. Diese Gegend ist die Kornkammer des ehemaligen Khanates Taschkend, aus welcher Getreide nach Aulie-ata, Turkestan und Taschkend ausgeführt wird. Seitdem die Russen Herren des Landes geworden, haben sie natürlich ihr Möglichstes zur Hebung dieser an sich günstigen Verhältnisse gethan. Von Beamten, Offizieren und Handelsleuten aller Art, welche der sich rasch entwickelnde Verkehr nach der Eroberung dahin gezogen hat, sind übrigens diese Gebiete Turkestan's so vielfach durchstreift und beschritten worden, daß ich hier darauf verzichten muß, die Routen einzelner Reisenden zu verfolgen, wie dies für die wenig bekannten Regionen des Tian Schan und Ostturkestan's geschehen ist. Noch vor 10—15 Jahren war es statthaft, die Reisen nach den Städten im Syrthale aufzuzählen, heute sind ihrer Legion; ja selbst Samarkand, das weitberühmte, und Bochara, das heilige, deren Besuch durch Bambery 1863, wiewol er beileibe nicht der erste europäische Eindringling war, immer noch ein geographisches Ereigniß bildete, sind heute schon viel zu oft und von viel zu Vielen geschaut worden, als daß es fernerhin noch möglich wäre, all den verschiedenen Spuren zu folgen. Ich ziehe es daher vor, mich und meinen Leser an die Fersen eines Einzigen, des Herrn Basil Wereschagin zu heften, an dessen Hand wir von den traurigen Gestaden des dunkelblauen Aral bis nach Samarkand, dem Herzen des turkestanischen Landes und dormalen dem vorgeschobenen Posten russischer Besitzung vordringen, zugleich aber auch Land und Leute am Syr-Darja genauer kennen lernen können.

Vom Aralsee nach Samarkand. In Fort Kazaly, nahe an der Jaxartesmündung, treten wir mit ihm die Reise an. Am rechten Ufer des Flusses gelegen, besteht der Ort aus Häusern von Lehmsteinen, welche den Wohnungen der Bauern in Südrußland gleichen; nur haben sie keine geneigten, sondern flache Dächer. Auf dem Bazar finden sich Kirgis-Kaizaken ein, welche nicht nur in der eigentlichen Kirgissteppe, sondern bis tief hinein in die turkestanischen Khanate wohnen, um ihr Vieh gegen russische Fabrikate auszutauschen. Zu Roß und zu Kameel, mitunter auch auf Eseln oder regelrecht gesattelten Ochsen reitend, treiben sie ihre Schafe und Kühe herbei. Die Frauen halten eben Schafschur, andere klopfen Wolle. Haupterzeugniß Kazaly's ist der Kaviar, der zwar an sich vortrefflich ist, doch leider mit einer schlechten Qualität Salz zubereitet wird. Von hier fahren jetzt Dampfschiffe den Syr aufwärts, doch läßt ihre Beschaffenheit und Einrichtung viel zu wünschen übrig; auch müßte, um die Schifffahrt zu organisiren, das Flußbett des durch seine vielfachen Windungen ermüdenden und zeitraubenden Stromes unbedingt regulirt werden, eine Arbeit, die freilich enorme Summen beanspruchen würde. Jetzt kann es Einem passiren, nach mehrstündiger Fahrt sich um nur wenige Kilometer von dem Ausgangspunkte entfernt zu sehen. Kaum drei deutsche Meilen von Kazaly treffen wir auf die am andern Stromufer und in der Nähe eines Sees gelegene Ruinenstadt Janykend. Bei der Fährre über den Syr steht ein Kosakenpiket, damit die Kaizaken nicht Steine aus den Ruinen fortschleppen, denn Steine sind in der Steppe um so werthvoller, als es dort keine giebt. Die Ueberfahrt geschieht in einem großen Rachen nach den ziemlich gut erhaltenen Festungswerken von

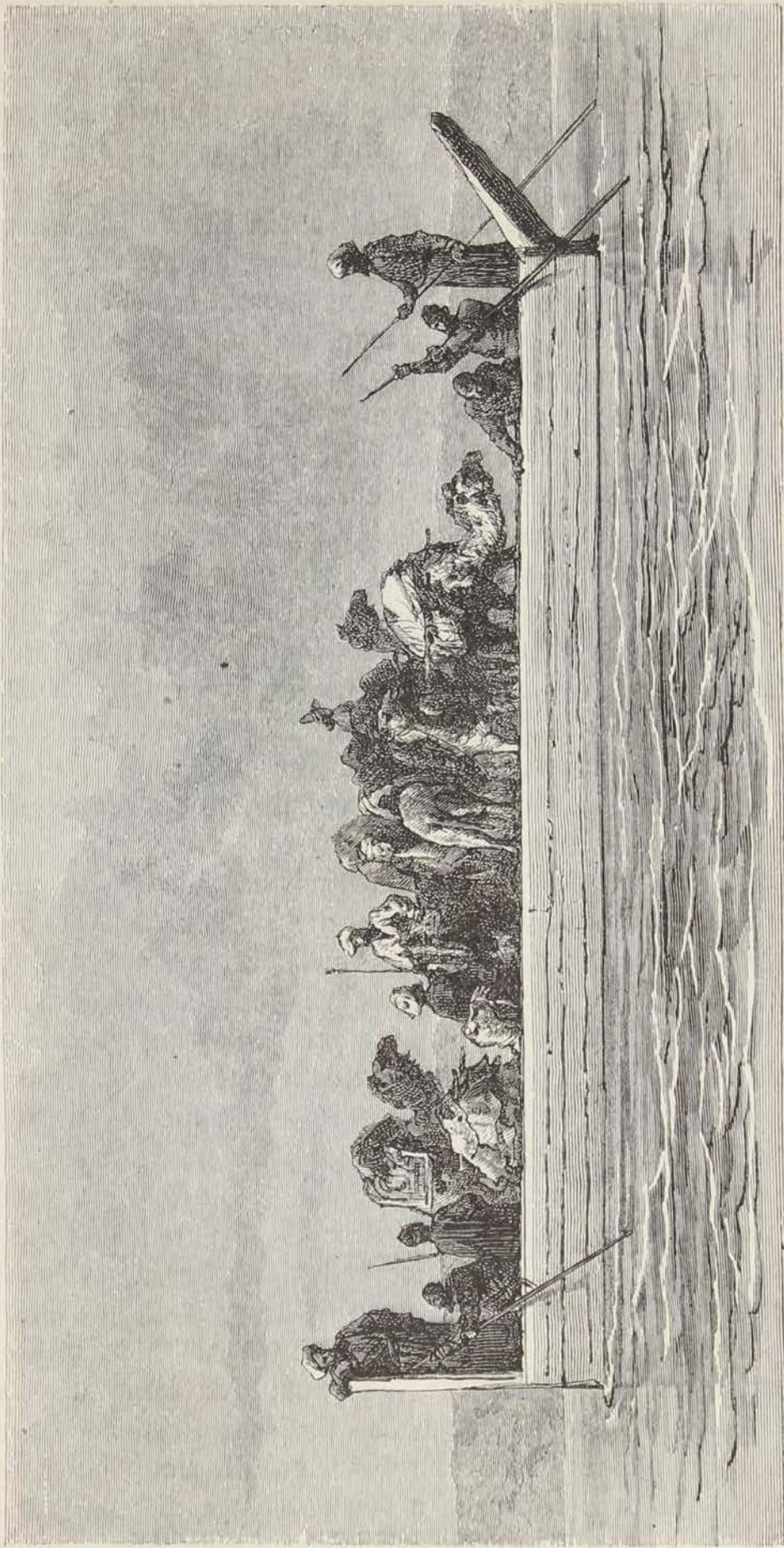
Djhanegal, die aus Erdaufwürfen bestehen, mit einem Graben umzogen sind und im Innern keine Spur von Wohnungen zeigen. Nach Südwesten hin, in einer Entfer-

nung von bei-

läufig einer Meile, sieht man eine große Mauer, weiterhin sind mit Gras und Strauchwerk bewachsene Hügel, von denen manche durchwühlt sind, und dort liegt das alte Zanykend. Der Petersburger Akademiker Paul Verch hat in den Ruinen Nachgrabungen veranstaltet und aus denselben manche merkwürdige Sachen zu Tage gefördert. Auch Wereschagin stellte 1867 Nachgrabungen an und fand Knochen von Menschen, Pferden, Schafen, Kameelen, Kohlen, Bruchstücke

von Thongefäßen, darunter eines von sehr hübscher Form mit Henkel und Schnabel, eine flache Schüssel mit Henkel und vier Schnäbeln, und einen rothen

von Thongefäßen, darunter eines von sehr hübscher Form mit Henkel und Schnabel, eine flache Schüssel mit Henkel und vier Schnäbeln, und einen rothen



Ueberfahrt über den Schy-Daria (Djus).

von Thongefäßen, darunter eines von sehr hübscher Form mit Henkel und Schnabel, eine flache Schüssel mit Henkel und vier Schnäbeln, und einen rothen

Topf mit schönen regelmäßigen Zeichnungen und Ornamenten von bossirtent Thon. Etwas tiefer kam ein anderes, aber schlichtes Gefäß zum Vorschein und gleich darauf ein drittes. Bei weiteren Nachgrabungen fand Bereschagin noch mehr Thongeschirre, die entweder nichts enthielten oder nur Staub von Kohlen und Knochen, Stückchen Glas, glasierte Gefäße, Bruchstücke von Ornamenten aus gebranntem Thon; diese Zeichnungen waren durchwegs regelmäßig, einige mit blauem Schmelz überzogen. Eine Reliefschrift scheint arabische Schriftzeichen zu haben.

Auf der Strecke von Kazaly bis zu dem kleinen Fort Karmaktschy, welches bei den Russen die Bezeichnung Nr. 2 führt, hat der Syr viele mit Rohr und Schilf bewachsene Inseln, wie aus den Fahrten des Admiral Butakow bekannt ist. Die steil abfallenden, obwol manchmal nur niedrigen Ufer sind so völlig kahl, daß man nicht einmal einen Dornstrauch sieht; auf beiden Seiten ist dürre Steppe. Bei Hochwasser reißt der Strom Uferland ab und das Bett verändert sich; sein trübes Wasser fließt ungemein rasch. Sobald man sich dem wichtigen Fort Perowsky, dem früheren Ak-Mesdsched, nähert, treten Rohr und Schilf auf, und zwar von solcher Höhe, daß die Stämme einen auf dem Kameele sitzenden Reiter überragen. In diesen Wäldern hausen viele Tiger, auf welche von den Russen Jagd gemacht wird, zumal die Behörde für jeden getödteten Tiger dem Jäger 48 Mark zahlt und ihm überdies noch das Fell überläßt. Auch Wölfe und Eber halten sich in jenen Rohrwäldern auf, welche den Pferden und dem Hornvieh Futter liefern; man mähet die Stengel ab, wenn sie noch grün sind, und vermischt sie mit grobem Heu. Fort Perowsky selbst bietet keine Merkwürdigkeiten, erfreut aber den Wanderer durch den langentbehrten Anblick einiger Bäume.

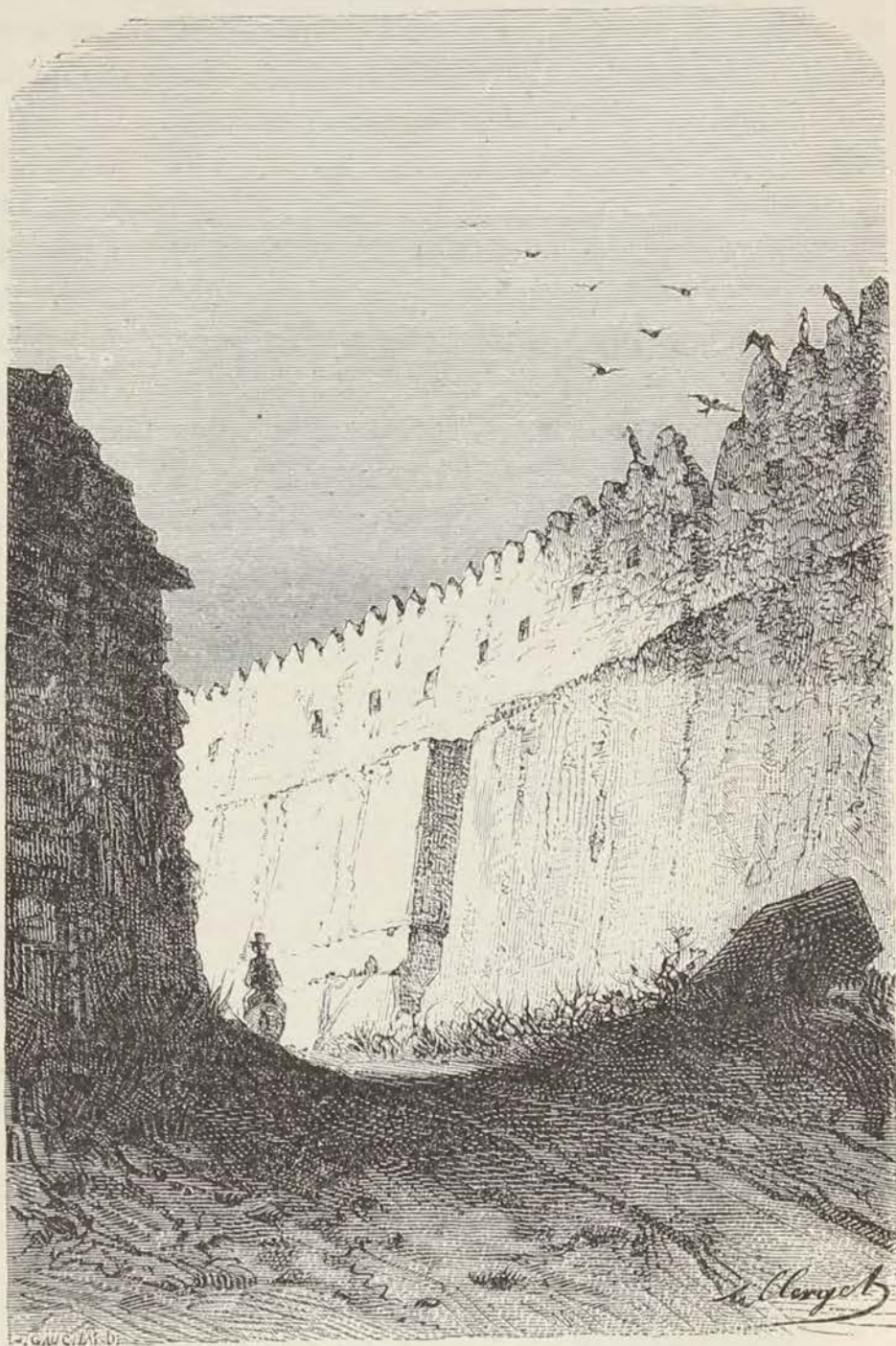
Von Fort Perowsky an verlassen wir das Dampfschiff, um die Weiterreise auf der großen Heeresstraße fortzusetzen, die wir übrigens auch von Kazaly und noch viel weiter, von Drenburg aus, hätten benutzen können, denn schon seit langer Zeit sind von Orsk bis Kazaly Postrelais organisirt; sie werden von den Kirgis-Kaizaken unterhalten, die durch einen auf jeder Station angestellten russischen Postillon mit dem russischen Postendienste vertraut gemacht werden und sehr schnell fahren. Mit wenigen Unterbrechungen, durch die mannichfachen Krümmungen des Stromes verursacht, zieht die Straße bis Hazret-i-Turkestan fast beständig an dessen rechtem Ufer hin. Von Fort Perowsky ab steigt das Land; der sandige Pfad ist so beschwerlich, daß die leichte Tarantasse, das übliche Steppenfuhwerk, mit Mühe von vier Pferden fortbewegt werden kann und mehrmals ein ganzer Tag vergeht, bevor man eine Station zurückgelegt hat. Vom Fort Dschulak an erscheint die Gegend nicht mehr so trostlos, im Strome liegen viele bewachsene Inseln, am Ufer treten mehr und mehr Bäume auf und an einzelnen Stellen bilden sie sogar kleine Wäldchen; einen eigentlichen, wahren Wald in unserem Sinne erblickt man freilich in ganz Turkestan nirgends. Fasanen sieht man in großer Menge und sie sind gar nicht scheu, auch wenn Kosaken mit munterem Gesange in der Nähe vorüberziehen. Neben der Station Jany-Kurgan liegt ein jetzt verfallenes Fort in einem ehemaligen Bette des Stromes, der sich ein neues in den Boden eingerissen hat.



Weiterhin stoßen wir auf die Ruinen von Sauran, welche jenen von Janykend gleichen und wahrscheinlich aus derselben Zeit stammen. Man sieht eine hohe Erdmauer, einen großen Raum im Innern, viele Erdhügel mit Scherben von glazirtem Thon, gebrannten und ungebrannten Ziegelsteinen und ein Minaret; an demselben sind noch an manchen Stellen Schmelz und Spuren von Inschriften bemerkbar.

Nach langer Steppenreise geräth man in heitere Stimmung, sobald man an frische, grüne Gärten gelangt, die mit Gräben umzogen sind, und die Hazret-Moschee der Stadt Turkestan in Sicht bekommt, zu welcher in jedem Jahre, besonders vor der russischen Eroberung, Tausende von Pilgern aus verschiedenen Gegenden Centralasiens wallfahrten. Man hat die Stadt Turkestan erreicht, und nun treten auch die Zinnen der gewaltigen Mauern ihrer Citadelle hervor, an der noch die Spuren der russischen Kugeln sichtbar sind, und die hoch über die kleinen, heute von Kosaken bewohnten Häuser hinausragt.

Die berühmte Moschee, über dem Grabe des heiligen Hazret oder Dschaffawi im Jahre 1404 von Timurlenk durch Chodscha Hussein, gebürtig aus Schiraz in Persien, erbaut, ist unlängst sehr ausführlich von Mir-Salikh-Bektschurin (im Bulletin de la Société de géographie de Paris 1870) beschrieben worden und wird mit vollem Rechte als eines der schönsten Bauwerke dieser Art weit und breit in Centralasien gefeiert.

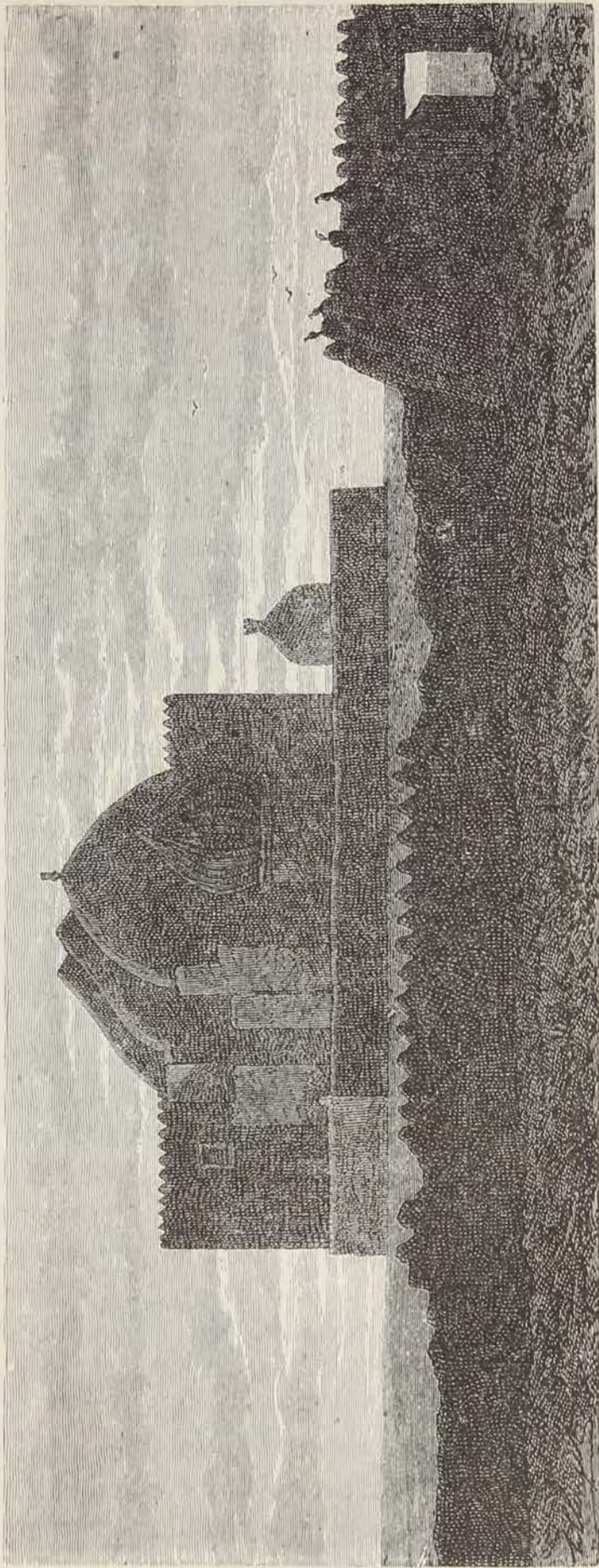


Straße in der Stadt Turkestan.

Sie hat durchbrochene Kuppeln, die bewunderungswürdigen Ornamente von farbigem Schmelz, mit welchen diese Kuppeln überzogen waren, und die Mauern an der Ostseite, sind aber leider zum großen Theile verfallen. Das Innere ist ziemlich dunkel, weil die Lichtöffnungen in den Kuppeln nur klein sind. Eine hohe, enge Pforte, die mit einem Teppiche verhängt ist, führt zum Allerheiligsten, nämlich dem Grabe Hazret's; dasselbe ist sehr hoch und mit reich gestickten Decken belegt, über welche man schwarzes Tuch und über dieses weißen Kattun gelegt hat. Der Zutritt ist zwar streng verboten, wurde aber Hrn. Wereschagin doch gegen ein kleines Trinkgeld gestattet. Der Fußboden ist mit Steinplatten belegt, was sonst in Turkestan selten vorkommt. An der einen Seite des Gebäudes befindet sich ein sehr großer kupferner Kessel, in welchem früher die Speisen für die Pilger gekocht wurden. Außer der erwähnten sind die übrigen Moscheen Hazret-i-Turkestan's nicht weiter bemerkenswerth und unterscheiden sich von den gewöhnlichen Häusern nur dadurch, daß sie größer und höher sind, auch reinlicher gehalten werden; manche haben auch eine kleine Kuppel. Im Hofraume befindet sich ein überschattetes Wasserbecken und allemal eine Galerie, wo die Gläubigen ihre Fußbekleidung ablegen müssen; die Karnieße, Säulen und Decken dieser Galerie sind zum Theil recht geschmackvoll mit allerlei farbigen Mustern verziert. Die eigentliche Stadt, im Südosten der Citadelle, gleicht den übrigen Wohnorten des Landes; die Häuser haben keine Fensteröffnungen nach den Straßen zu, welche daher finster und eng sind. Man überspannt sie mit Leinwand, welche die Sonnenstrahlen abhält; deshalb ist es in ihnen frisch und kühl, und man lebt dort nach langer, ermüdender Reise durch die Steppe gleichsam neu auf.

Die dormalen in der Stadt lebenden Russen wohnen hauptsächlich in der Citadelle oder in gemietheten Häusern nichts weniger als bequem, waren noch vor einigen Jahren nicht besonders mit ihrem Aufenthalte in Turkestan zufrieden, den ihnen die vielen Skorpione und giftigen Schlangen verleideten, und kamen mit den Eingebornen wenig in Berührung. Was nun diese Letzteren betrifft, so bestehen sie in ganz Turkestan, sowol in dem Rußland unterworfenen Theile als in den Ueberresten der Khanate, nebst den nomadischen Kirgis-Kaisaken hauptsächlich aus Usbeken und Tadschiks. Die Usbeken haben wir schon in den kleinen Staaten des obern Drusthales angetroffen; sie repräsentiren auch hier den herrschenden Volksstamm, dem die übrige Bevölkerung gehorchen muß. Prof. Wambéry hat die Usbeken als eine über ganz Centralasien verbreitete und in viele Stämme zerfallende Nation dargestellt, eine Auffassung, in der ihm Viele gefolgt sind. Wahrscheinlich ist es aber nicht, daß die Usbeken ein eigener Volksstamm seien; vielmehr wird man sich wol der Erklärung Prof. Peschel's anschließen dürfen, wonach die Usbeken die herrschende Rasse im Reiche Kiptschak, dem westlichen Mongolenreiche waren, welches aus einem Gemisch asiatischer Völkerschaften bestand. Usbek war also kein ethnographischer, sondern ein politischer Name. Die Usbeken sind demnach gewiß keine Nation und ihre Bestandtheile keine Volkszweige, sondern das Ganze ist ein Gemenge der verschiedenartigen Bewohner Centralasiens, die nichts gemein hatten als ein historisches und politisches Band, die sich daher auch durch

Sprache, Sitten und Physiognomie von einander unterscheiden konnten. Sie sind rohe, aber gutherzige Naturkinder, ohne die Hinterlist, die mit der orientalischen Gesittung verbunden zu sein pflegt. Ringübungen, Scheingefechte, Pferderennen um hohe Preise sind ihre Lieblingsunterhaltungen, sie haben aber auch ihre Romanzenfänger und geben der türkischen Poesie, d. h. der Poesie der in Mazanderan wohnenden türkischen Völkerstämme, den Vorzug. Eine hohe Achtung zollen sie den Hunden. Fragt man einen Usbeken, ob er seine Frau verkaufen wolle, so wird er sich nicht beleidigt fühlen; ihn aber zu fragen, ob er seinen Hund verkaufe, ist eine unverzeihliche Beleidigung. Sakki ferasch oder Hundeverkäufer ist das ärgste Schimpfwort, das ein Usbeken dem andern geben kann (Liter. Gaz. vom 27. Febr. 1841). Die Zahl der innerhalb des russischen Turkestan lebenden Usbeken kann man mit Ausschluß derer in der Provinz Samarland in runder Summe auf 30,000 annehmen. Die meisten trifft man in der Gegend von Chodschand, wo der größte Theil feste Ansiedelungen besitzt; nur etwa 6000 führen ein mehr oder weniger reines Nomadenleben, wie Hr. Alexander Bekholdt versichert. Sie sind fanatische Mohammedaner (Sunnitzen), wovon Bambery auf seiner Wanderung sich zu überzeugen oft Gelegenheit hatte.



Die große Moschee in der Stadt Turkestan

Das zweite wichtige, eigentlich das wichtigste Volkselement bilden die Tadschik. Wie in Ostturkestan, wo wir ihnen zuerst begegnet sind, bezeichnet man auch im westlichen Turkestan mit Tadschik einen Mann von iranischer Abkunft, und wahrscheinlich sind die Tadschik die Urbevölkerung des Landes und nicht, wie Einige glauben, als Eroberer in das Kirgisenland eingedrungen. Von den Leuten türkischen Stammes unterscheiden sich die Tadschik scharf in Lebensweise und Charakter. In Bochara und Chokand pflegt man sie auch Sarten zu heißen, wodurch häufig die irrthümliche Meinung hervorgerufen wurde, Tadschik und Sart sei stets gleichbedeutend, zwei Namen für das nämliche Volk, eine Meinung, der auch Hr. Pechholdt anzuhängen scheint, obwol er den Begriff „Sart“ sehr scharf und genau definiert. Sart bedeutet nämlich so viel als ein „Sesshafter“ im Gegensatz zum „Nichtsesshaften“ (Nomaden). Sart und Tadschik können daher, müssen aber nicht immer dasselbe ein. Tadschik ist ein ethnographischer, Sart ein sozialer Begriff. Alle Tadschik in Turkestan sind allerdings Sarten, und diese Identität hat wol zuerst den Irrthum veranlaßt, aber nicht alle Sarten sind Tadschik. Die Sarten in Taschkend hält Wereschagin z. B. für Nachkommen einer Kreuzung zwischen Tadschiks und Usbeken. Die sesshaften Usbeken sind, obwol tatarischen Blutes, ebenso gut Sarten als die iranischen Tadschik. Den nomadischen Kirgis-Kaizaken gilt der Name „Sart“, den Gegensatz ihrer liebgewonnenen Lebensweise andeutend, als ein arger Schimpf.

In jeder Beziehung nehmen diese tadschikischen Sarten die erste Stelle in Turkestan ein, da sie den civilisirtesten Theil der Bevölkerung ausmachen. Sie wohnen in Städten, welche zuweilen nicht unbedeutend sind, wie Turkestan, Tschemkend, Taschkend, Chokand, Bochara, treiben wenig Viehzucht, desto mehr Handel, Acker- und Gartenbau und zeigen selbst eine unverkennbare Neigung zu industrieller Thätigkeit. Sie sind nach Pechholdt's Zeugniß die fleißigsten, keine Mühe scheuenden Ackerbauer, sie sind die geschicktesten Handwerker, sie sind die emsigsten Kauf- und Handelsleute. Vermischt mit andern Volkselementen sind sie vorzugsweise im ehemaligen Khanate Bochara angesiedelt, weniger in Chokand, doch treffen wir sie schon in Hazret-i-Turkestan, wo Sarten jeden Alters stundenlang auf Erdbänken sitzen; ihre Frauen tragen eine aus Kopshaar verfertigte Maske vor dem Gesichte. Ihre Religion ist die mohammedanische, ihre Sprache ein mehr oder weniger veralteter persischer Dialekt, hier und da mit vielem Türkisch vermischt. Man will übrigens gefunden haben, daß der Tadschik ebenso gutmüthig, dienstfertig und unterwürfig, wie falsch, betrügerisch und habgierig ist. Hr. Pechholdt selbst hat an ihm nur gute Erfahrungen gemacht, sagt aber, was sehr glaubwürdig ist, der Tadschik habe durchaus die Natur des Persers; Bámbery ist dagegen auf die Tadschik sehr übel zu sprechen und behauptet, dieses Volk habe in allen Lastern und Gemeinheiten die höchste Stufe erreicht; die Tadschik von Chokand, zu dem früher Hazret-i-Turkestan gehörte, seien nicht viel besser als ihre Landsleute in Bochara, diese aber weit schlimmer als die in nur geringer Anzahl vorhandenen Sarten Chiwa's. Auch dort sei der Tadschik an seinen feinen, schlaunen Manieren zu erkennen. Daß ihn der Usbek nicht sehr liebe, und daß es trotz eines fünfhundertjährigen

Zusammenlebens zwischen Sarten und Usbek nur wenig gemischte Ehen gegeben hat, wird Niemanden verwundern, der den durch Blutzverschiedenheit gezeugten Antipathien und ihren Wirkungen in der Geschichte einige Aufmerksamkeit geschenkt hat. —

In den Städten wohnt und handelt neben den Sarten auch ein bedeutender Theil Juden, welche an den Haarlöckchen sowol wie an der charakteristischen Gepflogenheit des Kleinhandels festgehalten und sich trotz ihrer turkestanischen Heimat von den europäischen Glaubensgenossen im Aussehen nur wenig unterscheiden. Auch den charakteristischen Kaftan haben sie beibehalten.



Bettelnde Derwische.

Doch kehren wir nach Hazret-i-Turkestan zurück. Wenn wir vernehmen, daß ob seiner berühmten Moschee der Platz früher das religiöse Centrum Turkestan's war, so verwundern wir uns nicht mehr über die Menge bettelnder Derwische, die mit heiliger Frechheit sich in den Straßen umhertreiben und in allen möglichen Tonarten näselnd singen. Mit unausstehlicher Zudringlichkeit fordern diese unverschämten Frommen Almosen. Ihr Gesicht ist von der Sonne gebräunt, ihre Kleidung zerrissen; auf dem struppigen Haare tragen sie einen zugespitzten Hut, an der Seite hängt ein Quersack, in der einen Hand haben sie einen Stock, in der andern eine hölzerne Schüssel. Welches Leben diese Armseligen führen, hat Bambergh, der selbst auf seiner Wanderung durch Mittel-Asien die Rolle eines solchen Bettelderwisches bis auf ihre kleinsten und peinlichsten Details gewissenhaft durchzuführen mußte, anschaulich geschildert.

Auf dem Bazar in Turkestan findet man eine große Auswahl einheimischer Erzeugnisse neben russischen Fabrikaten, und an Schenk- und Speisewirthschaften ist auch kein Mangel. Thee ist das beliebteste Getränk, und Fleischpasteten, die man als *Pellemeignis* und *Samussa* bezeichnet, werden gern und in großer Menge gegessen. In den Theeschänken ist der russische Samowar eingebürgert, neben den einheimischen Theekesseln aus Metall, die sich durch hübsche Formen und vortreffliche Arbeit auszeichnen.

Auf der großen Straße von Turkestan nach Taschkend ist die erste Station das Gartendorf *Ykan*, und von dort aus kann man die schneebedeckten Gipfel des *Karatau* genau erkennen. Weiterhin gelangt man nach *Tschemkend*, das weit und breit von Gärten umgeben ist und gleichsam in einem grünen Laubmeere liegt. Die Citadelle steht sehr malerisch auf einem Hügel und beherrscht die Stadt. Diese wird von Kanälen durchzogen, die vom Gebirge herabkommen, und aus jedem Hause führt eine Brücke hinüber. Die Hofräume sind mit Bäumen, vorzugsweise *Pappeln*, bepflanzt, und man gelangt zu jenen nicht geraden Weges durch die Eingangsthür, sondern nur vermittels eines Seitenganges. Von eigentlichen Fenstern ist keine Rede; über den Thüren hat man Oeffnungen mit Gitterwerk, das mit eingeöltem oder vielmehr durch flüssige Butter transparent gemachtem Papier überzogen ist. Bei geschlossener Thür ist es fast ganz dunkel in den Gemächern, aber in *Tschemkend* ist der Winter nicht lang und nicht sehr strenge, und so stehen die Thüren fast immer offen, und die Leute halten sich zumeist im Hofraume auf. Diesem wird Wasser aus den Kanälen zugeführt, und dasselbe fließt auch, nachdem es zu allem möglichen Hausgebrauch verwendet worden ist, wieder in dieselben ab.

Von *Tschemkend* nach *Taschkend*, der gegenwärtigen Hauptstadt des russischen Turkestans, beträgt die Wegstrecke nicht viel mehr als 16 Meilen. Die erste Station liegt auf einem Passe zwischen mäßig hohen Bergen neben einem zerstörten, mit Schießscharten versehenem Gebäude. Die Straße ist immer sehr belebt durch *Karawanen*, welche von und nach *Taschkend*, *Chokand* und *Bochara* ziehen. Die Kameelführer sind insgemein *Kaizaken*, die sich nachlässig auf den Thieren wiegen und schaukeln lassen und dabei monotone Weisen vor sich hin summen. Sarten zu Rosse begleiten als Kaufleute ihre Waaren; sie tragen einen weißen Turban und buntgemusterte *Kalate*. Auch *Arben*, Steppenkarren, befinden sich in diesen *Karawanen*, und selbst manche Fußgänger. An beiden Seiten der Straße haben sich *Kaizaken* angesiedelt, bis in die Nähe von *Taschkend*, das auch seinerseits in großer Ausdehnung von Gärten umgeben ist.

Alle Städte des russischen Turkestan sind einander sehr ähnlich. Sie bestehen aus krummen, schmalen Gassen, in welchen mit Equipagen schwer durchzukommen ist; zur Seite sowol wie auch hin und wieder quer über die Straße gehen offene Kanäle mit fließendem Wasser. Auf beiden Seiten der Gasse zieht sich eine endlos lange, hohe Lehmwand hin, hinter welchen Gärten liegen, und in diesen stehen, versteckt vor den Augen der Vorübergehenden, die Häuser der Einwohner. Alle diese Städte unterscheiden sich voneinander nur durch die Größe und Menge der Moscheen, Läden und *Karawansevais*. *Taschkend*, eine Stadt von 80—100,000 Einwohnern, hat wol 700 Moscheen,

16 höhere Lehranstalten, sogenannte Medressen, Elementarschulen ebenso viel wie Moscheen, 13 größere Karawanserais, immer voll von Reisenden und Karawanen aus allen Theilen Asiens, 2 Bazars und eine Menge Läden und Kalenterkhane, wo die Bettelderwische übernachten und ihr sonstiges Unwesen treiben, Opium kauen und sich betrinken.

Nur auf einer Seite erscheint die Umgebung der Stadt Taschkend kahl, und dort ist das russische Stadtviertel erbaut worden, Neutaschkend. Es hat regelmäßige, reinlich gehaltene Straßen, die Häuser sind einstöckig, mit flachen Dächern und gut gebaut. In der alten Stadt giebt es, da Holz zu theuer und Stein nicht zu haben ist, mit Ausnahme der aus gebrannten Steinen aufgeführten Moscheen, Bazare und Karawanserais, nur Lehmhäuser, die, bei Wohlhabenden meist zwei Geschosse hoch, in diesem trockenen Klima sich recht gut halten; kleinere Schäden werden ohne große Mühe bald wieder in Ordnung gebracht, nur Erdbeben, die keineswegs selten sind, verwandeln mitunter ganze Straßen in Erdhausen. Die Hauptstraße Taschkend's führt nach dem Bazar, dem ausgedehntesten in ganz Turkestan; an beiden Seiten stehen Buden und sie ist mit Matten überspannt. In buntem Gewirre drängen sich Fußgänger, Reiter, Kameele und Karren untereinander. In den ersten Nachmittagsstunden ist das Gewühl und das Durcheinanderdrängen so stark, daß es wol nur in wenigen europäischen Städten ärger sein kann. Wie alle Städte Turkestan's hat auch Taschkend eine überaus buntscheckige Bevölkerung. Wir finden dort Tadschiks, Usbeken, Kaizaken, Kuramas, Turkomanen, Kogaier, Kaschgaris, Afghanen, Perser, Araber, Juden, Hindus, Zigeuner und nun auch Russen. Unter diesen verschiedenen Nationalitäten stehen die Kuramas und die Perser auf den entgegengesetzten Enden der intellektuellen Stufenleiter. Die Kuramas in Taschkend und Umgebung sind entstanden aus einer Vermischung der Kirgiz-Kaizaken von verschiedenen Stämmen mit Bürgerleuten der gewöhnlichen Klasse. Man hält sie für etwas beschränkten Verstandes. Wereschagin frug einen Eingebornen, was er denn Besonderes an den Kurama's fände. „Eschaki“, d. h. sie sind Esel, war kurz und bündig die Antwort. Dagegen zeichnen sich die Perser durch ihre Intelligenz aus, und manche haben in den noch unabhängigen Khanaten, obwol sie als Schiiten von den sunnitischen Sarten bitter gehaßt werden, hohe Stellungen inne, bei denen es auf geistige Gewandtheit ankommt, und viele bekleiden Vertrauensposten. Sie wurden als Sklaven ins Land geschleppt, aber sofort freie Leute, als die Russen gekommen waren, welche in ihren Besitzungen die Sklaverei aufhoben. In Taschkend bilden die Perser einen wichtigen und zahlreichen Bestandtheil der Bevölkerung. Die sehr zahlreichen und sich wie überall kaninchenhaft vermehrenden Juden bewohnen ein eigenes Stadtviertel. Im russischen Turkestan können sie sich frei bewegen, weshalb sie gewiß die treuesten von den neuen Unterthanen des Zaren sind. Ihnen ist der Wechsel der Herrschaft am meisten zu Gute gekommen, denn in den noch unabhängigen Resten der drei Khanate ist die Stellung ihrer Glaubensbrüder heute noch eine sehr gedrückte. In manchen Städten dürfen sie nur auf Eseln, in andern überhaupt nicht reiten; es ist ihnen nicht gestattet, Kleider aus Seide oder sonst werthvollem Zeuge zu tragen, und nur dunkle Farben sind

ihnen erlaubt. Auf dem Kopfe müssen sie die *Toppe* tragen, eine kleine runde Mütze, und auf diese dürfen sie im Nothfalle eine Pelzkappe stülpen. Kein Jude würde es dort wagen, einen Turban aufzusetzen oder den Kopf auch nur mit einem Stücke Zeug zu umwickeln, was bei der großen Hitze im Sommer doch so nöthig wäre; er würde dadurch sein Leben in Gefahr bringen. Anders natürlich in Taschkend, wo er unter dem Schutze der russischen Gesetze nach Belieben den großen Herrn spielen kann! Die *Ziguner* fehlen auch in Turkestan nicht, doch sind sie nicht zahlreich. Sie gleichen ganz denen, welche Europa durchziehen, sind gleich unsern Bettlern und Landstreichern, und ihre Weiber treiben Wahrsagerei. Dem mohammedanischen Brauche zuwider verhüllen diese ihr Gesicht nicht.

Die Hauptbeschäftigung aller dieser verschiedenen Menschenarten ist der Handel und ganz besonders die Kleinrämerei, wobei es sich so recht von Herzen faulenzten und nichtsthun und viel schwätzen läßt. Dabei läßt sich nicht verkennen, daß Taschkend in der That als Handelsplatz eine hervorragende Bedeutung besitzt, denn es ist ein Kreuzungspunkt für eine Anzahl Karawanen, namentlich jene, die aus Chokand und Bochara nach Rußland bestimmt sind, und umgekehrt. Der Verkehr wird sich noch steigern, sobald zwischen Rußland und Ostturkestan die Handelsbeziehungen ungestört bleiben und sich regelmäßig gestaltet haben.

Von Taschkend führen zwei Straßenzüge nach Samarkand: der eine direkt und fast schnurgerade über Tschinaz und Dschizak; der andere, mit bedeutendem Umwege über Chodschand, mündet in Dschizak in den ersteren. Wereschagin wollte vorläufig nach Chodschand, schlug aber nicht die direkte Straße dahin ein, sondern begab sich zunächst nach Tschinaz und erst von hier nach der genannten Stadt. Der Weg von Taschkend nach Tschinaz führt Anfangs durch herrliche Gärten, nach dem von nogaischen Tataren bewohnten Dorfe Nogai-Kurgan und weiterhin nach dem Kaizakendorfe Sangeli. Von diesem zog Wereschagin dem Flusse Tschirtschik entlang nach Iski-Taschkend (Alt-Taschkend), dessen Ruinen dormalen verlassen sind, da die Bewohner vor etwa 40 Jahren nach Taschkend zogen und nur etliche dreißig Garten- und Kirgis-Kaizakenfamilien zurückblieben. Weiterhin sieht man viele kleine Hügel in der Form abgestumpfter Kegel, und da und dort Wohnungen von Kaizaken, welche sehr abgemagerte Ochsen vor einen äußerst primitiven Pflug spannen, Amatsch oder Ugatsch, d. h. Holz genannt. Tschinaz gilt für eine Stadt, ist aber im Grunde genommen doch nur ein Dorf, denn seit der Besignahme durch die Russen sind viele Einwohner, namentlich Kaufleute, nach Neutschinaz gezogen, das erst in neuerer Zeit an der Mündung des Tschirtschik in den Syr erbaut worden ist. Zwischen beiden Plätzen hausen ackerbautreibende Kaizaken; die russische Citadelle in Neutschinaz ist nur klein; die Stadt selbst hat niedrige Häuser, und man sieht wenig Bäume, der Strom ist ungemein reich an Fischen, besonders an Stören.

Nach Ueberschreitung des Tschirtschik zog der Reisende Anfangs durch sumpfiges Gelände, das dicht mit Schilf und Rohr bewachsen war, dem Aufenthaltsorte unzähliger Wachteln; weiterhin sah er üppige, ausgedehnte Kleeäcker. Vortrefflich gedeihen in dieser Gegend Weizen, Gerste, Hirse, Erbsen und Flachsz, aus dem Leinöl bereitet wird, während die Faser unbenutzt bleibt.



Reis liefert da, wo Bewässerung stattfindet, sehr ergiebige Ernten. Aus Mohn bereitet man eine breiartige Suppe und aus den Hülsen desselben ein stark berauschendes Getränk, den Kuknar, welcher das Herz der wahren Gläubigen erfreut. „Mohammed“, sagen sie, „hat zwar die geistigen Getränke verboten, aber vom Kuknar steht im Koran auch nicht ein Wort.“ Ein anderes berauschendes Getränk, die Bufa, wird aus Hirse dargestellt.

Hodscharfend ist ein großes, von Garten bewohntes Dorf, etwa 100 Schritte vom Syr entfernt, wo ein heftiges Fieber eine sehr häufig auftretende Krankheit ist. Die den Strom entlang ziehende Straße ist mit Bäumen bepflanzt, und in ihr sieht man auch ein paar Waarenbuden, vor welchen sich Abends Leute versammeln, um sich zu unterhalten oder in sehr primitiver Weise Dame zu spielen. Jede Ortschaft hält an irgend einem bestimmten Wochentage, der in den einzelnen Dörfern verschieden ist, Markt, und an solchem Tage geht es in Hodscharfend recht lebhaft zu. Die Verwaltung der Gemeinde ist ungemein patriarchalisch. Ortsvorsteher ist der Alfsakal (Weißbart); ihm zur Seite steht ein Kazi, der eine geistliche Person und zugleich Richter ist. Insgemein gehen diese Aemter vom Vater auf den Sohn über. Richter und Alfsakal theilen sich brüderlich in die Beute; es gilt nicht für anstößig, daß sie von den Parteien Geschenke annehmen, d. h. sich bestechen lassen. Durch die Russen sind indeß in der Verwaltung manche Aenderungen vorgenommen worden, und den Mitgliedern der Gemeinde steht es nun zu, ihre Beamten durch Wahl zu ernennen.

Von Hodscharfend wandte sich Wereschagin nach Bufa, wobei er am Syr entlang über die von Fasanen wimmelnde Steppe zog, während die ruhigen Stellen im Wasser mit Wildenten förmlich bedeckt waren. Nach einiger Zeit kamen die hohen Ufer des Angiran in Sicht, der sich in den Syr ergießt; gleich manchen andern Flüssen in Centralasien hat er in der heißen Jahreszeit sehr wenig Wasser und ist so gut wie gar nicht vorhanden; kommt aber Schneewasser vom Gebirge herab, so schwillt er so rasch und so hoch an, daß er oft gar nicht, immer aber nur mit großer Gefahr zu passiren ist. Dies war eben der Fall, als Wereschagin die Ueberfuhr auf einer sogenannten Sala, einem kleinem, aus Rohr und Schilf gefertigten Floße, bewerkstelligen mußte. Von dieser Stelle führt der  $2\frac{1}{4}$  Meilen lange Weg nach Bufa durch bestellte Aecker und Wiesen; am Horizont erhoben sich Hügel, deren höchster, der Hanka, einen großartigen Anblick darbietet. Bufa selbst ist ein großes Dorf mit schmutzigen Gassen, dessen Häuser am Abhange eines steilen Berges liegen; die Bewohner sind Kaizaken, offenbar sehr gemischt, da sie an Gesichtstypus und Lebensweise mehr den Sarten ähnlich sehen. Ringsumher erstreckt sich üppiges Acker- und Wiesenland bis nach Jany-Kurgan, ein Ort, welcher mit hohen Mauern umgeben ist und einer Festung gleicht. In den Straßen trieben sich ganze Rudel Hunde umher, auf den Wiesen lagerten Herden von Schafen, die mit Raben wie bedeckt waren; diese schwarzen Vögel verlassen die Schafe nicht, aus deren Wolle und Haut sie Insekten und deren Larven auspicken. Füchse sind in großer Anzahl vorhanden, und man treibt sie durch Rauch aus ihrem Bau hervor.

Bald kam unser Reisender an einen tief eingeschnittenen alten Arm des Syr-Darja; die Ufergegend war Kalkboden, mit Salz und Salpeter überzogen, ebenso das Bett selbst, an welchem die auch am Strome so häufig vorkommenden Dornengebüsche in Menge auftreten. Der Weg nach Chodschand führte dann an den malerischen Ruinen von Kasch Tegermen (d. h. Zwei Mühlen) vorüber, und eine kleine Strecke weiter begannen Maulbeerpflanzungen, Gärten, Melonenfelder und Kleeäcker. Chodschand am südlichen, linken Ufer des Syr-Darja, eine mit Doppelmauern umgebene Stadt, zählt etwa 30,000 Einwohner, sämtlich sehr fanatische Muselmänner, und ist berühmt wegen seiner Gärten, Trauben und Seide, macht aber keinen besondres günstigen Eindruck und der Bazar kann mit jenem von Taschkend keinen Vergleich aushalten. Doch konzentriren sich hier die wichtigsten Gewerbszweige des ganzen Landstriches, — Seidenzucht, Baumwollenkultur, Webereien und Färbereien; der Ort vereinigt alle Bedingungen erfolgreicher Fortentwicklung derselben, — günstiges Klima, eine arbeitsame, intelligente Bevölkerung, Nähe von Steinkohlenlagern, die Nachbarschaft des reichen Chokand, endlich die Lage am Syr-Darja. Ueber das große Dorf Kasym geht nun die Straße zwischen Chodschand und Dschizzach nach Uratüpe oder Dratepe durch eine Engschlucht, in welcher häufig Karakas, Räuber, wegelagern. Dort erfuhr Wereschagin, daß die Bewohner des umliegenden Gebirges als Kyrk myn Dschanz bezeichnet werden. Uratüpe, ganz in der Nähe der jetzigen chokanzischen Grenze gelegen, gilt für eine Stadt, wo es munter zugeht; man liebt Musik und Tanz. Von der Citadelle genießt man eine reizende Umschau auf die Stadt, ihre Bazare, Moscheen, herrlichen Gärten und wohlbestellten Felder, welche bis an den Fuß des Gebirges reichen. Berge erheben sich nämlich hier auf dem linken, südlichen Ufer des Syr, der in der Nähe von Chodschand eine gewaltige Krümmung macht und aus dem großen Gebirgsthale austritt, welches das heutige Khanat Chokand einschließt und von dem Urtaftau im Norden, im Süden aber von den westlichen Fortsetzungen des südlichen Dian Schan gebildet wird. Von seiner Quelle bis Chodschand ist der Lauf des Syr im Allgemeinen ein westlicher, nunmehr, aus den Bergen hinaustrittend, wendet er sich gegen Norden und später nach Nordwesten. Wir sind diesen letzteren Strecken bisher in umgekehrter Richtung gefolgt und haben somit von Norden her die Gebirge erreicht, welche von Osten nach Westen an seinem südlichen Ufer fortstreichen, auch nachdem der Strom sich von ihnen abgewandt hat, bis sie endlich als Kuratau in der Wüste nördlich von Bochara sich verflachen. Längs des nördlichen Fußes dieser Berge nun, welche zugleich das Stromgebiet des Syr von jenem des südlicheren Zerasschan scheiden, zieht sich die Straße von Chodschand über Uratüpe nach Dschizzach.

Auf der Weststrecke nach dem Dorfe Samin wimmelte es von Schildkröten, die hier ungestört bleiben, weil den Mohammedanern ihr Fleisch für unrein gilt. Weiterhin erheben sich zu Linken die Dschulamberge, eine Fortsetzung der Höhenzüge von Uratüpe und Samin. Dschizzach ist mit einem dreifachen Gürtel von Lehmmauern umzogen, aber nicht groß, mit schlechtem Wasser versehen und ungesund. So wie in dem südlicheren Bochara ist hier die Kischta häufig, eine Krankheit, durch die Entwicklung eines Wurmes verursacht, der sich unter

der Haut festsetzt, bis 75 und mehr Centimeter lang wird und nur mit großer Vorsicht entfernt werden kann. Alles Dieses hat die Russen veranlaßt, eine neue Niederlassung, Klutschki, etwa anderthalb Stunden von der Stadt entfernt, in besserer Lage, mit gesünderem Wasser und weniger Skorpionen zu gründen. Auf dem Wege von Dschizzach nach Tany-Kurgan, welches aber nicht mit dem schon einmal genannten gleichnamigen Dorfe zu verwechseln ist, hat man die sogenannten Pforten Tamerlan's zu passiren, einen Engpaß des Kuratau zwischen gewaltigen Felsmassen, durch welchen ein Bach fließt, der mehr als zwanzigmal durchwaten werden mußte. Tany-Kurgan, einst befestigt, jetzt aber mit verfallenen Lehmmauern, liegt jenseits der Pforte und am Südhange des Gebirges im Stromgebiete des Zerasschan. Von hier zieht der Weg durch das herrlich behaute Thal dieses Steppenflusses in wenigen Stunden nach Samarkand, wo wir unsern Führer verlassen, um einstweilen, ehe wir dieses ehemals bocharische Gebiet betrachten, ins Syrthal nach Chodschand zurückzukehren und von dort aus das Khanat Chokand zu durchstreifen.

Das Khanat Chokand. Chokand oder Ferghana, wie es die Alten nannten, war vor den jüngsten Kriegen mit Rußland unstreitig das größte der drei turkestanischen Khanate; ihm gehörte fast alles in den vorstehenden Blättern geschilderte Gebiet bis an den Nordfuß des Kuratau, also beinahe das gesammte fruchtbare Steppenland. Was in der Gegenwart sich noch einer scheinbaren Unabhängigkeit erfreut, ist durchweg ein gebirgiger, zum westlichen Tian Schan gehörender Distrikt, der noch wenig von Europäern durchforscht worden ist. Wir wissen aber, daß namentlich im Süden des Landes reine Hochgebirgsnatur herrscht, wonach selbstverständlich auch die ethnographischen Verhältnisse des Khanates von seinen westlichen Nachbarn etwas verschieden sind. Zwar lag auch hier die Macht in den Händen der Usbeken, doch bilden die Kaizaken den zahlreichsten Bestandtheil der Bevölkerung, während die Tadschik in weit geringerer Anzahl vorkommen als in Bochara; südlich vom Syr, der das Khanat der ganzen Länge nach durchströmt, treffen wir auf die Wohnplätze der kriegerischen und fanatischen Bergsarten, die fast nur dem Namen nach bekannt sind. Sie durchziehen streifenartig das Gebiet der echten oder Karakirgisen, deren südliche Abtheilung sich die chokanzische Halbbildung angeeignet hat und mit dem Khanat in enger Verbindung steht, für welches sie nicht Tributpflichtige, sondern zusammen mit den Bergsarten und den Knyptschak — nach Vámbéry der älteste und primitivste türkische Stamm — die herrschende Klasse und den Kern der Militärmacht darstellen. Dieser südlichen Karakirgisen bediente sich die chokanzische Politik am Anfange dieses Jahrhunderts, um die nördlichen Stammesgenossen zu unterjochen, das bis 1810 selbständige Khanat Taschkend über den Haufen zu werfen und namentlich den seither freilich wieder verlorenen Einfluß in Kaschggar, dem östlichen Nachbarlande, zu befestigen. Darum strebten sie nach der Herrschaft im Khanate, und dessen innere Unruhen neuerer Zeit entstanden aus den Kämpfen der südlichen Karakirgisen und der Knyptschak mit den zuvor herrschenden Usbeken. Die Geschichte dieser Kämpfe besitzt für den europäischen Leser nicht das geringste Interesse; es ist eine sich mit grenzenloser Monotonie wiederholende Reihe von Parteigezänk mit obligater Niedermezelung

der Besiegten. In den fünfziger Jahren brachte eine Revolution, welche mit der momentanen Vernichtung der Knytschaken endete, die Sarten wieder zu Amt und Würden. Ihnen warf sich der gegenwärtige Herrscher des Landes, Chudajar-Khan, in die Arme, zumal in der That Handel, Industrie und Wissenschaft ausschließlich in ihren Händen lagen. Diese Hintanzetzung des türkischen Elements rief erst kürzlich, im Sommer 1873, eine neue Empörung der Karakirgisen und Knytschaken hervor, die wieder blutige Greuel im Gefolge hatte, über deren Ausgang wir aber bis jetzt noch nicht unterrichtet sind. („Allgemeine Zeitung“, 1873. Nr. 278 und „Ausland“, 1874. Nr. 8.) Seit seiner Demüthigung und der theilweisen Eroberung seines Gebietes durch die Russen, welche ihn zum Abschlusse eines für sie sehr günstigen Handelsvertrages nöthigten, ist der Khan von Chokand übrigens wenig mehr als eine Puppe, welche den Winken des St. Petersburger Kabinetts Folge zu leisten hat, und sind es wol nur politische Erwägungen, welche die Russen von der Beseitigung dieses Schattenmonarchen vorläufig abgehalten haben. Daß unter solchen Umständen die Beziehungen des Hofes in Chokand zu den mächtigen russischen Nachbarn nur freundlicher Natur sind, versteht sich von selbst. Der russische Generalgouverneur Turkestan's, Herr von Rauffmann, konnte es deshalb vor nicht allzu langer Zeit wagen, einen des Photographirens kundigen Offizier, Kristjow, nach Chokand zu senden, um den moslemitischen Gesetzen und dem Scheriat zum Trotz das Konterfei des Khans und seiner Umgebung aufzunehmen, wobei interessante Bauwerke und landschaftliche Scenerien nicht vergessen wurden. Durch öftere ähnliche Missionen sind genügende Kenntnisse über die Zustände und Verhältnisse in Chokand gewonnen worden, und einem solchen Berichte eines russischen Offiziers entnehme ich die nachstehenden, durch anderweitige Nachrichten ergänzten Schilderungen.

„Die Stadt Chokand oder Chokandi Latif, d. h. das reizende Chokand, wie es die Eingebornen nennen“, heißt es darin, „ist in einem schönen Thale und inmitten von lauter Gärten gelegen, welche die kleinen Häuser beinahe ganz verdecken; in dem Augenblicke, als die Russen dieselbe betraten, bot die Stadt das Bild entsetzlichen Jammers und Elends infolge der heftig wüthenden Cholera.“ Das Weinen und Wehklagen der Einwohner, die schauerlichen Gesänge und Gebete der Achunen (Priester), alle zehn Schritte hinfallende und in Krämpfen sich windende Menschen und die jeden Augenblick uns begegnenden Leichenzüge zu je 40—50 Leichen auf einmal, erzählt der Offizier, dies Alles machte einen schrecklichen Eindruck. Von den 150,000 (?) Einwohnern Chokand's erlagen über 20,000 der Epidemie. Die Stadt nimmt eine große Ausdehnung ein, weil die Häuser nicht unmittelbar aneinander gebaut sind, und ist dem Umfange nach sechsmal so groß wie Chiwa, dreimal so groß wie Bochara und viermal so groß wie Teheran. Die Zahl der Einwohner und Häuser ist verhältnißmäßig klein, da die Häuser von großen Fruchtgärten umgeben sind, so daß man oft eine Viertelstunde gehen muß, um an zehn oder fünfzehn Häusern vorbeizukommen. Die Stadt liegt, wie gesagt, in einer Thalebene und ist nur schwach befestigt. Der südliche Theil, wo die Wohnung des Khans sich befindet, ist erst in neuerer Zeit mit einer Mauer umgeben worden, der nördliche ist offen.

Die Häuser sind aus Lehm gebaut, die Gassen unregelmäßig und eng. Im Centrum der Stadt befinden sich aus Stein konstruirte Markthütten, wo wöchentlich zweimal ein sehr reges Marktleben herrscht. Auch vier Moscheen sind aus Stein gebaut. Von den Gebäuden erregt die Residenz des Khans besondere Aufmerksamkeit durch ihre Originalität; sie ist nämlich aus verschiedenfarbigen Kacheln gebaut und hat bald Thürme, bald Kuppeln, das Innere ist mit kostbaren Teppichen belegt. Der gegenwärtige Khan lebt nur im Winter in seiner Residenz; im Sommer zieht er ins Gebirge, weil die Hitze in der Ebene bis auf 50° (?) R. steigt. Das Khanat Chokand hat im Vergleiche zum Khanat Chiwa viel bessere Truppen, und deren Ausrüstung und Bewaffnung ist eine bedeutend bessere und dem Zwecke mehr entsprechende. Es giebt da auch eine Gewehrfabrik und eine Kanonengießerei. Eigenthümlich war der Anblick, als die gesammten Truppen der Stadt beim Einzug der Russen, in eine Linie formirt, dieselben erwarteten und Jeder sein Gewehr anders hielt, der Eine auf der Schulter, der Andere beim Fuß, der Eine unterm Arm, der Andere hoch in der Hand erhoben.

Was die Landesprodukte anbelangt, so ist das Khanat Chokand sehr reich an Baumwolle und Tabak. Ueberall sieht man Felder voll Baumwollstauden, welche mit großer Sorgfalt gepflegt werden, und die chokanzischen Webereien werden von den Russen besonders gesucht und gegen russische Waaren, als Eisen, Bitriol, Sandelholz, Seebärenfelle, Stahl, Tuch u. a. eingetauscht. Eines besondern Rufes erfreuen sich die künstlichen Lederarbeiten, vorzüglich die Sättel, Peitschen und anderes Reitzzeug, das in der Hauptstadt des Khanats angefertigt wird. Mit großem Erfolge beschäftigen sich ferner die Chokanzen mit der Seidenwürmerzucht; ihre Seidenmanufaktur befindet sich jedoch auf einer sehr niedrigen Stufe im Vergleich mit jener von Bucharra. Eigenthümlich ist die Art, wie sie die Seidenwürmer züchten. Die Frauen nehmen nämlich die Eier der Seidenwürmer, wickeln sie in einen nassen Lappen ein und tragen sie zwölf Tage lang unter den Brüsten. Wenn die Seidenwürmer herauszukriechen beginnen, so legen sie selbe in die Körbe, bedecken sie wieder mit nassen Lappen und stellen sie an die Sonne, als Nahrung legen sie Maulbeerblätter hinein. Die Seidenfabrikate verkaufen sie theils an Fremde, theils verfertigen sie Kleider daraus zum eigenen Gebrauche. So oft der Offizier der russischen Gesandtschaft bei einem vornehmen Chokanzen einsprach, wurden ihm seidene Kleidungsstücke zum Geschenk gemacht, die er sodann den Lieblingen und Bediensteten des Khans verehrte; die Zahl solcher empfangenen und wieder verschenkten Kleidungsstücke belief sich auf 150. Nur das vom Khan dem russischen Offizier zum Geschenk gemachte Kleidungsstück war derselbe bemüßigt über seiner Uniform zu tragen, was die Chokanzen zu dem Glauben veranlaßte, derselbe müsse ein hoher Truppenbefehlshaber sein. Die liebste Bewirthung der Chokanzen besteht in Zucker. Jeder angesehenere Gast wird mit Zucker und Konjekten förmlich überschüttet, und da er natürlich nicht Alles aufzehren kann, so trägt ihm ein Diener des Hauses ganze Zuckerpyramiden nach.

Die Regierung von Chokand wacht strengstens darüber, daß die Kaufleute die Käufer nicht verkürzen und betrügen. Ein Kaufmann, welcher des Betruges überwiesen ist, wird zuerst gepeitscht und sodann in der ganzen Stadt

herumgeführt, um gleichsam öffentlich die Schmach seines Verbrechens zu verkünden. Schriftliche Rechtsverhandlungen existiren in Chokand nicht. Das Gericht fällt das Urtheil auf Grund zweier beeideter Zeugenaussagen. Die Gerichtspersonen bestehen nur aus Geistlichen. Bei einer Gerichtsverhandlung nehmen die Richter auf einer eigens konstruirten erhöhten Tribüne Platz und der Schuldige wird unter Aufsicht vorgeführt. Der Richter des Bezirkes, wo der Schuldige zuständig, untersucht zuerst die Angelegenheit und nimmt die Zeugen in Eid. Hierauf fällt er das Urtheil; hat dasselbe die Stimmenmehrheit erlangt, so wird unmittelbar die darauf bezügliche Strafe in Vollzug gesetzt, im entgegengesetzten Falle wird das Urtheil kassirt oder durch den Präses geändert. Beamte werden, wenn sie auch den höchsten Rang im Staatsdienste bekleiden, wegen Betrug, Bestechung und Verschwörung mit dem Tode bestraft. Das Vermögen des Verurtheilten wird zu Gunsten des Staates konfiszirt und dessen Frau und Töchter an gemeine Soldaten verheirathet. Der Diebstahl, wenn er auch keine zwei Rubel übersteigt, wird mit dem Abhauen aller Finger bestraft. Wegen anderer Verbrechen werden die Ohren abgeschnitten. Verbrecher, welche zur Todesstrafe verurtheilt sind, führt man auf den Marktplatz, und nachdem man ihnen die Hände nach rückwärts gebunden, wird ihnen die Kehle durchgeschnitten. Oft kommt es vor, besonders an Markttagen, daß auf einem und demselben Platze zu gleicher Zeit Menschen und Schafe abgeschlachtet werden. Frauen werden wegen Ehebruch und Mädchen wegen Liebshäften auf die Art gestraft, daß man sie in einen Sack steckt und von der Spitze eines Minarets hinunterstürzt. Der Todtschlag wird gestraft, indem man den Verbrecher zur Verfügung der Verwandten und Angehörigen des Getödteten stellt; diese können ihm das Leben nehmen oder aber gegen ein Lösegeld ihn freilassen.

Die beträchtlichsten Orte nächst der Hauptstadt sind Margilan (oder Mergolan), eine große Stadt und Hauptsitz der chokanzischen Gelehrsamkeit, Namangan, in dessen Umgebung der Hauptsitz der Khytschaken ist, und Andidschan, wo der beste Utraz, schwerer Seidenstoff, im Khanate verfertigt wird, ferner Schehri Mensil und Dschust, wo die berühmten Messer fabrizirt werden, die nach den Messern von Hissar den höchsten Preis in Turkestan haben, Scherichan, der Ort, wo die beste Seide produziert wird, und Dschan an der östlichen Seite des Khanates, auch Tacht-i-Suleiman, der Thron Suleiman's genannt und jährlich von einer großen Anzahl Pilger besucht. Der Wallfahrtsort selbst besteht aus einem Hügel, der sich mitten in der Stadt Dschan erhebt, und wo unter den Ueberresten eines alten, aus Quadern gebauten und mit Säulen versehenen Gebäudes ein aus Marmor gehauener Thron gezeigt und auch die Stelle angegeben wird, wo Adam, der erste Prophet nach den islamitischen Sagen, Ackerbau getrieben haben soll.

Fedtschenko's Reise in Chokand. Auf dieses wenig besuchte Gebiet des südlichen Chokand haben in den jüngsten Jahren die Reisen des am 15. September 1873 bei einer Besteigung des Montblanc noch sehr jung verbliebenen russischen Forschers Alexis P. Fedtschenko ein neues Licht geworfen. Im Auftrage der „Gesellschaft von Freunden der Naturwissenschaft, Anthropologie und Ethnographie“ zu Moskau bereiste Fedtschenko, Professor der Zoologie an der

Moskauer Universität, stets in Begleitung und mit Unterstützung seiner hochgebildeten Gemahlin, die interessantesten Partien Turkestan's. In den Jahren 1869 und 1870 besuchte er das mittlere und obere Zereffschanthal, wo wir ihm wieder begegnen werden, 1871 wandte er sich nach dem noch völlig unbekanntem Chokand. Von Chodischand schlug er über Machram den Weg nach der Hauptstadt ein.

Den 12. Juni 1871 a. St. erfolgte die Audienz beim Khan von Chokand. Derselbe empfing die Reisenden in seinem Palast. Die Vorstellung bestand einfach darin, daß er den Brief entgegennahm, den Fedschenko ihm im Namen des Generalgouverneurs zu überreichen hatte, ihn durchlas und dann „jakschi“ (gut) sagte. Darauf wurden ihnen einige Gemächer des Schlosses gezeigt, Kalate (Schlaf Röcke) angezogen, und — sie kehrten heim. Das Wort „jakschi“ entschied, daß sie das Khanat Chokand bereisen durften.

In Chokand besuchten sie die Papierfabrik, eine Seltenheit in Centralasien; nur noch in Tscharku findet sich eine zweite. Begleitet wurden sie stets von einem Ehrengesolge. Für die Reise durch das Khanat wurde zu ihrer Bedeckung ein Karaul-Beg, Abdu-Karim, mit sieben Dschigiten beordert. Damit sie überall freien Durchzug erhielten, verfaß sie der Khan mit einem offenen Schreiben an sämtliche Regierungsbeamten seines Gebiets.

Den ersten Ausflug unternahm Fedschenko den 17. Juni nach Ispara. Das Ehepaar nächtigte im Dorfe Jaipan; nicht weit von hier endet die Kulturregion am Rawat (Hof, wo die Reisenden anhalten) Karim-Diwan's, welcher denselben zu seinem Grabmal umgestaltet. Der Blick von hier thalab auf Ferg-hana ist entzückend; nirgends in Centralasien hatten sie eine solche Fülle von Kulturgrün gesehen. Die Gärten und Felder erstrecken sich ununterbrochen bis nach Chokand und weiterhin zum Syr-Darja. Rechts und links dieselbe Pflanzenfülle und nur am Fuße niedriger Konglomeratberge Strecken unangebauten Bodens. All der Segen wird bedingt durch die Menge der Tarycks (Kanäle), in welche die Gebirgsbäche da fächerartig getheilt sind, wo sie aus den Bergen in die Steppe hinaustreten.

An dem Rawat biegt der Weg in die ziemlich breite Schlucht Läkön-Dagan ein. Eine Arbastraße (Fahrstraße) führt hindurch nach Ispara. Zuweilen schmiegte sie sich durch Felsengen, doch ist sie bequem fahrbar bis zu dieser Ortschaft, und man begegnete zahlreichen Arbas (zweirädrige Karren), welche vom Isparabazar heimkehrten. Der Weg hat nur einen Uebelstand; er ist nämlich auf eine Distanz von  $3\frac{1}{2}$  Meilen ohne Wasser. Die Berge bestehen aus Konglomeraten, tertiärem Lehm und Gips; hier wird viel Marmor gebrochen und nach Chokand transportirt, seitwärts von der Straße gewinnt man Mühlensteine. Aus den Bergen fließen unbedeutende Salzläche ab.

Ispara, das alte Aspera, und die ihm benachbarten Ortschaften Tschilgazy, Kuljent und Läkön liegen in einem weiten Thale, welches sich ostwestwärts erstreckt und die Chokandsteppe schon bedeutend überragt. In Ispara hat die Arbastraße ein Ende. Von hier zieht sich der Weg durch eine breite, malerische Schlucht hin und führt  $2\frac{3}{4}$  Meilen weiter in ein Längenthal (ostwestliche Richtung), wo die Ortschaften Sur und Tscharku liegen. Durch die Schlucht, welche die Ispara durchrinnt, gelangt man von hier in das Längenthal der Ortschaft Waruch.

Der Boden steigt demnach terrassenförmig an, die Ortschaften liegen auf den Längsstufen, welche durch nicht besonders hohe, felsige und völlig nackte Bergzüge von einander geschieden werden. Von den relativen Höhenverhältnissen dieser Längsstufen geben die folgenden Zahlen einen annähernden Begriff, — die Chofandsteppe 135, die Terrasse von Ispara 670, die Terrasse von Tscharku 1066, die Terrasse von Waruch 1402 Meter.

Waruch ist der letzte Kischlak (Winterdorf); höher hinauf liegen in den Bergen die Felder der Waruch'schen Einwohnerschaft, der Tadschiks, noch höher die Sommerweiden (Jaila) der Kirgisen. In diesen Bergen nomadiren Kyp-tschak-Kirgisen. Fedtschenko besuchte Dschiptyk-Jaila, das Sommerlager eines Kypschakischen Bijen (Häuptlings), Katta-Mit-Mohammed-Bij. Der Weg dahin führt von Waruch aus längs der Schlucht Hodscha-Tschiburgan zum Dschiptykpaß (3657 Meter). Der Abstieg ist furchtbar steil, fast senkrecht unter den Füßen fließt der Dschiptyk in einer Höhe von 2900 Metern.

Interessant war der Ausflug zu dem Oberlauf des Dschiptyk, welches Flüsschen für den Anfang der Ispara gelten muß. Es entspringt einem Gletscher, der etwa 1 Meile von der Sommerstation des Bijen entfernt liegt. Den Anfang desselben bildet ein mächtiger länglicher Cirkus, welcher sich längs des Hauptrückens des Schneegebirges hinzieht und im Norden von Felsenmassen eingeschlossen wird, welche dem Eisströme einen engen Durchgang gewähren. Die weiteste Spannung des Cirkus (von Ost nach West) zwischen den höchsten Punkten beträgt circa 1 Meile. Sein Südrand ist umstellt von acht Pizs, deren Höhe Fedtschenko auf 5480 bis 6400 Meter schätzte. Die tiefste Stelle zwischen ihnen liegt kaum niedriger als 4260 Meter. Aus den Zwischenräumen der Pizs senken sich mächtige Gletscher mit ihren Seitenmoränen in den Cirkus hinab. Diese werden dann auf dem Hauptgletscher zu Mittelmoränen. An der Stelle, wo Fedtschenko den Gletscher beschritt (etwa 3600 Meter hoch), waren deutlich sieben Steinreihen zu sehen. Die Oberfläche des Gletschers war hier durchfurcht von vielen Bächen und bedeckt mit einer dünnen Schicht rauhen Eises. Tiefer lag grünliches Eis mit vielen Bläschen (Firneis). Zahlreich waren große und kleine Steine über die Oberfläche des Gletschers zerstreut, welche auf Eiszäulchen ruhten und sogenannte Eiszische bildeten. Unter denselben wurden Springschwänze oder sogenannte Gletscherflöhe (Podura) in Menge angetroffen.

Weiter unten verlieren die Moränen ihre Regelmäßigkeit, rücken zusammen und bedecken die ganze Oberfläche des Gletschers mit Steinen. Das untere Ende des Eisstromes senkt sich bis 3050 Meter hinab. In früherer Zeit dehnte er sich weiter aus. Die Endmoräne liegt als halbkreisförmiger Steinwall etwa 45 Meter von dem jetzigen Gletscherrande entfernt; an den Abhängen der Schlucht erheben sich über der Endmoräne zwei Moränenstufen, die Zeugen der einstigen Seitenmoränen. Die obere Stufe liegt 55 Meter hoch über der Thalsohle. Der gegenwärtige Gletscher hat an seinem Ende nur eine Mächtigkeit von 21 Meter. Von seinem Rande stürzen fast beständig Steine herab, die Endmoräne vergrößernd. Daß sich der Eisstrom schon längst zurückgezogen, bezeugt die Menge der Pflanzen, welche zwischen den Steinen der Moräne emporgewuchert. Das Flüsschen bildet sich aus drei Quellarmen, der mittlere kommt



unter dem Gletscher hervor, die Seitenarme fließen am Rande des Gletschers und verschwinden stellenweise unter dem Eise oder den Seitenmoränen. Ihren Anfang hat Fedtschenko gesehen; sie stürzen aus Gletscherspalten von fast 1 M. Breite  $\frac{1}{2}$  Meile oberhalb des Gletscherendes als Kaskaden hervor. Den Gletscher und den höchsten Pik nannte er dem Präsidenten der Moskauer Gesellschaft zu Ehren Schtschurowgletscher und Schtschurowpik.

Der Dschiptyk nimmt weiter unten einige kleine Bäche auf und erhält den Namen Kere'uschin. Unterhalb der Stadt Waruch vereinigen sich der Rschemisch und der Kere'uschin und bilden den bedeutenden Fluß Ispara.

Nach Waruch zurückgekehrt, begaben sich unsere Wanderer durch die Kirgisen-niederlassung Kara-bulak nach Soch. Der interessanteste Punkt auf diesem Wege war die Schlucht Kara-kol, durch welche sie von der Terrasse, welche die Fortsetzung der Waruch'schen bildet, zu der hinabstiegen, welche Tscharku entspricht. Von Soch aus geht der Weg nach Karategin. Die natürlichen Schwierigkeiten desselben bestehen in acht Paßübergängen, in der Passage eines Gebirgssees, durch welchen man im Zickzack über Untiefen gelangt, und in der Uebersteigung des Tarak, der nichts weiter als ein großer Gletscher ist. Das Wort „Tarak“ bedeutet Kamm, und der Gletscher ward so genannt wegen der vielen Risse, welche ihn durchziehen, und über welche der Reisende setzen muß. Der Weg führt zur Karategin'schen Ortschaft Tarkusch; von dort gelangt man über Sofau und Kalniob nach Garm. Die Schwierigkeiten des Weges hätten Herrn Fedtschenko nicht zurückgehalten, dagegen nöthigte die feindselige Stimmung der Kirgisen, irgend einen der weiter östlich gelegenen Pässe zu wählen.

Im Rischlak Soch wurde einen Tag lang gerastet. Aus einem Briefe vom 2. Juli, datirt aus der Ortschaft Schahimardan, geht hervor, daß es dem unermüdblichen Naturforscher sehr schwer gemacht ward, zu einem der Pässe zu gelangen, welche nach Karategin führen. Die Hauptschwierigkeit lag einzig am Kara'ul-Beg Abdu-Karim, der als echtes Stadtkind eine abergläubische Angst vor Gebirgen hegte. Trotz aller Warnungen des hasenherzigen Kara'ul-Beg und seiner Dschigiten brach Fedtschenko von Schahimardan zum Paß Karakasuf auf. Auf dem Wege dahin traf er den Jus-Bascha (Wegeaufseher), in dessen Begleitung die Reisenden ohne alle Schwierigkeiten zu den Auls am Fuße des PASSES gelangten und daselbst übernachteten.

In Schahimardan vereinigen sich zwei Flüßchen, Karasu und Afsu. Längs des Afsu gelangt man  $4\frac{1}{4}$  Meilen thalauf zum Karakasufpaß. Der Fluß wird von mehreren Hochgebirgsbächen gebildet, unter denen der Hauptbach, der Maudin, seiner Farbe und den Aussagen der Leute nach ein Gletscherbach sein muß. Der Paß befindet sich an dem Anfange des Karakasufbaches. Fedtschenko stieg in der Schlucht bis 3650 Meter Höhe hinan. Von der alten Moräne aus, welche die Höhe der Schlucht versperrt, zeigte sich links auf dem Berge die Zickzacklinie des Weges, markirt durch den in der Nacht gefallenen Schnee. Das ist der Paß. Rechts und links von ihm erheben sich Piks, von denen viele kaum niedriger als 6400 bis 6700 Meter sind. Der Schneekamm streicht an dieser Stelle nicht genau von Osten nach Westen, sondern weicht etwas nach Süden ab.

Den 30. Juli trafen sie in Dofsch ein, nachdem sie glücklich Mai, oder genauer dessen Südentde an der Grenze von Karategin, besucht hatten. Herr Fedtschenko stand hier, wie wir schon in einem früheren Abschnitte gesehen, an den Pforten des Pamirlandes. Nach Mai gelangten sie von Utsch-kurgan aus über den Paß (Dawan) Issairam, von Mai aus nach Dofsch passirten sie den sogenannten Kleinen Mai. Die ganze Exkursion, eingerechnet einen dreitägigen Aufenthalt in Mai, nahm 14 Tage in Anspruch (vom 17. bis zum 30. Juli), während welcher sie 32 Meilen zurücklegten, etwa 10 von Utsch-kurgan nach Mai und gegen 22 von dort nach Utsch.

Bezüglich der Schwierigkeiten kommen die beiden Weglinien sich so ziemlich gleich. Die Issairamschlucht zeichnet sich durch ihren bequemen Paß aus; derselbe erreicht nicht 3600 Meter Höhe und ist mit weichen Alpenmatten bedeckt. Dagegen ist der Weg bis zum Jaila-Tengisbai ungemein steinig und führt über Felsentrümmer hin. Der Weg durch den Kleinen Mai ist da schwierig, wo das Flüsschen Akbura, Anfangs in westöstlicher Richtung strömend, zwischen zwei Parallelrücken zur Steppe hindurchbricht. Der Durchbruch durch die letzte Bergreihe in der Nähe von Dofsch ist so schmal und abschüssig, daß der Weg zum Gipfel des Berges hinaufsteigt (Kulnart-bel). Außer diesem Passe befinden sich noch zwei andere auf demselben Wege, der Kawuk und der Kordun. Der Kawuk auf dem Gebirgsrücken, welcher das Becken des Amu-Darja von dem des Syr-Darja scheidet, liegt 3960 Meter hoch und steigt bequem an; der Kordun-bel, noch höher gelegen, bildet die Wasserscheide zwischen den Flüsschen Akbura und Issairam. Diese Wasserscheide wird von tertiären Sedimentgesteinen gebildet, welche 3960 Meter hoch gehoben worden sind. Die ganze Gegend des Kleinen Mai, d. h. der Oberläufe des Issairam und des Akbura, liegt bedeutend hoch; drei Nächte brachten die Reisenden in einer Höhe von über 3000 Metern zu.

Die Ergebnisse der von Herrn Fedtschenko am Maiplateau gemachten geographischen Entdeckungen und Beobachtungen habe ich schon dem über die Pamir handelnden Abschnitte eingefügt.

Den 7. August brachen Hr. Fedtschenko und Gemahlin von Dofsch auf und zogen unter Bedeckung von einer mit Luntens Flinten und Säbeln bewaffneten Schar von Dofchanern auf dem Karawanenwege nach Guljscha zu. Bis zur kleinen Ansiedelung Moda, etwa  $1\frac{1}{2}$  Meilen von Dofsch, geht ein Fahrweg (für Arbas). Von hier gelangten sie den dritten Tag über Langar und Kuplan-Kul (Kleiner See) nach Guljscha. Der Weg zieht sich über Vorhöhen hin und überschreitet zwei Pässe (ca. 2130 Meter hoch). Nachdem sie in Guljscha bis zum 10. August geblieben waren, machten sie sich auf den Weg nach Usgent.

Für die Landeskunde des südöstlichen Theiles des Chokand'schen Khanats war diese Reise nicht ohne Resultate. Guljscha, der Weg zum Terek-Dawan und der Paß liegen nicht im Thale des Syr-Darja, sondern im Thale des Korschab, eines kleinen linken Zuflusses des Syr. Die Position des Passes entspricht nicht der bisher auf den Karten angegebenen, sie muß etwa  $11\frac{1}{2}$  Meilen nach Westen und etwa  $4\frac{1}{4}$  Meilen nach Norden abgerückt werden. Interessant ist auch die Thatsache, daß der Terek-Dawan nur im Winter zum Verkehr mit

Kaschggar benutzt werden kann, nicht darum, weil im Sommer infolge der Schneeschmelze der Weg überschwemmt würde, wie Ritter meinte, sondern weil er dermaßen mit Steinen erfüllt ist, daß, nachdem der Schnee alle Löcher verschüttet und alle Unebenheiten ausgeglichen hat, überhaupt erst ein gangbarer Weg hergestellt wird. Im Sommer umgeht man den Terek-Dawan und zieht über irgend einen Paß nach Basch-Mlai; die Karawanen wählen meist den Schar-Dawan als den nächst gelegenen, von Mlai steigen sie dann zum Paß Tau-Murum empor und gelangen bald (bei Tokai-Bascha) auf den Weg, der vom Terek-Dawan sich hinabzieht.

Die Stelle, wo der Terek-Dawan sich befindet, konnte Fedtschenko von dem Torppasse aus sehen, durch welchen er nach Uszent reiste. Vom Passe aus war auch deutlich die Gegend zu unterscheiden, wo sich vom riesigen Schneemassiv der Gebirgsrücken abzweigt, welcher das Syr-Darjabecken vom Ksilisu, dem Flusse des Amu-Darjagebiets, scheidet. Das Panorama der Schneekette, welcher man den sinnlosen Namen „Kaschggar-Dawan“ (Kaschgarpasß) gegeben hat, war imposant, besonders da die nördlich liegenden Berge relativ niedrig erscheinen. Der Tag war leider trübe, und dieser Umstand verhinderte eine genauere Bestimmung der Lage des Gebirgsknotens.

Die Reise nach Uszent bot Gelegenheit, die Vereinigung des Tar und Karakuldscha, der beiden Hauptquelladern des Syr-Darja,  $1\frac{1}{2}$  Meile oberhalb Uszent zu sehen. In den Syr-Darja ergießen sich weiterhin noch der Jassy von rechts und der Kurchab von links her. Alle übrigen Zuflüsse, welche von der Gebirgsseite rechter Hand dem Syr zustreben, erreichen ihn nicht. Den Namen Syr erhält der Fluß erst bei Schisch-Tjube, nachdem er aus den Vorbergen in die Steppe hinausgetreten und den Jassy und Kurchab aufgenommen hat. Nach Wassermenge und Richtung muß der Tar für den Quellfluß des Syr gelten.

Auch die Lage von Uszent wird gegen früher eine bedeutende Verschiebung erleiden. Es stellt sich heraus, daß der Ort nur  $9\frac{1}{2}$  Meilen (statt 17) von Andidschan entfernt ist und dabei genau im Osten von Andidschan liegt. Ueberhaupt muß nach den Ergebnissen der letzten Exkursion ein gutes Stück des Chokand'schen Khanats abgeschnitten und dem Gebiete Jakub-Begs zugelegt werden.

Von Uszent aus trat Fedtschenko die Rückreise nach Taschkent über Andidschan, Namangan und Tus an und traf den 21. August in Taschkent ein. (Petermann's „Geographische Mittheilungen“, 1872.)

Das Zerasschengebiet. Von kaum geringerer Wichtigkeit als die soeben skizzirte Reise sind Fedtschenko's frühere Wanderungen in Turkestan, vorzüglich im Zerasschengebiete, worunter die vom Zerasschanflusse durchströmte Ebene zu verstehen ist. Im Allgemeinen besitzt dieser Fluß einen ostwestlichen Lauf, und erst im Westen von Bochara wendet er sich plötzlich nach Süden gegen den Amu-Darja hin, den er aber nicht erreicht, da er sich zuvor in den Steppensee Karakul ergießt. Im Norden ist es die schon besprochene Kette des Kuratau, welche sein Thal vom Wassergebiete des Syr scheidet; auf neueren Karten vermissen wir indeß den Namen Kuratau und finden an dessen Stelle die Benennungen

Karatau, Aktau, Sanzartau, Dsmuttan und Kharlitau, welche letzterer bis an den von Fedtschenko besuchten Schtschurowskigletscher hinzieht. In seinem Oberlaufe, der bloß in den letzten Jahren erforscht worden ist, fließt der Zerasschan in engem Hochgebirgsthale, welches erst unterhalb Pendschakend sich verbreitert und hinter Samarland zur offenen Ebene wird. Südlich vom Flusse, in der Richtung gegen Bochara hin, ziehen gleichfalls Gebirge, die wie die nördlichen als Ausläufer des Tian Schan zu fassen sind. Ihre gegen Süden gewandten Abhänge sinken theils in die Bocharische Wüste hinab, theils verbinden sie sich mit den noch unbekanntem Landschaften am obern Oxus. Diesem südlichen Berglande am Zerasschan galten hauptsächlich die Forschungstouren Fedtschenko's. Den Stromlauf hatte Alexander Lehmann, der 1841 in Begleitung Chanykow's Bochara besuchte, aufwärts bis zur Einmündung des Fanbaches verfolgt, darüber hinaus war aber Niemand gelangt, ja Fedtschenko in seiner Bereisung 1869 kam nicht einmal so weit; sein fernster Punkt nach Osten war Dashti-Kazy, zugleich die Grenze der russischen Besitzungen, stromabwärts gegen Westen hin der Ort Katty-Kurgan. Doch unternahm er innerhalb dieses Raumes mehrere wichtige Vorstöße in das Gebirge und zog werthvolle Erkundigungen über die benachbarten Landstriche ein. Die Quelle des Zerasschan suchte man damals noch in dem Iskander-Kul, einem See, aus dem der Fan hervorquillt. Schon Lehmann hatte einen See gesehen, den man für den Iskander-Kul hielt; nun vernahm Fedtschenko von der Existenz eines zweiten, kleineren Sees, des Maudie-Kul, und dieser ist wahrscheinlich der See Lehmann's (*Journal of the R. geograph. Soc. of London.* 1870). Das mittlere Zerasschanthal hatte übrigens wenige Jahre zuvor der verdienstvolle Prof. Wilhelm Radloff bereist, dem wir eine werthvolle Beschreibung sowie die Veröffentlichung einer detaillirten Karte dieses Gebietes verdanken (*Zeitschr. d. Gesellsch. f. Erdk.* Berlin 1871).

Bedeutender waren die Erfolge des Jahres 1870. Es wurde nämlich von Samarland aus eine russische Rekognoscirungstruppe am Zerasschan aufwärts geschickt, welcher sich Prof. Fedtschenko anschloß, und diese drang über das Gebirgsdorf Paldorak bis zu einem großen,  $7\frac{1}{2}$  Meilen langen Gletscher vor, aus welchem der Matscha abfließt, der unzweifelhaft als größter Quellarm des Zerasschan zu betrachten ist. Es stellte sich heraus, daß also die Quellen des Zerasschan etwa unter dem Meridian von Chokand und 20 Meilen östlicher liegen, als man bisher glaubte; den See Iskander-Kul, dessen Ausfluß auch zum Zerasschan fällt, fand man 2130 Meter über dem Meere, die Pässe über das Scheidegebirge Zerasschan und Syr-Darja, den Kharlitau, 4570 bis 4880 Meter hoch. Leider liegen im Augenblicke, wo ich dies schreibe, nichts weiter als diese dürftigen Notizen und außerdem eine von Fedtschenko entworfene Karte von Chokand und dem obern Syr-Darja vor, auf welche letzterer seine Wanderungen eingezeichnet sind. Alle weiteren und genaueren Beschreibungen fehlen noch. Der genannten Karte (*Ocean Highways* vom August 1873) ist zu entnehmen, daß Fedtschenko von Dburdan im Matschathale über den nur 3414 Meter hohen Mochipaf nach Uratüpe und Chodschand sich begab; wahrscheinlich zuvor war er vom Iskander-Kul, der übrigens nur einen Umfang von  $1\frac{1}{2}$  Meilen besitzt, gegen Süden bis zu dem Murapasse, 3750 Meter hoch,

vorgedrungen, der nach Basch-Dissar hinüberführt. Auf der Paßhöhe, welche hier zugleich die Grenze des russischen Gebietes bezeichnet, machte er offenbar Kehrt.

Eine andere, nicht weniger wichtige Unternehmung des Jahres 1840 war der aus politischen Gründen unternommene Kriegszug gegen Schehr-i-Sebs, welcher mit der Vernichtung dieses kleinen Staates endete. Schehr-i-Sebs liegt im Süden von Samarkand, von dem es die mehrfach erwähnten südlichen Grenzgebirge trennen, und ist berühmt als Geburtsort des gewaltigen Timur-Lenk. Dem russischen Reisenden Galkin zufolge besitzt das kleine Land ein vortreffliches Klima und einen sehr fruchtbaren Boden. Einst, als Bochara, Chokand und Chiwa ein großes Khanat bildeten, gehörte auch Schehr-i-Sebs zu demselben; als jenes zerfiel, wurde das Land selbständig. Es hat vier Festungen, nämlich die Stadt Schehr-i-Sebs selbst, dann Kitab, Schamatan und Urtakurgan, alle unweit von früher bocharischen Forts. Die westliche Seite ausgenommen, ist das Khanat von Gebirgen umgeben; jene offene Seite wird von einer sumpfigen Ebene verschlossen. Die russische Expedition, in deren Gefolge sich auch ein Italiener, Herr Giulio Adamoli, befand, der eine Schilderung dieses Kriegszuges gegeben hat (*Nuova antologia*, April 1873), mußte demnach die Gebirge überschreiten, die im Vorjahre schon zum Theil von Fedtschenko rekognoscirt worden waren. Der Hauptfluß des Landes ist der Kaschgar-Darja, welcher nach Adamoli in den Druz mündet und nebst zahlreichen andern Nebenflüssen auch den aus einem Seitenthale herabkommenden Schehr-i-Sebs-Darja aufnimmt; Galkin hatte den in der Richtung von Karschi strömenden Fluß Aksu genannt. Vortrefflich gedeihen Obstbäume, Maulbeerbäume, Mandeln, Aprikosen, Walnußbäume, Getreide, Hanf, Tabak und Baumwolle. Im Gebirge werden Wölfe, Bären, Füchse und Marder gejagt; dort soll auch Eisenstein liegen. Die Zahl der sehr kriegerischen Bewohner soll etwa 70,000 Köpfe betragen; sie sind sunnitische Mohammedaner und reden ein türkisches Idiom. Unter ihnen leben viele Juden, welche, nach Galkin, gleiche Rechte mit den übrigen Bewohnern haben, aber höhere Abgaben als diese zahlen und in den vier Festungen wie in den etwa 30 andern Ortschaften des Landes ein besonderes Quartier bewohnen. Die Zahl der Nomaden ist gering. Im Allgemeinen sind die Bewohner von Schehr-i-Sebs wohlhabender als jene von Bochara und Chiwa, arbeitsam, aber sehr ungebildet; im ganzen Lande gab es nur zwei Schulen. Der Ehebruch wird streng bestraft, — den schuldigen Mann hängt man auf, die Frau wird erschossen; wer stiehlt oder sich betrinkt, erhält Stockhiebe, und wer in dem einen wie in dem andern Vergehen zum dritten Male rückfällig wird, hat sein Leben verwirkt. Der frühere Khan sprach tagtäglich nach Sonnenaufgang öffentlich Recht und verhängte Strafen. Das Resultat des russischen Feldzuges gegen das Ländchen war dessen vorläufige Einverleibung in das Khanat Bochara.

Die besprochenen Expeditionen, über die leider noch ausführliche Nachrichten fehlen, haben zweifelsohne die Kenntnisse über die Gebirgsregion im Süden von Zerasschan ansehnlich erweitert. Noch vermiffen wir aber eine brauchbare Nomenklatur für dieses Gebiet. Adamoli spricht von einem

Kaschgar-Dawan, eine völlig sinnlose Bezeichnung; auf russischen Karten begegnen wir einem Samarkandtau, der auch auf Radloff's Karte wiederkehrt, aber nicht auf den ganzen Höhenzug angewandt wird. Dieser heißt dort vielmehr Kaman-Baran-Tagh, und hinter ihm erhebt sich eine zweite ansehnliche Kette, der Sultan-Hazret-Tagh, an deren südlichem Fuße Schehr-i-Sebs liegt.

Der wichtigste Ort im Gebiete des 87 Meilen langen Zerasschan, dessen Name im Persischen Goldstreuer bedeutet, der aber auch Kohik genannt wird, ist natürlich das altberühmte Samarkand. An der Stelle des alten Marakanda, der Hauptstadt Sogdiana's, liegt die heutige Stadt mehr denn dreiviertel Meilen vom linken Ufer des Flusses entfernt und erhält sein Wasser aus einem den südlichen Bergen entspringenden Flüsschen. Wer nach den hochklingenden Namen, welche die persischen Dichter dieser Stadt beilegen, und aus ihren poetischen Schilderungen sich ein ideelles Bild dieser Stadt gebildet hat, findet sich sehr enttäuscht, wenn er Samarkand betritt. Von der Ferne allerdings wird das Auge überrascht durch mehrere im Nordwesten sich erhebende, hohe, kuppelförmige Gebäude, die vier Medresse (Pischtak), die man aus der Ferne für nahe aneinander stehend hält. Gehen wir ein wenig vorwärts, so werden wir zuerst eine kleine niedliche, weiterhin gegen Süden eine imposantere Kuppel entdecken: erstere ist das Grab, letztere die Moschee Timur's. Gerade vor uns am südwestlichen Saume der Stadt erhebt sich auf einem Hügel die Citadelle (Ark), um die herum noch andere Gebäude, theils Moscheen, theils Gräber, bemerkbar sind. Man stelle sich nun das Ganze untermischt mit dichtbelaubten Gärten vor, und man wird von Samarkand einen schwachen Begriff haben. Bei der Annäherung schwindet selbst dieser günstige Eindruck. Bambergh und Radloff versichern, daß sich Samarkand in keiner Weise von den übrigen Städten Mittelasiens unterscheide — derselbe Kranz von Gärten, dieselben aus Lehmhütten und halbzerfallenen Mauern gebildeten schmalen Gassen, dieselbe Stille auf den vom Markte entfernten Straßen. Das Einzige, was Samarkand auszeichnet, sind die Baudenkmäler einer besseren Vergangenheit, die aber halb in Schutt und Trümmer zerfallen sind und vorwurfsvoll auf das Krämervolk herablicken, das nicht einmal diese heiligen Stätten einigermaßen in tauglichem Zustande erhalten konnte. Trotz ihres armseligen Aussehens ist die Stadt also doch noch in Mittelasien die reichste an Sehenswürdigkeiten, worunter Hazreti Schah Sinda, die Moschee Timur's, die Citadelle, das Grab Timur's und verschiedene Medresse die bemerkenswerthesten sind. In der Mitte der Stadt, dicht bei dem Markte, befinden sich drei Medressen, welche mit ihren schön verzierten Hauptfronten drei Seiten eines Quadrates begrenzen. Dies ist die einzige Stelle Samarkand's, wo man das Bestreben erkennt, ein für das Auge erfreuliches Zusammenwirken durch symmetrische Aufstellung von Bauwerken anzustreben. Wären die Bauwerke in gutem Stande und der Platz ein wenig sauber gehalten, so gehörte er in der That zu einem seltenen Schmucke einer asiatischen Stadt. Von gewöhnlichen Moscheen mit offenen Galerien zur Andacht im Sommer giebt es in Samarkand eine Unzahl. Es sind hier die einzigen schattigen Plätze, denn bei jeder auch noch so kleinen Moschee liegen ein Wasserbehälter und ein kleiner Garten. Daher herrscht in den Moscheen ein buntes Treiben; hier

liegen Einige in inbrünstigem Gebete, dicht daneben sitzen Handelsleute, die eben ein wichtiges Geschäft besprechen, dort sieht man einen Kreis von Männern, die einem Erzähler religiöser Sagen lauschen, hier wiederum sitzen Leute, die ein frugales Mahl aus Früchten und Brot verzehren. Hin und her wogt die Menge. Man glaubt in der That in einem öffentlichen Vergnügungsgarten zu sein, und nur die zwischen den verschiedenen Gruppen liegenden andächtig Betenden erinnern an das Gotteshaus.

In Bezug auf die sprachlichen Verhältnisse versichert Prof. Radloff, daß die hauptsächlich an den Moscheen und Medressen genährte Gelehrsamkeit es gleichsam darauf abgesehen hat, die Volkssprache auszurotten. Der gemeine Mann, der nur zu lesen und zu schreiben versteht, schreibt und liest türkisch. Sobald er aber ein Wenig mehr gelernt hat, wendet er sich mit Abscheu von jenen Zeugnissen der Unwissenheit und vertieft sich in das Studium des Persischen. Beim Schreiben bedient sich der Halbgelehrte noch der türkischen Sprache, da er der persischen noch nicht mächtig genug ist. Ist der Gelehrte aber bis zur arabischen Grammatik vorgeedrungen und hat er einige Kenntnisse des Arabischen erlangt, so vernachlässigt er auch die persische Sprache und beschäftigt sich nur mit dem Arabischen, dem Ziele eines jeden Gelehrten. Im Schreiben bedienen sich diese größeren Gelehrten meist nur der persischen Sprache, unbekümmert darum, ob der Empfänger des Briefes Persisch versteht oder nicht; dieser muß sich dann oft erst einen Molla! suchen, der ihm die Schrift seines Landsmannes übersetzt. Während im Allgemeinen der Satz gilt, daß geistige Beschäftigung, nämlich Forschen und Lernen, den Geist bilde und die Urtheilskraft stärke, sehen wir hier ein auffallendes Beispiel des Gegentheils. Ein gesundes Urtheil und eine gewisse Geistesstärke sind nur bei dem ganz Ungebildeten zu finden. Die Sprache der Kirgisen ist fließend und beredt; sie sind witzig und beißend in Frage und Antwort, ja oft bewunderungswürdig gewandt, und jeder auch noch so ungebildete Kirgise beherrscht seine Sprache, wie wir etwas Ähnliches in Europa nur bei den Franzosen und Russen wahrnehmen können. Sie haben beim Erzählen eine frische und anmuthige Diktion. Der Karakalpak, Turkomane und der usbekische Landbewohner des Zerasschantales ist schon unbehüllicher als der ungebildete Nomade, aber die gebildeten Klassen der Städtebewohner sind schwerfällig in der Rede, unbeholfen im Ausdruck und über alle Begriffe langweilig in der Unterhaltung. An den Medressen, den Sitzen der Gelehrsamkeit, werden nur religiöse Studien getrieben, und es wird für eine Sünde gehalten, sich dem Studium der Poesie oder anderer Literaturzweige zu widmen. Diese Ansicht ist die allgemein verbreitete, die es auch mit sich bringt, daß man höchst selten Werke über Poesie oder Geschichte in türkischer oder persischer Sprache antrifft. Selbst unter dem Volke sind meist nur heilige Legenden oder Hikmete zu finden. Dieses Vorherrschen der Gottesgelehrsamkeit erklärt natürlich, weshalb in den turkestanischen Khanaten Gelehrsamkeit und Fanatismus zusammenfallen. Je mehr man sich der Wissenschaft hingiebt, um so mehr ist man fanatischer Mohammedaner, und die höchsten Gelehrten sind die Brandfackeln der Unduldsamkeit. Die Fürsten der Khanate und ihre Beamten müssen aber mit den Gelehrten eng zusammenhalten, denn

sie wissen, daß ihre Macht bei den Gelehrten wurzelt. Daher sind sie äußerlich streng rechtgläubig und unterstützen ihrerseits diese Stützen der Religion. Die niedern Volksschichten sind zwar apathisch und charakterlos, erfüllen aber strenge die religiösen Vorschriften. Von dem Charakter der Tadschik in Samarkand weiß auch Radloff nur das Uebelste zu berichten, er zeichnet ihre Vergötterung des Geldes, ihre grenzenlose Selbstsucht und ihren Geiz mit scharfen Strichen; außer der Geldgier und dem Geize sind Feigheit, Grausamkeit, Heimtücke und Heuchelei die hervorragendsten Züge ihres Charakters. Einen besseren Eindruck macht der Landbewohner des Zerasschanthales, denn es wohnt ihm eine gewisse Treuherzigkeit inne, die dem Städtebewohner ganz abgeht (Zeitschr. d. Gesellsch. f. Erdk. in Berlin 1871). Man begreift, daß unter solchen Umständen die russische Verwaltung des Landes auf keine geringen Schwierigkeiten stößt. Die Russen haben aus der geschilderten Landschaft einen eigenen Distrikt, den Zerasschandistrikt, gebildet, dessen Bevölkerung Herrn Wenjukow zufolge mehr als 271,000 Köpfe zählt. Der Distrikt selbst zerfällt wieder in die drei Unterabtheilungen Samarkand, Katty-Kurgan und Bendschakend, zu welcher letzterer die Gebirgsgaue im Süden gehören. Ihre Bevölkerung besteht ganz aus Bergtadschik oder Galtscha, welches Wort bei den Persern einen Landbauer, einen Bagabunden, wandernden Krieger bedeutet; die ganze Volksmenge bearbeitet 25 □ Meilen Land, welches vom Zerasschan bewässert wird und weniger als ein Drittel des wegen seiner Fruchtbarkeit berühmten Miankal, mit Einschluß der Dase von Bochara, ausmacht, so daß die ganze Ausdehnung dieses centralasiatischen Gartens nicht mehr als  $83\frac{1}{4}$  geographische Quadratmeilen beträgt. („Russische Revue.“ 1873.)

Die Dase von Bochara und ihre Umgebung. Dem Stromlaufe des Zerasschan folgend, gelangt der Reisende über die Ortschaften Daul, Katty-Kurgan, Mir und Mesar nach der Stadt Bochara, so wie Samarkand in ganz Mittelasien gefeiert als Sitz islamitischer Heiligkeit und Gelehrsamkeit, gegenwärtig noch die Hauptstadt des unabhängigen Theiles des gleichnamigen Khanates, dem früher auch Samarkand angehörte. Vambéry hat die Reise seiner Zeit in umgekehrter Richtung, nämlich von Bochara nach Samarkand, gemacht und bestätigt die außerordentliche Fruchtbarkeit des Landes auf dieser Strecke. Freilich stößt man schon in der Nähe von Bochara auf eine kleine Wüste, vier Stunden breit und sechs Stunden lang, Chöl Melik genannt, im Distrikte von Miankal oder Kerminal aber ist in der That das Land mit wenigen Ausnahmen überall bebaut. Hier hatte er manchmal jede halbe Stunde ein kleines Basarh Dschah (Markttort) zu passiren, in dem es mehrere Gasthäuser und Viktualienhändler gab. Diese Dörfer haben einen von den Dörfern Persien's und der Türkei ganz verschiedenen Charakter; die Bauernhöfe sind hier besser mit den Produkten der Erde versehen, und der Mangel an Bäumen allein hindert diese Gegend mit unsern abendländischen zu vergleichen. Die Stadt Katty-Kurgan, früher ein Lieblingsaufenthalt des Emirs von Bochara, ward von Vambéry nicht besucht, doch wissen wir von Radloff, der sich daselbst aufhielt, daß sie in allen Stücken den übrigen Plätzen Centralasiens gleicht und sich nur durch den prächtigen Garten des Emirs auszeichnet; dieser entspricht zwar nicht unsern



Begriffen von dem Parke eines Lustschlosses, nimmt sich aber doch durch seine regelmäßige Anlage, die sonst hier bei Gärten ganz fehlt, durch seine riesig hohen Bäume und durch die schönen, breiten Wege, die mit hohen, weinranken Spalieren bedeckt sind, recht vortheilhaft aus.

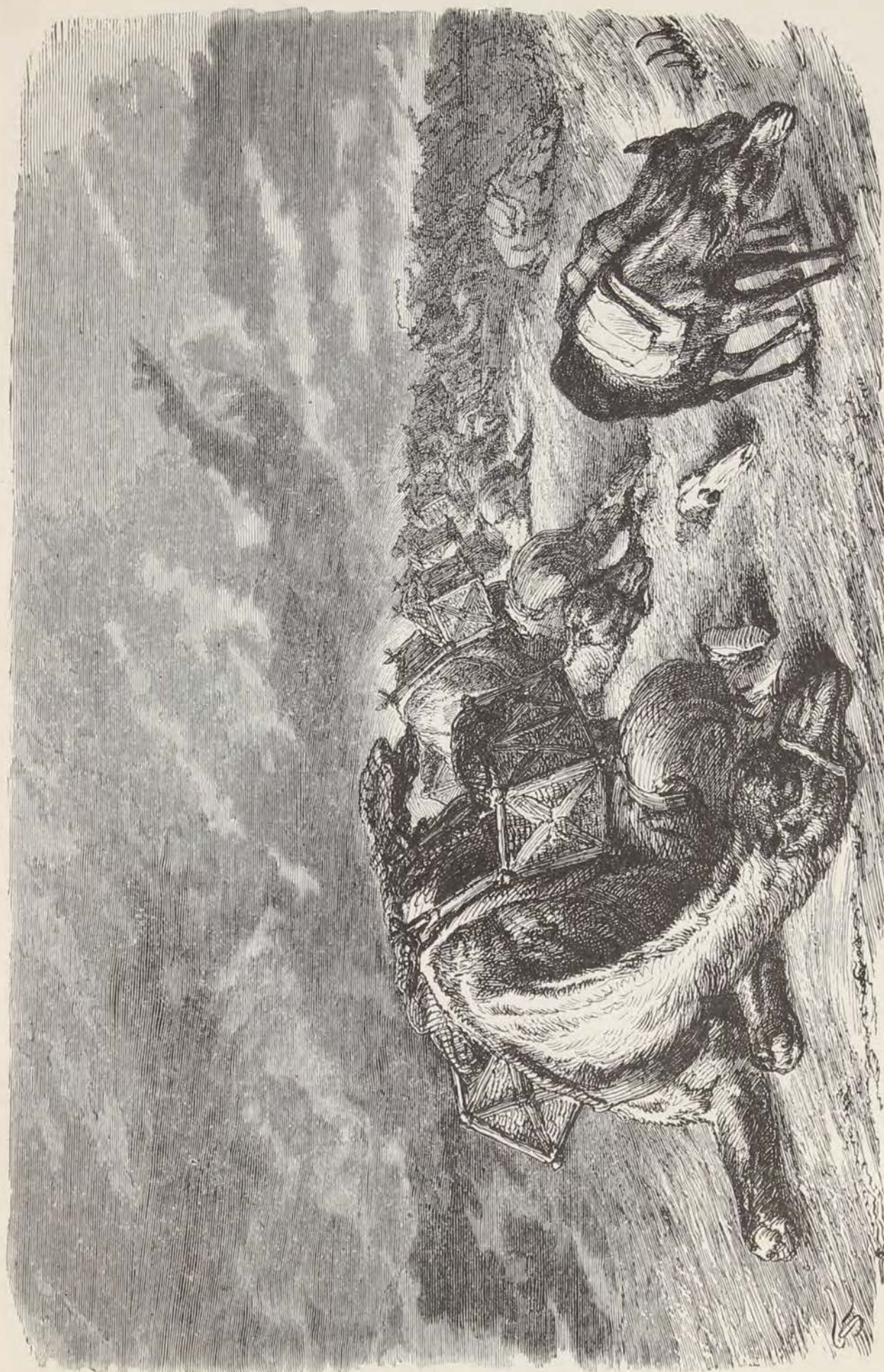
Ein minder anmuthvolles Bild gewährt das Land im Norden der Dase von Bochara; hier breitet sich die gefürchtete Sandwüste Kyzyl-Kum aus, die Bámbery zwar nicht selbst betrat, von deren Schrecknissen er aber zur Genüge vernahm. Die Ereignisse der Neuzeit haben auch den auf diesem gemiedenen Gebiete ruhenden Schleier gelüftet; um die durchaus unsichern Grenzen des Khanates von Bochara nach dem Friedensschlusse bestimmen zu können, sandten die Russen mehrere Expeditionen in die Wüste, worunter jene des talentvollen russischen Offiziers M. A. Tscharoschtschin 1872 interessante Aufschlüsse gewährt hat. Der „rothe Sand“ reicht im Nordosten und Norden bis an die linksseitigen Ufer des Syr-Darja, stellt aber nicht eine ununterbrochene Fläche dar, sondern wird durch verschiedene Höhenzüge, welche sich meist vom Kuratau ablösen, durchzogen. Der genannte Offizier stieg von dem Orte Nur-ata am südlichen Fuße dieses Gebirges über den Paß Temir-Kabuf (Eisernes Thor) in die am Nordabhange sich ausdehnende Wüste hinab und schlug dann, diesem Nordgehänge folgend, die Richtung nach Nordwest ein. Hier liegen die Brunnen Balta-Saldyr und Bisch-Tschapan mit erträglichem Trinkwasser. Der Sandboden beginnt schon bei Temir-Kabuf, die Vegetation ist die der Steppe, charakterisirt durch die Gebüsche von Hezar-espend, so nennen die Nomaden den Strauch, der getrocknet zu tausend Dingen gut sein soll. Lange dünne Schlangen, kleine Antilopenherden und hie und da ein graues Rebhuhn, — dies die Bewohner des öden Bodens, der mehr als die südlichen Wüsten mit Salz vorzüglicher Qualität geschwängert ist. Nach Bisch-Tschapan gelangte Tscharoschtschin zu den Brunnen von Lulu und Kazan-tüshti, weiterhin nach Mascha, wo die Gegend durch zwei Reihen von runden Hügeln sich auszeichnet, von den Kaizaken sehr bezeichnend Kizim-Tschaki (Mädchenbusen) genannt. Von da an ging der Weg zuerst nach Südwesten und dann ganz nördlich über steinigen Grund durch Hügelland, den Blick im Osten, Norden und Nordosten durch Höhenzüge begrenzend; es sind diese der Tschubuktau, Bört-ful, Kazak-Baltan und Arslan-Baltan. Von dem Brunnen Tamli oder Tamdi zogen die Russen weiter nach den Bukangebirgen oder Kapkantau, auch Altyntau, und es bedurfte volle fünfzehn Tage des angestrengtesten, mühevollsten Wüstenmarsches in einer Sonnenhitze von 30°, um dieses öde Gebirge zu erreichen. Die lautlose Stille der Wüste übt auf den Wanderer einen ergreifenden, unbeschreiblichen Eindruck. Döstliche Ausläufer des Bukan bilden den sogenannten Tokhtatau („Ocean Highways. May 1873“).

Schon Herr Tscharoschtschin spricht in seiner Schilderung dieser Wüstenreise wiederholt die Befürchtung aus, es möchten die Sandmassen des Kyzyl-Kum weiter nach Süden in das fruchtbare Zerasschanthal gedrängt werden, wenn nicht die Bukangebirge einigen Schutz vor allmählicher Versandung gewährten. Diese Besorgniß scheint nur zu begründet, denn neuestens hat erst Herr Sobolew berichtet, daß er während eines Aufenthaltes in Samarkand vielfache Klagen

der Einwohner über die von Jahr zu Jahr stetig fortschreitende Versandung ihrer Felder hörte, daß sogar oft, infolge starker Sandstürme, große Strecken bewässerten und bebauten Landes plötzlich mit einer dicken Sandschicht bedeckt werden. So ist der zum Khanat Buchara gehörende, vor Kurzem noch stark bevölkerte und reiche Bezirk Warandsi gegenwärtig zum größten Theile mit vielen Ansiedlungen vom Sande vollständig verschüttet und waren die Bewohner gezwungen auszuwandern. Ein anderer, westlich von der Stadt Buchara gelegener Bezirk Komitan wurde 1868 plötzlich total verwüstet, und 16,000 Familien waren gleichfalls genöthigt, ihre Felder und Häuser zu verlassen und in der Richtung von Chiwa auszuwandern. Es ist beobachtet worden, daß die Versandung am stärksten in der Richtung von Nordwest nach Südost vorschreitet und gegenwärtig die Stadt Buchara ernstlich bedroht; ja, es ist nur noch eine Frage der Zeit, wann sie verschüttet sein wird; allein nicht nur in der angegebenen, sondern auch noch aus andern Richtungen nähert sich der Sand der Stadt immer mehr und mehr. Nach der Meinung des Hrn. Sobolew haben zwei Gründe diesen trostlosen Zustand hervorgerufen. Der eine ist die durch den gesteigerten Kohlenbedarf der Gegenwart veranlaßte Entwaldung eines Theiles des Khanates, besonders des nördlichen, der andere, viel wichtigere, die Zerstörung und Verschüttung der Kanäle im nördlichen und nordwestlichen Theile des Khanates, der, den aufgefundenen Ruinen großartiger Kanalbauten nach zu schließen, in früherer Zeit stark bewässert und folglich auch stark bevölkert war. („Russ. Revue“ 1874.)

Im Süden des Khyzl-Kum und im Westen der Stadt Buchara breitet sich bis zum Amu-Darja die noch ödere Lehmscheppe aus, welche durch einzelne Bergzüge von Thonschiefer und plutonischen Gesteinen durchbrochen wird, Ausläufer des Gebirges, welche als kahle, schroffe Granitfelsen sich wol kaum 300 Meter erheben. Bambery, der sie auf der Reise von Chiwa nach Buchara passiren mußte, nennt diese Wüste Chalata-Tschölü, auch Dschan Batirdigan, welches so viel wie „Lebenszerstörer“ bedeutet. Eine Station dieser Steppe führt den reizenden Namen Adamkyrylgan, d. h. Ort, wo Menschen zu Grunde gehen. Bambery beschreibt diese schauerliche Region als ein unabsehbares Sandmeer, das bald, gleich dem vom Sturme gepeitschten Dzean, hohe Sandwogen, bald wieder, gleich dem vom Zephyr bewegten stillen Spiegel eines Sees, sanfte Wellen bildet. Kein Vogel in der Luft, kein Wurm oder Käfer auf der Erde ist zu sehen; es giebt nur Spuren erloschenen Lebens, die Gebeine umgekommener Menschen und Thiere, die jeder Vorüberziehende zu einem Haufen sammelt, damit sie zum Wegweiser dienen. Diese Wüste ist breit und hat kein Wasser; jeder Reisende hält selbst beim Schlafen seine Schläuche fest umarmt. Infolge der Qualen des Sandes und der Hitze erkranken und sterben oft Kameele und Menschen. Am schrecklichsten sind aber die Verheerungen des Lebhad, des Fieberwindes. Bei seinem Herannahen legen sich die Kameele unter lautem Brüllen nieder, strecken den langen Hals auf den Boden und suchen den Kopf im Sande zu verbergen. Die Reisenden kauern sich hinter ihnen auf die Erde; der Wind fährt mit dumpfem Getöse über sie hin und bewirft sie mit einer Sandschicht, deren erste Körner wie

Funkenregen brennen. Von der Fieber und Erbrechen verursachenden Wirkung des Windes hatte Vámbéry nur wenig zu spüren.



Der Tebbad (Sandsturm in der Wüste).

Der erste bedeutende Reisende dieses Jahrhunderts, welcher ausführlichere Nachrichten über das Khanat Bochara heimgebracht hat, ist der Baron G. von Meyendorff 1820; ihm folgte der englische Reisende Alexander Burnes, der von Süden her bis nach Bochara Scherif, dem edlen Bochara, wie es die Asiaten nennen, vordrang. Sein dreibändiges Reiseswerk („Travels into Bokhara. London 1834.“ 8<sup>o</sup>) bildete lange hindurch unsere Hauptquelle für die Khanate Turkestan's, zumal Burnes auch den politischen Verhältnissen sein Augenmerk zugewandt hatte. Seine Schilderungen von damals besitzen aber natürlich heute bei der völlig veränderten Lage nur noch ein historisches Interesse. Mittheilungen des Legationsrathes Tieb (im „Ausland“ 1835), aus glaubwürdigen russischen Quellen stammend, brachten keine besondere Erweiterung unserer Kenntnisse. Erst Hr. Nikolaus von Chanykow, der 1841 und 1842 Gelegenheit hatte, im Auftrage des russischen Gouverneurs von Drenburg Gesandte an den Herrscher Bochara's zu bringen, beschenkte uns mit einer umfangreichen Beschreibung dieses Staates, die zuerst in russischer Sprache und bald darauf auch in englischer Uebersetzung („Bokhara, its Amir and its people. Transl. by the Baron Clement A. de Bode. London 1845.“ 8.) erschien. Gleichzeitig mit ihm weilte der junge deutsche Gelehrte Alexander Lehmann und Herr Bogolowski in Samarkand; ja sie waren sogar, ohne daß Chanykow eine Ahnung davon hatte, einen Tag vor ihm daselbst eingetroffen, in Bochara aber befand sich um die nämliche Zeit der englische Oberst Charles Stoddart und Kapitän Arthur Conolly, die später hier in langer Gefangenschaft gehalten wurden. Sie wo möglich zu befreien, wandte der Missionär Dr. Josef Wolff seine Schritte nach Bochara, doch sollte es ihm nicht gelingen, den ihrer harrenden Todesstreich abzuwenden. Zwölf Jahre später besuchte Wolff abermals Bochara, wo mittlerweile der Brite Moorcroft mit seinen Begleitern Guthrie und Trebeck und der ungarische Forscher Esoma de Körös gewesen waren. In der Neuzeit war Bámbery der Letzte, welcher die merkwürdige Stadt besichtigte, ehe die Eroberungen der Russen die neue Gestaltung der Dinge in Centralasien herbeiführten, welche einen Besuch Bochara's dormalen nicht mehr zu dem Ungewöhnlichen zählen läßt. Nach ihm war es nur mehr der in bocharische Gefangenschaft gerathene russische Kapitän, jetzige Oberst Gluchowski, welcher über die Zustände des Landes und seiner Bewohner werthvolle Nachrichten gesammelt hat.

„Bochara“, sagt Bámbery, „hat unstreitig Vieles, was an eine Hauptstadt erinnert, besonders für den Fremden, der durch wochenlange Wüsten und Einöden hingelangt ist. Der Luxus, der in Wohnungen, Kleidung und Lebensweise getrieben wird, ist im Vergleiche zu den Städten Westasiens kaum erwähnenswerth; doch hat er etwas Eigenthümliches, und es darf uns nicht wundern, wenn Gewohnheit und Eigenliebe den Bocharen auf seine Vaterstadt stolz machen.“ Zwar gab der fußtiefe Staub Hrn. Bámbery von dem edlen Bochara nur einen sehr unedlen Begriff, dennoch war er überrascht, als er sich zum ersten Male im Bazar und der dort wogenden Menge befand. Weit entfernt, schön, prachtvoll und großartig zu sein, wie die von Teheran, Täbris und Isfahan, bieten die Bazare Bochara's durch die Verschiedenheit der Rassen,

Kleider und Sitten dem Auge des Fremden einen auffallenden, eigenthümlichen Anblick dar. Die Mehrzahl der Menge hat iranischen Typus und trägt einen weißen oder blauen Turban; jener bezeichnet den Gentleman und Molla, dieser, der recht gut kleidet, den Kaufmann, Handwerker und Diener. Nächstdem macht die tatarische Physiognomie sich bemerklich und ist in allen Abstufungen, vom Usbeken bis zum wilden Kirgisen, zu finden; übrigens kann man, ohne das Gesicht zu sehen, den Turanier an seinem plumpen, festen Schritt vom Iranier immer unterscheiden. Mitten in diesem Gedränge der zwei Haupttrassen Asiens stelle man sich hier und da zerstreut einige Indier (Multani) und Juden vor, deren edlen, meisterhaft schönen Zügen und prachtvollen Augen Bámbery sein Lob spendet. Auch Turkomanen und Afghanen, Letztere wol nur in geringer Anzahl, tummeln sich hier herum. Dieses bunte Chaos von Völkertypen ist in allen Hauptbazaren vertreten, aber obwol sich Alles emsig hin- und herbewegt, ist doch keine Spur des in Persien so charakteristisch hervortretenden, geräuschvollen Bazarlebens zu finden. Die Buden enthielten nur wenige westeuropäische, aber desto mehr russische Galanterie- und Manufakturwaaren; große Gewölbe wie große Kaufleute giebt es wenige, doch wird außer dem Kestei Tschit Furuschchi (Ort, wo Tschit, d. i. Kattun, verkauft wird), der 284 Buden hat, noch an vielen andern Stellen der Stadt Kattun, Kalikot und Percail verkauft. Interessanter für den Fremden ist im Bazar von Bochara der Ort, wo Produkte inländischer Industrie zur Schau liegen, die zweifarbigen, gestreiften und schmal gewebten Baumwollentoffe, Madjscha genannt, Seide, von dünnen, spinnwebengleichen Sacktüchern bis zum schweren Atres, und besonders die Lederarbeiten spielen hier eine Hauptrolle. In diesem Artikel verdient die Kunst der Riemer, vorzüglich aber die der Schuster, hervorgehoben zu werden. Die Männer- und Weiberstiefel sind ziemlich gut gearbeitet, erstere haben hohe, spitze Absätze, die in der Größe eines Nagelkopfes enden, letztere sind etwas plump, aber oft mit der feinsten Seidenstickerei verziert. Auch der Kleiderbazar, wo die hellfarbigen, glänzenden und faltenreichen Gewänder ausgebreitet sind, ist zu erwähnen. Der Orientale, der nur hier in seiner vollen Originalität anzutreffen ist, liebt das „Tschachtischuch“ oder den rauschenden Ton der Kleider, und es ist belustigend anzusehen, wie der Käufer mit dem neuen Tschapan (Anzug) einige Schritte auf- und abgeht, um die Stärke des Tones zu prüfen. Alles ist inländische Industrie und sehr wohlfeil, daher auch der Kleidermarkt von Bochara bis weit nach Ostturkestan hinein alle Rechtgläubigen mit fashionablen Anzügen versieht. Auch der Kirgise, Khytschak und Kalmüke pflegt einen Abstecher von der Wüste hierher zu machen; hier hat er das höchste Bild der Civilisation; Bochara ist sein Paris und London. Im Bücherbazar, der 26 Läden enthält, ist indeß ein gedrucktes Werk immer noch eine Seltenheit.

Den berühmten Platz Lebi Haus Divanbegi, d. h. Teichufer des Divanbeg, fand Bámbery für Bochara wirklich allerliebste. Es ist ein regelmäßiges Viereck, in dessen Mitte sich ein tiefer Teich, 30 Meter lang, 24 Meter breit, befindet, mit quadratförmigen Steinen eingefast, zu dessen Spiegel acht Stufen hinabführen. Rund herum am Ufer stehen einige schöne Ulmen, in deren Schatten die unvermeidlichen Theebuden zum Trunke einladen. Auf drei Seiten des

Platzes werden Süßigkeiten, Brot, Obst, warme und kalte Speisen auf Gestellen, die durch Rohrmatten beschattet sind, verkauft, und die Hunderte von improvisirten Läden, die von der lüfternen und hungrigen Menge wie von Bienen umsummt werden, bieten ein eigenthümliches Schauspiel dar. Auf der vierten, westlichen Seite, die terrassenförmig ist, befindet sich die Moschee, deren Vorderseite auch einige Bäume hat, wo die Derwische und Medda (Erzähler) unter anstrengender Mimik Heldenthaten berühmter Krieger und Propheten in Vers und Prosa erzählen und immer von einer wißbegierigen Menge angehört werden. Als Bambery auf den genannten Platz trat, wollte es der Zufall, daß gegen fünfzehn aus dem Orden der Nakschibendi vorbeipassirten. Mit ihren langen, kegelförmigen Kappen, den flatternden Haaren und langen Stäben sprangen diese wildbegeisterten Menschen wie Besessene umher, während sie im Chor eine Hymne brüllten, deren Strophen der graubärtige Chef ihnen vorsang.

Größer und geräuschvoller als der Lebi Haus ist der entferntere Registan, aber bei weitem nicht so anmuthig. Auch hier ist ein mit Theebuden umgebener Teich, von dessen Ufern man in die auf der anderen Seite hochgelegene Burg oder den Palast (Ark) des Emirs hineinsehen kann. Rechts vom Palaste liegt Medschidi Kelan, die größte Moschee Bochara's. Obwol der Registan sich fast unter den Augen des Emirs befindet, giebt es doch in ganz Bochara, ja vielleicht in ganz Turkestan, keinen Ort, wo so viele garstige Sünden begangen werden als hier, denn das bekannte Laster der Orientalen, das an den Ufern des Bosporus anfängt und auf dem Wege nach Osten allmählich merklicher wird, hat hier seinen Gipfelpunkt erreicht.

Von besonderem Interesse sind noch die Karawanseraien, die zum Sklavenhandel bestimmt sind. Das von Bambery besuchte Gebäude mag 30—35 Zellen gehabt haben, die drei Großhändler in diesem Geschäfte zum Depot theils ihrer eigenen Waare, theils solcher, die sie von den Turkomanen in Kommission bekamen, gemiethet hatten. Was nämlich der Turkomane in den ersten Tagen seines Aufenthaltes in der Hauptstadt nicht absetzen kann, läßt er in den Händen des Maklers (Dellal) zurück, der nun das eigentliche Engrosgeschäft betreibt. Auf dem Markte in Bochara und Chiwa wurden Menschen im Alter von 3 bis 60 Jahren verkauft, so lange sie nicht durch besondere Fehler den Namen eines Krüppels verdienen.

Unfähig, d. h. unwürdig, sogar ein Sklave zu sein, ist nur der Jude, der hier, wie einst im europäischen Mittelalter, der allgemeinen Verachtung preisgegeben ist. Der zum Verkaufe ausgestellte Sklave männlichen Geschlechtes wird ganz öffentlich untersucht, und der Verkäufer muß für solche geistige oder körperliche Fehler seiner Waare garantiren, die etwa später zum Vorschein kommen mögen. Für den Sklaven selbst ist die Stunde, die ihn aus den Händen des Händlers befreit, eine der glücklichsten, denn selbst die härteste Behandlung, die im Dienste seiner wartet, soll nicht so drückend und peinvoll sein als die Zeit, die er im Laden als Geschäftsartikel verleben muß. Der Preis differirt, je nachdem die politischen Verhältnisse der Turkomanen — denn diese sind die ausschließlichen Lieferanten — mehr oder weniger Gelegenheit geben, ihre Alamane in die Nachbarländer zu schicken.

In den mit Bochara und neuerdings auch mit Chiwa abgeschlossenen Verträgen haben die Russen zwar auch die Abschaffung des Sklavenhandels ausbedungen, und man hat ihnen bündig versprochen, daß es mit derselben ernst genommen werden solle. Bisher ist dies jedoch nicht der Fall gewesen. Denn es hat sich jetzt herausgestellt, daß jener trotzdem im Schwange geht, sogar in unmittelbarer Nähe der russischen Grenze. Hr. Schuyler, Sekretär der nordamerikanischen Gesandtschaft in St. Petersburg, fand während seines jüngsten Ausfluges nach Centralasien auf dem Bazar in Bochara einige Duzend Menschen, hauptsächlich Knaben und alte Männer, zum Verkaufe ausgestellt und ermittelte, daß eben damals eine Karawane mit 60 Sklaven in der Stadt Bochara angekommen sei. Die Russen, das versteht sich von selbst, meinen es durchaus ehrlich mit der Sache, aber sie werden ein schweres Stück Arbeit haben, weil die ganzen gesellschaftlichen Einrichtungen in diesen mohammedanischen Ländern auf Sklaverei beruhen, weil die Bevölkerung sich ein Land und ein Staatswesen ohne dieselbe gar nicht denken kann; Sklaven besorgen von Altersher alle Arbeit.



Tanzende Derwische in Bochara.

Die abendländischen und orientalischen Ansichten über Sklaven und Sklavenhandel stehen einander diametral gegenüber, und es fragt sich sehr, ob ein Ausgleich je möglich ist, so lange es einen Islam giebt („Globus.“ XXV. Bd. 1874).

Das rechte Drusufer. Der Reisende, welcher von Zerasschan zu den Mündungen des Amu wandern will, darf die Mühsale und Beschwerden des Kyzylkum und der Lehmsteppe nicht scheuen, die sich bis in die nächste Nähe des rechten Drusufers hinziehen. Nur ein schmaler Strich Landes kann auf diesem noch dem eigentlichen Kulturgebiete Chiwa's zugezählt werden und bildet den Bezirk von Schurachan, von welchem bisher in den Reisebeschreibungen wenig die Rede war.

Die Stadt Schurachan am rechten Amunfer liegt etwas über eine Meile entfernt am großen Bewässerungskanal (Aryf), Schura-chan-Zabi genannt, welcher die Stadtmauer im Süden begrenzt und vom Khan von Chiwa in großer Ordnung gehalten wird. Im Khanate Chiwa giebt es zwei Arten von Kanälen, solche, die dem Khan gehören und auf Kosten der Regierung, und solche, welche von Privatpersonen oder Gemeinden angelegt und erhalten werden. Die meisten der aus dem Amu-Darja, der Hauptwasserader des Khanates, geleiteten Kanäle gehören aber dem Khane, der zu deren Erhaltung von jedem Einwohner eine jährliche Landsteuer, Kasaukasadyr, in zwölf Arbeitstagen bestehend, erhebt.

Die Stadt (Kurgan), die am Kanale sich ausbreitet, bildet mit ihren Umgebungen ein Vilajet, d. h. eine Provinz, die wiederum in Kende (Kend = Dorf) getheilt wird. Kende heißen hier alle Ansiedlungen mit den zu ihnen gehörenden Weideplätzen an den Ufern der kleinen Kanäle, die aus den Hauptkanälen strömen. Das Vilajet Schurachan wird von zehn Kanälen, die aus dem Aryf des Khans fließen, und noch von andern, direkt aus dem Amu abgeleiteten Kanälen mit Wasser versehen. Nach den Namen dieser Kanäle wird auch das an ihnen gelegene Land genannt. Sämmtliche bebauete Felder in der Umgebung von Schurachan beginnen bei den Häusern von Meskin-Seid, und etwas über eine Meile von hier liegt der fruchtbarste Strich der ganzen Provinz, die Gärten von Mülkdar, so geheißen, weil die Ansiedler dieses Landstriches, angeblich aus verschiedenen Provinzen des Khanates stammend, hier unter besondern Bedingungen leben; sie zahlen nicht die Abgaben, zu welchen die übrigen Bewohner Chiwa's verpflichtet sind, sondern nur eine mäßige Steuer, Salkyt-peul. Die Bevölkerung besteht aus Turkmeneu, Usbeken, Kirgisen, Karakalpakern, unfreien und freien Persern, die alle in einzelnen Höfen, hier Hawlis genannt, inmitten ihrer Felder leben. Dörfer trifft man fast gar nicht an. Infolge des niedrigen Wasserstandes in den Aryfs werden die Bewässerung der Saatsfelder durch Wasserräder bewerkstelligt und die Mühlen fast nur von Pferden oder Kameelen getrieben. Mehl findet man übrigens wenig; das Getreide wird meist als Korn aufbewahrt und für den Hausbedarf zu Hause in Handmühlen gemahlen.

Schurachan führt einen bedeutenden Handel mit den im nördlichen Theile des Khanates lebenden Nomaden; man kann getrost behaupten, daß die Zahl der Buden für den Verkauf — nach Bámbery ihrer 320 — der Zahl der Häuser gleichkommt, fast die Hälfte der Stadt ist von denselben eingenommen. Sie gleichen den Bazars in allen Städten Mittelasiens, ziehen sich in langen Reihen zu beiden Seiten der Straße hin, die stellenweise oben gedeckt ist. Plätze, auf denen ein spezieller Handel mit irgend einem Produkte, wie in Samarkand und Bochara, getrieben wird, giebt es hier nicht; nur der Viehhandel wird außerhalb der Stadt getrieben. Die wichtigsten Handelsgegenstände bestehen außerdem in Getreide, Dschugara und Pferden, den besten im ganzen Khanate. Auch existiren hier mehr als 150 Oelmühlen, welche alle Sesamöl, dessen hauptsächlichste Abnehmer die Nomaden sind, bereiten. Die Stadt selbst war früher klein, ist aber jetzt augenscheinlich noch in stetigem Wachsen begriffen.





Pferdemarkt in Schirachan.

Von der Stadtmauer trifft man nur noch Spuren, und die Budenreihen erstrecken sich schon über die Grenzen derselben. In der Stadt befindet sich eine Moschee mit einigen für Pilger aus rohen Ziegelsteinen erbauten Zellen, eine Schule und ein der Regierung gehörendes Magazin für die Aufbewahrung des Getreides, welches als Abgabe eingesammelt wird, endlich ein Zufluchtsort für Bettler, ein sogenanntes Kalenter-Khane. Eine Festung besitzt Schurachan nicht, aber außerhalb der Stadt gegen Norden sieht man die verfallenen Mauern einer alten Befestigung, deren Errichtung die dortigen Bewohner ins tiefe Alterthum verlegen („Russ. Revue“ 1873).

Weiter nach Süden hin haben wir das rechte Drußufer durch die Reisen von Vámbéry und neuestens von A. Kuhn kennen gelernt. Vámbéry zog 1863 von Chiwa über Chanka, wo er den Strom passiren mußte, nach Schurachan und dann dem Amu entlang stromaufwärts bis zu den Ruinen eines zerstörten Forts, Tünüklü, von wo aus er über das berühmte Adamkhyrlygan sich nach Bochara wandte. Seinen Fußtapfen folgte zehn Jahre später der mit dem russischen Eroberungscorps nach Chiwa gelangte Orientalist A. Kuhn, ging aber weiter noch als Tünüklü am Druß aufwärts bis zur Festung Ustü oder Ustyk, die schon auf bocharischem Gebiete liegt; erst von hier an schlug er den Weg nach Nordwesten ein, um über die Festung Karakul, unfern des Sees, worin der Zerasschan mündet, nach Bochara zu gelangen. Bis Ak-Kamysh — so heißt der von Kirgisen bewohnte Wüstenrand — bietet die Gegend, wenn gleich wenig bevölkert, doch gut kultivirte Aecker, und an manchen Stellen ziehen sich Gärten bis zum Grabe Meskin-Said-Ata hin. Von Ak-Kamysh führt der Weg über eine sich hoch über den Fluß erhebende Sandsteppe, die sich an manchen Stellen zum Flusse in Gestalt kleiner grünender Däsen hinabsenkt, welche Halbinseln bilden, mit Gesträuch, Dschidda und andern Steppenpflanzen bedeckt sind und von den Eingebornen „Tugai“ genannt werden. Die Gegend führt den Namen Töjebojun, d. h. Kameelhals, wahrscheinlich von den Uferkrümmungen, und wird in gewissen Monaten von Kirgisen bewohnt. So wendet sich der Weg den Fluß entlang bis zum Orte Chodscha-Kanessi. An manchen Stellen nähert sich der feine, bewegliche Triebsand, den Weg durchschneidend, dem Flusse und bildet Hindernisse. Die Nomaden erhalten auf dem Tugai fast das ganze Jahr hindurch ihre Herden, indem sie hierher für den Winter übersiedeln. Auf dem Wege zum Ufer des Flusses begegnet man an den zum Uebersetzen bequemen Stellen Backsteinruinen, welche, wie man annehmen muß, als Forts zur Bertheidigung gedient haben. Von der Befestigung Ustü bis Karakul erstreckt sich eine ungefähr 4 Meilen breite Wüste von feinem Trieb- sande. Wenn man die grünen Umgebungen der Befestigung Ustü verläßt und diese Wüste betritt, so erblickt man an den Seiten aus dem Sande auftauchende Ruinen verlassener Gebäude und verdorrte Baumstämme, die schweigenden Zeugen besserer Zeiten. Man erzählte unserm Reisenden, daß vor 10 bis 25 Jahren hier blühende Ortschaften gestanden, der Triebsand aber, der von Nordwesten herangeweht sei, habe vor nicht langer Zeit dieselben verschüttet. In jedem Jahre — so sagen die Eingebornen — entreißen die Sandorkane den armen Bewohnern die letzten Stücke ihrer Aecker, und mit jedem Jahre

vermindert sich das zum Ackerbau taugliche Land. Dieselbe von dem Triebfande hervorgerufene Erscheinung wiederholt sich auch im Karakul'schen Kreise. Einen freundlosen, traurigen Anblick gewährt dieser Fleck Erde des bocharischen Khanats.

**Am untern Amu-Darja.** Wir kehren nunmehr an den untersten Druß zurück. Gleichwie Aegypten, so zu sagen, ein Geschenk des Nils, ist das auf die Kulturoase des Druß beschränkte Khanat Chiwa ein Geschenk des Amu-Darja. Ihm müssen wir daher vor Allem unser Augenmerk zuwenden. Die Geographie des vom untern Druß gebildeten Stromdelta's ist am frühesten, nämlich 1859, von dem oftgenannten Admiral Alexis Butakow studirt und fixirt worden, doch haben neuere Aufnahmen mannichfache Veränderungen der Karte ergeben. In Kürze ist diese Deltagestaltung die folgende. Von dem Augenblicke an, wo der Fluß seine Quellarme zu einem Strome versammelt, fließt er ungetheilt bis zum Fort Bend. Hier am Fuße des rechts emporsteigenden Beschübe, zwischen den Orten Khyptschak und Chodscheili, zeigt sich die erste Spaltung, indem nämlich der schon besprochene Laudan in westlicher Richtung abgeht. Bei Chodscheili gabelt sich der Fluß wieder in den Kuk-Darja oder Jany-Su, dessen Lauf auf neueren Karten sehr verschieden dargestellt wird, und in einen westlichen Arm, der den Namen Amu-Darja fortführt. Die Schifffahrt auf dem Jany-Su wird unterbrochen durch einen Felsrücken, der sich über dessen Bett erstreckt und nur 0,50—0,90 Mtr. tief mit Wasser bedeckt ist. Admiral Butakow war genöthigt, seine Sondirungen dem Hauptstrome zu in einem Dampfboote mit einer Maschine von 12 Pferdekraften fortzusetzen („Journ. R. geogr. Society.“ London 1867). Bei Ku-Kuz zweigt sich endlich ein neuer Arm, der Kara-Baili, ab. Die Frage nach dem Zusammenhange des Laudan mit dem alten, sich nach dem Kaspisee ziehenden Drußbette ist schon im vorhergehenden Abschnitte ausführlich behandelt worden. Der weitaus größere Theil der Dase von Chiwa oder Chotwaresm liegt nun nicht innerhalb dieses Mündungsdelta's, sondern südlich vom Laudan am linken Ufer des Druß, wo sie sich zu 5 bis 8 Meilen Breite erweitert. Bedeutende Kanäle aus dem Amu gewinnen der Wüste den Boden für die Kultur ab, indem ihre Rinniale mit dem Flusse spitze Winkel bilden. Hier liegen die Hauptstadt Chiwa, hier die wichtigsten Plätze, wie Hezarasp, Jany-Urgendsch, Kuzawat, Taschhaus, Gürten, Mangyt; im Deltalande, jenseit des Laudan, sind Kungrat, dann Chodscheili und Alt-Urgendsch die bedeutendsten Orte.

Die allgemeine Physiognomie dieses Landes ist von den wiederholten Besuchern möglichst treu skizzirt worden, denn trotz der feindlichen Haltung der chiwanischen Khane gegen alle Ausländer hat es doch nicht an wiederholten Berührungen gefehlt. Trotz des Mißgeschickes der Expedition des Fürsten Bekowitsch, der 1717 über den Usturt nach Chiwa zu dringen versuchte, zog schon 1740 Gladyschew auf dem östlichen Ufer des Aralsees nach der Drußoase. Nach langer Pause gelang es 1819 und 1820 dem damaligen Generalstabskapitän Murawjew, von der Balkanbai aus quer durch das Turfomanenland Chiwa zu erreichen; 1839 kam der englische Kapitän Abbott und kurz darauf Sir Richmond Shakspeare dahin. Die meiste Erweiterung unserer Kenntnisse über Chiwa brachte aber die 1842 stattgefundene Reise Gregor Danilewski's,

welcher das Westufer des Aral entlang nach Chiwa zog. Nebst einer umständlichen, meines Wissens leider nur russisch erschienenen Beschreibung des Khanates Chiwa (im V. Bde. der alten Sapiski der kais. russischen Geographischen Gesellschaft) verdanken wir ihm auch eine unter seiner Anleitung verfertigte Karte des Landes, welche Herr Paul Verch in einer handschriftlichen Kopie benutzt hat. Endlich war Danilewski von dem gewiegten Naturforscher Th. Fr. Jul. Basiner begleitet, der wenigstens mit den naturwissenschaftlichen Ergebnissen der damals noch sehr merkwürdigen Reise das Publikum bekannt gemacht hat („Naturwissenschaftliche Reise durch die Kirgisensteppe nach Chiwa. St. Petersburg 1848.“ 8<sup>o</sup>). Im Jahre 1857 hielt es der neue Khan von Chiwa für angemessen, seine Thronbesteigung auch dem russischen Hofe anzuzeigen und zugleich sein Bedauern über das Ableben des Kaisers Nikolaus ausdrücken zu lassen. Als Erwiderung brach am 15. Mai 1858 eine russische Gesandtschaft von Orenburg auf, kreuzte die Steppe nach dem Aralsee zu und zog am westlichen Ufer dieses Binnenwassers hinab zu dem Schilffee Ubugir, dem südlichen Anhängsel des Aralsees. Damals, also noch vor sechzehn Jahren, hatte der heute völlig ausgetrocknete See, durch den Laudan gespeist, welcher ihn gegenwärtig gar nicht mehr erreicht, sondern bei Alt-Urgendsch sich gegen Südwesten wendet, so viel süßes Wasser, daß die Pferde in Rähnen hinübergeschafft werden mußten; nur für die Kameele fand sich eine Furt. An der Stelle, wo man übersekte, war der Ubugir 4 $\frac{1}{2}$  Meilen breit, seine große Achse wurde aber auf 17 Meilen Länge geschätzt. Die Ambassade schlug nun ihren Weg nach Kungrat, der nördlichsten Stadt am Amu-Darja, und von da über Chodscheili und Khytschak nach Chiwa ein.

Ins Jahr 1863 fällt die Anwesenheit Bámbery's in Chiwa, der unter andern Touren auch die Reise oxusabwärts bis Kungrat ausgeführt hat. In der Nähe von Jany-Urgendsch, der gewerbreichsten Stadt des Khanates, schiffte er sich ein; die Fahrt von dort bis Kungrat dauerte fünf Tage. Die Sonne brannte heiß auf das Fahrzeug herab, doch hatten die Schiffer für ein Leinwandzelt gesorgt. Wer nicht darauf vorbereitet ist, wird mit einiger Ueberraschung erfahren, daß sich längs des Stromes Wälder erstrecken. Bald zeigen sich auch Berge mit üppiger Vegetation, Ruinen alter Schlösser auf den Abhängen, und als Höhenriegel schiebt sich ein Berg Namens Scheich Dscheli vor, durch den sich der Amu einen Durchgang erzwungen hat, „der viel schmaler ist als das Eiserne Thor an der Donau.“ Am linken Ufer schneidet der Berg plötzlich ab, am rechten nimmt die Erhebung stufenweise ab und der Strom tritt nun in ebenes Land. Bei der Ortschaft Khytschak beginnt abermals Wald, der sich am rechten Ufer bis Kungrat erstreckt und 8—10 Wegestunden Tiefe besitzen soll. Am dritten Fahrtage, bei Chodscheili, stürzt der Fluß tief mit schrecklichem Gebrause pfeilschnell eine Stufe 1 Meter hinab. Dieses Hinderniß der Bergfahrt, von den Eingebornen Kazankitten genannt, leistet dem Khanat Chiwa bessere Dienste als eine starke Festung, denn die Russen würden mit ihren Dampfern vom Aralsee aus weit ins Innere von Turkestan dringen können, wenn nicht jener Wasserfall sie abwehrte. So meinte Bámbery. Seither haben die Russen der andern Wege genug gefunden, um in Turkestan weiter vorzudringen, als

die ausschweifendste Phantasie träumen durfte, und der Wasserfall des Druß hat auch Chiwa nicht vor der Eroberung geschützt. Von dem Wasserfalle abwärts bildet der Strom durch Ueberschwemmungen beträchtliche Seen, die mit einander durch kleine Naturkanäle in Verbindung stehen, im Frühling wol klein sind, aber nur selten gänzlich austrocknen. Das Fort Nu-Kuz ward am vierten Tage passirt, am fünften endlich Kungrat erreicht. Die Stadt hat ein weit armseligeres Aussehen als die südlich gelegenen Orte und ist meistens wegen ihrer großen Märkte berühmt, auf denen eine große Anzahl von Rindern, Butter, Filzteppichen, Kameelhaaren und Wolle durch die in der Nachbarschaft hausenden Nomaden feilgeboten wird. Auch mit Fischen, namentlich mit gedörrten, welche vom Ufer des Uralsees hierher gebracht werden, wird ein beträchtlicher Handel nach den übrigen Theilen des Khanates betrieben.

Die nämliche Gegend ward im Jahre 1873 von Herrn A. Kuhn in Gesellschaft des Magisters M. N. Bogdanow und Pharmazeuten H. J. Krause mit der bestimmten Absicht bereist, die Verhältnisse des Amudelta's genauer zu studiren. Auch diese Herren schifften sich bei Kunja-Urgendsch (Neuurgendsch) ein. Das nächste Ziel war Chodscheili, von da reisten sie auf zwei Booten nach Kungrat. In dieser Jahreszeit — es war im Juni — tritt der Amu-Darja aus seinen Ufern und überschwemmt auf einer Strecke von mehreren Wersten die ganze Umgegend; während dieser Zeit hört für Chodscheili aller Verkehr, einerseits mit Kungrat, andererseits mit der Stadt Knytschak, auf. Die ganze Strecke von Kungrat bis Chodscheili bildet ein unübersehbares Schilfmeer.

Von Kungrat nahmen sie ihren Weg zum Ulu-Darja, und zwar zu dem Ankerplaz der Dampfschiffe der Uralflottille. Nachdem sie von hier aus das Delta des Amu-Darja passirt hatten, betraten sie das rechte Ufer bei Koschkana-tau. In Begleitung einiger Karakalpakten begaben sie sich nach Tschimbai, dem Centralhandelsplaz der halbnomadischen Karakalpakten, welche den ganzen Theil des rechten Ufers des Amu-Darja, vom Meeresgestade an bis zur Festung Nu-Kuz, eingenommen haben. Von Tschimbai nach Chodscheili fuhr Hr. Kuhn in Booten auf dem Nebenflusse Kuwan-Darja, der aus dem Amu-Darja abzweigt und in die Daukaraseen abfließt. Am 17. Juli kehrten sie nach Chodscheili zurück und wurden dann nach der kleinen Festung Nu-Kuz gebracht, die etwas höher als der Zufluß Kuwantscha-Tarma und auf seinem rechten Ufer liegt. Nachdem gegen Abend sich ihre Karawane bei Nu-Kuz versammelt hatte, erreichten sie am dritten Tage, das Ufer des Flusses nicht verlassend und über Tugai Tschatly, Dschangasch-Khan, Knytschak und das Gebirge Scheich-Dscheli marschirend, die kleine Stadt Rahman-Berdy-bi-Bazar. Der Charakter des durchzogenen Landes ist ein sandiges Ufer, welches sich gegen den Fluß hin in der Gestalt von kleinen erhöhten und mit Wiesenland bedeckten Halbinseln absenkt. Das Gebirge Scheich-Dscheli bietet dem Auge nur kahle Felsen dar, welche ihre Formation sehr tief bloßlegen. Die Niederungen am Flußufer waren größtentheils von nomadisirenden Kirgisen besetzt. Auf einigen dieser Niederungen fanden sich Meiereien und kleine Festungen, wie z. B. Nu-Kuz, Tugai Tschatly, Dschangasch-Khan und Rahman-Berdy-bi-Bazar. Bei dem letztgenannten Orte setzten sie über den Amu-Darja und erreichten Gurlen, das auf

dem entgegengesetzten Ufer liegt. Der Boden in diesem Theile des Khanats ist vortrefflich bearbeitet. Da Gürken sich schon weit von der Grenze befindet, so hat es keine Befestigungen. Hier fanden sie auch jene kleinen Befestigungen nicht mehr, die sie bis dahin gesehen und welche die Städte als Schutzwehr umringten. Da die Ufer des Amu-Darja niedrig sind, so liegen fast alle Städte des Khanats nicht am Flusse selbst, sondern 2—6 Werste von demselben entfernt, nur Kuytschak macht eine Ausnahme. Von Gürken aus wollten sie über Kat und Schavat Chiwa erreichen, nachdem sie aber in Kat von den Einwohnern erfahren hatten, daß die Ruinen des alten Kat sich auf dem rechten Ufer des Flusses befinden, so trennte Hr. Kuhn sich von seinen Gefährten, die nach Chiwa zurückkehrten, und begab sich selbst von Schavat aus nach Neurgendsch, von dort aber, nachdem er den Fluß überschritten, nach Schach-Abbas-Wali, welches, wie man sagt, auf der Stelle des alten Kat steht.

Um den Weg abzukürzen, nahm er seine Richtung von Schach-Abbas-Wali aus, das Neurgendsch gegenüberliegt, nach der Ueberfahrt bei Chanka; er mußte daher acht Werste oberhalb Schach-Abbas-Wali längs dem Flußufer hinaufziehen, und dort erst setzte er nach Chanka über, von wo er am 28. Juli zu Boot auf dem Palwan-Aryk bis Chiwa fuhr. Der Landstrich von Gürken bis Neurgendsch, Chanka und Chiwa ist eine der angebautesten Gegenden des Khanats und verhältnißmäßig auch von allen andern die bevölkerteste. Auf der ganzen, von Hrn. Kuhn durchmessenen Strecke stellt sich das Khanat in folgender Gestalt dar: das linke Ufer ist der angebaute und reichste Theil; die ganze Masse der Landesbevölkerung gruppirt sich mit ihren einladenden Meiereien um die aus dem Flusse her geleiteten Kanäle und deren Abzweigungen. Hier trifft man freilich sehr oft auch ungeheure Strecken brachliegenden, für den Ackerbau tauglichen Landes und den Kanälen entlang auch verlassene Aecker und Felder, welche noch deutlich die Spuren früherer Ansiedelungen tragen. Hin und wieder sind einzelne Striche mit Sand bedeckt, welcher aus den jenseits der Grenzen des Khanats liegenden Sandwüsten hergeweht wurde. Ganz anders sieht es auf dem rechten Ufer aus, die Bevölkerung ist im Vergleiche zu den für die Bewirthschaftung geeigneten Ländereien zum Erstaunen gering. Der am meisten bevölkerte Theil des Khanats auf diesem Ufer erstreckt sich von Rahman-Berdy-bi-Bazar bis zum Gebiete Ak-Kamysch. Hier bestehen die Kreise Schach-Abbas-Wali und Schurachan aus einer fast ununterbrochenen Reihe von Däsen mit einer üppigen Vegetation, und eine jede Meierei hat ihre Gärten („Russ. Revue 1874“).

Die Hauptstadt Chiwa. Sowol das Außere der Residenzstadt als auch die in der Mitte derselben sich erhebende viereckige Citadelle — welche mit vier Thoren geschlossen wird und von der Stadt getrennt ist — bieten dem an asiatische Denkmäler gewöhnten Auge wenig oder gar nichts dar, was seine Erwartung auf eine Hauptstadt befriedigen könnte. Dennoch war der allgemeine Eindruck, welchen die Stadt auf die russischen Eroberer machte, wie Oberst Kolokoltzow versichert, ein origineller. Die hohen Thürme der Stadtmauer, die Minarets der Moscheen, die Medressen überraschten das nicht daran gewöhnte Auge durch ihren eigenthümlichen Bau. Das Chaos von Häusern

und krenelirten Höfen zu durchwandern wäre indeß kaum der Mühe werth. Bambery führt uns deshalb auf eine Anhöhe, um die Stadt von der Vogelperspektive aus zu betrachten. Die dichte Häusermasse, in der einige dünne, krumm hinlaufende Straßen bemerklich sind, bildet die vorhin erwähnte Citadelle Itsch-Kala, in welcher der Fürst, einige der vornehmen Beamten, der Bazar und die Medressen ersten Ranges sich befinden. Je weiter wir von diesem innern Stadttheile unser Auge in der Umgebung umherschweifen lassen, desto ausgedehnter werden die Gärten und öffentlichen Plätze. Hier östlich erstreckt sich das Viertel Or Kehin Bendi, und weiter gegen Südost das Reservoir Bala Hauz mit dem nahe angrenzenden Bazar der Barbier. Der bunt umhergeworfene Anhauf von großen und kleinen Gebäuden bietet, von der Höhe aus gesehen, Alles, nur nicht den Anblick einer Residenzstadt dar, und wären es nicht hie und da die spärlichen Monumente, welche mit ihrem glasirten Ziegelschmuck aus der gelben Lehmmasse der gewöhnlichen Wohnungen sich hervorheben, so hätte man gar nichts, was dem ermüdeten Auge einen Ruhepunkt gewähren würde.

Die schönste Aussicht genießt man von dem Stumpfsturme des Medeminkollegiums. Dieser Thurm hätte noch um ein Drittel seiner jetzigen Höhe größer sein sollen, aber der Tod seines Erbauers vereitelte diesen Plan. Von hier aus gesehen, starren uns zuerst die kuppelartigen Dächer der Medresse Ali-Kuli Khan, der zierliche Dom von Hazret-i-Behlivan und einige Privatwohnungen entgegen. Weiter südöstlich ist es die Moschee Schaleker, welche ins Auge fällt. Die öffentlichen Plätze, schmutzigen Wasserbecken und unterirdischen Bäder machen einen sehr üblen Eindruck, und wahrlich nicht wenig wohlthuend ist es für den neugierigen Beschauer, wenn er über die neueren und älteren Monumente usbekischer Baukunst hinweg auf die rechts und links am Vordergrunde seines Horizontes liegende Kette zierlicher Sommerwohnungen, Gärten und strohender Vegetation hinblickt.

Schon in den frühesten Morgenstunden, zwischen 3 und 4 Uhr, beginnt das öffentliche Leben in Chiwa. Man geht in die Moschee und an die Kanäle, um die vorgeschriebenen Waschungen zu verrichten, dann aber zum Frühstück, dem die längste Zeit gewidmet wird. Während man sich in Bochara mit Thee erquickt, pflegt man in Chiwa schon am frühen Morgen zur großen Schüssel in Fett schwimmenden Reises, zur kraftvollen Speise Börek, zu einer fetten Pferde- oder Schafskotelette zu greifen, und nur nachdem sich Jeder hinlänglich gesättigt hat, was immer das erste Tagesgeschäft ist, schreitet er zu seiner Arbeit. Auch in den Bazaren und öffentlichen Straßen fängt zu dieser Zeit das eigentliche Leben an, doch wie himmelweit verschieden ist dieses von jenem in Bochara, wo das iranische Blut vorwiegt! In Chiwa sind dagegen die Tadschik in nur geringer Anzahl, die Hauptmasse des Volkes besteht aus türkischen Usbeken und Turfomanen. Der Türke aber findet in jeder heftigen Bewegung, jeder Rundgebung eines erhitzten Innern, in jeder geschmeidigen Fuß- und Handdrehung etwas Lächerliches und Beschämendes. Er muß sich auf die Stirn eine Mütze drücken, welche einige Pfund wiegt und die Gestalt eines ausgestopften Schaffelles hat; er muß selbst im höchsten Sommer den wattirten Kalat tragen,

das ist der Schlafrock, der ihm bis zum Knöchel reicht und überall hermetisch verschlossen und zugeknöpft ist; seine Stiefel müssen so plump und groß sein, um wenigstens ein starkes Bündel Stroh und drei Meter Leinwand fassen zu können; ja selbst die Frauen dürfen in Dem, was Fuß- und Kopfbekleidung betrifft, nur wenig Ausnahme machen. Der Begriff des Schweren gefällt ihnen, gleichviel ob konkret oder abstrakt, denn lediglich in dem Bilde marmornen Ernstes kann der plumpe, schwerfällige, mit schläfriger Gesetzmäßigkeit sich bewegende Usbek Vollkommenheit entdecken.

Nur zweimal in der Woche, nämlich an den üblichen Markttagen, wird das Bild belebter; einen außergewöhnlichen Aublick gewährt aber Chiwa nur dann, wenn es sich um einen Ausbruch der Armee, um das Ausrücken eines oder des andern hohen Beamten in das Feld, besonders aber wenn es sich um ein Verlassen der Residenz von Seiten des Khans handelt, sei es auch, daß der Regent seine Abwesenheit nur auf einen sehr kurzen Zeitraum beschränkt. Ja sogar die gewöhnlichen Spaziergänge sind nicht frei von gewissen, genau zu beobachtenden Ceremonien, in denen sich seit Jahrhunderten nichts verändert hat; ja, wer einen jetzigen Khan von Chiwa auf öffentlicher Parade gesehen hat, kann mit Bestimmtheit wissen, wie der feierliche Aufzug eines Timur, Sultan Mahmuds aus Gazna und anderer, im Mittelalter berühmten centralasiatischen Fürsten ausgesehen hat.

Der Khan von Chiwa führt übrigens ein wenig beneidenswerthes Leben, und schwerlich würde ein Pariser Taugenichts seine Straßenerlebnisse mit einer centralasiatischen Einförmigkeit und Majestät vertauschen. In einer Burg hinter doppelten Mauern und Leibwachen liegt ein Gebäude, welches mit einem offenen Wagenschuppen an Wohnlichkeit wetteifert, und dort verbringen die Minister des Khanats ihre Amtsstunden. Der Palast der Majestät dagegen ist eine Lehmhütte wie die andern Lehmhütten, unbeleuchtet durch Fenster, nur mit Teppichen, Sophas, Kissen und Truhen reichlicher ausgestattet als andere turkomanische Menschenhöhlen. Der Dienertroß ist das einzige Merkzeichen, daß der Herrscher es besser hat als seine Unterthanen. Sonst trägt der König dieselbe schwere Lammfellmütze, dieselben mit Leinwandseken ausgestopften plumpen Stiefeln und schwitzt unter denselben Kattun- und Seidenkleidern wie seine Unterthanen und Dienstboten. Sein wichtigstes Metier ist, gefürchtet zu werden, womit zugleich ausgeschlossen erscheint, daß ihn irgend wer liebe, ja gerade von Seite seiner Lieben — der lieben Anverwandten nämlich, Weiber und Kinder eingeschlossen — hat er sich vor Gift und Dolch zu hüten. Außerdem soll der jetzige Khan ein Spiegel islamitischer Tugend sein, denn der kleinste Verstoß gegen Das, was man für tugendhaft hält, wird sogleich zum giftigen Stadtgespräch. Für tugendhaft aber wird hauptsächlich, um nicht zu sagen ausschließlich, der vorgeschriebene Moscheenbesuch gehalten. Vor Sonnenaufgang muß der Khan aus dem Bett zum Morgengebet, welches länger als eine halbe Stunde dauert; dann halten während des Frühstückes etliche Molla's ein theologisches Gespräch, während welches die Majestät den verkürzten Morgenschlaf einholt. Nach zwei bis drei Stunden beginnen die Audienzen und die Staatsgeschäfte. Dann kommt das wahre Frühstück aus



„leichteren“ Speisen, zu denen freilich schon nach europäischen Begriffen die Verdauung eines Lastträgers erforderlich ist. Fügen wir zur Beruhigung der ferner Stehenden hinzu, daß sie in der Regel wirklich sehr leicht verdaut werden. Es wird hierauf Schach gespielt, bis die Partie durch das Mittagsgebet unterbrochen wird, welches eine Stunde dauert. Der Khan setzt sich nun auf eine Terrasse und empfängt seine Unterthanen jedes Alters, Geschlechts oder Ranges, um ihre Beschwerden zu vernehmen und ihre Rechtsfälle zu schlichten. Nachdem er nun je nach dem Tagesprogramme Todesurtheile gesprochen, Rechtsfälle im Werthe einer Bäckersemmel entschieden oder häusliche Zerwürfnisse zwischen Eheleuten geschlichtet hat, begiebt er sich zur Erholung in das Nachmittagsgebet. Nach dessen Beendigung schärft sich der Khan durch einen Spazierritt den Hunger, verrichtet bei der Rückkehr das Abendgebet und zieht sich dann zu einem nach turkestanischen Begriffen üppigen Nachmahle zurück, worauf er Sänger, Musikanten und Gaukler erscheinen läßt. Zwei Stunden nach Sonnenuntergang betritt er das Allerheiligste (Harem), und hinter ihm fällt dann der Vorhang für jeden Beobachter. Uebrigens leuchtet unter allen orientalischen Höfen der von Chiwa durch seine Sittsamkeit hervor. Der jetzige Khan begnügt sich mit der Hälfte der vom Koran gestatteten Frauen, nämlich mit zwei, und diese müssen den Hausgesetzen zufolge aus der königlichen Familie gewählt werden. Diese Damen haben wenig zu fürchten, daß Se. Majestät vom Pfade der Legitimität etwa seitwärts schlage, denn der andere weibliche Zubehör des Harems besteht aus persischen Sklavinnen, die an körperlichen Reizen tief unter den usbekischen Frauen stehen, selbst wenn diese nicht Prinzessinnen sind („Ausland“ 1868). Dafür ist ihr Leben sonst arm an Freuden. Nach den Angaben des Akademikers P. Verch über die Hofhaltung in Chiwa wird die spärliche Einnahme fast ganz für die Besoldung der erbärmlichen Kriegsmacht und für die Geschenke an die Beamten verwendet. Die Küche des Khans selbst und seiner Frauen und Kinder kostet nicht mehr als 4600 Reichsmark jährlich. Der Russe Gruschin, der lange Zeit als Gefangener in Chiwa lebte und eine Vertrauensperson am Hofe war, schreibt: „Kinder und Pferde werden schlecht gefüttert, selbst die Kasse des Khans stehen tagelang ohne Futter. Doch das darf nicht Wunder nehmen, wenn man weiß, daß der Khan seinen Frauen das Brot nach dem Gewichte verabfolgen läßt. Viele derselben schicken die Ueberreste ihres Pillaws auf den Bazar und kaufen für die eingelösten Groschen Seide und andere Kleinigkeiten. Thee wird im ganzen Palaste nur vom Khan getrunken, meist kalmükischer Ziegelthee, selten anderer. Nur zweimal in der Woche genießt er ihn mit Zucker; seine Frauen und Kinder erhalten niemals Thee.“ Swan Resanow erzählt, daß die Mutter des gegenwärtigen Khans sehr reich gewesen sein müsse, da sie die Reisgrütze, welche sie aus der Küche des Khans erhielt, an ihre Mägde weggab und ihr und der Kinder Mittagsbrot auf ihrem Zimmer selbst bereitete. Die übrigen Frauen des Khans dürfen sich solchen Luxus nicht erlauben; sie leben nothdürftig und schicken die von ihnen gestickten Mützen zum Verkaufe auf den Bazar (Verch, „Chiwa.“ St. Petersburg 1873. 8<sup>o</sup>). Nach einer gemüthlichen Patriarchensitte bedient sich der Khan nur solcher Kleider, Teppiche und Zeuge, welche seine Gemahlinnen

entweder vollständig oder wenigstens theilweise verfertigt haben. Bei den Usbeken Chiwa's sind Neigungsheirathen die Regel, obgleich scheinbar Alles zwischen Eltern und Schwiegereltern abgemacht wird. Dessenungeachtet bleiben die Heirathen noch ziemlich kostspielig, denn die Chiwaner haben bei Berechnung der betreffenden Spesen die Unart, mit Neun zu multiplizieren, so daß der Bräutigam als Käufer gefragt wird: „Wie vielmal neun?“ d. h. wie vielmal neun Schafe, neun Kühe, neun Kameele, neun Pferde oder neun Dukaten er dem Vater des Mädchens zahlen will, und selbst die Armen müssen wenigstens zweimal neun sagen. Doch hat Alles seine Grenze, in Chiwa das Heiratheinmaleins bei  $9 \times 9$ , denn so viel und nicht mehr zahlt der Khan für seine Frauen. Außer diesem Multiplikationsexempel, welches dem Vater zu Gute kommt, wird der Schmuck noch festgesetzt, den die Braut empfängt, und der aus viel und Vielerlei besteht, da selbst die Nasenscheidewand nicht unverziert bleiben darf.

Abgesehen von den Momenten außerordentlicher Begebenheiten, hat das Leben in Chiwa den feierlichsten Anstrich zur Zeit des Kuruz- (Neujahrs-) Festes, eines Ueberbleibfels von dem alten Parsikultus, begangen, wenn die Sonne in das Zeichen des Widders tritt, mit jenem Ernste, welcher schon vor Jahrtausenden dem heiligen Feuer gezollt wurde. Alles geht in Festkleidern umher; man beschenkt und gratulirt sich, man singt und tanzt mehrere Tage hindurch bis spät in die Nacht hinein, während die Jugend in geschlossener Reihe die hochlodernde Flamme trockener Tamarisken umhüpft und den Gebräuchen wildesten Aberglaubens huldigt. Wer es nur thun kann, behängt Stirn und Gesicht mit Blumen und Rosen aller Gattungen, und den rauhen Usbeken in solchen Attributen des kosenden Venzes einhergehen zu sehen ist fürwahr ein interessanter Anblick.

Zu sonstigen Festlichkeiten bietet gewöhnlich die Beschneidung Anlaß. Dieser rituelle Akt, wie er überhaupt die bezeichnendste Begebenheit im Leben eines jeden Muselmannes ist, wird in der solennsten Weise im Khanate Chiwa gefeiert. Der Arme begeht den Tag in seiner Lehmhütte, so gut es geht. Der Reiche giebt öffentliche Belustigungen, Schauspiele, Tänze, akrobatische Spiele zum Besten, welche mehrere Tage in Anspruch nehmen und bedeutende Summen verschlingen. Ein russischer Seidenhändler hatte 1873 Gelegenheit, dem Beschneidungsfeste des achtjährigen Sohnes eines chiwanischen Großen beizuwohnen, und seine ausdrucksvolle Schilderung (im „Wanderer“ vom 19. August 1873) sei hier um so lieber eingeschaltet, als sie einen tiefen Einblick in das dortige Leben und Treiben gestattet.

Der Festgeber war dieses Mal Mohamet Amin Torabai, Beg der Stadt und Hausminister des Khans. Die Belustigungen sollten volle vier Wochen währen. Um die Ceremonie pompöser zu gestalten, und als Beweis seiner besonderen Gunst, hatte der Khan seine Stadtresidenz verlassen und mit dem ganzen Hofe seine Zelte außerhalb der Stadt auf dem Festplatze selbst aufgeschlagen, wo zugleich die ganze Armee ihr Lager errichtete. Ein Befehl verordnete die Schließung sämtlicher Geschäftslokale innerhalb der Stadtmauer bei Strafe von fünf Tilla (21 Reichsmark) und forderte die Kaufleute auf, ihre kostbarsten Waaren auf dem Festplatze der Tamascia (so nennt man in

(Chiwa jede Art Feierlichkeit) in eigens dazu gebauten Buden und Bazars zur Schau auszustellen. Mohamet Amin überhäufte dafür den Khan, seine Familie



Turkomanisches Mädchen.

und die Großen des Hofes mit den kostbarsten Geschenken und bewirthete die fürstlichen Diener und Wachen.

Schon vor Tagesanbruch strömte allerlei Volk, Reiter, Fußgänger, Soldaten, Karren mit Männern, Frauen und Kindern nach den Thoren der Stadt, dem Festplatze zu. Manchmal gerieth der ganze Zug ins Stocken, und da mußten die reichlich ausgetheilten Stockschläge der berittenen Wachen die Massen in Ordnung und den Zug in neue Bewegung bringen. Endlich erreichte man die Thore, und jetzt zerstob der Menschenknäuel nach allen Richtungen des endlosen Feldes der Tamascia, wo sich uns ein unbeschreiblicher Anblick darbot.

Hier stand eine vollständige Armee, bestehend aus 6—7000 Infanteristen, 1000 Dschigit (einheimische Reiter) und ungefähr 40 Geschützen. Diese waren verrostet, schlecht geglättet, von den verschiedensten Kalibern und auf unproportionirte und schwerfällige Laffetten gehoben. Die Uniform war eine Jacke aus rothem, blauem oder gelbem Tuche mit wenig Knöpfen, eine konische Fellmütze und ein breites Beinkleid, welches bis unter die Kniee reichte. Vom ledernen Gürtel hingen die verschiedenen Werkzeuge, die zur Ladung der Muskete dienten, ein Pulverhorn, die Munitionstasche aus Fell, ein Luntknäuel und bei Manchen ein Säbel ohne Scheide. Die Schußwaffen glänzten durch ihre Mannichfaltigkeit. Es waren alle Systeme vertreten, am allerwenigsten aber die Kapselgewehre; die Mehrzahl waren Luntmusketen, versehen mit einer schwerfälligen Stützgabel. Einzelne Abtheilungen waren mit Pistolen armirt, andere sogar mit einer kleinen Kanonenröhre. Hinter dem Rücken trugen die Mannschaften einen kleinen Stock, dessen sie sich bedienen, um das Volk zu maßregeln. Die Fahnen, die vier- oder dreieckig sind, zeigen einen weißen Halbmond oder auch einen Säbel in grünem Felde. Die Offiziere trugen auf der Jacke drei Scheiben, eine an jeder Schulter, die dritte am Rücken, aus Silber die Jusbaschi (Unteroffiziere), aus Gold die Panza (Oberoffiziere), aus Gold und Edelsteinen die Ischia Kazi (Obersten). Der Naib (Oberbefehlshaber) hatte auf der Brust einen großen Stern, mit kostbaren Edelsteinen besäet. Das Manöver selbst war nur eine kindische Nachahmung von russischen Evolutionen.

Die Reiter auf ihren ausgezeichneten Pferden übten sich in einzelnen, durch eine Reihe von Pappelbäumen und Weiden gegenseitig abgeordneten Gruppen. Jeder Dschigit trennte sich von seiner Gruppe, sprengte in Carrière einem in der Mitte des Platzes auf gepflanzten Pfahle zu und feuerte gleichzeitig auf einen kleinen daran hängenden Sack und in einer Entfernung von zwanzig Schritt seinen Karabiner ab. Hatte er gut gezielt und erzitterte der Sack durch die Entladung des Pulvers, so erntete der glückliche Dschigit den schallendsten Applaus der Menge. Bewundernswürdig war übrigens, mehr als die Geschicklichkeit der Reiter, die Elastizität und Muskelkraft ihrer prächtigen Pferde.

Der Naib selbst, ein schöner Greis mit weißem Barte, gefolgt von einem Adjutanten, der einen Kürass trug, und einer zahlreichen Suite, beaufsichtigte die Uebungen der Truppen und bewegte sich mit ernster Miene durch ihre Reihen. Bei seinem Erscheinen runzelten die Infanteristen die Stirn, um sich ein kriegerisches Aussehen zu geben, und die Dschigit präsentirten, indem sie den Karabiner auf ihren rechten Schenkel stützten. Uebrigens schien der Herr

Oberbefehlshaber nicht im mindesten von der etwas laxen Disziplin seiner Mannschaften frappirt zu sein, die gruppenweise die Front verließen.

Eine anregende Unterhaltung bot das schon bekannte Kukbari oder Schaffrennen. Ein nicht minder dankbares Publikum versammelten um sich die Seiltänzer und Akrobaten, die sich auf dem Trapez und auf Leitern produzierten. Die zahlreichsten Zuschauer umstanden aber die Tänzer. Ein Musikcorps, bestehend aus Tamburin- und Trommelschlägern, Bläsern mit ellenlangen Posaunen aus Messing, welche jenen von Jericho nichts nachgeben, Pfeifen und Metallflöten, nahm die Mitte des Raumes ein und erfüllte die Luft mit unsern Ohren unverständlichen Melodien. Vor den Musikern tanzten einige Jünglinge (Bacia) und bewegten die Glieder in den laszivsten Zuckungen und Verkümmungen. Die Menge sah entzückt zu und gab ihrer Freude den tollsten Ausdruck. Die Frauen, welche diese Art Schauspiele besonders lieben, vergaßen sogar im Uebermaß ihrer Freude, den Schleier über das Gesicht zu ziehen.

Der „Bazar“ nahm ungefähr zwei Quadratkilometer am südlichen Ende des Festplatzes ein. Die Krämer und Kaufleute hatten Baracken aus kleinen Brettern aufgerichtet, oben bedeckt mit Schilfrohr und buntem Zeug, und hielten darin ihre Waaren feil. Zur Schau stand jedoch wenig Schönes, denn das Mißtrauen ist dem Chiwaner so eingeseilt, daß er das Werthvollere dem Auge der Passanten entzieht und es nur dann auskrant, wenn er seinen Käufer gut kennt. Das Anziehendste boten die Sticker, die Mützenmacher und die Pelzhändler. Bierliche Theekessel sah man bei den Kupferschmieden und prachttvolle Trauben und Wassermelonen bei den Obsthändlern. Von chinesischen Waaren fanden wir außer einigen Vasen und Seidentapeten nur unbedeutende Möbel aus Schilfrohr. Elegant und behaglich waren dagegen die Barbierbuden und entsprachen in ihrer Einrichtung vollständig der Würde ihrer Besitzer, denn dem Barbier liegt nicht nur die Pflicht ob, die Köpfe jener „Gläubigen“, die seine Kunden sind, glatt zu erhalten, sondern auch die Wunden und Krankheiten der Letzteren zu heilen. Uebrigens besteht aber fast die ganze Arzneikunst aus dem abergläubischsten Firlefanz.

In der Gasse der Restaurateurs dampften die verschiedenartigsten Nationalgerichte, der Pillaw, der Kuardaß (gebratenes Schafffleisch mit Zwiebel), die Sziurpa (Hammelsuppe), geronnene Milch mit Reis, die Guschkirda (gehacktes Fleisch mit Zwiebel und Pfeffer, in einem Mehlteig ausgebacken), Pastetchen mit Früchten, zerstückeltes Huhn in Hammelfett gebraten, mehrere sehr appetitlich aussehende Zubereitungen von Pferdefleisch und viele Arten Milchspeisen. Das Brot ist von zweierlei Qualität, das Szirma-nan, und in kleineren Formen das ausgezeichnete Obe-nan. Von Naschwerken waren vorhanden die Niszialla (eine Art Milchcreme), sehr geschmackvolle Obst- und Compotkuchen, Confecte und getrocknete Früchte. In den Theebuden war nur sehr schlechter und ungezuckerter Thee verkäuflich außer Kumys. Die geistigen Getränke sind in dem ganzen Lande verboten. Allerdings fabriziren die Juden einen Branntwein von unausstehlichem Geschmack und Geruch, aber sie halten ihre Fabrikation dem Auge des Gesetzes verborgen und zahlen im Falle einer Entdeckung eine bedeutende Geldstrafe.

Der Kalkan (einheimische Pfeife) war an der Schwelle eines jeden Restaurants angebracht zum Gebrauch und Wohl der Passanten. Es that auch Jeder, der vorbeikam, einen langen Zug daraus und ließ, indem er sich entfernte, behaglich den Rauch aus Mund und Nase gleiten.

Zahlreiche vagabundirende Verkäufer überströmten übrigens den Bazar und versperreten die Hauptpassagen. Da wurden mit viel Geschrei Zuckersäden angeboten, dort Kumys in Eis oder Stückchen Schnee, auf welche man einen Löffel Sirup goß. Bänkelsänger, Charlatane mit Affen, Bären und dressirten Ziegen standen an allen Ecken und Enden. In großer Anzahl waren die bettelnden Derwische vertreten, welchen eine Gabe zu verweigern Niemand gewagt hätte. Sie trugen einen weiten Kasten und eine schwarz und weiß karrirte Spitzmütze, um den Hals eine hohle, den Gaben bestimmte Kokusnuß aus feiner Schnitzarbeit und in der Hand einen Stab oder einen kleinen Wurfspeer. In ihren schmutzigen Kleidern lungerten sie entweder einzeln umher oder truppenweise und stimmten heilige Lieder an, die manchmal recht anmuthig anzuhören waren. Die Derwische sind Mitglieder einer wohlgeordneten Korporation und stehen unter dem Befehle eines Oberhauptes. Sie halten in der Bevölkerung den religiösen Fanatismus rege und nähren den Abscheu gegen alles Neue und Fremde. Wir fanden sie in Chiwa außerordentlich zahlreich vor, weil die Meisten von ihnen aus dem russischen Turkestan verjagt waren, wo sie unter der Bevölkerung großes Unwesen getrieben hatten.

Um die vierundzwanzigste Stunde (man theilt den Tag nach alter Art in 24 Stunden ein) wird der Zapfenstreich von 30 jungen Leuten in zerfetzten Uniformen, die erbärmliche Trommeln bearbeiten, ausgeführt. Und nachdem die Nacht eingebrochen, beginnt der zweite Theil der Tamascia, nämlich die dramatische Vorstellung. Als Bühne dient ein freier Platz, um welchen kleine Scheiterhaufen aus riechendem Holze stehen, die man dann anzündet, und Dreifüße, auf welchen man Del und Baumwollsammen abbrennt. Die zuerst angekommenen Zuschauer liegen und sitzen oben auf dem Boden, die Späteren stehen oder fassen auch auf Kameelen, Pferden und Wagen Posto. Die vornehmeren Gäste erhalten Thierfelle als Lager. Ein paar Wasserträger reichen in Schläuchen die nöthige Erfrischung umher, während eine Anzahl sarbas (Polizeidiener) die Aufrechterhaltung der Ordnung im Zuschauerraum besorgen, wobei es auch auf Köpfe und Rücken munter Stockhiebe regnet. Am dichtesten fallen die Hiebe in der Nähe der Frauen des Khans, welche in einem bedeckten Wagen sitzen, die unehrerbietigen Blicke der Menge an sich fesselnd. Nachdem der Sohn des Khans mit einer zahlreichen Suite zu Pferde in dem Kreise der Zuschauer erschienen war, begann die Vorstellung mit dem Tanze der Jünglinge. Nach einer Art Präludium gestaltete sich der Rhythmus markirter und rascher, und ausschweifender wurden die Bewegungen der Mimiker. Die verzerrten und braunen Züge und die bunten Kastrane der Zuschauer erschienen beim röthlichen Lichte der Delbeleuchtung wie phantastische Höllenbilder. Die Augen lugten immer lüsterner unter den Turbanen hervor, die abgemagerten Arme langten begehrllich umher, und die wildesten Ausrufe übertönten den Lärm des entsetzlichen Orchesters.

Dem Tanze, der nur eine Einleitung war, folgte unmittelbar ein Lustspiel, worin die Frauenrollen von jungen Männern gespielt wurden. Es erschienen zuerst vier Frauen, jede in einem Nachen sitzend, welche man, umgeben von Fackelträgern und Wachen, mehrere Male umherführte. Dann kam ein reis (Polizeioffizier), an der Hand einen gefesselten Verbrecher führend, verfolgt von der Frau und den Verwandten des Angeklagten, welche ihn mit Schmähungen und Vorwürfen überhäufte. Der Polizist wird ebenfalls „heftig“, bekommt aber zu guter Letzt eine Tracht Prügel und wird halbtodt hinausgetragen. Es folgt dann das eigentliche Stück, dessen Sinn uns nunmehr entfallen. Es traten einige Mädchen auf, einen Brautzug tanzend umgebend. Die Braut wird von drei alten Männern in weißen Mänteln empfangen, was Veranlassung zu lärmenden Auseinandersetzungen giebt. Zuletzt mengen sich noch einige Derwische in den Streit und die Komödie endigt mit einer allgemeinen Prügelei, die, wie es scheint, in einem chiwanischen Drama de rigueur ist.

Das Spiel selbst ist voll Humor und Natürlichkeit, der Dialog lebhaft und sprudelnd, der Witz vulgär, aber treffend und die Sittenlosigkeit der Großen schonungslos geißelnd. „Wie kommst Du, der der größte Schurke von Chiwa ist, dazu, meinen Mann wegen eines Verbrechens zu strafen, welches Du jeden Tag begehst?“ fragt freimüthig die Frau den Polizeichef in dem oben-erwähnten Drama. Die Schauspieler identifiziren sich um so mehr mit ihrem Part, als die Rollen weniger ihrem Gedächtniß als ihrer Geistesgegenwart und Schlagfertigkeit anvertraut sind.

Die Unterhaltung schloß mit einer barbarischen Episode. Man zerrte einen armen Kerl, der ganz in Baumwolle gewickelt war, auf den Schauplatz und zündete seine Hülle an. Bald stand er in hellen Flammen. Nun mußte er geschickt eines nach dem andern seiner Kleider vom Leibe reißen, was er auch, umherrennend und heulend, so ziemlich zu Stande brachte. Zu guter Letzt fielen noch die Zuschauer über ihn und auf den Spielplatz her, wo es zu einer unbeschreiblichen Balgerei kam. Doch nach und nach verlief sich das „wohlgeehrte Publikum“, und die Nacht breitete ihre Ruhe über Land und Stadt.

Werfen wir nunmehr noch einen flüchtigen Blick auf die öffentlichen Zustände, so zeigt sich bei näherer Untersuchung der Verhältnisse des Khanats einerseits Reichthum an üppigen Ländereien, andererseits aber äußerste Armuth der Bevölkerung, und das kann nur daraus erklärt werden, daß ununterbrochene Kriege mit den Turkmeneu und innere Unruhen alljährlich eine Masse Volk vernichten. Die Sklaverei hat nach Hrn. Ruhn's Meinung hinsichtlich der Bevölkerung des Landes sehr wenig Bedeutung und die Zahl der auf allen Märkten des Khanats zum Verkauf gelangenden Sklaven in der letzteren Zeit bedeutend abgenommen.

Die Bevölkerung des Khanats besteht aus einer ansässigen und einer nomadisirenden; erstere lebt in Dörfern, Städten und Meiereien auf den Dasen an den Ufern der Kanäle, welche aus dem Amu-Darja hergeleitet sind, letztere nomadisirt in beschränkter Anzahl in den an die Dasen grenzenden Steppen. Einige der Nomaden führen so ziemlich ein halbnomadisirendes Leben,

indem sie ihre Aecker und Felder bestellen, welche an den Grenzen des Khanats liegen. Die sesshaften Bewohner bestehen aus Usbeken, Sarten, — dies sind die mittelasiatischen Mestizen, — Iranern und einer sehr beschränkten Anzahl von Tadschiks; die nomadisirenden und halbnomadisirenden sind Kirgisen, Karakalpakern und Turkmenern. Die Letzteren umgeben mit ihren Weideplätzen das Khanat von drei Seiten, im Osten, Süden und Westen. Zwischen den Ortschaften begegnet man hier und da kleinen Weideplätzen der Kirgisen und Karakalpakern. Ihre Hauptmasse befindet sich in den nördlichen und östlichen Grenzländern des Khanats gruppiert und vorzüglich in seinem nordwestlichen Winkel. Die Karakalpakern oder Leute mit schwarzen Filzhüten, deren Frauen mit weißem Teint, großen Augen und einer Fülle schwarzen Haarwuchses in Mittelasien hohen Ruf von Schönheit genießen, ziehen in den früher zum Khanate gehörenden Niederungen am Aral und Amu als Hirten umher, wurden aber, vielleicht nicht ohne Absicht, von den Abgaben fast erdrückt. Andere Völkerschaften, Afghanen, Juden, Jnder, trifft man hier nicht an. Auf dem Bazar in Chiwa und in Neu-Urgendsch sah Hr. Kuhn einen, vielleicht auch zwei Juden, sie hatten aber den Mohammedanismus angenommen und fürchteten sogar laut werden zu lassen, daß sie einst Juden gewesen. Die ganze Bevölkerung, die Nomaden, Turkmenern, Karakalpakern und Kirgisen mit eingerechnet, kann man annähernd auf 135,000 Häuser oder Kibitten rechnen, was ungefähr 700,000 Seelen ausmachen wird, wenn man 5 Seelen auf den Herd annimmt. In diese Zahl aber sind die nomadisirenden Turkmenern in den östlichen und südwestlichen Theilen des Khanats, wie z. B. die Geschlechter Tefe, Sarik u. A., nicht mit eingeschlossen.

Die Hauptbeschäftigung der ansässigen Bevölkerung ist der Ackerbau, in dem die Baumwollkultur gerade nicht die letzte Stelle einnimmt; die Baumwolle Chiwa's wird unter den mittelasiatischen Sorten für die beste gehalten. Auf die russischen Märkte liefert das Khanat alljährlich vorzugsweise Baumwolle, Seide, Merluschka (Schaffelle), nach Kasalinsk aber Getreide. Die Nomadenbevölkerung beschäftigt sich mit Viehzucht und zwar ausschließlich mit Schafzucht. Als Centralpunkt des auswärtigen Handels des Khanats dient vorzüglich Urgendsch und dann Chiwa. Die chiwanischen Kaufleute nennen sich selbst auf den mittelasiatischen Märkten „Urgendschi“, d. h. aus Urgendsch. Außer diesen Städten befinden sich im Khanate noch ungefähr zwanzig in Hinsicht des Handels mehr oder minder wichtige Punkte, sie haben aber nur für den Absatz der Produkte ihres Kreises und für den örtlichen Handel einige Bedeutung. Dabei ist der Umsatz dieser Märkte ein beschränkter, so z. B. besteht der Hauptabsatz in Gürteln in Seide, halbseidenen Kalaten (Schlafröcken, langen seidenen morgenländischen Gewändern) und Reis, in Taschhaus in Baumwolle und Getreide. Die Produkte dieser Märkte zweiten Grades werden vorzugsweise von den Kaufleuten aus Neu-Urgendsch aufgekauft. Der Grund eines solchen Zustandes der Märkte muß darin gesucht werden, daß die Regierung den Ausländern diese Städte zu besuchen nicht gestattete und außerdem das freie Bereisen des Khanats verboten war. Fast alle anreisenden Kaufleute blieben in Urgendsch, und nur sehr wenige wagten sich bis nach Chiwa.



Ungeachtet aller bestehenden Unordnungen und trotz des Umstandes, daß die Turkmeneu und überhaupt der größte Theil der nomadisirenden Bevölkerung keine Geldsteuern zahlen, nimmt der Schatz des Khans, wenn man die Abgaben in Natur in entsprechenden Geldwerth umsetzt, doch jährlich noch gegen 400,000 Rubel Silber ein. Außerdem waren die Bewohner verpflichtet, zur Unterhaltung der Kanäle jährlich 22,000 Arbeiter zu stellen. Die Einkünfte des Khans werden hauptsächlich für die Hofhaltung und das Heer verwandt. Das letztere ist nicht so regelmäßig organisiert wie in den benachbarten Khanaten. Diejenigen, die nicht im Heere dienen, erhalten nur in sehr seltenen Fällen Gehalt, doch ist ihnen das Recht gegeben, sich selbst bei der Erfüllung der ihnen obliegenden Pflichten bezahlt zu machen. Aus dieser Lage der Dinge folgt, daß Unterschleif und Bestechungen nirgends höher entwickelt sind wie in Chitwa, weshalb die Khane ihre Umgebung aus persischen Sklaven zusammensetzen („Russische Revue“ 1874).

**Turkestan's Industrie und Handel.** Bei der Wichtigkeit, welche die in diesem Abschnitte abgehandelten Gebiete Turkestan's als Schauplatz der russischen Erfolge während des letzten Dezenniums erlangt haben, will ich nicht versäumen, noch in Kürze den kommerziellen und industriellen Werth dieser Länder zu erörtern. Ein Bild davon konnte man sich schon beiläufig auf der ethnographischen Ausstellung in Moskau 1867 machen, wo durch Vermittlung des vormaligen Gouverneurs von Turkestan, des Generals Tschernajew, zwei Sammlungen centralasiatischer Gegenstände, darunter eine Kollektion landwirthschaftlicher und industrieller Erzeugnisse, zu sehen waren. Da Hr. Kittary, Professor der Technologie, über dieselben einen ausführlichen Vortrag hielt, so können wir an der Hand dieses Führers leicht eine Uebersicht des Vorhandenen gewinnen, die ich durch das sonst Bekanntgewordene ergänzen will.

Unter den Industrieerzeugnissen wenden wir uns zunächst der Wollfabrikation zu. Zu dieser gehören 1) die Sabaga, das Bließ des kirgisischen Schafes mit dem Fettschwanz, sie kommt wenig in den Handel und wird an Ort und Stelle zu groben und dünnen Filzdecken verarbeitet, 2) Tibet, Ziegenwolle. Obgleich die Ziegen in Taschkend keinen besonders starken Artikel der Viehzucht ausmachen, so wird doch ihre Wolle sorgfältig gesammelt, sortirt, gesponnen, und aus ihr werden Turbane und Fußlappen gewebt. Zu den eingeschickten Gegenständen gehörten auch Kameelhaare, die zwar wohlfeil, aber nicht von besonderem Interesse sind. Mehr Aufmerksamkeit verdient das in Taschkend daraus gewebte Tuch, welches dort unter dem Namen Tschekmanlyk bekannt ist und sich — weil den dortigen klimatischen Bedingungen entsprechend — ganz besonders zur Montirung der in Turkestan stehenden russischen Truppen eignen würde, wenn es im Zettel und Einschlag gleich stark gewebt und dadurch dauerhafter und fester wäre.

Die Baumwolle hatte eine besondere Abtheilung für sich. Jene von Bucharra und Samarkand liegt neben der feineren von Taschkend, welche von einem Hrn. Rajewski und andern russischen Pflanzern theils aus turkestanischem, theils aus amerikanischem Samen gezogen wird. Eingeborne Frauen- und Kinderhände sind es zumeist, die sich mit dem Reinigen der Baumwolle, dem

Spinnen, dem Aufwickeln u. dgl. beschäftigen. Man sah ferner Baumwollpapier aus Chokand und Kartenblätter aus Kuldscha, Baumwollengewebe aus Kuldscha und Schehrisebs, übertrieben bunt in allen Farben des Regenbogens. Auch fehlen gemischte Gewebe aus Baumwolle und Seide nicht, in deren Herstellung die Tataren Tüchtiges leisten.

Was die Seide anlangt, so fand man eine Sammlung von Kokons aus Samarkand, Chokand, Chodschand, Taschkend, Margilan und Bochara, man sah Satins, Atlas oder Tarmalama, Foulards und allerlei einheimische, die man in Europa nicht einmal dem Namen nach kennt, darunter den Kanauß genannten Taft. Alle diese Gegenstände können natürlich einen Vergleich mit den europäischen Seidenfabrikaten nicht aushalten, immerhin aber ist der Seidenbau einer der namhaftesten turkestanischen Industriezweige. Als solcher besteht er im Thale des Syr-Darja hauptsächlich an drei Stellen, in Chodschand, in Namangan und vor Allem in Margilan, überall dagegen an den linken Nebenflüssen des Syr. Nicht unbedeutend ist die Seidenindustrie auch in Chokand; über die Verhältnisse in Andidschan und Dofsch sind wir nicht unterrichtet. Als nördliche Grenze des regelmäßigen Seidenbaues ist das Gebirge von Namangan anzusehen und diese Industrie somit konzentriert im Ferghana, dem Kerntheile des ehemaligen Khanates Chokand. Am Tschirtschik steht zwar jedes Dorf im Schatten reichlicher Maulbeerbäume, aber diese werden nur ihres kräftigen Holzes wegen gepflanzt, da sie bis 12 Meter Höhe erreichen. Seidenwürmer zieht man hier nur in der kommerziellen Metropole, in Taschkend, und zwar auch nicht allgemein. Man findet es einträglicher, einen Garten mit Frucht-, als ihn mit Maulbeerbäumen zu bepflanzen, wenn diese auch in keinem fehlen dürfen. Es sind nicht Kleinbesitzer, sondern Großhändler, welche hier die Seidenindustrie in ihren vorstädtischen Gartenbesitzungen mit gemietheten Arbeitern betreiben. Aber weil nun die Hand und das Auge des Wirthes bei der Ernährung der gefräßigen Würmer fehlt, wird die Seide von Taschkend schlechter und erlangt geringere Preise als jene von Ferghana. Trotzdem ist die Seidenindustrie auch hier ein immerhin lohnendes Gewerbe und weiteren Aufschwunges fähig. Nördlich von Taschkend ist dieselbe nur in Kornaß bei Hazret-i-Turkestan, wiewol in geringerem Maße, heimisch. Die verwendete Seidenraupe ist der gewöhnliche *Bombyx mori*, und von einer Krankheit ist bis jetzt noch nichts bekannt („Zeitschr. der Berliner Gesellsch. f. Erdkunde“ 1868). Ueber den Seidenbau im Thale von Samarkand hat der Italiener Giulio Adamoli, nicht ohne viele Mühe, werthvolle Notizen gesammelt. Die Kultur des Seidenwurmes scheint hier schon sehr alt zu sein; wahrscheinlich von Chiwa nach Samarkand verpflanzt, gelangte sie in früheren Epochen zu hoher Blüte, während sie im vorigen Jahrhunderte vollkommen darniederlag, theils infolge der Verbote der Emire gegen den Luxus, theils weil die für diese Kultur nöthige Sorgfalt die trägen Asiaten ermüdete, oder weil die Arbeit nicht mehr hinreichenden Gewinn abwarf. Die Einnahme der Stadt Merw durch den Emir Usbeg im Jahre 1787 brachte jedoch eine wesentliche Veränderung in der traurigen Lage dieser Industrie hervor. Der Emir zerstörte nämlich Merw und vertheilte die Einwohnerschaft, welche als Züchter von Kokons wie als Seidenspinner einen

gleich großen Ruf genossen, an die Städte Bochara's als Sklaven. Diese verbreiteten nun ihre einheimische Methode der Seidenzucht in ihren neuen Wohnsitz, und seit jener Zeit begann unter den Bocharen eine neue Aera für diesen Industriezweig, wesentlich erleichtert durch die große Masse von Maulbeerbäumen, welche damals, wie theilweise noch jetzt, auch in Bochara hauptsächlich ihrer Früchte wegen gezogen wurden. Kassak heißt der hier wildwachsende Maulbeerbaum, und auf diesen werden alle andern Arten gepfropft. Unter diesen Pfropfreisern ist der gewöhnliche der Balchi, welcher ursprünglich in der Gegend von Balch vorkommt; eine andere Art, Schah-tut genannt, stammt aus Persien, das feinste Pfropfreis aber ist der Marvaritak (die Perle); wenig verbreitet und nur selten im Handel ist der aus Chiwa stammende Khowalunina. Krankheiten unter den Seidenwürmern sind hier keineswegs unbekannt; namentlich beim heißen Südwestwinde, welcher aus der Wüste kommt, sollen die Würmer ersticken; doch sind die Krankheiten in der Regel lokal, auf einzelne Häuser oder Häusergruppen beschränkt. Eine Ausfuhr von Kokons findet nicht statt, vielmehr werden getrocknete Kokons noch von Bochara und Chokand eingeführt und zum Weben der Adraß oder Atreß, eines Stoffes halb Seide und halb Baumwolle, und Schai (ganz Seide) aufgebraucht, weil der Kalaba, eine Art Seidenwatte, die dort viel produziert wird, für diese Stoffe nicht verwendbar ist („Zeitschr. der Berliner Gesellsch. f. Erdk.“ 1870).

Die eingeschickten Lederproben waren nicht ohne Interesse. Die Einwohner von Taschkend und Bochara sind sehr eingenommen für die Fuchten, und da sie dieselben von jeher aus Rußland beziehen, so beschäftigen sie sich auch gar nicht mit dieser Art von Gerberei; dagegen ist die Weißgerberei in großer Aufnahme bei ihnen. Aus ihrem weißgegerbten Leder werden nicht allein Riemen geschnitten, sondern auch Stiefel und Schuhe gemacht. Sie bereiten es nicht durch bloßes Maunen allein, sondern bedecken es mit einer hellen grünen Farbe (Grünspan), was ihm das Aussehen von Chagrin giebt und sich besonders in der Ferne gut ausnimmt. Aus diesem grünen, weißgegerbten Leder werden Stiefel, Pantoffeln und sehr schöne Frauenschuhe mit Arabesken in orientalischem Geschmacke gefertigt. Eine andere Art von Lederbereitung ist das halbweiß gegerbte Leder, aus welchem Riemen zu Pferdgeschirren geschnitten werden. Das dazu bestimmte Leder unterwerfen sie zuerst der Lohe, wodurch die Narbenseite völlig das Aussehen und die Eigenschaften des roth gegerbten Leders erhält; sodann wird das Verfahren des Weißgerbens angewandt, und daher hat ihr halbweiß gegerbtes Leder von außen das Ansehen des roth und von innen das Ansehen des weiß gegerbten Leders.

Von großem Werthe war die botanische Abtheilung der Moskauer Ausstellung mit vielen neuen und nützlichen Pflanzen aus den Gebirgen von Kaschggar und dem Tian Schan, z. B. *Delphinium hybridum*, das eine glänzend gelbe Farbe giebt, *Horedasma foetidum*, eine Umbellifere, aus welcher *Asa foetida* gewonnen wird; *Dorema ammoniacum*, *Athagi camelorum*, *Papaver somniferum*, *Ricinus rheum* und andere Arzneipflanzen. Von besonderer Wichtigkeit ist der *Keudir*, eine Art Hanf, welchen die Kirgisen bauen, und der längere und stärkere Fasern giebt als der unsrige, dann ein bis dahin

ganz unbekannter zuckerhaltiger Strauch, Jantak Schakar genannt, der krystallisirten, natürlichen Zucker liefert, dessen in der indischen Medizin unter dem Namen Taran-Dschabina Erwähnung gethan wird. Dieser Jantak-Schakar wird auf



Turkomanin.

den Dornen oder Nadeln eines in den vom Syr-Darja benetzten Bergthälern häufig wachsenden Strauches gesammelt und besteht aus einer kohärenten steinigen Masse, in welcher viele Beigemische, z. B. Blättchen, Zweiglein und unter Anderem auch kleine Krystalle, zu bemerken sind. Der

Jantak-Schakar wird zu Sirup eingekocht und zum Einmachen von Obst, Pistazien, Mandeln, Nüssen gebraucht. Eine andere Pflanze, Minuum — vielleicht *Salsola soda* — liefert Soda für den industriellen und hauswirthschaftlichen Bedarf; ein anderes, noch räthselhafteres, den Runkelrüben nicht unähnliches Gewächs, dessen meterhohe Stengel als Brennmaterial benutzt werden, liefert nach Pulverisirung der Wurzeln den Schirjat, eine Art Stärkemehl.

Eine eigene Gruppe bilden die Goldschmied- und Juwelierarbeiten, worin Turkestan Ansehnliches leistet; freilich zeichnen sie sich mehr durch Massenhaftigkeit und, wenn man will, barbarischen Glanz als durch zierliche Arbeit aus. Türkise, die in einigen Arten vorkommen, werden in der Regel nur halb polirt. Die Tischler und Drechsler leisten Vorzügliches, sie liefern hölzerne Kasten, die wahrhaft künstlerisch sind; die alte Kunst der Holzmosaik lebt noch heute in Taschkend, und die Modelle von Moscheen bezeugten, daß auch die Holzschneiderei nicht etwa zurückgegangen ist.

Sehr reichhaltig waren die Produkte des Mineralreiches vertreten, namentlich durch Blei-, Eisen- und Kupfererze, Graphit, Steinkohlen und Naphtha. Die Steinkohlen sind sogenannte Pechkohlen und von sehr guter Qualität, denn sie geben 49,6 Prozente Koaks und sind daher für die Dampfschiffahrt auf dem Syr-Darja und dem Aralsee von unschätzbarem Werthe. Sie kommen bekanntlich vor im Karatau, in den Gebirgen des Kaschgar-Dawan und im Tian Schan. Das Bleierz gehört zu den sogenannten Bleiockern, und das Kupfererz ist weniger zu den Kupfern als zu den Eisenerzen zu rechnen, da es weit mehr Eisen- als Kupfertheile enthält. Die in den turkestanischen Gebirgen reichlich vorkommende Naphtha und die aus derselben gewonnenen Produkte versprechen für Turkestan nicht allein ihrer Anwendung im gemeinen Leben wegen, sondern auch als Artikel der Ausfuhr wichtig zu werden.

Als reines Agrikulturland vermag im Uebrigen das russische Turkestan nur Rohstoffe auszuführen: Getreide, Vieh, Felle, Wolle, Filzdecken, die vorzugsweise nach Bochara und Chokand gehen. Eingeführt werden von dort, wie Herr P. J. Paschino mittheilt, Bize und die erwähnten Halbseidenstoffe, ferner Farben, Salz, Gewürze, Baumwolle, Seide, Schreibpapier, ostindisches Messeltuch sowie andere englische Fabrikate. Nach Rußland führten die Eingebornen nur Waaren aus der Fremde ein, mit Ausnahme weniger einheimischer Produkte, wie Pelzwerk, Zittwerfamen, Krapp und Rhabarber.

Das wichtigste Handelscentrum in ganz Turkestan ist zweifelsohne die Stadt Taschkend, welche selbst fast ausschließlich vom Handel lebt und zwar hauptsächlich vom Handel mit Rußland und der Kirgisiensteppe, dann aber auch vom Transit aus Kuldscha und Tschugutschak nach Chokand und Bochara. Die eigene Produktion von Taschkend besteht in Baumwolle, getrockneten Früchten, besonders Rosinen, Seide geringer Qualität, Wollenstoffe, Lederwaaren, Sattelzeug, Messern; auch wird die Musterstickerei auf Tuch und andern Stoffen nicht gerade ungeschickt geübt. Dennoch sind alle diese Erzeugnisse herzlich schlecht, denn aus den besten Rohstoffen vermögen die Leute dort nichts Ordentliches herzustellen.

Von großer Bedeutung ist Taschkend als Stapelplatz für den Transithandel, obwol dieser eine bedeutende Konkurrenz in den Städten des südlichen Chokand findet, in Andidschan, Dosh, Margilan und Namangan, welche früher von der chokanziſchen Regierung in ihren Handelsinteressen mehr begünstigt wurden als Taschkend. Dennoch blieb dieses, infolge seiner günstiger gelegenen Karawanenstraße, im Vorzug vor dem direkteren Wege von Kaschgar nach Chokand. Mit Rußland und dem nordwestlichen China handeln alle bedeutenden

Städte des südlichen Chokand nur durch Vermittlung Taschkend's und nur theilweise Namangan's. Nach Taschkend gelangen von dort Seidenstoffe, Tücher, Rohseide, Teppiche, Schreibpapier, Baumwolle, getrocknete Früchte u. a. m., aus Bochara Baumwollenzeuge, Kattun, Turbane, Gürtel, Schlafröcke, zum Theil auch Seidenzeuge, Marderfelle, die jedoch schlechter und billiger sind als die in Taschkend zubereiteten, fertige Pelze, Hanfwaaren und Teppiche. Persien liefert Türkise, Perlen und Theriak, Indien Pfeffer, aromatische Stoffe und porzellanene Spülnäpfe, Vasen, Schüsseln u. dgl. von chinesischer Arbeit. Hauptsächlich aber importiren die indischen Kaufleute Gold- und Silbergeld, um es auf Zins auszuleihen, bei einwöchentlichem Termine gegen 3 Prozent, bei einem Jahrestermin gegen 60 Prozent. Englische Produkte dringen ebenfalls bis Taschkend, doch nur in geringer Quantität; es sind folgende: weißes und gestreiftes Nesseltuch, buntgemusterte Zize, Mittal (ein Baumwollenzeug), fertige Turbane aus Nesseltuch, Mehlzucker und zuweilen ein mit Goldfäden durchspinnener Seidenstoff, der in Asien unter dem Namen Kimbach bekannt und sehr theuer ist. Aus Kaschgar empfängt Taschkend Mata (blauen Ranking), gelbe Bjas (asiatische mit Baumwolle durchwebte Leinwand), Maschra (ein mit Seide durchwebter Baumwollenstoff, der zu Bettdecken und Schlafröcken verwendet wird), Otter- und weiße Lammfelle, endlich bis zum Jahre 1864 in ungeheurer Menge Thee. Schwarze Lammfelle kommen aus dem bocharischen Städtchen Karakul. Aus Kaschmir endlich bezieht Taschkend, wiewol nur in geringer Menge, die bekannten Schals.

Die nebst Taschkend in Betracht kommende Stadt Namangan beschäftigt sich mehr mit Anschaffung von Ausfuhrartikeln als mit der Ausfuhr selbst. Die Handelsartikel Namangans, welche zur weiteren Ausfuhr bestimmt sind, werden größtentheils von Taschkender Kaufleuten aufgekauft, die viel auf den Steppen eingetaushtes Vieh dorthin zum Verkaufe bringen. Die Namanganer selbst handeln mehr mit den Karakirgisen in den Bergen. Die Kaufleute von Andidschan, Margilan und Chokand kommen fast gar nicht auf russisches Gebiet; um so mehr gehen sie nach Kaschgar, wo alle Bewohner des chokanzischen Gebietes Andidschanis genannt werden, wie bei den Russen in den sibirischen Steppen Taschkender.

Wie aus allen Berichten übereinstimmend hervorgeht, beherrscht gegenwärtig Rußland den turkestanischen Markt, indem es fast ausschließlich in Rußland erzeugte Waaren sind, welche Dank den mit den meisten Staaten Innerasiens abgeschlossenen günstigen Handelsverträgen die Bazare füllen. Rußland versieht Turkestan und die Khanate mit Zucker, Honig, Stahl-, Eisen- und Kupferwaaren (Theemaschinen, Schösser), Kupferblech, Glasperlen, Korallen, Töpferwaaren, Tüchern, Farben und Leder.



General Kaufmann.

## XI. Die Russen in Turkestan.

Historischer Ueberblick. Turkestan im Alterthume. Alte Geographie. Arier und Türken. Religionsverhältnisse. Arabische Eroberung. Die Samaniden und Seltschuten. Dschingis Khan und Timurlenk. Die einzelnen Khanate. Rußlands Vordringen in Turkestan. Die ersten Schritte. Einnahme von M-Mesdsched. Der Krieg mit Chokand. Eroberung von Hazret-i-Turkestan und Tschemkend. Einnahme von Taschkend. Der Krieg gegen Bochara. Tschernajew's Schluppe. Schlacht bei Irdschar. Befezung Chodschands. Schlacht am Zerasschan und Einzug der Russen in Samarkand. Einrichtungen der Russen in Centralasien. Der Wüstenfeldzug gegen Chiwa. Seine Veranlassung. Aufstand der Kirgisen. Eintheilung der Operationscorps. Marsch des turkestanischen Corps bis zum Amu-Darja. Behandlung der Soldaten durch General Kaufmann. Beschwerlichkeiten des Wüstenmarsches. Der Marsch Werewkin's, Lomakin's und Markosow's. Die Operationen General von Kaufmann's am Amu und in Chiwa. Die Einnahme der Hauptstadt. Chiwa seit der Eroberung durch die Russen. Ordnung der Regierung. Friedensschluß. Umschwung der Dinge im Khanate. Abschaffung der Sklaverei und Entfernung der Sklaven. Kampf mit den Turkomänen. Schwierigkeiten der gegenwärtigen Verhältnisse in Centralasien. Schlußwort.

Historischer Ueberblick. Die Wanderung durch die Gebiete Centralasiens, so mannichfaltig an Bodengestaltung, Naturerzeugnissen und Bewohnern, ist vollendet. Ich könnte schließen, hätten nicht die jüngsten Ereignisse den Blick des Europäers mehr denn je zuvor nach den Gestaden des Oryx und Farartes gelenkt. Der größte Staat unseres Welttheiles hat mit seinen Riesenarmen umschlungen, was vor wenigen Dezennien noch für unnahbar galt, die Handelsinteressen der größten Seemacht werden aber durch solche Gebietserweiterung so erheblich bedroht, daß ängstliche Gemüther die Möglichkeit, ja selbst die Wahrscheinlichkeit eines künftigen Zusammenprallens der beiden rivalisirenden

Völker sich vor Augen halten. Ich will und kann auch nicht untersuchen, in wie ferne solche Besorgnisse etwa begründet oder unbegründet sind, denn Prophezeiungen haben sich nur allzu oft als übel angebracht erwiesen, offenbar aber wäre der Zweck dieses Buches nicht erfüllt, wollte ich nicht den freundlichen Leser in den Stand setzen, eine Meinung in der Frage, welche mit Fug und Recht eine Tagesfrage genannt werden kann, sich selbst zu bilden. Ich muß ihm also noch die Geschichte der russischen Eroberungen in Turkestan erzählen und darf wol auf seine Nachsicht hoffen, wenn ich dieser Schilderung eine kurze Ueberschau der wechselvollen Geschichte der so wichtigen turkestanischen Landschaften seit den ältesten Zeiten voransende.

Wiewol die Nachrichten, welche die alten griechischen und römischen Schriftsteller von den Drusländern hinterlassen haben, überaus dürftig und mangelhaft sind, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß schon im grauen Alterthume hier eine eigenthümliche Kultur zur Blüte sich entwickelte. Dafür bürgt in erster Reihe das älteste Monument des iranischen Volkes, nämlich das Vendidad, in dessen erstem Kapitel unter Anderm die Lokalitäten von Soghd (Sughda), Muru (Merw) und Balch (Bakhti) zu erkennen sind. Von geordneten Zuständen, ja von einem großen Reiche in Mittelasien hatten die Griechen noch lange vor dem Alexandrinischen Feldzuge, wahrscheinlich durch den Verkehr mit dem persischen Hofe der Achämeniden, so Manches gehört. In Baktrien war es, wo Zarathustra, den die Griechen Zoroaster nennen, mit seiner Lehre auftrat, und von diesem Lande aus fand der Feuerkult seine Verbreitung in Sogdien und Charesmien, dessen Sonnenkalender vollkommener gewesen sein soll als die Zeitrechnung der Griechen und Araber. Wir befinden uns demnach hier auf uraltem arischen Gebiete, denn die uns aus jener Zeit überlieferten Namen sind der Mehrzahl nach aus dem Zend, einer Sprache, die an den Gestaden des Drus sich wol länger erhalten haben mag als in Iran; sowol in dem persischen Dialekte des heutigen Centralasien als in den physischen Merkmalen, in der Physiognomie der Tadschik, den gegenwärtigen Nachkommen dieser ältesten Bewohner, sind die Spuren dieser iranischen Rassen-einheit zu entdecken.

Die Züge des makedonischen Alexander haben zuerst einiges Licht auf diese Gebiete geworfen, welche damals zum Persischen Reiche gehörten und die Provinzen Margiana, Baktriana und Sogdiana bildeten; schon Cyrus hatte Baktrien mit der persischen Monarchie vereinigt, die drei Provinzen umfaßten indeß nur den südlichen Theil des heutigen Turkestan, denn Sogdiana, die nördlichste, reichte nicht über den Oberlauf des Jaxartes hinaus. Zahlreiche Völkerchaften und Städte werden aus jener Zeit genannt; wir finden von letzteren in Margiana das wichtige Antiochia Margiana, unstreitig das heutige Merw, von Antiochus Soter I. an der Stelle einer schon von Alexander gegründeten und nach seinem Namen benannten, später aber durch die Barbaren wieder zerstörten Stadt, in reizender und fruchtbarer Gegend am Flusse Margus, dem heutigen Murghab erbaut, der hier in viele Kanäle getheilt war. Ihr Umfang betrug 70 Stadien, und auch ihr ganzes Weichbild war mit einer 1500 Stadien langen Mauer umgeben, um es vor den häufigen Raubzügen



der benachbarten Barbaren zu schützen, bei welchen letzteren wol an türkische Stämme zu denken erlaubt ist. Wie wir wissen, pflegen noch in der Gegenwart die Turkomanen von der hyrkaniſchen Wüſte her die Umgebung von Merw zu beunruhigen. Andere Plätze des Landes waren Miſäa, wahrſcheinlich das heutige Herat, Ariaca und Jaſonium. In Baktrien, ſeiner ganzen Länge nach vom Drus durchſtrömt, lagen Baktra, das alte Zariaspa, Eukratidia, Kornus, Menapia, Chomara, Drepſa und Drapſaka, letzteres in dem nordöſtlichſten Striche des Landes in der Nähe der Grenze von Sogdiana. Letztere Provinz umfaßte den größten Theil des heutigen Turkeſtan und das Khanat Bochara, deſſen ſchönſter Theil noch immer den Namen Soghd führt; obwol gebirgig, war das Land reich an Städten, was auch auf guten Anbau deſſelben ſchließen läßt. Die Einwohner, Sogdier oder Sogdianer genannt, ein ziemlich rauhes, in ſeinen Sitten wenig von den Baktriern verſchiedenes Volk, zerfielen in verſchiedene Stämme, worunter jener der Chorasmier auf dem öſtlichen Ufer des Drus, alſo im Gebiete des heutigen Chiwa. Die wichtigeren Städte waren Marakanda, das jeßige Samarkand, zugleich die Hauptſtadt der Provinz, von 70 Stadien Umfang (hier war es, wo Alexander d. Gr. den Alitos im Rauſche ermordete), ferner Tyreſchata oder Tyropolis, von Cyrus am Jaxartes erbaut und mit einer Citadelle verſehen, von Alexander aber zerſtört, ſpäter jedoch wiederhergeſtellt, Gaza, von Alexander's Truppen erobert und ausgeplündert, wobei die Einwohner größtentheils ihren Untergang fanden, Alexandreſchata am Jaxartes, vermuthlich in der Gegend des heutigen Chodſchand oder Chokand, von Alexander zum Schutze ſeines Reiches gegen die benachbarten Barbaren gegründet und mit griechiſchen Söldnern, zum Dienſt unfähig gewordenen Makedoniern und Barbaren der Umgegend bevölkert, ferner Alexandria Dryana, Trybaktira, vielleicht an der Stelle des jeßigen Bochara, Nautaka, höchſt wahrſcheinlich das heutige Maſcheb in der Nähe von Karſchi, und nicht weit davon Branchidäe, eine von Keryes angelegte und mit Griechen bevölkerte, aber ſchon von Alexander ſammt all ihren Einwohnern vertilgte Stadt, dann Gabae Kenippa und Marginia, welch' letztere wir wahrſcheinlich im heutigen Uratüpe und Marghilan wiederfinden. Bei den obenerwähnten Chorasmiern erwähnt man eine Stadt Chorasmia; vielleicht war es lange ihre einzige Stadt und wahrſcheinlich ihre Hauptſtadt, als ſie ſchon über mehrere Städte geboten. Die Lage von Chorasmia wird zwar nicht näher beſtimmt, doch darf man mit einiger Zuverſicht Chorasmia ebenda anſetzen, wo ſpäter die Stadt Chowarezm (Chwarizm, Charizm, Charezm) ſich findet. Dafür ſpricht vor Allem, daß die Chorasmier auf dem rechten, öſtlichen Ufer des Drus gewohnt haben, wo denn auch ihre Hauptanſiedlung geweſen ſein wird, und daß die Stadt Chowarezm im Unterſchiede von allen andern bedeutenden Orten der Drusoaſe auf dem höheren öſtlichen Drusufer gelegen war. Hier alſo wird jener Chorasmierkönig Pharaſmanes reſidirt haben, der zu Alexander dem Großen kam, um ihm ſeine Dienſte anzubieten, und welcher der einzige „Schach“ der Chorasmier iſt, von dem wir aus dem Alterthume Kunde beſitzen. So meint wenigſtens der kürzlich leider verſtorbene tüchtige Forſcher, Prof. Dr. Rob. Köſler.

Nach dem Zerfalle der makedonischen Monarchie kamen die in Rede stehenden Landschaften unter syrische Oberherrschaft, bis Diodotus sich im Jahre 256 v. Chr. von letzterer frei machte und der Gründer eines selbständigen, von griechischen Fürsten beherrschten baktrischen Reiches wurde, von dem wir allerdings nur ungenügende Kenntnisse besitzen. Durch Eroberung bedeutend vergrößert, erstreckte es sich im Süden bis an den Indus und den Indischen Ocean, gegen Norden aber sicherlich bis in die Gegenden des heutigen Fort Perowski und Hazret-i-Turkestan, ward aber später durch Mithridates den Großen vernichtet. In der Folge kam Margiana an das parthische Reich und zum Theil auch Baktrien, niemals aber Sogdiana, welches in die Hände fremder Völkerschaften gerieth. Diese entrißten sogar Baktrien den Parthern wieder, unterwarfen sich aber sehr bald selbst dem neuen persischen Reiche der Sassaniden, die im Jahre 226 n. Chr. das parthische Reich der Arsaciden gestürzt hatten.

Bisher war stets von arischen Völkern die Rede, die in der That den größten Theil Centralasiens im Mittelalter inne hatten; iranische Kolonien erstreckten sich, wie wir in dem Abschnitte über Ostturkestan gesehen haben, bis tief in dieses Land, nach Ahotan und Turfan hinein, allein so alt wie der Wohnsitz des Iraniers in den festen Städten am Oxus und Jaxartes ist auch der Aufenthalt des türkischen Nomaden in dem angrenzenden Steppengebiete. Wann die ersten Einfälle derselben in die bebauten Gegenden zwischen Oxus und Jaxartes stattfanden, läßt sich schlechterdings nicht einmal annähernd bestimmen, wengleich mitunter die Jahreszahl 700 v. Chr. als der Zeitpunkt angenommen wird, in welchem Türken über den Oxus bis nach Indien sich ergossen haben sollen; sicher ist dagegen, daß Türken, unter welchem Namen immer, ungefähr im zweiten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung eindringen, sich dort auf den Trümmern der griechisch-baktrischen Herrschaft ein Reich gründeten und solches bis in die Mitte des sechsten Jahrhunderts behaupteten. Es war dies wol das Reich der hunnischen Ophthaliten, Hejatilen oder weißen Hunnen, wovon byzantinische Schriftsteller, darunter Prokop, Nachrichten aufbewahrt haben. Bis kurz vor 568, eine Zeit, um welche sie von andern, hinter ihnen in den kirgisischen Steppen sitzenden Türkenstämmen zurückgedrängt wurden, hatten sie Sogdiana inne, und dem arabischen Geographen Abulfeda zufolge besaßen sie das Land zwischen Chorassan und Turkmenien.

Was die frühesten Religionsverhältnisse Centralasiens anbelangt, so war die Lehre Zarathustra's, der Parsismus, bei der iranischen Bevölkerung Nationalkultus geworden. Seine erste gefährliche Wunde erhielt derselbe durch den von Osten eindringenden Buddhismus, und Wambéry vermuthet, daß es sich hierbei nicht bloß um einen Religions-, sondern auch um einen Rassenkampf gehandelt habe, nämlich zwischen Iraniern und Türken, welche letztere den Buddhismus von Tibet her empfangen hatten und seine Fahnen Träger waren. Lange nach der Verbreitung des Islam lebte noch der Buddhismus in der Erinnerung der Mittelasiaten. Sehr frühe drang auch das Nestorianische Christenthum hierher; dafür bürgt die historische Thatsache der Christenverfolgung unter Sapor und die Existenz eines Erzbisthums in Tus und Merm im J. 334 n. Chr., welches letzteres i. J. 420 zum Metropolitensitz erhoben wurde.

Seinen Mittelpunkt hatte das centralasiatische Christenthum aber in Samar-  
kand, wo im fünften oder sechsten Jahrhundert ein Bisthum bestanden hat.  
Auch die Araber trafen Christen in Bochara an.

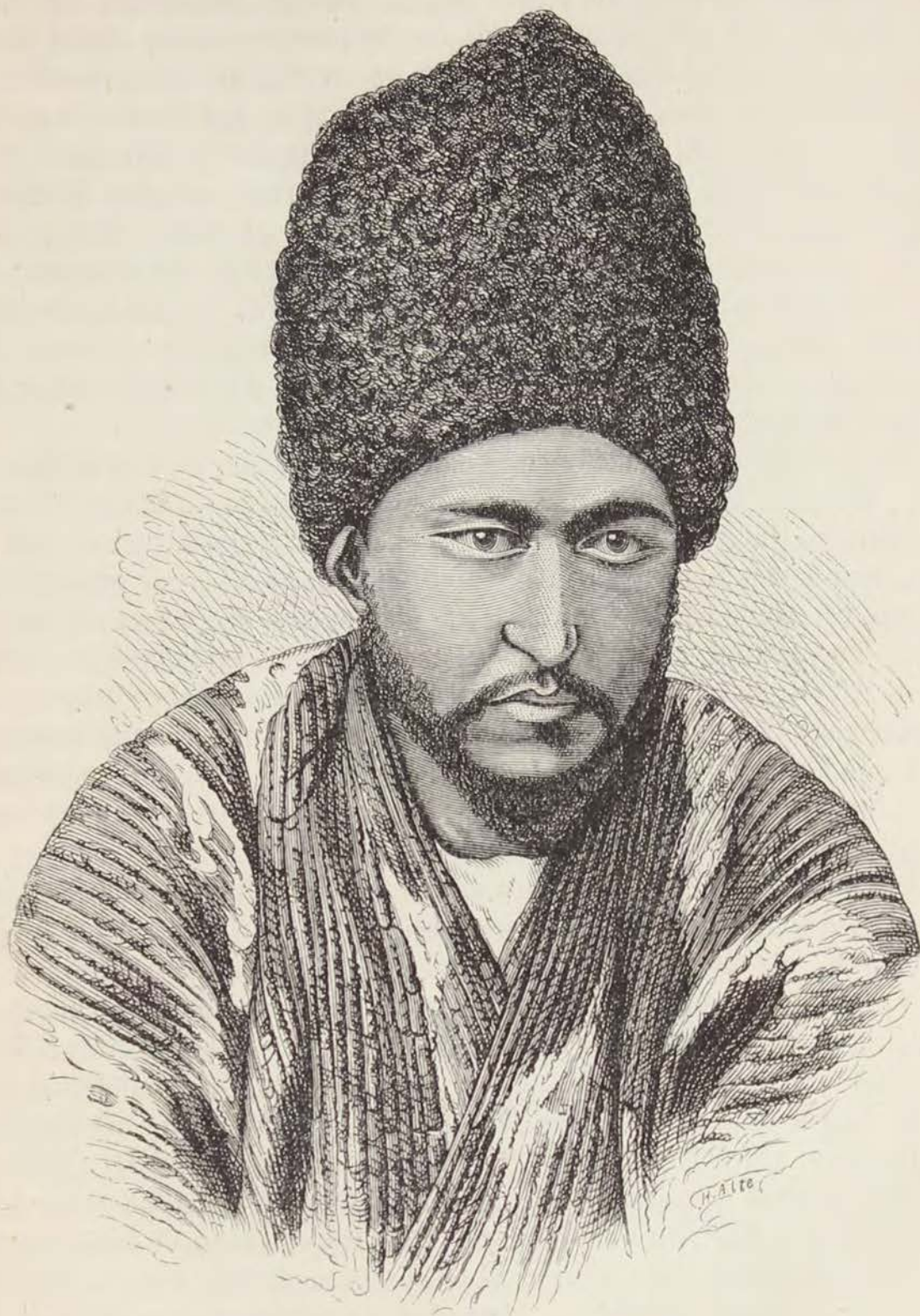
Eine neue Wendung trat in den Geschicken Mittelasiens mit den Er-  
oberungen der Araber ein. Im persischen Nachbarreiche der Sassaniden ent-  
brannte der Kampf am heftigsten, denn auch hier war der Religionskrieg zugleich  
Rassenkampf. Arier und Semiten standen einander gegenüber. Letztere siegten  
endlich, wenn auch nach schwerem Ringen; auch über Baktrien und das jetzige  
Turkestan wälzte sich der Strom der semitischen Eroberer. Kuteibe bin Muslim  
hieß der arabische Feldherr, der 705 die Unterwerfung der Drusländer unter-  
nahm; der Widerstand der parsischen Einwohner gegen den Islam konnte nur  
durch die strengsten Maßregeln gebrochen, die Befehrung zum Islam nur mit  
Gewalt erzwungen werden. Kuteibe eroberte dann Ferghana, das heutige  
Chokand, und drang von hier nach Ostturkestan, wo er die dortigen Uiguren-  
fürsten besiegte. Ueber Kaschgar, Turfan und Choten hinaus faßte indeß der  
Islam erst viel später feste Wurzel, denn mehrere Jahrhunderte nachher zählten  
neben dem mohammedanischen Glauben das Christenthum und der Buddhismus  
hier noch viele Befenner. Durch die arabische Okkupation war ganz Turkestan  
der arabischen Provinz Chorassan einverleibt worden, zu deren Hauptstadt das  
jetzige Merw erhoben wurde. Wol hatte Bochara sowol als Samarkand seine  
eigenen Emire, doch waren diese nur Diener des Statthalters von Chorassan  
und ihr Machtkreis ein äußerst beschränkter. Turkestan's Geschichte hängt daher  
von nun an nur mit dem Schalten und Walten dieser arabischen Statthalter  
zusammen, deren mehr als 150 Jahre lange Verwaltungsperiode eine ununter-  
brochene Kette von Wirren, innern Parteikämpfen und Empörungen bildet,  
hervorgerufen entweder durch die Statthalter von Chorassan selbst oder durch  
die ewig unruhigen Völker-elemente dieser Länder. Die staatliche Unabhängig-  
keit Turkestan's beginnt erst wieder, als die Samaniden jenseit des Drus  
ihren Thron aufrichteten und den Vasallentitel von den Khalifen nur aus  
religiösen Gründen annahmen.

Der Stammvater der Samaniden war Saman, ein dem parsischen Feuer-  
kult der Magier noch treu gebliebener Vasall aus Balch, der aus Dankbarkeit  
für die ihm vom damaligen Statthalter von Merw geleistete Hülfe den Islam  
annahm; seine Söhne, mit gleich unerschütterlicher Treue den Arabern er-  
geben, wurden mit der Verwaltung der turkestanischen Provinzen betraut, und  
seinem Enkel Ismail gelang es sogar, im Jahre 893 ganz Turkestan zu ver-  
einigen. Unter seiner Regierung ward Bochara das Centrum des ostislami-  
tischen Asiens; der Ruhm der bocharischen Gelehrten verbreitete sich immer  
weiter, und die persische Literatur feierte ein neues Wiederaufblühen. Trotz der  
Schwäche seiner Nachfolger wurde das Reich doch durch glücklich geführte Kriege  
nach außen erweitert, und die bis zum Jahre 1004 dauernde Herrschaft der  
Samanidendynastie bildet unstreitig das goldene Zeitalter des Islam. Volle  
145 Jahre hatte dieselbe geherrscht; sie war die letzte Dynastie iranischer  
Abkunft in dem Lande altiranischer Bildung, und ihr Vermächtniß an den  
türkisch-tatarischen Nachfolger ist nicht zu unterschätzen.

Daß nach dem Untergange der Samaniden wilde Anarchie um sich griff, darf Niemanden wundern. Es waren zwei Nationalelemente, die im Lande von jeher den Ton angaben. Die Iranier, die Träger der alten Kultur, hatten durch ihre Annahme der islamitischen Bildung ihren Nationalcharakter nur wenig verändert; sie waren auch jetzt, wie noch heute, dem Handel, den Wissenschaften und den friedlichen Beschäftigungen ergeben, so daß das Kriegswesen und die damit verbundene Herrschaft nothgedrungen dem zweiten Theile der Bevölkerung, den Türken, zufallen mußte. Diese hatten schon unter den letzten Samaniden die Herrschaft an sich gerissen und begannen nun sich als unabhängige Herrscher zu geberden. In Ostturkestan hatte sich schon in der Verfallzeit der Samaniden ein großes türkisches Reich gebildet, jenes der Uiguren, welches sämtliche Turkstämme im äußersten Osten vereinigte. In Westturkestan hingegen erhob sich nunmehr das Reich der Seldschukiden, welches vom Indus und den Grenzen China's bis an die Gebirge von Georgien, bis in die Nähe Konstantinopel's, Jerusalem und das Glückliche Arabien reichte. Doch nicht allzu lange dauerte die seldschukische Macht und Herrlichkeit, die unter Malek-Schah auf ihrem Zenithe stand. Noch zu Lebzeiten dieses gewaltigen Kaisers wurden von ihm große Provinzen, die für kleine Reiche gelten konnten, an einzelne Lieblinge, unter dem Vorbehalt eines Vasallenvertrages, verschenkt; so wurde Chowarezm, das heutige Khanat von Chiwa, ein Lehen der Hofcharge des Kannenbehälters oder Taschtdars und befand sich 1097 in den Händen des Statthalters Mohammed Kutb-ed-din. Schon sein Nachfolger Atsiz machte sich 1138 die Unabhängigkeit in seiner Provinz an, kämpfte um dieselbe mit dem Seldschukensultan Sandjar und den Uiguren und stiftete das Haus der Chowaresmier, dessen Machtausbreitung mit dem Niedergange der Seldschuken fast gleichen Schritt hielt. Bald war ganz Turkestan, Samarkand und Bochara unter das Scepter der Chowaresmier gebracht.

Mittlerweile war unter den östlichen Nachbarvölkern, den Mongolen, den Türken in Sprache und Physiognomie nahe verwandt, ein Held erstanden, der die damalige politische Landkarte Asiens vernichten sollte, Temudschin oder Temurdshi, den wir unter der Bezeichnung Dschingis-Khan, d. h. der Starke, der Mächtige, kennen. Seine und seiner Söhne Heerscharen fegten die Chowaresmier und die Reste der Seldschukenstaaten hinweg; Turkestan gerieth unter mongolische Verwaltung, die mehr denn zwei Jahrhunderte das Land mit Blut und Greuel erfüllte. Bochara und Samarkand wurden noch zur Lebenszeit Dschingis-Khans in jenen Theil des Mongolenreiches einverleibt, welcher als Khanat von Tschagatai bekannt ist und sich vom Altai bis zum Oryx erstreckte. Unter den ethnographischen Umwälzungen, welche die Mongolenherrschaft in Centralasien zur Folge hatte, war das Ueberhandnehmen der türkischen Elemente in allen Theilen Turkestans eine der wichtigsten, und daraus erklärt sich leicht der Anhang, welchen der aus dem türkischen Stamme Köreken in Schehriseb's 1333 geborne Timurbeg fand, dem Abendlande als Tamerlan oder Tamerlent bekannt. Mit seinen Eroberungen, welche ganz Mittelasien wieder vereinigten, freilich nur für kurze Zeit, und mit dem Sturze seines Hauses, der kunstsinigen Timuriden, schließt eigentlich das Mittelalter

für Turkestan. Der Letzte dieses merkwürdigen Hauses, Sultan Baber, einer der hervorragendsten Fürsten Asiens, mußte endlich dem Scheibani Mehemmed-Khan, aus der Familie der Dschingisiden, weichen und ihm die Herrschaft in Samarkand überlassen.



Mehemmed Rehim, Khan von Chiwa.

Im Laufe von etwa zwölf Jahren hatten die Usbeken, ein buntes Gemenge türkisch-mongolischer Elemente, alle Nachkommen Timur's aus ihren Besitzungen vertrieben und zu ihrem ursprünglichen Staate am Jaisk Chorassan, Chowareszm und Transoxiana erobert und ihren Sitz zu Bochara genommen. Mit dem Hause Scheibani beginnt die Spezialgeschichte des Khanates Bochara,

welches durch den genannten Scheibani Mehemmed-Khan sich von Chodschand bis Herat erweiterte und später noch Badachschan eroberte. Auf das Haus der Scheibaniden folgte die Dynastie der Muagiten, welche bis 1740 fortregiert haben soll. Nach dem Tode des Beziers Rechim-Khan's, der den letzten Muagiten ermordete, um selbst die Regierung zu führen, bemächtigte sich ein gewisser Danial Beg des Thrones; auf ihn folgten die Emire Schah Murad, Said-Khan, Nasrullah-Khan und der noch jetzt herrschende Mozaffer-Eddin.

Ueber die Schicksale Chowarezmi's von dem Ende des vierzehnten bis zur zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts wissen wir nichts; sicher ist nur, daß auch dieses Land unter usbekische Herrschaft gerieth und von Fürsten aus dem Hause Jadigar's beherrscht wurde. Nach dem plötzlichen Abzuge Nadir Schah's, des großen persischen Eroberers, der sich 1740 des Khanates ohne Schwertstreich bemächtigt hatte, kamen die Kaizaken der kleinen Horde an die Spitze der Angelegenheiten in Chiwa und regierten bis Ende des letzten Jahrhunderts, zu welcher Zeit ein usbekischer Häuptling, Mehemmed Emin Inag, sich gegen sie erhob und das heute noch regierende Haus stiftete.

Die Selbständigkeit Chokand's ist wol eben so alt wie die von Buchara und Chiwa; die heute regierende Familie behauptet zwar, von Dschingis-Khan abzustammen mit Unrecht, da dessen Familie von Timur entthront wurde und nach Baber, dem letzten Timuriden in Chokand, die Scheibani sowie andere Häuptlinge aus den Kypschak und Kirgisen sich abwechselnd des Thrones bemächtigt haben. Das heutige Herrscherhaus ist vielmehr von kypschakischer Herkunft und soll erst seit etwa achtzig Jahren an der Spitze des Landes stehen.

Rußlands Vordringen in Turkestan. Erst das Anfangs ziemlich unbemerkte, aber stetige Vordringen der Russen in Asien, welches auf den nachfolgenden Seiten kurz geschildert werden soll, hat in neuerer Zeit die Aufmerksamkeit Europa's auf die turkestanischen Khanate gelenkt.

Diplomatische und Handelsverbindungen bestanden wol schon seit langer Zeit zwischen Petersburg und Turkestan, besonders mit Chiwa; schon Peter der Große hatte, wie wir wissen, seine Aufmerksamkeit diesen Verhältnissen zugewendet. In den Jahren 1716—1719 ward die Irtyshlinie gegründet, und gleichzeitig fand die mehrfach erwähnte unglückliche Expedition des Fürsten Bekowitsch gegen Chiwa statt. Durch fortwährende Feindseligkeiten unterbrochen, hatten diese Beziehungen jedoch beiderseits mehr Haß als Sympathie hervorgerufen, gesteigert durch die Versuche der Russen, sich an der Ostküste des Kaspiischen Meeres festzusetzen. Da nun die russischen Handelsinteressen infolge des Besitzes von Sibirien von selbst zur Machterweiterung in Asien drängten, gab Kaiser Nikolaus 1839 seinem General Perowski den Befehl, eine Expedition gegen Chiwa auszurüsten. An triftigen Gründen hierzu fehlte es nicht; der Khan von Chiwa hatte die dem Zar tributpflichtigen Kirgisen zur Empörung aufgehetzt, er hatte Plündererhorden auf die Karawanen losgelassen und einige hundert russische Unterthanen in die Sklaverei geschleppt. Perowski's Expedition scheiterte jedoch; ein Theil seiner Truppen ging in den Steppen zu Grunde, welche den Uralsee umgeben, der Rest erreichte Drenburg mit Mühe und Noth, Chiwa aber behielt seine Unabhängigkeit.

Durch diese Niederlage gewizigt, beschloß das Petersburger Kabinet, einen verwundbareren Theil Turkestans als Angriffsobjekt zu wählen; als solcher ward das Khanat Chokand ausersehen, welches 1840 vom Emir von Bochara, Masrullah-Khan, erobert worden, wonach der Sieger den einheimischen Herrscher hinrichtete, dessen Sohn aber als Geißel nach Bochara schleppen ließ. Die Vetter des Verstorbenen, die sich unterdessen zu den Kirgisen geflüchtet, fanden jedoch bald Gelegenheit, wieder den chokanziischen Thron aufzurichten, wobei zahlreiche räuberische Einfälle in das russische Gebiet vorkamen. Rußland hatte also auch hier Ursache genug zur Züchtigung des feindlichen Khans. Früher sollten aber hierzu alle Wege geebnet werden; es wurden daher Reisende in die öden Grenzbezirke entsendet und wissenschaftliche Erkognoscirungen, so weit als thunlich, vorgenommen. Gleichzeitig begann Rußland seine Grenzen von Nord nach Süd in der öden Steppe allmählich vorzuschieben, welche Sibirien vom Syr-Darja trennt; dadurch verleibte es sich drei Millionen Kirgisen ein, über die es früher nur dem Namen nach herrschte, aber eine geordnete Regierung, sagte Rußland und mit Recht, könne nicht als Grenze eine von Nomadenstämmen bewohnte Wüste dulden, und daher mußte es schon im Interesse der Ordnung und der Civilisation nach vorwärts drängen. Auf diesen vorausgegangenen Feststellungen und Terrainaufnahmen basirend, folgte demnach in den Jahren 1847—1849 die militärische Expedition des russischen Generalstabskapitän's Leo von Schulz, die zu lohnenden strategischen Resultaten führte. Drei Festungen wurden 1848 gegründet, Karabatal'sk und Ural'sk, beide am Irghiz gelegen, dann Drenburg am Turgai. Diese Forts hatten eine doppelte Bestimmung, — einmal gestatteten sie, die Nomadenhorden leichter zu überwachen, dann aber bildeten sie die Glieder einer Kette, welche später die ehemaligen russischen Grenzen mit der stets angestrebten Linie des Syr-Darja verbinden sollte. Noch im selben Jahre ward in der That Fort Ural'sk am Syr selbst, in der Nähe von dessen Mündung in den Uralsee, 110 geographische Meilen von Drenburg, in höchst günstiger Lage gegründet; doch mag bemerkt werden, daß im Jahre 1849 eine Schar von mehreren Tausend Mann auf dem Marsche in das benachbarte Chiwagebiet gänzlich im Schnee begraben wurde, eine Katastrophe, welche auf die orientalische Phantasie tiefen Eindruck machte. In den auf 1849 folgenden Jahren nahm indeß die Kolonisation ihren Anfang, so daß binnen Kurzem, 1852, nach der Erbauung von Fort Kosch-Ural, der Uralsee so zu sagen ein russisches Gewässer ward, während schon 1851 ein erneuter Einfall, wobei 75,000 Stück Vieh weggeschleppt wurden, die Russen zwang, das chokanziische Fort Kosch-Kurgan zu schleifen.

Endlich gab der Druck, welchen die Usbeken in Chokand um jene Zeit auf die Uferkirgisen des Syr-Darja ausübten, der russischen Regierung einen genügenden Vorwand zur Intervention. Infolge dieser Bedrückung verließen viele Kirgisen ihre Felder und kehrten zum nomadisirenden Steppenleben zurück. Andere suchten Hülfe bei den Chiwanern, die, auf die Macht Chokand's eifersüchtig, mehrere Forts am linken Ufer des Kuwan-Darja errichtet hatten, bald aber mußten sie erkennen, daß sie in Chiwa statt eines Verbündeten nur einen neuen Tyrannen gefunden; die Lage des Volkes wurde schlimmer denn je, und

als Rußland auf der Arena erschien, ward es von den Kirgisen als Befreier jubelnd begrüßt. Die beiden Khanate Chiwa und Chokand konnten jedoch nicht ohne tiefes Mißtrauen eine Macht wie Rußland sich an der Syr-Ämündung niederlassen sehen. Ohne zum erklärten Kriege überzugehen, neckten sie doch die russischen Truppen durch beständige Scharmügel und bedrückten die Kirgisen noch mehr, um sie dafür zu züchtigen, daß sie den Europäern Hülfe geleistet. Anfänglich wurden diese Einfälle nur schwach zurückgewiesen, da die russische Besatzung von Ural'sk wenig zahlreich und die Verbindung äußerst langwierig und beschwerlich war. Aber trotz ihrer scheinbaren Unthätigkeit trafen die Russen umfassende Vorbereitungen; bedeutende Vorräthe wurden in Drenburg angehäuft und auf dem Ural'see drei Segelschiffe von Stapel gelassen, welchen in Bälde zwei eiserne Dampfer folgten, die mit unsäglicher Mühe stückweise aus Schweden über St. Petersburg nach Samara und Ural'sk gebracht werden mußten. Endlich, im Mai 1852, waren alle Vorbereitungen getroffen, alle Rüstungen vollendet, da beschloß Generalleutnant Perowski die langgehegte Absicht auszuführen, längs des Syr-Darja eine Reihe von befestigten Plätzen zu erbauen; damit vermeinte er nicht das Gebiet des Reiches zu erweitern, da die Kirgisen des rechten Ufers ohnedies dem Zar tributpflichtig waren; Chokand indeß betrachtete dieses Beginnen als eine Invasion, und selbst Chiwa, wenngleich weniger bedroht, sah die Gefahr. „Verloren sind wir“, sagten die Chiwaner, „wenn die Russen die Wasser des Syr-Darja trinken.“

Das wichtigste chokanzische Fort Ak-Mezdsched war etwa 40 Meilen von Ural'sk oder ungefähr 65 Meilen von der Syr-Ämündung entfernt und dicht an der chokanzischen Grenze gelegen; eine Abtheilung von 500 Russen ward entsendet, um den Platz zu rekonosciren und den Chokanzen den Befehl zu ertheilen, eine Position zu verlassen, die sie den Kirgisen ungerechtfertigter Weise entrißen. Von dem Herannahen des Feindes benachrichtigt, hatten die Chokanzen die Dämme des Flusses eingerissen, um die Umgebung unter Wasser zu setzen. Dies aber hielt die Russen nicht auf; bis zum Gürtel im Wasser marschirten sie direkt auf Ak-Mezdsched, dessen Vorwerke sie, ohne ernstlichen Widerstand zu finden, zerstörten. Doch mußten sie sich nach diesem ersten Erfolge zurückziehen; die Chokanzen, Verstärkung erwartend, weigerten sich, sich zu ergeben, und man hatte weder schweres Geschütz noch Leitern, einen Sturm zu wagen. Nachdem sie noch drei Forts von geringerer Bedeutung am untern Syr geschleift, kehrten die Russen nach Ural'sk zurück.

Im nächstfolgenden Jahre, 1853, sandte General Perowski in successiven Abtheilungen ein Expeditionscorps von größerer Stärke durch die Wüste Karakum nach Ural'sk, wohin die Russen trotz Hitze, Strapazen und quälendem Durst ohne zu viele Verluste gelangten. Gegen Ende Juni wurden sie auf Ak-Mezdsched dirigirt. Aber die Chokanzen hatten ihrerseits die Zeit nicht unbenutzt verstreichen lassen und sich tüchtig verschanzt; der Platz mußte ordentlich belagert werden. Perowski versuchte zwar, die Usbeken durch eine kräftig genährte Kanonade einzuschüchtern, und forderte sie auf, zu capituliren, allein seine Worte verhallten wirkungslos; die Chokanzen antworteten, daß sie kämpfen würden, so lange ihnen noch eine Lanze oder eine Flinte bliebe.



Das Bombardement begann also mit erneuter Hefigkeit; die Russen legten eine Mine unter dem wichtigsten Thurme an, welchen sie am 27. Juli 1853 in die Luft sprengten. Bei seinem Einsturze eröffnete er ihnen zugleich eine breite Bresche, in die sich jedoch die Chokanzen hastig warfen, um dem Feinde den Uebergang zu wehren; die 300 Mann starke Besatzung focht, obwol sie ihren Chef verloren, mit Löwenmuth; 230 blieben davon auf dem Kampfplatze, den sie Centimeter für Centimeter vertheidigten, allein vergeblich. Eine Menge Waffen und Munition fiel in die Hände der russischen Sieger, welche den Platz von nun an Fort Perowski nannten.

Die Einnahme von Ak-Mesdsched war ein harter Schlag für Chokand und man konnte erwarten, daß der Khan Alles aufbieten würde, den Platz wiederzuerobern. Die Russen dagegen begnügten sich in den nächsten Monaten, die Positionen längs des Syr-Darja zu befestigen. Zwei Forts, eines auf dem Delta des kleinen Flusses Kasaly, das andere zu Karmaktshy, 26 Meilen von der Jaxartesmündung, verbanden Uralsk mit Fort Perowski, worin 1000 Mann Garnison nebst Lebensmitteln und Fourage für mehr denn ein Jahr zurückblieben, und diese vier Forts bildeten zusammen die sogenannte Syr-Darjalinie. Diese Vorsicht war nicht überflüssig. Der Khan von Chokand nahm eine außerordentliche Aushebung vor und rückte am 17. Dezember 1853 plötzlich mit 15,000 Chokanzen und etwa 17 Geschützen gegen Ak-Mesdsched und die Russen an. Begreifend, daß ihr Prestige unter den turkestanischen Völkerschaften merklich leiden würde, wenn sie sich einer förmlichen Belagerung aussetzen wollten, leistete die Handvoll Russen mannhafte Widerstand und wagte einen Ausfall gegen den mehr denn zehnfach überlegenen Feind, — eine Kühnheit, die sie beinahe theuer bezahlt hätten, wenn sie auch schließlich die feindliche Uebermacht zermalmt. Von allen Seiten umringt, waren sie schon auf dem Punkte zu unterliegen, als eine glückliche Diversion Unordnung in die feindlichen Reihen warf, und diese mit Zurücklassung von 2000 Todten und Verwundeten nebst 17 Kanonen die Flucht ergriffen.

Mannichfache Umstände verzögerten nun den am Syr-Darja begonnenen Kampf. Der Emir von Bochara, Mozaffer ed-din Khan, war in das Nachbar Khanat eingefallen, um den von mehreren Nebenbuhlern hart bedrängten Rhudajar-Khan von Chokand Hülfe zu bringen. Trotz des heftigsten, erbittertsten Widerstandes war Mozaffer's Zug eine Reihe von Triumphen. Nunmehr theilte er das eroberte Land in zwei Hälften, deren eine er an Rhudajar abgab; in die andere setzte er als Regenten ein Kind ein, als dessen Vormund er sich erklärte. Wie theuer ihm seine Siege zu stehen kommen sollten, sah der Emir damals nicht voraus; indem er Chokand zum Vasallenstaate machte, übernahm er gleichzeitig die Verpflichtung, ihn gegen fremde Eingriffe zu schützen, und beschleunigte so den Zeitpunkt, der ihn mit den Russen in Konflikt bringen sollte. Gleichzeitig theilten sich Mozaffer's Bocharen, die Chokand einstweilen besetzt hielten, an den beständigen Feindseligkeiten der Chokanzen gegen die Russen. Für den Augenblick konnte Rußland freilich nichts thun, da es mit dem Krimkriege vollauf beschäftigt war. Während es aber in Turkestan strenge Neutralität beobachtete, entfaltete General Perowski eine unermüdliche

Thätigkeit und operirte so geschickt, daß er nicht nur die ganze Zeit über die Citadelle von Ak-Mesdsched hielt, sondern auch sich des chivanischen Forts Chodscha Nischaz bemächtigte, von wo aus die mit Chokand allirten Chivaner die Russen zu necken pflegten. Außerdem trachtete er, sich in Zukunft eine solide Operationsbasis zu sichern, denn Rußland mußte vor Allem die reichen und fruchtbaren Landschaften zwischen Fort Perowski und der Kolonie Wiernoje zu erwerben bemüht sein. In der That, sobald die Nachwehen des Krimkrieges überstanden, machten sich die Russen an die Eroberung des Khanates Chokand.

Vorerst nahmen sie 1859 die Festung Dschulek (Tschulak) Kurgan und zerstörten sie, dann 1861 das feindliche Fort Jany-Kurgan am Syr. Der Ausbruch des polnischen Aufstandes brachte eine neue Verzögerung; erst von 1864 an gewannen die Operationen größere Ausdehnung, langsam, aber sicher rückten die Russen auf einer dem Syr-Darja parallel laufenden Linie vor, in steter Verbindung mit der Dampferflottille verbleibend, die sie am Syr eingerichtet hatten. Die höchst günstig gelegene Reihe von Befestigungen, welche Chokand längs des Karatau aufgeführt, um seine Grenzen gegen fremde Einfälle zu vertheidigen, fiel nacheinander den Russen in die Hände, konnte ihnen jedoch nicht genügen, da die Gegend noch nicht hinreichende Lebensmittel und Fourage lieferte und die Forts selbst noch zu nahe am Wüstenfaume lagen. Sie mußten weiter. Im Monat Juni 1864 wurden die beiden Zielpunkte Turkestan (Häzret), das wichtigste Bollwerk Chokand's im Osten, und das auf der Straße von Turkestan nach Kuldscha gelegene Aulie-ata erreicht, und im Juli und August ward die Verbindung zwischen ihnen hergestellt, wodurch Rußland eine neue, um viele Meilen südlichere Grenzlinie gewann. Darauf beschloß der neue russische Befehlshaber, Generalmajor Tschernajew, nachdem er erfahren hatte, daß die Chokanzen in dem stark befestigten Tschemkend nur 1000 Mann Besatzung zurückgelassen, sich auch dieser Stadt rasch zu bemächtigen. Trotz heftigen Feuers waren die Russen in einer Stunde Meister des Platzes und der auf einer fast unzugänglichen Höhe gelegenen Citadelle.

Das Resultat dieses glänzenden Kampfes war die völlige Sicherung der russischen Linie von Ak-Mesdsched bis Aulie-ata und folglich die Bloßstellung der großen Städte des Khanats, Taschkend, Chodschand, und endlich der Hauptstadt selbst für den Angriff. Es galt nunmehr, durch Annexion eines Theiles der Usbekenstaaten die beiden strategischen Operationslinien, rechts auf die Citadellen am Syr, links auf Wiernoje sich stützend, zu verbinden.

Doch die erbitterten Chokanzen griffen mit Aufbietung aller Kräfte die Russen von Neuem an, um wieder in Besitz der verlorenen Plätze zu gelangen. Ein bedeutender Sieg, den sie Ende 1864 erfochten, gestattete ihnen sogar, für kurze Zeit diese Hoffnung wirklich zu nähren, allein am 9. Mai 1865 attackirten die Russen in der Nähe von Taschkend die chokanzische Armee, welche Mlim-kul, der Regent des Landes während der Minderjährigkeit des Sultans, befehligte, und errangen einen glänzenden Sieg; Mlim-kul fiel und General Tschernajew hatte nur mehr auf die Stadt zu marschiren. Er cernirte Taschkend und begann das Bombardement in der Nacht vom 15. Juni 1865, welches, wengleich erst nach hartnäckigem Widerstande, zur definitiven Besetzung Taschkend's führte,

dessen hohe Bedeutung als centralasiatischen Handelsplatz wir schon kennen gelernt haben.

Die Sicherheit Taschkend's erheischte noch die Eroberung des Gebietes am Tschirtschik, wie denn die Russen überhaupt mit der Anlage fester Plätze und der Organisirung der Verwaltung im Lande fortfuhren. Zwischen Taschkend, Turkestan und dem Fort Perowski wurde eine regelmäßige Postverbindung hergestellt, die mit größter Sicherheit vor sich geht. Die im Lande wohnenden Kirgisen benahmen sich der russischen Regierung gegenüber vollkommen friedlich, entrichteten regelmäßig ihren Tribut, und die eroberten neuen Gebietstheile wurden durch kaiserliches Dekret zu einer Provinz „Turkestan“ konstituiert.

Es war leicht vorauszusehen, daß diese Vernichtung des Khanates Chokand, welches von nun auf das Gebirgsterrain im obern Syrthale beschränkt blieb, Feindseligkeiten mit dem benachbarten Emir von Bochara zur nothwendigen Folge haben müsse.

Mozaffer, der mit der Vormundschaft über den unmündigen Khan von Chokand zugleich die Verpflichtung übernommen, die Sache der usbekischen Nationalität zu führen, rüstete in der That ein starkes Corps gegen die Russen, bemächtigte sich Chodschand's, sandte dem russischen General eine insolente und gebieterische Aufforderung, die eroberten Gebietstheile herauszugeben, widrigenfalls er mit Entzündung des heiligen Krieges drohte, und konfiszirte das Eigenthum der russischen Kaufleute in Bochara, doch kam es noch nicht zum Kriege. Erst als er eine nach Bochara an ihn abgeschickte russische Gesandtschaft sowie alle russischen Kaufleute, deren er habhaft werden konnte, ins Gefängniß zu werfen befahl, unterstützte General Tschernajew seine Forderung nach bedingungsloser Freilassung der Gefangenen, indem er am 30. Januar (11. Februar) 1866 mit etwa 2000 Mann über den Syr-Darja zog, in der Absicht, den Emir nöthigenfalls dazu zu zwingen.

Nach sieben forcirten Märschen durch die wasserlose Wüste kamen die Russen am 5./17. Februar vor Dschizzach an, überzeugten sich aber bald, daß ihre Streitkräfte zu gering seien; es blieb nichts übrig, als den Rückweg anzutreten, wobei der Emir den Russen noch eine Schlappe beigebracht haben soll.

Tschernajew ward hierauf durch den jungen, genialen und energischen Generalmajor Dmitry Iljitsch Romanowsky im Kommando ersetzt, der schon am 5. April 1866 bei Chodschand ein großes Corps bocharischer Reiterei zersprengte. Am 18. Mai erhielt er die Nachricht, daß Mozaffer-Khan im Anzuge sei, welcher unterdessen die Zeit benutzt hatte, um sein Heer auf 40,000 Mann zu bringen. Obgleich nur über etwa 3600 Mann verfügend, beschloß Romanowsky dennoch, dem etwa zwölfmal stärkeren Feinde auf der Straße nach Samarkand entgegen zu marschiren. So erreichten am 19. die Russen das Dorf Kavat, während der Feind mit seiner Hauptmacht  $2\frac{1}{2}$  Meilen weiter Stellung genommen hatte in der Ebene von Jedschar (Jrdschar), wo es am 8./20. Mai 1866 zur entscheidenden, das Usbekenheer vernichtenden Feldschlacht kam. Mozaffer selbst floh bis nach Dschizzach; das Lager des Feindes war im Nu erobert, und bis zur Nacht wurden die Fliehenden verfolgt.

Die Russen begnügten sich übrigens einstweilen mit der Besetzung von Nau am 26. Mai, einer kleinen Festung auf der Straße von Bochara nach Chokand, wodurch sie jede Verbindung zwischen den beiden Khanaten abschnitten.

Chodschand, eine der wichtigsten Städte Turkestans in Bezug auf Handel und strategischen Werth, als der Schlüssel des großen turkestanischen Thales, war von hier aus eine leichte Beute. Die Stadt, obgleich zu Chokand gehörig, war mit einer starken bocharischen Garnison besetzt, ergab sich aber am Morgen des 6. Juni nach sieben tägiger Belagerung und ungeheuren Verlusten.

Da mit Chodschand die hervorragendsten Plätze Chokand's in den Händen der Russen waren, so wandten diese wieder den Krieg vorzugsweise gegen Bochara. Neuerdings rückten die Truppen des Weißen Zaren an Bochara's Grenze. Nach achttägiger Belagerung ward die wichtige Bocharenfestung Ura-tüpe am 2. Oktober 1866 mit Sturm genommen, und am 18. Oktober traf endlich das gleiche Schicksal die von den besten Truppen des Emirs vertheidigte Festung Dschizzach, den letzten Anhaltspunkt Mozaffer's im Syr-Darjathale, nach achttägiger hartnäckiger Belagerung.

Mozaffer indeß fand die Situation keineswegs behaglich, und nur grollend duldete er, was er nicht hindern konnte. Die Niederlage des bocharischen Heeres bei Jedschar und die seitherigen Mißerfolge hatten eine große Mißstimmung unter Mozaffer's Unterthanen hervorgerufen, und auf Anstiften der Ulema's (Geistlichen) verlangte man einen entscheidenden, energischen Krieg gegen Rußland.

Raum zurückgekehrt, ging Mozaffer daher nach Samarkand und errichtete Festungen, die Beziehungen mit den russischen Autoritäten brach er ganz ab; Rußland nahm davon keine weitere Notiz, sondern begnügte sich einstweilen, im Juli 1867 die Militär- und Civilverwaltung der an China und Centralasien grenzenden russischen Provinzen abzuändern, — während bisher ein Generalgouvernement und ein Militärbezirk Turkestan bestand, ward die Militär- und Civilverwaltung für untheilbar erklärt, die innere Verwaltung den aus der Mitte des Volkes gewählten Eingebornen anheimgestellt, endlich Generaladjutant v. Kauffmann zum Generalgouverneur Turkestan's ernannt.

Unter solchen Umständen begann der Emir von Bochara neue Feindseligkeiten, obwol er nicht offen den Krieg erklärte. Da ertheilte General Kauffmann am 1./13. Mai 1868 den Befehl zum Ausrücken aus der Position von Tsch-Ruprjuk (auf halbem Wege zwischen Jany-Kurgan und Samarkand). An dem Fließchen wurden die Russen von einem lebhaften Feuer des in dem Thale aufgestellten, zum Theile in Gärten versteckten Feindes empfangen. Nahe dem Fließchen trafen sie mit einem bocharischen Parlamentär zusammen; der Emir ließ Frieden anbieten, machte aber zur Bedingung, daß die russischen Truppen nicht weiter vorrückten. Hierauf ging Kauffmann nicht ein, indem er erklärte, erst nach Beziehung des Nachtquartiers weiter verhandeln zu wollen. Verschiedene Unterhandlungen führten zu keinem Resultate. Jetzt wurde die im Ganzen aus etwa 8000 Mann bestehende russische Armee am Zerasschan in Schlachtordnung aufgestellt. Bis an die Brust im Wasser, wateten die Russen

durch den Zerasschan, ohne sich durch das Feuer der feindlichen Batterie und die Masse der beide Flanken umschwärmenden Feinde hindern zu lassen, und griffen nach Ueberschreitung desselben die rechte Flanke des Feindes an, der alsbald in wilder Flucht davoneilte, so schnell, daß er nicht mehr erreicht werden konnte. Auf den dem Feinde abgenommenen Höhen schlugen die Russen ihre Bivouaks auf, um daselbst zu übernachten. In der Frühe des andern Morgens erschien im russischen Lager eine Deputation aus Samarkand, welche Sr. Majestät dem Kaiser von Rußland ihre Ergebenheit ausdrücken ließ. General Kauffmann behielt einen Theil der Deputirten bei sich; den Einwohnern Samarkand's ließ er durch die Uebrigen sagen, sie sollten die Thore öffnen und seine Truppen empfangen, er selbst näherte sich mit einem Theile seines Heeres der Stadt. An den Thoren ward er von den Einwohnern mit Freudigkeit empfangen; General Kauffmann erklärte ihnen im Namen des Kaisers, sie sollten ihre Geschäfte wieder aufnehmen, die Läden öffnen und die geflohenen Familien in die Stadt zurückrufen. Die Citadelle wurde von den Russen besetzt, und die Einwohner kehrten in Scharen in die Stadt zurück. Nunmehr kamen die Leute aus Schehriseb's den Bucharen zur Hülfe. Während das Hauptcorps unter General v. Kauffmann vorwärts zog, blieb zur Vertheidigung von Samarkand nur ein kleines, aber wohlausgerüstetes Detachement als Garnison zurück. Die feindliche Armee bestand aus 25,000 Schehriseb'ern, 15,000 Kitai-Kypschaken und 15,000 Samarkandern. Durch den Verrath der Afsakalen (Stadtältesten) waren eine Masse Feinde in die Stadt gedrungen, aber glücklicherweise konnte der Kommandant Major von Stempel, der einen Ausfall gemacht hatte, noch in die Citadelle zurückkehren und deren Thore schließen lassen. Die Tage vom 13. bis 19. Juni waren durch immer mächtigere Angriffe ausgefüllt; indessen wurden alle diese zurückgeschlagen, ohne daß auch nur 1 Em. Erde verloren gegangen wäre. Endlich, am 20. Juni, kam General Kauffmann, und es war Zeit, daß er die Citadelle entsetzte. Diese heldenmüthige Vertheidigung bewies dem Emir, daß es unmöglich sei, mit Erfolg gegen die Russen zu kämpfen; in der That, sobald er von den Ereignissen in Samarkand Kenntniß erhielt, schloß er Frieden, wonach er an Rußland 125,000 Tal (à 12 Mark = 1,500,000 Mk.) zu zahlen hatte. Die Russen ihrerseits versprachen, die Hauptstadt des Khanats, Buchara, unbelästigt zu lassen, ließen sich aber das Land am mittlern Laufe des Zerasschan mit Samarkand und Kattykurgan abtreten und erwarben dafür das Recht, in Kermina, Tschehardschuj und Karschi Kantonirungen zu errichten. Die weiteren Vertragsartikel waren hauptsächlich folgende: 1. allen russischen Unterthanen, ohne Unterschied des Glaubens, wird das Recht des freien Handelsverkehrs in der ganzen Bucharei gewährt. Der Emir übernimmt die Verpflichtung, innerhalb der Grenzen seines Gebietes für die Sicherheit der russischen Kaufleute, ihrer Karawanen und ihres Vermögens zu sorgen. 2. Die russischen Kaufleute haben das Recht, in allen Städten des Landes Handelsagenten zu halten. 3. Von den nach Buchara eingeführten russischen Waaren wird ein Zoll von höchstens 2 $\frac{1}{2}$  Prozent ihres Werthes erhoben. 4. Den russischen Kaufleuten ist die freie Durchreise durch Buchara nach den benachbarten Ländern gestattet. Dieser Vertrag ward am 11. Mai

(18. Juni 1868) abgeschlossen, blieb aber noch längere Zeit hindurch ein tochter Buchstabe.

Im Uebrigen trachteten die Russen, sich baldmöglichst in Centralasien häuslich niederzulassen und bequem einzurichten; heute fühlen sie sich in Turkestan schon wie zu Hause. Taschkend hat sein Kasino, seine Festbälle und seine Soirées musicales so gut als irgendwelche europäische Stadt, wenn auch diese gesellschaftlichen Ressourcen noch nicht genug Anziehungskraft ausüben, um die schöne und elegante Damenwelt aus den gewohnten Genüssen von Paris und den deutschen Bädern an die Ufer des Kaspiischen Meeres zu verlocken. Zielversprechende Kohlenbergwerke haben sich dort aufgethan, ein Eisenbahnprojekt wetteifert mit dem andern, und neue Wasserstraßen und Verkehrsmittel durch diese weiten Gebiete sind in Aussicht genommen. Anfangs Oktober 1868 wurden die Landstraßen zwischen Bochara und Samarkand von den Insurgentenbanden gesäubert, so daß der Handelsverkehr seinen ungestörten Anfang nehmen konnte. Der Bau einer Straße im obern Drusthale nach Balch und Badachshan wird eifrig betrieben. Zum Bau einer Eisenbahn von Samara in Rußland nach Orenburg und von hier nach Taschkend und Chokand treffen die Russen energische Anstalten, während die Anlage eines Telegraphen durch die Steppe schon zu den wirklichen Dingen gehört. Tjarartes und Uralsee haben schon längst ihre Flottillen von Dampfkanonenbooten; Drus und Kaspiisches Meer sind im Begriffe, solche zu erhalten. Es können die Russen in ihrer Art als vorzügliche Kolonisatoren gelten und bleiben auf dem asiatischen Boden selbst den Angelsachsen überlegen. Der Angelsachse kolonisirt wie der Hellene, der Russe aber wie der Römer. Die Waffen mußten freilich den Weg bahnen, aber Handel und Verkehr, die sich seit 1850, wiewol mit einigen Unterbrechungen, auch im Russischen Reiche fortwährend im Wachsen befinden, haben in Centralasien gewaltigen Aufschwung genommen, und sogar viele deutsche Waaren finden dort guten Absatz. Auch haben sich bereits manche Deutsche dort niedergelassen. In Taschkend gehört der vornehmste Gasthof und Restaurant einem Deutschen, der sehr gute Geschäfte macht. Alle diese Fortschritte wandeln die kriegerischen Erfolge der Russen in dauernde Eroberungen um. Ueberall durch die ganze Tatarei folgt die Civilisation den Truppen des Zaren auf der Ferse nach, und selbst offene Gegner müssen anerkennen, daß dem Vordringen der russischen Macht in jenen Gegenden Centralasiens wirklich eine civilisatorische Mission innewohnt.

Mit dem Khan von Chokand, Rhudajar, nahmen die Beziehungen seit dem mit ihm abgeschlossenen Handelsvertrage einen friedlichen Charakter an, obwol der größte Theil seines Gebietes in dem Russischen Reiche aufgegangen; jene mit Bochara besserten sich wesentlich, seit die Russen dem Emir Mozaffer-ed-din gegen seinen ältesten Sohn beistanden, der, unterstützt von den Schehriseber Begs, sich gegen ihn erhob und die kaum pacifisirten Landstriche abermals mit Blut und Greueln zu erfüllen drohte. Ende 1869 schickte der Emir deshalb eine Gesandtschaft nach St. Petersburg, die dort die freundlichste Aufnahme fand und reiche Geschenke an den Zar überbrachte, welche mit nicht geringerer Munifizenz erwiedert wurden.

Durch den Austausch dieser Geschenke war die Freundschaft zwischen Russen und Bocharen befestigt, und dieselbe ist seitdem wenigstens äußerlich auch nicht gestört worden. Die Russen trachteten demnach, sich in Bochara so gut als möglich häuslich einzurichten; die russischen Soldaten wanderten in den Straßen von Bochara umher, ohne von der Bevölkerung belästigt zu werden, in Samarkand leben sie in der Citadelle, nur der Befehlshaber wohnt in der Stadt selbst, jedoch so, daß er sich unter dem Schutze der Festung befindet und jeden Augenblick dahin zurückziehen kann. In der Stadt selbst ist das Leben still und gefahrlos und die Citadelle in einer Weise befestigt, daß keine bocharische Armee sie in Gefahr zu bringen vermöchte. So verhält es sich auch mit den übrigen Befestigungen des Landes. Die Citadelle in Samarkand, die Paläste des Emirs und des Begs haben ihren asiatischen Charakter nahezu vollständig verloren. Der Palast des Emirs ist in ein Lazareth und Proviantmagazin umgewandelt worden, während im Palaste des Begs die verschiedenen Verwaltungen untergebracht sind. Die Absicht, die Moscheen in griechisch-orthodoxe Kirchen umzugestalten, wurde an einer Moschee wirklich vollzogen. Die Offiziere der Garnison errichteten sich einen Klub. Dagegen herrschte besonders anfänglich ein empfindlicher Mangel an Kaufleuten, und die wenigen vorhandenen waren mit allem unnützen Kram, mit Toilettengegenständen, Kinderspielsachen, buntem Frauensflitter u. dgl. m., nur nicht mit Dingen versehen, die zum täglichen Verkehr und zum Leben gehören. Was noch an Material- und Manufakturwaaren nach langem Warten erlangt werden konnte, war theils halb unbrauchbar, theils unerschwinglich theuer, oder gar Beides zusammen. Endlich waren eine Art Restaurant vorhanden und zwei Bäcker, ein Tatar und ein Deutscher. Später verirrte sich sogar ein Taschenspieler und einige Monate darnach ein Italiener mit einem Leierkasten und einem Affen bis in das Herz von Asien. Anfangs 1870 begann eine russische Zeitung, die „Turkestanskija Wiedomosti“, für Turkestan in Taschkend zu erscheinen.

Die in Turkestan herrschende Ruhe war indessen mehr eine scheinbare; keines der folgenden Jahre sollte vergehen, ohne den Russen Anlaß zu erneuerter kriegerischer Thätigkeit zu bieten. In den Jahren 1869 und 1870 brach eine Erhebung der nördlichen Kaizaken aus, welche hauptsächlich von den Chiwanern angefaßt wurde. Im Jahre 1870 zwang die feindselige Haltung von Schehrisebs die Russen zur Vernichtung dieses kleinen Staates, welchen sie seinem früheren Herrn, dem Emir von Bochara, zurückgaben; 1871 führte endlich ein kurzer Feldzug, wie wir wissen, zur Annexion des Khanates Kuldscha.

Der Wüstenfeldzug gegen Chiwa. Die Chiwaner hatten unterdessen fortgefahren, russische Karawanen zu berauben und in die Kirgisensteppe plündernd einzufallen; zudem verweigerten sie die Freilassung von etwa vierzig gefangenen Russen, welche schon vor beiläufig einem Jahre, von den Grenzstämmen gefangen genommen und dem Khan von Chiwa ausgeliefert worden waren. Nach chiwanischer Darstellung hatte der Khan an die russische Regierung das Verlangen gestellt, ein Uebereinkommen mit ihm zu schließen, in welchem sich beide Theile verpflichten sollten, sich gegenseitig nicht zu beunruhigen und ihre respectiven Gebiete nicht zu verletzen. Bald darauf langte eine Mission aus Rußland in Chiwa an und forderte die

Freigebung der Gefangenen. Einige derselben wurden entlassen und die russische Mission verständig, der Rest würde nach Abschluß des erwähnten Uebereinkommens ebenfalls in Freiheit gesetzt werden. Die russischen Autoritäten waren jedoch mit diesem Vorgehen nicht einverstanden und erklärten sich für nicht befriedigt. Die Gerüchte von militärischen Bewegungen von Seiten Rußlands beunruhigten aber den Khan und veranlaßten ihn, bei der britischen Regierung in Indien Rath zu erbitten. Der Bizekönig empfing zwar den usbekischen Diplomaten, der nebst dem Rathe wol auch thatsächliche Hülfe nachgesucht haben mochte, ertheilte ihm aber den einzigen unter solchen Umständen möglichen Rath, der gerechten Forderung des Zaren zu willfahren. Wie es scheint, fand aber dieser Wink keine Beachtung. Die russische Darstellung der Verhältnisse lautet dagegen, nach dem „Russischen Invaliden“ vom 23. März 1873, wie folgt: „Zu wiederholten Malen wurden von Seiten der Russen freundschaftliche Vorschläge gemacht. Bald nach der Gründung des Generalgouvernements Turkestan schon sandte der Generalgouverneur eine Deputation nach Chiwa, die unter den Bedingungen unterhandeln sollte, daß der Khan seinen Leuten verbiete, sich in die Angelegenheiten der angrenzenden Kirgisen zu mischen, und daß er zu beiderseitigem Vortheile mit Rußland ein Handelsbündniß eingehe. Der Khan fand es nicht einmal nöthig, dem Generalgouverneur zu antworten, vielmehr wurden gerade um jene Zeit von Neuem, sowol nach der Drenburger Steppe als auch nach der Mündung des Syr-Darja, Banden zur Plünderung ausgesandt, welche Reisende und Karawanen überfielen, sie beraubten und die Russen gefangen nach Chiwa schleppten. Das wirklich „feindliche“ Auftreten gegen Rußland Seitens des chiwanischen Khanates begann im Jahre 1870, als die chiwanische Regierung die Getreideausfuhr nach den Kasalinsk benachbarten Distrikten verbot. Trotzdem versuchte Rußland auch jetzt wieder freundschaftliche Beziehungen anzubahnen. Der Generalgouverneur von Turkestan richtete von Neuem an den Khan persönlich sowol als auch durch Delegirte die Ermahnung, von dem feindseligen Auftreten abzustehen, und machte ihn in freundschaftlichster Weise auf den beiderseitigen Vortheil, den sie aus guten Handelsbeziehungen schöpfen könnten, aufmerksam. Auch diese Ermahnungen blieben erfolglos. Man stellte nun die Bedingungen, die gefangenen Russen auszuliefern und die Briefe des Generalgouverneurs von Turkestan zu beantworten, aber die Bedingungen wurden nicht erfüllt; es blieb Alles beim Alten, und auch das Räuberwesen nahm kein Ende. Da nun wurde, und zwar im November 1872, die Expedition gegen Chiwa beschlossen.“ Möglicherweise trug aber noch eine andere Ursache zur Beschleunigung der Expedition gegen Chiwa bei. Seit mehreren Jahren waren bekanntlich die Russen an der Ostküste der Kaspisee thätig und rüsteten von hier verschiedene Expeditionen aus. Eine der letzteren, nämlich jene, welche Oberst Markosow 1872 gegen die Teketurkomanen ausrüstete, scheint mit weniger Glück operirt zu haben. Man erfuhr, daß, während Markosow seine Kolonne vorschob, die Truppen des Khans von Chiwa in gewohnter Weise durch kleine Scharmügel seinen Fortschritten Hindernisse in den Weg zu legen suchten. Schließlich aber gelang es ihnen, in den Steppen die Russen zu überfallen und Kameele und



Gepäck wegzunehmen. Unter solchen Umständen blieb dem Führer der Expedition nichts übrig, als sich zurückzuziehen, und die Chiwaner, schnell bei der Hand, den errungenen Vortheil zu verfolgen, machten sich auf und fielen mit zahlreichen Scharen in die kirgisischen Steppen ein, wo sie nach Herzenslust mordeten, raubten und plünderten.

Dieser Refognoscirungszug gab Veranlassung zu den abenteuerlichsten Gerüchten; es sei nun, daß, wie Einige wollten, diese kleine Expedition mißglücke, sicher ist, daß die Chiwaner die Offensive ergriffen und die ganze Steppe bis Drenburg in Bewegung setzten. Der dreiundzwanzigjährige Khan, ein verzwegener Hordenhäuptling, brach sogar mit 8000 seiner Steppenpiraten über die russischen Grenzen. Erst bei dieser Nachricht entschied man sich in St. Petersburg zu ernsterem Handeln; mit Beginn des Jahres 1873, nach Rückkehr des mittlerweile nach St. Petersburg verreisten Generals v. Kauffmann, sollte unter Leitung dieses erprobten Führers wirklich der Anfang mit den Kriegsoptionen gemacht werden.

Die Stimmung und das Verhalten der Nomadenvölker, deren Gebiet von den Russen durchschritten werden mußte, ließen nicht undeutlich errathen, daß der geplante Feldzug schon auf jenem Gebiete ein Vorspiel haben werde. In der That waren die Intriguen Chiwa's darauf gerichtet, unter den Nomaden der Halbinsel Mangyschlak am Kaspiischen Meere Unruhen zu erregen, um die Aufmerksamkeit auf eine andere Seite zu lenken und das dem Khanat drohende Ungewitter abzulenken.

Werkzeug dieser Machinationen Chiwa's war der Kirgise Kasar Karadschigitow, dessen Bruder Kalbin (einer der Haupturheber des Aufstandes der Adajer, eines Stammes der Kirgisen der innern Horde, im Jahre 1870) in Chiwa lebte und das besondere Wohlwollen des Khans genoß. Auf Anstiften des Letzteren, welcher durch Kalbin auf Kasar einwirkte, beschloß dieser, die ganze Bevölkerung von Mangyschlak aufzuwiegeln. Zu diesem Zwecke versammelte er am 26. Januar 1873 die nächstgelegenen Auls (Dörfer), erklärte ihnen, daß die Russen angeblich eine große Menge verschiedenen Viehes von der Bevölkerung verlangen und somit die Kirgisen definitiv ruiniren werden, und beschwor sie daher im Namen des Khans, unverzüglich ihre Wohnsitze nach den Grenzen Chiwa's zu verlegen, wo dieselben eine Zuflucht finden und alle Sardars und Beis eine splendide Belohnung erhalten würden. Entgegengesetzten Falls drohte Kasar, unter Beihülfe der Chiwaner alle ihre Dörfer mit Feuer und Schwert heimzusuchen und weder Weib noch Kind zu schonen. Die durch dergleichen Drohungen eingeschüchterten Kirgisen begannen eiligst mit ihren Herden nach der Hochebene des Ust-Urt zu flüchten. Es zog deshalb der Chef der Mangyschlak'schen Truppenabtheilung, Oberst Lomakin, sofort gegen die Halbinsel Buzatschi, woselbst die wildesten Stämme der Adajer ihre Wohnsitze haben. An der Bucht von Kara-Kitschu (südlicher Theil des Meerbusens von Kaidak) traf sein Detachement auf eine Menge Auls mit etlichen 10,000 Stück Vieh, welche in langen Reihen in der Richtung nach dem Ust-Urt zogen. Vorausgeschendeten Kosaken gelang es, einen Theil der Nomaden zu beruhigen und sie zur Rückkehr in ihre Winterwohnplätze zu bereden. Ein Haufe von 400 Kirgisen

jedoch, unter Anführung zweier Verwandter und Helfershelfer Kafars, ließ den friedlichen Ermahnungen kein Gehör, sondern warf sich mit Pfeilen und Beilen auf die Kosaken, welche ungeachtet ihrer geringen Anzahl (68 Mann) dem Haufen mit Dolchen entgegeneilten und ihn zerstreuten.

Die rasche Bewegung des Oberst Lomakin gegen Buzatschi und die Lektion, welche die Kosaken den Kirgisen gegeben hatten, erstickten mit einem Schlage die Unordnungen gleich im Entstehen und beruhigten die durch die Drohungen Kafars eingeschüchterte Volksmasse. In Mangyschlak herrschte darauf überall vollkommene Ruhe. Um die Kirgisen vom weitem Abzuge abzuhalten und die Schuldigen in der Folge zu bestrafen, behielt Oberst Lomakin im Fort gegen sechzig Geiseln aus den einflußreichsten Familien zurück.

Im März und April 1873 setzten sich endlich die verschiedenen Detachements in Bewegung, welche zur Operation gegen Chiwa bestimmt waren. Die Truppen begannen ihren Ausmarsch gleichzeitig von mehreren Punkten, von Taschkend, Fort Perowski und Kasalinsk (Militärbezirk von Turkestan), von verschiedenen Punkten des Bezirks Drenburg, von Mangyschlak, Krasnowodsk und Tschitischlar (dem Küstengebiete des Kaspischen Meeres). Bei ihrer Annäherung an die Grenze von Chiwa sollten diese Kolonnen dann zusammenstoßen und zwei Armeecorps bilden, erstens jenes von Turkestan und zweitens das kaukasische und Drenburgische. Das erstere hatte dem rechten Ufer des Amu-Darja, das zweite dem linken Ufer dieses Flusses, an welchem Chiwa liegt, zu folgen. Eine Abtheilung des kaukasischen Corps sollte in den Steppen zurückbleiben, um die Kommunikationen und Brunnen zu sichern. Die aus zwei Dampfschiffen und zwei Rudersfahrzeugen bestehende Arawslottille sollte sich ebenfalls an der Expedition betheiligen und sich nach Kasalinsk an die Mündungen des Syr-Darja begeben.

Das Corps von Turkestan, bei dem sich der Oberkommandant der Expeditionarmee, General Kauffmann, befindet, spaltete sich in die zwei Kolonnen von Kasalinsk und von Dschissak. Die erstere ist von Fort Kasalinsk und Perowski ausmarschirt und sollte sich bei der Trkibajbrücke am Jany-Darja konzentriren. Bei ihr befand sich der Großfürst Nikolaus Konstantinowitsch. Das Kommando führte Oberst Golow. Die Kolonne zählte 16 Compagnien Infanterie,  $1\frac{1}{2}$  Eskadronen Kosaken, Bergartillerieabtheilungen und eine Raketenbatterie.

Die Dschissakkolonne, welcher der Prinz Eugen von Leuchtenberg zugetheilt war, begann unter dem Befehle des Generals Golowatschew ihre Bewegung von Taschkend aus in fünf Echelons. Zuerst wendete sie sich gegen Dschissak, um sich von da längs der Nordgrenze Bochara's gegen die bukansische Bergkette zu wenden. Am Fuße dieser Berge sollte die Vereinigung der beiden Kolonnen stattfinden. Die numerische Stärke des Corps von Turkestan belief sich auf 4500 Mann Infanterie, 700 Kosaken und 14 Feuereschlünde.

Die von der Dschissakkolonne eingeschlagene Route durchschneidet eine wenig bekannte Gegend, welche den südlichsten Theil der gefürchteten Sandwüsten von Kyzyl-Kum (nördliche Grenze Bochara's) bildet. Die Route läuft nahezu parallel mit dem Syr-Darja, von dem sie gegen 43 Meilen entfernt ist.

Am 5. April hatten die Russen bereits 21 Meilen zurückgelegt und den Brunnen Balty-Saldyr (nordöstlich von der bocharischen Festung Nurata) erreicht, wo General Kauffmann von einem offiziellen Agenten des Emirs von Buchara begrüßt wurde.

Wir wollen nunmehr die Bewegungen jeder dieser Kolonnen verfolgen, und beginnen zu diesem Behufe mit dem turkestanischen Corps, aus der Kasalinsk- und Dschissakkolonne bestehend.

Die von Kasalinsk aufgebrochene Truppenabtheilung, deren Vorhut der Großfürst Nikolaus Konstantinowitsch befehligte, legte binnen vier Wochen 72 Meilen zurück und vereinigte sich am 24. April zu Chalaat (Chalata oder Chala-ata) in den Bukanski'schen Bergen mit dem von Dschissak ausgerückten Detachement.

Der Rest des turkestanischen Corps marschirte, wie oben erwähnt, in zwei weiteren Kolonnen, wovon eine von Fort Perowski am 14. März, die andere von Taschkend und Dschissak aufgebrochen war. Die Vorhut des Corps trat von Taschkend aus den Marsch am 23. Februar (7. März) an, und das Gros mit General Kauffmann selbst, der sich mit einem sehr zahlreichen Gefolge umgeben hatte, folgte am 3. (15. März) mit einem Proviantvorrathe für dreißig Tage. Die Abtheilung von Perowski hatte sich schon in Fort Irfibaj, unweit von Fort Blagoweschtschensk, mit dem Detachement von Kasalinsk vereinigt, so daß beide unter dem Kommando des Obersten Golow nur mehr eine Kolonne bildeten.

Die Dschissakkolonne nahm ihren Weg über Balty-Saldyr, das sie am 5. April erreichte, Aristan-Bel-Kuduk, Karak-Ata nach Chalaat. Ueber den Marsch der Truppen bis Aristan-Bel-Kuduk berichtet ein von diesem Orte und vom 7./19. April datirtes Schreiben des General v. Kauffmann an Herrn Baron v. Richthofen, den Präsidenten der Berliner Gesellschaft für Erdkunde. In Aristan-Bel-Kuduk, einem der nordwestlichen Brunnenorte der Wüste Kyzyl-Kum, machte die von General Kauffmann persönlich geführte Abtheilung des russischen Heeres 5—6 Tage Rast zur Feier des Osterfestes (19. April 1873). Es muß, wie der General schreibt, die Hauptaufgabe jedes Befehlshabers sein, welcher in diesen Wüstengegenden erfolgreich operiren will, die Soldaten bei dem Frohsinn zu erhalten, welcher die Garantie für das glückliche Gelingen einer Unternehmung ist. Den Soldaten müssen mithin neben den unbedingt nothwendigen Nahrungsmitteln und Bequemlichkeiten häufiger, als dies unter gebildeten Truppen und in civilisirten Gegenden nothwendig ist, gewisse Freiheiten und Vergnügungen gewährt werden. Das Osterfest bot hierzu willkommenen Anlaß. Der General hatte aus mehr als 100 Werst Entfernung Ostereier herbeischaffen lassen. Nach abgehaltenem Gottesdienste wurden diese vertheilt und im Anschluß daran ein fröhliches Soldatenfest begangen. So entwickelte sich mitten in der Wüste ein vergnügtes Soldatenleben, welches eine nur geringe Belohnung für die fast übermenschlichen Strapazen des Marsches war. Dank solch vernünftigen Maßregeln war der Gesundheitszustand des Corps beim Abgange des Briefes (21. April) ein durchaus befriedigender. Die Krankheitsziffer betrug kaum  $\frac{1}{2}$  Proz.; von epidemischen Krankheiten war

das Heer bis dahin durchaus verschont geblieben. Einem an den Präsidenten der Gesellschaft für Pflege verwundeter und kranker Krieger gerichteten Schreiben des Dr. Grimm zufolge ist dieses günstige Resultat größtentheils auch einer Verordnung des Generals Kauffmann zuzuschreiben, der kurz vor dem Ausmarsche der Truppen die üblichen Branntweinportionen abschaffte und durch Thee ersetzte. Die Regelung der Proviantzufuhr, ein stets reichlicher Vorrath an Wasser und an Wasserverbesserungsvorrichtungen bildete eine Hauptaufgabe des Oberkommando's. 3400 Kameele befanden sich allein für den Wassertransport beim Heere, 3300 andere bildeten den Provianttrain, wozu noch 2800 Kameele als Reserve kamen, die beim Abgange des Briefes eben erst von Kasalinsk aufgebroschen waren. Bei den in der Umgebung der Wüste Kyzyl-Kum wohnenden Kirgisen gelang es, noch 800 frische Kameele aufzutreiben. In Chalaat, einer Militärstation am nordwestlichen Eingang in die Wüste Kyzyl-Kum, ward als „eiserner Fond“ für das ganze Heer Proviant und Wasser für  $1\frac{1}{2}$  Monat aufgehäuft. Ein  $2\frac{1}{2}$  Meilen langer Kanal, für den Feldzug gegen Chiwa auf Befehl des General von Kauffmann gegraben, leistete vorzügliche Dienste. Der schnelle Temperaturwechsel in diesen Gegenden ist für den nicht akklimatisirten Europäer besonders gefährlich. Am 23. März fiel das Thermometer von  $+19^{\circ}$  R. (Mittags im Schatten) auf  $6^{\circ}$  bis Abends 9 Uhr. Hiermit gehen orkanartige Stürme Hand in Hand, deren einer kein Zelt im Lager aufrecht stehen ließ.

Von Karak-Uta bis zu den Quellen Sully-Kuschumda (bereits am südlichen Abhange des Kuldschuktai) rückte das Detachement, wegen der unzureichenden Wassermenge in den Brunnen Tschurf-Kuduk und Sultan-Bibi, in fünf Echelons vorwärts. Vom 12. (24.) April ab trat in der Steppe starke Hitze ein, die Nachmittags bis zu  $28^{\circ}$  R. im Schatten stieg. Die Tagesmärsche von Karak-Uta bis Tschurf-Kuduk, und von diesem letztern bis Sultan-Bibi, waren ziemlich groß, der erste 5 und der zweite 6 Meilen; dabei waren Sandflächen zu überschreiten, und überdies wehten während der ganzen Zeit des Marsches heftige Winde. Ungeachtet dieser ungünstigen Umstände war der Gesundheitszustand der Truppen ein durchaus zufriedenstellender. Die Truppen waren unermüdet, frischen Muthes und munter. Die Vereinigung aller Truppen des turkestanischen Corps ward in Chalaat,  $4\frac{1}{3}$  Meilen von der chiwanischen Grenze und 17 Meilen vom Amu, glücklich bewerkstelligt. In Chalaat wurde die Errichtung eines Forts für nothwendig erachtet, um diesen Platz zu einem Stützpunkt und Depot zu machen. Die Arbeiten hierzu begannen am 24. April, dem St. Georgentage, und infolge dessen erhielt das errichtete Fort den Namen „St. Georgsfort“; es ward für eine Garnison von 200 Mann eingerichtet und enthält ein Artillerie-, ein Proviant- und ein Ingenieurdepot, sowie ein Lazareth. In demselben wurden 1 Compagnie Infanterie, 2 Geschütze und  $\frac{1}{2}$  Sotnje Kosaken zurückgelassen.

Auf der Strecke von Chalaat bis Utsch-Tschutschak am Amu sind etwa  $5\frac{3}{4}$  Meilen tiefen, leicht beweglichen Sandes zu passiren. Zugleich ging die Nachricht ein, daß der Feind in der Stärke von 4000 Mann in der Nähe von Utsch-Tschutschak stehe. Mit Rücksicht auf den Wassermangel und diese Nachricht

sollte ein Theil der Avantgarde als Vortrab nach Adam-Khyrlygan, dem aus Bámbery's Beschreibung wohlbekannten Schauderorte, abgesandt werden mit der Weisung, so viel Brunnen als möglich zu graben, sowie den Weg bis dahin auszukundschaften und von dort aus einige Refognoscirungen auszuführen. Demgemäß wurde am 27. April (9. Mai) der Vortrab unter der Anführung des Generalmajors Bardowsky mit einem Vorrath an Wasser für fünf Tage ausgesandt. Um halb 9 Uhr Abends, als die Avantgarde nach kurzer Rast  $2\frac{1}{2}$  Meilen zurückgelegt hatte, überfiel eine Schar Chiwaner, etwa 150 Mann stark, aus einem Hinterhalt die vorausmarschirende Streifwache, wurde aber nach einigen gewechselten Schüssen durch das Herankommen der Abtheilung Bardowsky's zur Flucht gezwungen. Schon am 29. April (11. Mai) lief vom Generalmajor Bardowsky die Nachricht ein, daß die Avantgarde das Graben von zwanzig Brunnen bei Adam-Khyrlygan begonnen habe, und daß an diesem Orte genügend Wasser vorhanden sei. Nach dem Plane des General Kauffmann sollten die übrigen Truppen der ersten Kolonne am 30. April (12. Mai) nach Adam-Khyrlygan aufbrechen und sich dort mit der Avantgarde vereinigen, worauf die ganze Kolonne in einer Tour die  $11\frac{1}{2}$  Meilen bis zum Amu-Darja mit längeren und kürzeren Erholungspausen zurücklegen sollte.

Von den Beschwerlichkeiten dieses Steppenmarsches durch die Wüste Khyzyl-Kum (rother Sand) giebt das Schreiben eines russischen Offiziers ein sehr anschauliches Bild; wir entnehmen deshalb demselben folgende Einzelheiten: „Mühsam und einförmig zog sich unser Weg in dem Steppenmeere eine Werst nach der andern, durch nichts die schauerliche Dede unterbrochen, welche, soweit der Blick reichte, herrschte. Der endlose Zug unserer Truppenkarawane bewegte sich langsam vorwärts, und es gehört wirklich eine Dosis Geduld dazu, unentmuthigt auszuharren, wenn die Beine, so zu sagen, nicht von der Stelle kommen. Die Eintheilung der verschiedenen Truppenkörper in der Marschkolonne mußte, infolge von unvorhergesehenen Angriffen des Feindes, streng eingehalten werden, und keine Abtheilung durfte ihren Platz verlassen.

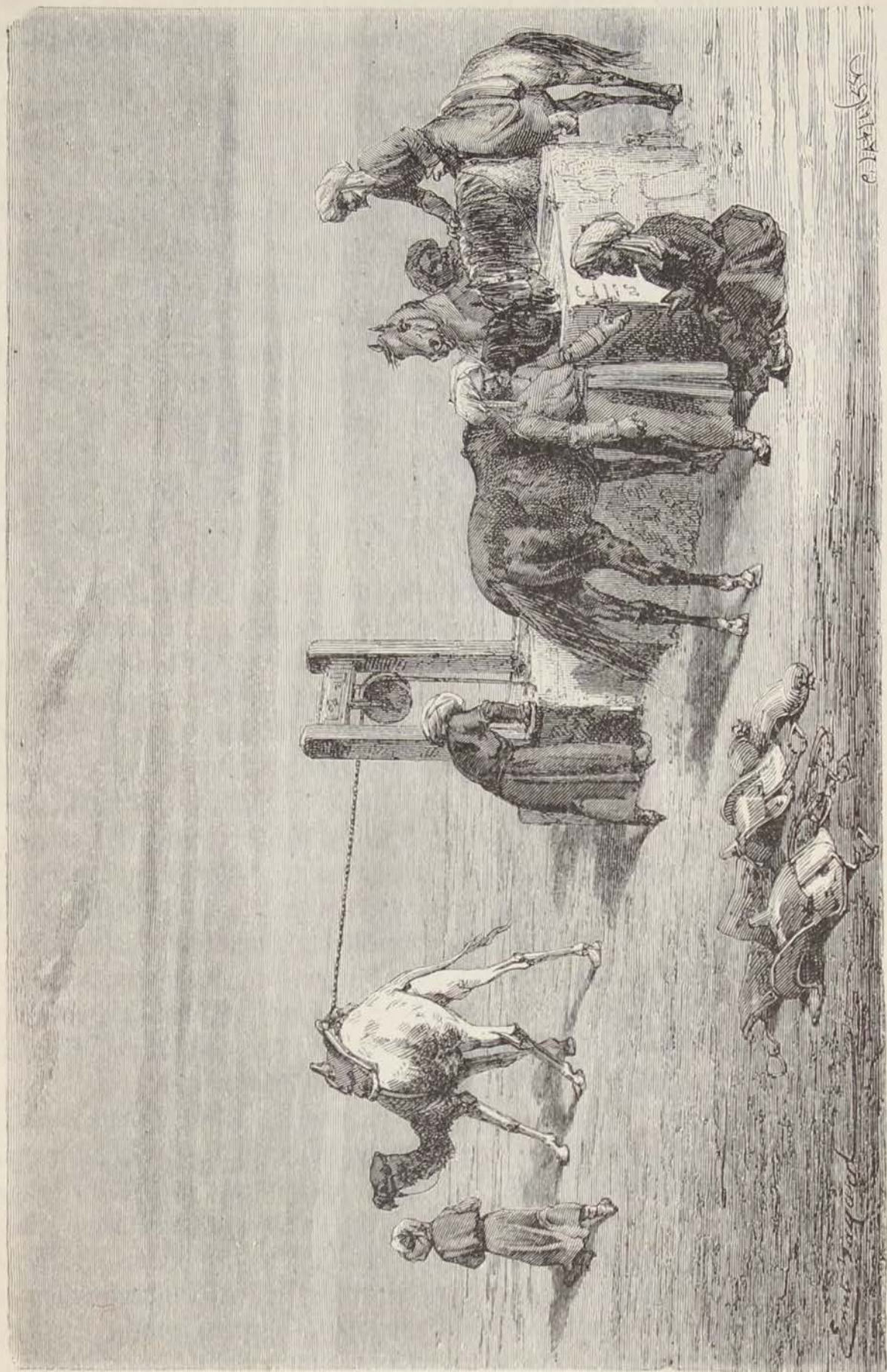
Ritt man im Schritt, so war die Infanterie belästigt und die vorderen Reihen der Pferde drängten sich unwillkürlich zwischen die Queue der vormarschirenden Fußkolonnen; die Fußtruppen wieder kamen schneller vorwärts als der Provianttrain, was jeden Augenblick ein Halten und Anschließen der Kolonne zur Folge hatte. In dieser entseßlichen Monotonie des Marsches erfann man alles Mögliche, um sich die Zeit zu verkürzen. Jetzt sprengt man vor, an der Kolonne vorüber, erreicht die Avantgarde, findet da Gleichgesinnte, Zerstreung Suchende, sitzt ab, wirft sich in den Sand, raucht, plaudert, und kommt die Kolonne angerückt, so sitzt man wieder auf und bummelt in die Eintheilung wieder zurück. Einige Zeit läßt man sich so vom Pferde fort schleppen, dann wird es wieder langweilig, man sucht neue Zerstreung, sprengt aus der Kolonne zur Seite heraus, steigt vom Pferde, setzt sich auf einen Sandhügel und betrachtet sich so die schwerfällig daherkommenden Menschen und Thiere. Da kommen nun die Kameele; auf dem ersten sitzt ein Führer, einen Strick in der Hand haltend, der an die Nase des Kameels angebunden ist. An dem Schweife des Thieres ist ein zweiter Strick befestigt, der das nächste Kameel an der Nase zieht, und so geht

es fort in Partien von 20—30 Kameelen. Die träge daherschreitenden Kameele sind mit Fässern beladen, wo unser köstlichstes Getränk, nämlich das Wasser, sich befindet, und das man bei jeder Bewegung des Trägers plätschern hört. Da seh' ich ein Kameel umfallen und das Faß zertrümmern; mit Wehmuth schau' ich zu, wie unser Nektar sich in den Sand ergießt, und höre einen Muschik klagen, daß die halbe Compagnie heute ohne Thee bleibt. Das ist bitter, besonders wenn man lange gehungert, das Wasser knapp bemessen ist und sich kein Brunnen zeigen will. Eine Flut von Schimpfworten und eine Tracht Prügel ergießt sich nun über das arme Thier, das, an der Nase und am Schweif gezogen, sich endlich mühsam erhebt und weiterschreitet. Dort scheint sich wieder ein ähnlicher Fall ereignen zu wollen; mit einem Schritte neigt sich das Kameel zur Seite, so daß das Faß fast den Boden berührt, mit einem zweiten überträgt es mit einer wunderbaren Klugheit und Geschicklichkeit das Gewicht auf die andere Seite, und die Gefahr ist vorüber, eine Gefahr, die nicht das erste Mal erschien, sondern sich öfters wiederholt.

Jetzt kommt der Ingenieurpark, — eiserne, mit rothen Farben angestrichene Pontons, Brückenbreter, Sturmleitern, eiserne Balken u. dgl. sind an den Kameelen sehr geschickt befestigt und die Last zu beiden Seiten recht gut vertheilt. Nach dem Ingenieurpark erscheinen die Reservekameele, auf denen zu je zwei Soldaten sitzen. Höchst originell erscheinen diese Figuren, mit dem Gewehr in der Hand oder am Schloß, hoch oben sitzend und sich hin und her schaukelnd; zu meiner größten Belustigung sehe ich einen dieser improvisirten Steppenreiter im süßen Schlaf das Gleichgewicht verlieren und in den Sand hinunterkollern. Ah, da ist endlich der letzte Rest des Trains, und der bietet schon etwas mehr Abwechslung! Auf dem einen Kameel sehe ich zwei große, mit Filz überzogene Koffer, darauf einen Korb Brotwecken, Kuchen, Mantelfäcke, Alles durcheinander, und zuletzt ein paar Feldsessel. Ein zweites Kameel trägt einen soliden Pack von — ich weiß nicht, mit was — gefüllten Säcken, Säckchen, einen enormen eisenbeschlagenen Stock, eine Theemaschine und allerhand Kram, würdig für einen Landelmarkt. Andere Kameele hatten auf ihrem Rücken Kessel, Dreifüße, Leinwandzelte, Wassergefäße u. dgl., und dieser Zug sah in der That eher einer Krämerkarawane als einem Militärtrain ähnlich.

Ich bestieg nun wieder mein Pferd und schlug den Weg zu meiner Abtheilung ein. Plötzlich bot sich ein Schauspiel dar, das mich ungemein ergötzte. Beim Herabgehen von einem Sandhügel beschleunigte das erste Kameel seine Schritte, und das nächstfolgende konnte ihm nicht nachkommen. In Verzweiflung darüber bleibt es stehen, streckt sich in die Länge und läßt einen markerschütternden Schrei ertönen; der Führer ruft mehrere Male „Halt“ zu, und erst als die Vorderen stehen bleiben, beruhigte sich das Thier. Meinen Weg fortsetzend, begegne ich wieder einem Kameele, das vor Mattigkeit sich auf den Boden legte, einen langgedehnten Schrei ausstieß und hierauf verendete. Schnell hatte man von der Reserve ein anderes Kameel bei der Hand, welches nun die Last des verendeten weiter tragen mußte. Unzählig kommen die Fälle vor, wo Kameele vor Ermüdung zusammensinken, und, obwol nicht todt, doch auf der

Stelle zurückgelassen werden müssen, um den Marsch der Kolonne nicht aufzuhalten.



Ein Brunnen in der Wüste.

Was die Menschen anbelangt, so haben sie Beschwerden zu erdulden, die ans Unglaubliche grenzen. Die Schwächeren fallen zusammen wie die Fliegen und müssen gleich mit Wein gelabt und zur Ambulanz geführt werden, wo sie

sich gewöhnlich nach ein paar Stunden vollkommen erholen. Ein Mann fiel vor meinen Augen zusammen, und als ich ihn rüttelte, konnte er nur lispeln: „Wasser, — ich sterbe, — meine Eingeweide brennen!“ Ich gab ihm gleich Wasser aus meiner Feldflasche, ließ ihn sodann ein paar kräftige Schluck rothen Weines nehmen, und ganz erfrischt stand er auf und ging weiter.

Wer nie seinen Fuß in eine Sandsteppe setzte, der hat keinen Begriff von der Größe des verzehrenden Durstes, dem man hier ausgesetzt ist. Der Körper wird blaß, der Athem stockt, der Blick wird stier, und im Innern fühlt man Qualen der Hölle. Was sind alle Champagnergenüsse der Welt gegen einen Trunk kühlen Wassers in der Wüste! Darum schätzen die Nomaden das Wasser so hoch und betrachten ihre Brunnen als ein Heiligthum, welches durch Benutzung von einem Fremden nicht entweiht werden darf.

Welche Wonne, als wir den Amu-Darja erreichten, in dessen Fluten wir uns nicht genug satt trinken, und wo wir unsere Leiber nach Wollust baden konnten. Am 11./23. Mai hatten wir an den Ufern des Amu-Darja einen feierlichen Gottesdienst für die Erlösung aus den Drangsalen der Steppe und gehen nun frohen Muthes und mit dem besten Humor an dem Flusse weiter, in der Meinung, wir treten jetzt in ein Paradies ein, welches nicht mehr in ein Steppenmeer verzaubert werden könne.“

Darnach nahm der Marsch der Truppen von Dschissak und Taschkend bis an die Ufer des Amu-Darja gerade zwei Monate in Anspruch, vom 23. März bis 23. Mai. Nach dem Schreiben des Dr. Grimm aus dem Biwual von Utsch-Tschutschak wird der von den turkestanischen Truppen zurückgelegte Marsch als einer der allerschwierigsten, die jemals irgendwelche Kriegstruppen zu machen hatten, geschildert. Hervorgehoben wird der Umstand, daß der preußische Husarenoffizier Leutnant Stumm, der das Lomakin'sche Corps begleitet hat, auf dem Marsche schwer erkrankte, obwol er nicht die Strapazen zu ertragen hatte, denen sich der russische Soldat unterziehen mußte. Auch unter den Mannschaften des Kauffmann'schen Corps traten infolge der ungünstigen Witterung und des Mangels an Wasser ernstliche Krankheiten immer häufiger auf und wurden die dadurch drohenden verderblichen Folgen nur durch den günstigen Umstand abgewendet, daß der Emir von Bochara die russischen Truppen auf einem guten Theile ihres Weges durch bocharisches Gebiet führen ließ, wo sowol bessere Wege als auch reichliches Wasser zu finden waren.

Ehe wir nun weiter gehen, wollen wir im nächsten Aufsatze das Schicksal der übrigen Kolonnen bis zu ihrem Zusammentreffen am Amu-Darja betrachten.

Außer dem turkestanischen Corps operirten noch weitere drei Abtheilungen gegen Chiwa; es waren dies die Kolonne des Generals Werewkin (sprich Weriwkin), die vom sogenannten Embaposten ausging, jene vom Oberst Lomakin, die ihren Ausgang vom Brunnen Borju-buruk am Kinderlibusen des Kaspiischen Meeres auf der Halbinsel Mangyschlak hatte, endlich jene des Obersten Markosow, die von Tschikischlar gleichfalls am Kaspiischen Meere an der Mündung des Utrekflusses ausging.

Die Marschrouten dieser drei Kolonnen ist eine ganz andere als jene des turkestanischen Corps; alle traten ihre Bewegungen um einen Monat später



als die zwei obigen Abtheilungen, und zwar erst zwischen dem 8. und 12. April, an. Die Drenburger Abtheilung rückte von Emba aus und schlug die Richtung nach Kunja-Urgendsch ein; die Truppen von Mangyschlak und Tschikischlar gingen von Urtrek ab mit der Bestimmung, die rechte Flanke der Drenburger Abtheilung zu decken. Der Grund, warum die drei letzteren Kolonnen ihren Marsch so spät antraten und ihre Vereinigung mit den zwei ersteren Corps gar nicht ins Auge gefaßt wurde, liegt darin, daß diese drei Kolonnen zur eigentlichen Aktion gar nicht berufen waren, sondern zum Erfolge bloß mitwirken sollten, und zwar dadurch, daß sie den Urt-Urt und die Drenburger Steppen vor allenfallsigen Anfällen der Chiwaner decken. Es war sonach das Truppencorps von Turkestan allein bestimmt, die Hauptschläge zu führen, und deshalb an und für sich stärker als die drei übrigen Corps.

Die Drenburgischen Truppen hatten zunächst einen anstrengenden Marsch zurückzulegen, ehe sie den sogenannten Embaposten erreichten. Dieser Posten ist ein verfallenes Fort am Embaflusse, nicht allzu weit von den Muchadscharischen Bergen gelegen. Im März brach das Detachement von Drenburg auf und hatte in kurzer Frist sein Ziel erreicht. Gewöhnlich ist um diese Jahreszeit die Kirgisensteppe schon mit frischem Grün bedeckt, und alle Spuren des Winters sind bereits verschwunden; in diesem Jahre aber lag noch tiefer Schnee und die Fröste erreichten bisweilen noch 25°; zudem herrschten beständige Schneestürme und der Weg war dermaßen verdorben, daß die Truppen doppelt so viel Zeit als sonst brauchten. Man muß dabei die Ausdauer der russischen Soldaten und Kosaken geradezu bewundern. Während des ganzen Zuges bis zum Embaposten erkrankten bloß 30 Mann, und auch das nur leicht, theils an Erkältungsfieber theils an Augenentzündung infolge des Schneestimmerns.

Dank der Anordnung der Administration hatten die Kirgisen auf dem ganzen Wege an den Orten, wo nach der Marschrouten Nachtquartier gehalten wurde, die erforderliche Anzahl Furten sowie Holz und Heu beigelegt. Infolge dieser Maßregel konnten die erschöpften Mannschaften, sobald sie ins Nachtquartier kamen, gegen den Schneesturm Schutz finden und sich am Feuer wärmen. Der tiefe Schnee verhinderte auch, die Pferde und Kameele auf die Weide zu lassen; die Kirgisen haben aber nicht die Gewohnheit, sich für den Winter mit Heu zu versorgen, und waren daher außer Stande, den ungeheuren Forderungen vollauf nachzukommen; die ganze Umgegend des Embapostens ward demnach nach Heu durchsucht, und Alles, was man nur austreiben konnte, ward für die Bedürfnisse des Detachements verwendet, zu dessen Bagagetransport gegen 5000 Kameele erforderlich waren.

Am 30. März n. St. war das Detachement am Embaposten konzentriert, und da die Witterung inzwischen milder und günstiger ward, rückte am 7. April die Avantgarde, am 11. die Hauptmacht nach dem verlassenen Fort am Tschuschlakul vor. Von Tschuschlakul führte der weitere Marsch über das Hochplateau des Urt-Urt, welches etwa 86 Meilen südlich von Drenburg bei dem Flusse Tschägan beginnt und am 23. April bei Aris, 14 Meilen südlich vom Mamaztau, erreicht ward. Aus dem Flusse Tschägan ward für fünf bis sechs Tage Wasser

mitgenommen, da auf der öden lehmigen Steppe erst nach fünf Tagereisen wieder ein Brunnen angetroffen wird, der einigermaßen trinkbares Wasser enthält. Es ist dies der Brunnen Altschah-Kuduk. Von hier aus ist in zwei Tagen das westliche Ufer des Aralsees zu erreichen, so daß Mangel an Wasser nicht mehr zu fürchten war, wenn sich das Detachement immer in der Nähe des Ust-Urt hielt. Die durch die Schneemassen entstandenen Schwierigkeiten waren nunmehr durch die günstigere Witterung beseitigt. Am 30. April traf die Kolonne in Issen-Tschagyl in der Nähe des nordwestlichen Ufers des Aralsees und am 12. Mai in Urga ein. Urga liegt am Ubugirsumpfe, dort, wo dieser sich mit dem Aralsee verbindet.

Die Abtheilung hatte kaum das Grenzgebiet von Urga erreicht, als sogleich nach deren Ankunft Generalleutnant Werewkin einen Aufruf an die Turkmänen und Karakalpakern ergehen ließ, worin er diese Nomadenstämme aufforderte, sich ruhig zu verhalten und jeden unnützen Widerstand aufzugeben. Den Kirgisen, welche nach dem Einfälle in die Drenburger Steppe sich nach Chiwa flüchteten, versprach er vollständige Begnadigung, jedoch unter der Bedingung, daß sie unverzüglich zum Gehorsam und zu ihrer Pflicht zurückkehrten. Das Resultat dieses Aufrufes war, daß in kurzer Zeit alle bedeutenderen Anführer der Kirgisenbanden beim General Werewkin erschienen und Treue und Gehorsam gelobten. Nach dieser Unterwerfung der Leiter des Stammes fand man für zweckmäßiger, dieselben nicht etwa zu entlassen und ihnen Gelegenheit zu bieten, neuerdings feindlich gegen die russischen Truppen aufzutreten, sondern sie bei der Abtheilung zu behalten und ihre Dienste im fremden Lande in Anspruch zu nehmen. In einer Entfernung von 1 Meile vom Vorgebirge des Urga stieß die Abtheilung auf eine bereits verlassene chiwanische Befestigung, in dem völlig ausgetrockneten Bett des Golfes von Ubugir beim Kanal Jany-Dschap. Hier wurde eine Feldredoute errichtet, sowol zur Vertheidigung als zur Aufbewahrung der von Emba anlangenden Proviantvorräthe, und eine kleine Garnison zurückgelassen. General Werewkin beschloß, hier das ausgetrocknete Bett des Ubugirgolfes zu durchschneiden und auf dem Wege unterhalb des Kanals von Jany-Dschap gegen Kungrad vorzurücken. Seine Vorhut schlug am 24. Mai einen nächtlichen Angriff der Chiwanen zurück. Am 26. Mai griff eine Abtheilung von 500 Chiwanen die Nachhut an, wurde indeß gleichfalls zurückgeschlagen. An demselben Tage fand die Vereinigung der Drenburg- mit der Mangyschlak-Abtheilung statt. 6000 Chiwanen flohen bei Chodjeili, Lager und Geschütze zurücklassend. Am 27. Mai erfolgte die Besetzung von Chodjeili.

Lomakin, der Führer der sogenannten Mangyschlak-Kolonne, war am 14./26. April von der Kinderlibucht aufgebrochen und hatte, um das Südende des Ubugirsumpfes zu erreichen, das ganze Hochland von Ust-Urt in der Richtung von West nach Ost zu durchziehen.

Im Laufe der ersten zehn Tage des Aprilmonates trafen auf dem Landwege des Fort Alexandrowsk Kameele und mit Pferden bespannte Fuhrwerke unter dem Schutze eines Convois aus Infanterie und Reiterei sowie auch eine Herde Kameele von den benachbarten Weideplätzen der turkestanischen Nomaden

im Lager an der Bucht von Kinderli ein. Später langten ebendasselbst auf Dampfschonern noch weitere, fürs Mangyschlaf'sche Detachement designirte Truppentheile aus Krasnowodsk an. Das Detachement war nun auf solche Weise definitiv formirt und wurde alsbald von dem Gehülfen des Chefs des Stabes des kaukasischen Militärbezirks, Obersten Solotarew, und dem Chef des Stabes der Truppen des Daghestan'schen Gebiets, Obersten Schkurinsky, inspizirt, welche die letzten Anordnungen in Bezug auf den bevorstehenden weiten Feldzug trafen.

Es ward beschlossen, auf dem Wege, den das Detachement einschlagen sollte, außer der Kinderli'schen noch drei weitere Wagenburgen in einer Entfernung von etwa 20 Meilen von einander zu formiren, um als Stappennunkte für die vorrückenden Echelons des Detachements sowie zu anderweitigen Zwecken zu dienen. Auf diesem Wege giebt es eine genügende Anzahl von Brunnen mit gutem Wasser; doch finden sich auch wasserlose Strecken, wie z. B. zwischen den Brunnen Kojanda und Sums, deren Entfernung von einander 11 Meilen beträgt.

Der Weg ging über den Brunnen Bisch-Alty, wo die Kolonne am 1. Mai eintraf, nachdem sie ein Scharmüchel mit den Kirgisen bestanden, nach Kara-Kin, von wo aus man sich in einer völligen Terra incognita befand, die noch nie eines Europäers Fuß betreten hatte.

Während des Durchmarsches durch die traurige Wüste von der Kinderlibai bis Bisch-Alty herrschte fortwährend eine unerträgliche Hitze. Das Thermometer zeigte 37°, im Sande gar 42—45° R. Wärme. Ein heißer Wind wehte uns feinen Sand in den Mund und Jeder fühlte in allen Gliedern äußerste Ermattung. Die Leute sowol wie die Thiere fielen entkräftet haufenweise auf den glühenden Sand. Die Thiere erhoben sich sofort wieder von demselben, weil er ihnen zu heiß war, und, am ganzen Körper zitternd, heulten sie kläglich. Es war ein Bild des Jammers. Die Menschen gruben in dem Sande so tief, bis sie auf kühlere Schichten kamen, die ihnen einigermaßen Labung gewährten. Die Fälle von Sonnenstich wurden immer zahlreicher. Das Trinkwasser war bis auf den letzten Tropfen aufgezehrt; auch das Selterwasser, welches die Sanitätsabtheilung mit sich führte, trank man bis auf die Meige aus. Kameele und Pferde gingen, namentlich bei den ersten Märschen, infolge des Wassermangels zahlreich zu Grunde, und der Durst erzeugte oft furchtbare Scenen. Da ließ der Kommandant die bestberittenen Kosaken im Corps sich versammeln und schickte sie voraus zum nächsten Brunnen, Wasser zu holen. Sie fanden und brachten es, als das Bedürfniß darnach bereits den höchsten Grad erreicht hatte. Die altgedienten Soldaten, die schon Feldzüge in den mittelasiatischen Steppen mitgemacht hatten, hielten sich wacker; sie trösteten und ermunterten sich durch Witzmachen, wozu viele eine seltene Naturgabe haben. Schlechter ging es mit den „Kjadowski“, die zum ersten Male solch ungewöhnliche Strapazen zu ertragen hatten. Sie ließen zumeist den Muth sinken, und nur der Gedanke daran, daß man sie auslachen werde, wenn sie unverrichteterweise vom Feldzuge nach Hause zurückkehrten, trieb sie vorwärts. Der preußische Husarenleutnant Stumm erstaunte über die Humanität, die sich im Verkehre

der Offiziere und Mannschaften sowie der Mannschaften untereinander zeigte. Beispiele von wahrhaft brüderlicher Aufopferung in bedrängter Lage waren unter den Soldaten des Corps ganz gewöhnlich, und sowol Offiziere als Mannschaften haben zahlreich ihre Pferde verlassen und den Weg zu Fuße fortgesetzt, um sie ihren schwach gewordenen Kameraden zur Verfügung zu stellen, wobei zwischen dem Offizier und Soldaten kein Unterschied gemacht ward. Fieberanfalle wurden mit Chinin beseitigt. Endlich erreichte Tomakin trotz aller Strapazen wohlbehalten die Kolonne des Generals Werewkin.

Uebler erging es dem Oberst Markosow und seinem von Tschikischlar aufgebrochenen Detachement, welches den allerjühdlichsten Weg eingeschlagen und das Gebiet der Teketurkomanen zu durchziehen beabsichtigte. Es ist dies der einzige Mißerfolg, von dem wir in dem chiwanischen Feldzuge zu berichten haben. Anfangs ging Alles gut. Die beständigen Einfälle der Turkomanen auf das rechte Utrekufer nöthigten Oberst Markosow, zuerst den jenseit des Utrek hausenden Räubern eine empfindliche Lektion zu ertheilen, welche ihnen die Lust zu weiteren Einfällen ins russische Gebiet benehmen sollte. Dies gelang auch vollkommen.

Als nun Markosow seinen Marsch antrat, kamen einige Turkomanenstämme den Russen freundlich entgegen, andere flohen in das Gebirge Kurendagh. So ward der Brunnen Tgdy erreicht, und man schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß diese Kolonne vor den Mauern Chiwa's früher noch als die Truppenmacht des Generals Kauffmann eintreffen werde, da sie vom Brunnen Tgdy nur noch einen verhältnißmäßig kurzen Weg nach der Hauptstadt des Khanats zurückzulegen hatte. Den Mißerfolg verursachten die äußerst ungünstigen klimatischen Verhältnisse, mit denen die Truppen Markosow's zu kämpfen hatten. Ihre weitere Marschrouten vom Brunnen Tgdy ging zu dem Brunnen Ortakui, dann Dudur und endlich Tzmişehir. Aber schon auf dem Wege von Tgdy nach Ortakui stieg die Hitze so übermäßig, daß das Thermometer 52° zeigte. Dazu wurde auch die Wüste, je weiter man vorschritt, um so gefährlicher; der Sand lag ungemein tief und dabei so locker, daß an ein weiteres Vorwärtzkommen nicht zu denken war, endlich herrschte vollständiger Wassermangel. Dem Kommandanten blieb nichts übrig, als sich zu entschließen, das Corps nach Krasnowodzk zurückzuführen, ohne weiter den Versuch zu machen, auch nur den nächsten Brunnen Ortakui zu erreichen. Das Corps erreichte Krasnowodzk, doch wie es scheint in kläglichem Zustande und mit beträchtlichen Verlusten.

Bisher haben wir die russischen Kolonnen in ihrem Anmarsche bis an die Grenzen von Chiwa durch die Wüste begleitet, welche die Dase von Chowarezmt allerseits umgeben. Von einer kriegerischen Aktion war mit Ausnahme des Vorfalles bei Chala-ata keine Rede; jetzt erst sollten die Russen auf den „Feind“ stoßen. Der Khan von Chiwa war nämlich nicht gesonnen, sich zu ergeben, sondern auf die Vertheidigung seines Gebietes bedacht.

Trotz ihrer offenbaren Schwäche setzten die Chiwaner in der That dem Marsche der Russen gegen den Amu-Darja möglichsten Widerstand entgegen.

Nachdem nämlich die Kolonne des Generaladjutanten v. Kauffmann von 3 $\frac{1}{2}$  Uhr Nachmittags bis 8 Uhr Abends von Alty-kuduk ungefähr 3 Meilen zurückgelegt, machte sie zum Nachtlager Halt, wurde aber die ganze Nacht über von chiwanischen Reitern beunruhigt. Am 11. Mai mit Tagesanbruch erhob sich die Kolonne und setzte ihren Weg fort, schon im Angesichte des Feindes, der von allen Seiten entgegenrückte und die Russen zu umzingeln begann; es wurde auf seine ganze Linie Gewehrfeuer eröffnet, er strebte augenscheinlich vorwärts, um die Bewegung der Truppen aufzuhalten, aber vergeblich. In vollkommenster Ordnung von der Spitze bis zur Arrièregarde, wie auf dem Exerzierplatze, rückte die Kolonne drohend vor, und nur von der Spitze und den Seitenketten aus wurden durch wohlgezielte Schüsse Reiter und Pferde niedergestreckt. Gegen 8 Uhr Morgens, als die russischen Truppen sich schon dem See Sardabkul näherten und aus dem Sande auf festeren Grund gelangt waren, der ungefähr eine Werst weit den Fuß dreier Hügel und eines Höhenzuges umsäumt, welche sie vom Amu trennten, begann der Feind sich eiligst hinter die Höhen zurückzuziehen. Einige kleinere feindliche Partien blieben aber in abwartender Haltung am Fuße der Höhen stehen, wurden aber schleunigst verjagt.

Somit überwandten die Truppen des turkestanischen Departements die unglaublichen Schwierigkeiten, die ihnen die Natur, besonders auf der letzten 14 Meilen langen Strecke von Chala-ata bis Utsch-Tschutschak, entgegensetzte; sie zerstreuten die feindlichen Scharen, die sie gerade bei der schwierigsten und schwersten Passage aufhalten wollten, und lösten durch die denselben beigebrachte Niederlage eine der wichtigsten Aufgaben dieser Expedition, — den Amu-Darja wohlbehalten, ohne Opfer und besondere Verluste zu erreichen.

Am 13. Mai mit Tagesanbruch rückte Generaladjutant v. Kauffmann mit der Spitzekolonne den Amu stromabwärts in der Richtung von Schurachan vor, bis zu welchem Orte, den eingezogenen Erkundigungen zufolge, noch etwa 13 Meilen zurückzulegen waren. Die zurückgebliebenen Abtheilungen des turkestanischen Corps sollten nach Maßgabe ihres Eintreffens am Amu der Spitzekolonne nach Schurachan folgen. Am 23. Mai kampirten die Russen am rechten Ufer des Dyrus, wo sie sogleich drei große Barken einsetzten, welche sie auf Kamelen mitgebracht hatten, sowie eine den Chiwanern abgenommene. Nun erschien nach dem erzwungenen Uebergang über den Amu-Darja am 6./18. Mai während des Vormarsches auf Hasar-Asp bei General Kauffmann ein chiwanischer Gesandter, der ihm Friedensanerbietungen machte und dagegen verlangte, daß General Kauffmann von einem weiteren Vordringen abstehe. Der General erklärte sich zum Frieden bereit unter der Bedingung, daß der Khan seine Truppen entlasse, worauf dieser selbstverständlich nicht einging. Die Avantgardokolonne der Armee von Turkestan gelangte am 28. Mai ohne Hinderniß nach Ak-Kamysh. Gleichzeitig rückte auf dem Amu-Darja die Flottille vor. In Ak-Kamysh angekommen, brachte General Kauffmann in Erfahrung, daß starke Abtheilungen chiwanischer Truppen am Uebergang von Scheich-Aryk gelagert seien. Dies bestimmte ihn, eine Rekognoscirung vorzunehmen. Der 4—5000 Mann starke und vier Kanonen mit sich führende Feind, unter den Befehlen Mat-Murads, hatte in der That bei Scheich-Aryk ein Lager aufgeschlagen.

Die Position des Feindes hatte eine Ausdehnung von 800—1000 Meter. Auf seinem rechten Flügel befand sich eine Verschanzung mit darin angebrachten Schießcharten. Nachdem General Kauffmann seine Bedeckung verstärkt hatte, blieb er gegenüber dem Centrum der chiwanischen Aufstellung stehen. Bei der Annäherung der Russen eröffneten die Chiwaner das Feuer aus ihren vier Kanonen und mehreren Feldschlangen, die sie verborgen gehalten. Die Genauigkeit des feindlichen Zielens wahrnehmend und noch ohne Nachricht von der Flottille, ordnete General Kauffmann den Rückzug an und rückte gegen den Lauf des Flusses vor, wo er etwa 3 Meilen von Ak-Kamysch auf die Flottille stieß. Tags darauf, am 29. Mai, erhielt General Golowatschew Befehl, mit vier gezogenen Kanonen, vier Berggeschützen, zwei Compagnien Linientruppen und einem Peloton Tirailleurs gegen den Feind vorzurücken und die Geschütze gegen ihn spielen zu lassen, um ihn am Angriff auf die Flottille, die im Vordringen begriffen war, zu hindern. Nach längeren Scharmücheln ward gegen 1 Uhr Nachmittags das linke Ufer des Flusses von den Chiwanern verlassen, welche daselbst sogar eine ihrer Barken zurückließen. Die Verluste an diesem Tage, 29. Mai, waren beiderseits unerheblich.

Der Uebergang auf das andere Ufer des Amu-Darja ward von den Russen am 30. Mai begonnen und am Abend des 3. Juni beendet. Dann nahmen sie zuerst von der Stellung des Feindes bei Ak-Kamysch Besitz, worauf sie Tags darauf  $\frac{1}{2}$  Meile weiter vorwärts in den Gärten auf dem Wege nach Hasar-Asp Lager aufschlugen. Nach einer vorgenommenen Reconoscirung, während welcher die Russen einige Scharmüchel mit den auf dem Rückzuge befindlichen Chiwanern bestanden, befahl General Kauffmann einem Theile der Truppen, sich gegen Hasar-Asp in Marsch zu setzen. Die Entfernung dieser letzteren Stadt von Scheich-Arnyk beträgt  $2\frac{1}{3}$  Meilen. Um acht Uhr Morgens näherten sich die Russen den Mauern Hasar-Asp's, vor welchen eine Abtheilung Chiwaner sich aufgestellt befand. Nach einem sehr unregelmäßig abgegebenen Feuer lösten sich diese, als sie den entscheidenden Angriff der Russen gewahrten, in wilder Flucht auf und ließen die Thore den Siegern offen. Der Einmarsch in Hasar-Asp wurde daher ohne Kampf bewerkstelligt. Nachdem der russische General die Bevölkerung durch Versicherungen der Milde und Gerechtigkeit beruhigt hatte, ernannte er den Obersten Swanow zum Kommandanten und Gouverneur der Stadt.

Die Truppen des vereinigten turkestanischen Corps unter General Kauffmann langten nunmehr am 11. Juni vor den Mauern Chiwa's an, vor denen schon einen Tag zuvor die vereinigten Detachements des Generals Weremkin und Oberst Lomakin erschienen waren.

Das Detachement Lomakin's war geradenwegs nach Kungrat längs dem trocken gewordenen Bette des Abugirbusens marschirt. Indem die Russen vom Ost-Urt zum Busen herabstiegen, erblickten sie hinter dem gelblichen Bette des Abugir das sich unermesslich ausbreitende Bild des gesegneten Deltathales des größten Flusses von Centralasien. Durch die trockene und dünne Atmosphäre sah man lange Wasserstreifen in dem dunklen Grün der durch ihre mannichfaltige Vegetation sich auszeichnenden Dase. Ein Laut des Entzückens ertönte

durch die Reihen; die verstaubten Gestalten bewegten sich vorwärts, und hier und da erschallte ein lautes Hurrah oder ertönte ein russisches Nationallied, während Andere Angesichts der entfernten Gewässer des Amu schweigend ein Kreuz schlugen.

Das Detachement durchschnitt quer das Bett des ausgetrockneten nördlichen Theiles des Libugirbusens. Letzterer trocknet rasch aus, infolge dessen, daß das Wasser des Laudanarmes des Amu zur Bewässerung der Felder abgeleitet worden ist. Im ausgetrockneten Bette desselben stieß man auf Pfützen von Salzwasser, die mit Schilf bestanden waren. Das Wasser in den Brunnen oder, richtiger gesagt, in den Lachen, war bittersalzig. Die Hitze war entsetzlich. Das Detachement passirte ohne besondere Umstände den Libugirbusen und betrat das Gebiet des Khanats Chiwa, überall auf murmelnde Wasserbäche und eine üppige Gras- und Baumvegetation stoßend. Wohlbehalten erreichten die Truppen die Stadt Kungrat und passirten dieselbe unter den Klängen des ausgezeichneten Musiccorps des Apscheron'schen Regiments. Große Volkshaufen begleiteten sie mit freudiger Bewunderung bis zum Lager am Amu. Hier sah man in großer Entfernung hinter dem Schilf die Spitzen der Masten und die Schornsteine der die Uralflottille bildenden Dampfer.

Am 15./27. Mai rückte das kombinirte Corps unter Anführung des Generals Werewkin in zwei Kolonnen gegen Chodscheili vor. Die Kolonnen zogen längs des Amu durch eine mit Sträuchern und Schilf bewachsene und von Wassergräben mannichfach durchschnittene Gegend. Auf der Hälfte des Weges, auf einer mit Schilf bewachsenen Wiese, zeigten sich starke Haufen chiwanischer Reiterei, die sich jedoch rasch zurückzog, im Schilf und im Dunkel des Waldes verbarg und von dort aus ein Gewehrfeuer gegen die Angreifer eröffnete, danach aber das Weite suchte. Die Reiterei und die Kosaken setzten ihnen hart zu. Die Verfolgung wurde erst im Anblick der Stadt Chodscheili eingestellt, wo große Massen chiwanischer Reiterei, etwa an 6000 Mann, mit sechs Geschützen in einem befestigten Lager stationirt waren. Das Detachement der Chiwaner wurde von den ersten Würdenträgern des Khanats, von dem Oberbefehlshaber Jakub-Bei, dem Mehtar-Diwan-Begi, dem Kusch-Begi und von Inach befehligt. Die Chiwaner hatten bereits Tags zuvor den Eid auf den Koran geleistet, daß sie entweder siegen oder sterben würden.

Inzwischen gelangte man zu den Gärten, welche Chodscheili umgeben. Die Russen, welche durch Gärten, Gestrüpp, Schilf und Sümpfe vorgingen, stießen hier auf einen tiefen Kanal, an welchem auch Chodscheili liegt. Nachdem das kombinirte Detachement in den Gärten von Chodscheili zwei Tage gerastet hatte, rückte es am 20./31. Mai weiter in der Richtung nach der Stadt Mangyt vor. Der Marsch dahin führte gleichfalls über Kanäle, durch Gestrüpp und durch mit Schilf bewachsene Sümpfe. Der Feind verabsäumte es nicht, die Ortsverhältnisse sich zu Nuze zu machen. Etwa 3000 Tomuden, zu Fuß und zu Pferd, mit drei Geschützen, griffen die Russen während des Marsches an, und diese Angriffe zeichneten sich diesmal durch Kühnheit aus. Mehrmals stürzten ihre Scharen mit Gefreisch aus dem Dickicht des Buschwerks und Schilfs auf die passirenden Truppentheile. Zweimal gelang es ihnen, in den Train

einzudringen, aber jedes Mal wurden sie von den Soldaten zurückgeworfen. So ging es fort bis zur Einnahme der Stadt Mangyt, welche, weil mit Kampf eingenommen, „zerstört und verbrannt wurde.“

Nachdem das Corps die Nacht in der Umgegend der rauchenden Stadt Mangyt zugebracht hatte, ging es am 21. Mai weiter auf dem Wege zur Stadt Kitai vor. Die Gegend bot dieselben Hindernisse. Die Somuden beunruhigten wiederum die vorwärts schreitenden Truppentheile; sie schossen auf dieselben und sprengten mit Gefreisch an die Vorpostenkette heran, deren Schützen der Dertlichkeit wegen nicht seitwärts vom Wege tiefer ins Land eindringen durften. Auch auf den Train stürzten sich die Somuden, doch nicht mehr mit der früheren Berwegenheit. Es waren ihrer überhaupt nur noch 500 Mann. Sie begleiteten das Detachement bis vor die Stadt Kitai. Letztere ergab sich ohne Widerstand und ward vollkommen verschont. Die Einwohner derselben bewirtheten die Truppen mit Allem, was sie an Genießbarem hatten.

Im Lager vor Kitai, drei Tagereisen von Chiwa entfernt, verweilte das Corps drei Tage; am 22. Mai hatten die Truppen einen Marsch, an Tangijaba und Gurlen vorüber, durch ein Terrain zu machen, das ein ununterbrochenes Defilé von Brücken, Kanälen, Gärten und einzelnen Gebäuden bildete, deren jedes, von einer hohen und dicken, mit Zinnen versehenen Mauer umzogen, in eine selbständige Befestigung umgewandelt werden konnte. In den Händen eines einigermaßen erfahrenen Gegners hätte ein derartiges Terrain für einen Angriff unüberwindliche Schwierigkeiten geboten, deshalb ließ Generalleutnant Berewkin die Truppen in Schlachtordnung vorgehen. Die Reserve hatte Ordre, erforderlichenfalls sowol die Hauptmacht als auch den Train zu unterstützen.

Kaum war die Tête tiefer in die Gärten eingedrungen, als sich hinter Schluchten und in Hinterhalten feindliche Scharen zu zeigen begannen. Zum Glück verstanden sie die Ueberlegenheit ihrer Position nicht vollständig auszunützen; obgleich viele Gebäude Schießscharten hatten, so waren doch nur wenige derselben mit Feinden besetzt, die sich beim Nahen der Russen meist aufzusitzen und zu fliehen beeilten. Auf diese Weise rückten die Truppen, bei jedem Schritte mit Hindernissen kämpfend, langsam und in guter Ordnung in einer Ausdehnung von  $1\frac{1}{2}$  Meile vor, indem sie den Feind zurückdrängten und ein schwaches Gewehrfeuer unterhielten, bis sie offenes Terrain erreichten. Hier, auf einer geräumigen Fläche, hatte der Feind seine ganze Macht von mindestens zehntausend Reitern konzentriert, in der Absicht, beim Heraustreten aus dem Walde über die Russen herzufallen.

Die Dichtung bildete an dieser Stelle mit der Marschlinie einen schrägen Winkel, so daß der rechte Flügel der Schlachtordnung (die kaukasischen Truppen unter dem Befehl des Obersten Lomakin) mit seiner Flanke das freie Feld früher erreichen mußte. Als die kaukasische Kette somit die Dichtung erreichte, waren ihre Reserven noch weit zurück, da sie bei der Passage einer Brücke über eine tiefe und breite Schlucht aufgehalten wurden, die durch ein sumpfiges und weiches Feld von der Kette getrennt ist. Als Lomakin sich mehreren Tausend Reitern gegenüber sah, die ungeachtet des lebhaften Feuers ihr Vordringen



fortsetzten, sandte er nach der Reserve, welche in wenigen Minuten herankam und durch ihr Feuer das Vordringen des Feindes aufhielt.

Werewkin, der sich mit seinem Stabe im Centrum der Kette befand, erreichte um diese Zeit die Lichtung und sah das ganze Feld vor sich und rechts von umherschwärmenden Reitern besetzt. Kaum an dem Waldessaume angelangt, wurde aus einem hart an demselben liegenden Hinterhalte vom Feinde das Feuer auf sein Gefolge eröffnet. Die wohlgezielten Schüsse der russischen Infanterie und das Kreuzfeuer der Artillerie zwangen jedoch den Feind, mit Zurücklassung von über hundert Todten, sich eiligst zur Flucht zu wenden.

Gleichzeitig mit dem Angriff auf die Tête führten die Chiwaner einen Ueberfall auf die rechte Flanke und auf den Train aus. Mehrfache energische Ueberfälle auf den Kameeltrain wurden gleichfalls mit bestem Erfolge abgeschlagen. Als die Spitze des Corps aus dem Walde heraustrat, war der Feind schon nicht mehr zu sehen.

Die Verluste des Feindes waren, wenn man seinen Mangel an Standhaftigkeit in Betracht zieht, verhältnißmäßig bedeutend. Im Walde und auf der Ebene zählte man über zweihundert Leichname, die er, trotz der den Asiaten eigenen Gewohnheit, ihre Todten und Verwundeten mit sich zu führen, auf dem Plage hatte liegen lassen. Vom 2. bis zum 9. Juni marschirten die Russen immer in Schlachtordnung, hierbei beständig durch den Feind beunruhigt, der, die Unwirksamkeit seiner Feuerwaffen erkennend, den Russen durch Anzünden der Brücken und Unwegsamachen der Straßen zu schaden suchte. Aber auch diese Maßregeln hatten kein Resultat. Die Russen waren dadurch nur genöthigt, sich langsamer vorwärts zu bewegen. Auf ihrem Wege fanden sie alle Dörfer und Weiler verlassen. Ein Theil der Einwohner hatte sich den chivanischen Truppen angeschlossen und der Rest sich aus Furcht vor den Russen in die Steppen zurückgezogen. Am 8. Juni kampirten die Russen 1 Meile von Chiwa in einem prachtvollen, dem Khan gehörigen, außer den Bäumen reich mit Blumen und Gemüse besetzten Garten. Auch hier wurden die Russen beunruhigt. Um 6 Uhr Morgens griff eine bedeutende Anzahl Chiwaner die Kameele des Drenburg'schen Corps an, wurde aber sogleich unter schweren Verlusten zurückgetrieben. Dieses Gefecht flößte dem Feinde eine solche Furcht ein, daß er die Russen bis Chiwa nicht mehr beunruhigte. Am 9. Juni näherten sich diese bis auf anderthalb Werst dieser Stadt. Bei ihrer Annäherung eröffneten die Chiwaner zuerst ein Artillerie- und dann ein Gewehrfeuer. Das Corps von Mangyschlak nahm den rechten Flügel, denjenigen, gegen welchen hauptsächlich das feindliche Feuer gerichtet war, ein; das Drenburg'sche Corps stand auf dem linken Flügel. Nachdem das Feuer bereits ziemlich lange gedauert, rückten die Compagnien des Regiments Upscheron unter einem fortwährenden Kugelregen standhaft vor, warfen sich lebhaft auf den Feind und bemächtigten sich in kürzester Zeit zweier Kanonen; ihrem Beispiele folgten alsogleich die Detachements von Schirwan, die ebenfalls eine Kanone nahmen. Der Feind, das Unnütze seines Widerstandes einsehend, entsendete Parlamentäre mit Friedensanerbietungen.

Die Unterhandlungen blieben jedoch resultatlos, da inzwischen der Khan aus der Stadt geflohen war, infolge dessen Anarchie und vollste Unordnung

dort zur Herrschaft gelangten. Bald darauf richteten die Chiwaner von den Mauern der Stadt abermals ein heftiges Feuer nach den Positionen der Russen. Darauf gab der Kommandirende Befehl, die Stadt zu bombardiren. Das Bombardement dauerte bereits eine volle Stunde, als ein Auftrag vom General Kauffmann kam, die Feindseligkeiten wegen der wieder aufgenommenen Unterhandlungen einstweilen einzustellen. Es war nämlich im Hauptquartier des turkestanischen Corps der Bruder des Khans, Seid-Kachim, mit einem Schreiben erschienen, worin dieser bat, die Stadt nicht in Trümmer zu schießen. General Kauffmann willfahrte dieser Bitte und ließ den Khan auffordern, sich zu einer Zusammenkunft mit ihm einzufinden. Der Khan erschien aber nicht, und die Chiwaner eröffneten am nächstfolgenden Tage schon zeitig am Morgen wieder ein heftiges Feuer von den Mauern der Stadt. Nun gab General Werewkin Befehl, in die Thore und an einigen Stellen der Umfassungsmauer Bresche zu schießen, worauf die Truppen ein regelrechtes Sturmlaufen ausführten. Der Erfolg war ein vollkommener; man drang von mehreren Seiten zugleich in die Stadt ein. Der Erste, der in die feindliche Stadt gelangte, war der Generalstabsmajor Skobelew an der Spitze einer von ihm geführten Sturmkolonne. Ihm zunächst folgte ein Adjutant des Großfürsten Wladimir Alexandrowitsch, Leutnant Graf Schuwalow. Leider ward Generalleutnant Werewkin, nächst Kauffmann der hervorragendste Offizier der Expedition, durch einen Flintenschuß in den Kopf getödtet. Bald darauf kamen auch die Truppen des Generals Kauffmann von der andern Seite heran; die Bewohner schickten Letzterem eine Deputation entgegen, die ihm die Unterwerfung der Stadt anzeigte und die Meldung überbrachte, daß der Khan zu den Komuden geflohen sei. Der General ließ hierauf alle Feindseligkeiten einstellen und hielt Mittags um 2 Uhr seinen feierlichen Einzug in die Stadt, in Begleitung der beiden kaiserlichen Prinzen, welche die Expedition mitgemacht haben, und an der Spitze eines Elitecorps aus sämmtlichen an dem Feldzuge theilgenommenen Truppen. Der Verlust der Russen in den Kämpfen unter den Mauern Chiwa's war ein beträchtlicher.

Den Sieg der russischen Waffen meldete General von Kauffmann in einem Telegramm sofort nach St. Petersburg.

Bald darauf konnte General v. Kauffmann die Unterwerfung des Khans von Chiwa mit folgendem Telegramm anzeigen:

„Am 2. Juni ist der Khan Seid-Mohammed-Kachim mit dem Geständnisse seiner Schuld in unserem Lager erschienen. Er nennt sich einen Untergebenen des russischen Zaren und überliefert sich und sein Volk unsern Händen. Ich habe ihn wiederum zum Khan ernannt und ihm einen Verwaltungsrath für die Zeit, während welcher die russischen Truppen hier verweilen, beigegeben. Am 12. Juni hat der Khan ein Manifest veröffentlicht, demzufolge dem Kaiser von Rußland zuliebe „alle Sklaven“ des Khanats die Freiheit erhalten und die Sklaverei für ewige Zeiten daselbst abgeschafft wird. Gegenwärtig findet eine Berathung über die Maßnahmen zur schleunigen Realisirung dieser ruhmreichen, durch die Erfolge der russischen Waffen herbeigeführten Angelegenheit statt. Die Mehrzahl der persischen Sklaven gedenkt über Meshhed in die Heimat zurückzukehren. Ich telegraphire unserem Gesandten in Teheran und bitte ihn,

die persische Regierung zu benachrichtigen, daß sie die Freigelassenen an der Grenze in Empfang nehmen und für deren Verpflegung Sorge tragen möchte.“ —

Der Khan wurde vorläufig unter die Aufsicht einer Ehrenwache gestellt. Die Eroberung Chiwa's war vollbracht.

**Chiwa seit der Eroberung durch die Russen.** Nach der Eroberung Chiwa's und der Unterwerfung des Khans ging die erste Sorge der Russen dahin, die Verwaltung des Khanates zu organisiren und einen Friedensvertrag abzuschließen. General Kauffmann empfing demnach den Khan mit den seinem Range zukommenden Ehrenbezeugungen und gestattete ihm die fernere Verwaltung des Landes. Von denjenigen Personen, welche auf die Leitung der Angelegenheiten im Khanat Einfluß hatten, ernannte Kauffmann zum Mitglied des Verwaltungsrathes den Divan-Begi Mat-Nias, den einzigen von den unmitttelbaren Rätthen des Khans, der durch Verstand, Einsicht und richtige Beurtheilung der vollzogenen Thatsachen die Aufmerksamkeit auf sich lenkte.

Was nun den Friedensvertrag anlangt, so sind die Hauptbestimmungen: „Alle Besitzungen Chiwa's am rechten Ufer des Amu-Darja und das Delta dieses Flusses bis zum Nebenarm Taldyk werden dem Russischen Reiche einverleibt; von der Mündung dieses Armes zieht sich die Grenze bis zum Vorgebirge Urgu hin und dann den Südabhang des Ust-Urt entlang bis zum Usboi (dem alten Bett des Amu-Darja). Chiwa muß Rußland eine Kriegskostenentschädigung von 2,200,000 Rubeln zahlen. In Anbetracht der Armuth der Staatskasse von Chiwa aber wird für die Zahlung der Kontribution eine zwanzigjährige Frist gewährt, unter der Bedingung, daß Chiwa jährlich fünf Prozent der rückständigen Kontributionssumme zahlt. Die Russen erhalten das Recht, in Chiwa Handel zu treiben, ohne den Zäket (Sjaket, Handelssteuer) zu entrichten. Chiwa erkennt Rußland gegenüber das Verhältniß eines Vasallenstaats an.“

Es ist also nach dem Friedensvertrag das ganze Gebiet am rechten Ufer dieses Flusses bis herab zum Aralsee, sowie das ganze Amu-Delta bis zum äußersten westlichen Arm des Flusses, dem Taldyk, Rußland einverleibt. Die Grenze am nordwestlichen Theile des Khanats geht von der Mündung des Taldyk zum Vorgebirge Urgu und von da längs des südlichen Abhanges des Ust-Urt zum Usboi, dem alten Flußbette des Amu-Darja. Durch die Annexion sichert sich Rußland, wenn auch die Steppe dazwischen liegt, den Zutritt von Osten und Norden, und durch Besetzung der Amumündungen unterbindet es den Chiwanern den wirksamsten Ausgangspunkt ihrer verderblichen Streifzüge. Chiwa ist dadurch völlig isolirt und zur effektiven Machtlosigkeit verurtheilt, umsomehr dann, wenn auch im Westen bei Jgdy eine russische Befestigung angelegt wird. Zum Gouverneur des Amu-Darja-Gebietes, welches fortan ein eigenes, zu Turkestan gehöriges Gouvernement bilden wird, ist der Artillerieoberst Zwanow ernannt worden. Bei Schah-Abad-Wali, am rechten Ufer des Amu, wird ein interimistisches Fort gebaut. Später gedenkt man an einer andern Stelle, die erst noch ausgesucht werden soll, ein vollständig fortifikatorisch organisirtes Fort zu errichten. Außer der Besatzung des interimistischen Forts verblieb noch eine kleine Truppenmacht in dem neugeschaffenen Gouvernement. Die übrigen Truppen des turkestanischen Detachements rückten am 24. August

1873 von Chiwa ab und kehrten auf dem Wege, auf dem sie gekommen, nach Taschkend zurück, d. h. über Chala-ata und Dschissak.

Wie sehr die russische Regierung bemüht ist, die gewonnenen Resultate für die Civilisation und den Weltverkehr zu verwerthen, ergiebt der sofort aufgenommene Plan, zur Anlegung einer Eisenbahn durch die Kirgisensteppe bis zum Aralsee die vorläufigen Terrainuntersuchungen in die Hand zu nehmen, womit Generalmajor Besneßkow beauftragt ist, und daß der Oberst vom Generalstab Gluchowski unmittelbar vom Kaiser zur eingehenden Untersuchung der kommerziellen und ökonomischen Bedeutung des ganzen transkaukasischen Gebietes und des Amubassins kommandirt wurde. Das ihm zur Erledigung überwiesene Programm ist sehr umfassend und bezieht sich auf alle Verkehrs- und Handelsverhältnisse, namentlich auf Wege und Hafenbauten, Kanalsysteme und andere Schiffahrtsverhältnisse, Handelsbeziehungen etc. Die erzielte Befreiung der mittelasiatischen Verkehrsstraßen von muselmännischem Raubgesindel und die Pazifikation Chiwa's selbst wird bald dem mittelasiatischen Verkehr und namentlich dem Transithandel eine völlig veränderte Gestalt geben. Bereits sind mehrere Handelsgesellschaften in der Bildung, von denen eine ihren Mittelpunkt in Kaschgar haben wird. Selbstverständlich wird solche Thätigkeit nicht isolirt bleiben. Nur wenige Jahre und man wird Mittelasien, das bis vor fünfundzwanzig Jahren kaum näher bekannt war als Patagonien, so genau kennen, wie Russisch-Turkestan und Indien. Chiwa geht bereits in den Wegen geordneter Zustände. Der Khan Seid-Mohammed-Rachim, der sich bis zur Einnahme Chiwa's schlechterdings um gar keine Staatsgeschäfte bekümmert hatte, präsidirte nun täglich dem Provisorischen Verwaltungsausschuß und soll ein ganz entgegenkommender, taktvoller und verständiger Mann geworden sein. In den Sitzungen dieser provisorischen Regierung wurden zwei wichtige Fragen erledigt, — die Verpflegungsfrage bezüglich der Truppen und die Sklaventransportfrage. Atadschan-Turia, der Bruder des Khans, welcher von dem Letzteren sieben Monate vor der Einnahme Chiwa's ins Gefängniß geworfen worden, aber am Vorabend des Einmarsches der Russen vom Volke befreit und selber zum Khan ausgerufen worden war, trat eine Pilgerfahrt nach Mekka an. Atadschan-Turia reiste mit einem Gefolge von fünfzehn Personen über Tiflis und besuchte auch die Türkei und Aegypten. Russische Blätter versichern, daß die Usbeken von Chiwa von dem fanatischen Fremdenhass ganz frei seien, der im Allgemeinen die asiatischen Mohammedaner beseele; das habe sich bei den topographischen, astronomischen und photographischen Arbeiten der Russen in Chiwa gezeigt, die überall ein freundliches Entgegenkommen gefunden. General Kauffmann machte Mitte Juli mit dem Prinzen von Leuchtenberg eine militärische Inspektionsreise im Süden, während nach dem Norden schon am 1. Juli eine wissenschaftliche Expedition zur Erforschung des Landes und besonders des alten Flußbettes des Amu-Darja abgegangen ist und in mehreren Theilen des Landes bereits topographische Aufnahmen stattgefunden haben. Endlich hat man, wahrscheinlich in erster Linie, um sich bei Zahlung der Kriegskontribution nicht betrügen zu lassen, dann aber auch, um den ersten Schritt zur Regelung des Handels mit den Nachbarstaaten zu thun, eine „Münzregulirung“

vorgenommen, zu welchem Zwecke eine besondere Kommission thätig gewesen ist. Es handelt sich vor Allem um die Frage, ob der chiwanische Tennega einen höheren Werth als der bucharische habe, der auf den russischen Märkten mit zwanzig Kopeken kursirt, eine Frage, die verneinend beantwortet wurde.

Eine der ersten und wichtigsten, nach Einmarsch der russischen Truppen in Chiwa zu entscheidenden Fragen war die über die Abschaffung der Sklaverei. Als der Khan die Regierung wieder angetreten hatte, wurde sofort zur Berathung derselben geschritten, und diese Maßnahme war um so dringender, als die bereits in großer Anzahl ihren Herren entlaufenen Sklaven zu rauben und zu morden anfangen, während die Besitzer ihrerseits sie auf die grausamste Weise zum Gehorsam zurückzuführen suchten. Am 23. Juni bat General Kauffmann den Khan zu sich und setzte ihm in klarer Weise die Nothwendigkeit, den Sklaven in seinem Territorium die Freiheit zu geben, auseinander. Mohammed Rachim Khan fügte sich nach einigem Zögern und erließ, nachdem am 24. Juni der zum Theil aus Russen, zum Theil aus Chiwanern zusammengesetzte Divan oder Staatsrath unter dem Präsidium des Khans die nöthigen Anordnungen berathen hatte, ein befriedigendes Manifest.

Zwei Tage nach Verkündung dieses Erlasses war der Khan verpflichtet, an alle Bazarplätze seines Reiches den Befehl zu schicken, daß alle Sklaven, welche nach ihrer Heimat zurückzukehren wünschten, sich an diesen Orten versammeln und dort bei der obersten Behörde melden sollten, damit dieselbe eine Liste darüber anfertigen und sie an die Regierung einreichen könnte.

Die reichen, in Chiwa angesiedelten Perser (meist freigelassene ehemalige Sklaven), die sich ihrerseits nicht scheuten, ihre eigenen Landsleute als Sklaven zu kaufen, wurden veranlaßt, Diejenigen, welche nicht selbst für ihren Unterhalt während der Reise sorgen konnten, mit den nöthigen Mitteln zu versorgen. Um den bisher zum Theil vom Sklavenhandel und Sklavenraub lebenden Turkmänen das Handwerk zu legen und die Rückkehrenden zu schützen, hatte jede sich auf die Reise durch die weite Steppe begebende Abtheilung Beamte des Khans mit Fermanen bei sich, worin den am Wege weidenden und raubenden Turkomänenhorden anbefohlen war, die Befreiten unbelästigt passiren zu lassen, da von nun an in Chiwa keine Sklaverei mehr existire und der Menschenhandel streng bestraft werden würde. — Gleichzeitig erging an den russischen Gesandten in Teheran die Bitte, die persische Regierung von der Rückkehr der persischen Sklaven in Kenntniß zu setzen und sie dazu zu veranlassen, an der Grenze entsprechende Maßregeln zu ihrer Uebernahme und Weiterbeförderung zu treffen.

Wie außerordentlich die so plötzlich dekretirte Befreiung der Sklaven auf die inneren Zustände des Khanates einwirken muß, ist daraus zu ersehen, daß die ganze ansässige Bevölkerung der etwa 300 Quadratmeilen großen Dase im Ganzen nur aus 240,000 Seelen bestand, von denen gegen 40,000 in Sklaverei lebten und fast sämtliche Feldarbeiten verrichten mußten, während die herrschende Bevölkerung, bestehend aus den rein tatarischen Usbeken und den Tadschiks von gemischtem Blut nebst einigen freien Persern, hauptsächlich Handelsgeschäfte oder andere Gewerbe trieb, resp. das Faustrecht ausübte. Es ist schwer vorauszusehen, wie in einem so menschenarmen Lande und bei der

entschiedenen Abneigung seiner Bewohner gegen schwere Arbeit in Zukunft die Felder bebaut und bewässert werden sollen. Freilich sind nach russischen Angaben noch etwa 90,000 Kirgisen, Karakalpakten und Turkomanen dem Scepter des Khans unterworfen, aber sie sind Nomaden und ihr Paradies ist die grenzenlose Steppe. Möglich, aber kaum wahrscheinlich, daß sie sich, wenn ihnen das Geschäft mit Menschen gesperrt wird, durch Bebauung des Landes einen civilisierteren, wenn auch ihnen weniger sympathischen Erwerbszweig suchen und auch der stolze usbekische Adel vom Kasse steigt und seinen Kohl selbst baut.

Nach der Turkestanischen Zeitung belief sich die Zahl der in den 140 Städten und Niederlassungen des Khanates Chiwa in der Knechtschaft schmachtenden Perser beiderlei Geschlechts auf 36,806. Davon sind eigentliche Sklaven 29,291 und befreite Sklaven 6515. Diese vom jetzigen Khan und seinen Vorgängern freigelassenen Sklaven besitzen 2634 Tanaps Ackerland und drei Tanaps Gärten, so daß auf jeden Freigelassenen etwas über ein Drittel Tanap Land zu seinem Unterhalt kommt. Die faktischen Sklaven dagegen sind gar nicht versorgt. Hieraus erklärt sich denn auch ihre Verwilderung und der in letzter Zeit häufig wahrgenommene Diebstahl. Uebrigens haben, trotz des vom Khan auf die Aufforderung des russischen Oberbefehlshabers erlassenen Freilassungsmanifestes, doch nicht alle Sklavenbesitzer ihre Sklaven befreit, im Gegentheil haben Einige, wie es heißt, dieselben in Ketten geworfen. Am Tage werden sie angeblich aufs Feld zur Arbeit geführt, zur Nacht aber in Ketten geschmiedet und eingeschlossen, damit sie nicht zu den Russen entfliehen können.

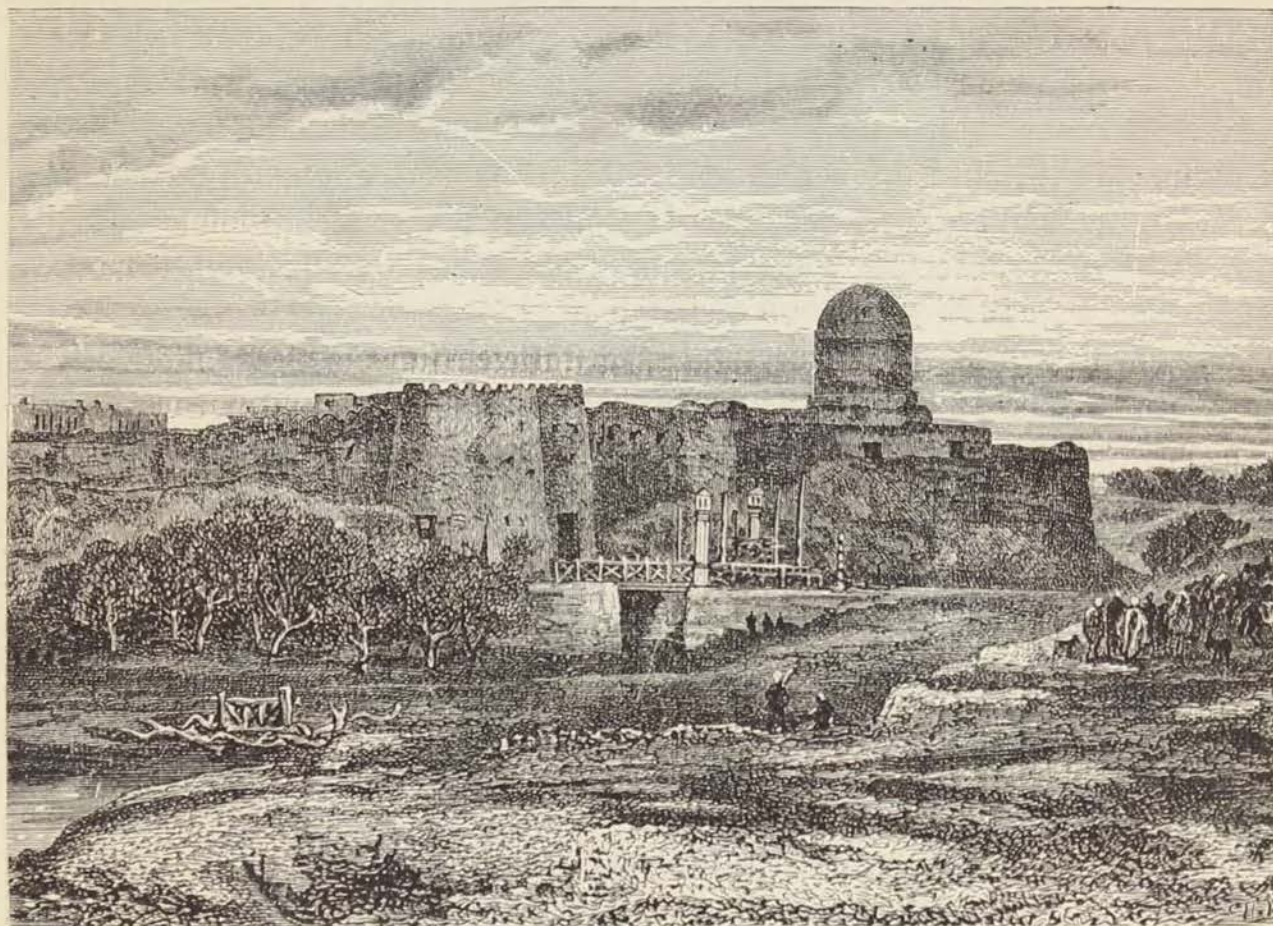
**Die Kämpfe der Russen gegen die Turkomanen.** Die Russen sollten übrigens aus Chiwa nicht scheiden, ohne noch einmal mit den rebellischen Turkomanenstämmen in feindliche Berührung zu gerathen.

In der Nacht vom 14.—15. Juli wollte der Generalmajor Golowatschew aus dem Lager aufbrechen, wozu schon alle Anordnungen erlassen waren, als um halb zehn Uhr Abends von dem auf der rechten Flanke des Lagers befindlichen Piket zwei Schüsse fielen, welche auf einen kleinen, sich dem Piket nähernden Trupp Turkomanen, etwa dreißig Mann, abgefeuert worden waren. Gleichzeitig hiermit ward rapportirt, daß rund um das Lager von Zeit zu Zeit kleine Feuer sichtbar würden und Wiehern von Rossen zu vernehmen sei.

Da General Golowatschew es nicht für unmöglich hielt, daß der Feind einen nächtlichen Ueberfall versuchen wolle, verschob er den Ausmarsch bis zum Anbruche des Tages und befahl, allen zurückbleibenden Train unter der Bedeckung zweier Schützencompagnien und zweier schnellfeuernden Geschütze zu einer allgemeinen Wagenburg zu formiren.

Gegen halb vier Uhr Morgens war die Aufstellung der Wagenburg fast vollendet, und das Detachement begann auf dem Wege nach Khalla abzumarschiren. Vorn marschirte die gesammte Kavallerie; hinterdrein sollte die Infanteriekolonne folgen. Die Kavallerie hatte den Auszug aus dem Lager über zwei auf dem Wege nach Khalla belegene Brücken begonnen, als plötzlich auf der ganzen Ausdehnung rund um das Detachement und das verlassene Lager herum gleichzeitig ein betäubendes Kriegsgeschrei ertönte und Massen berittener Turkomanen auf das verlassene Lager, und zwar vorzugsweise auf

dessen rechte Seite eindringen. Sobald das Geschrei des Feindes erschallte und die Raketenbatterie ihr Feuer eröffnet hatte, stellte sich der Generalmajor Golowatschew persönlich an die Spitze der Schützen und führte sie im Lauf zum Standorte der Raketenbatterie. Sie gaben einige Salven auf die Turkomanen, welche sich in diesem Augenblicke nicht weiter als zehn Schritte von der Front befanden, so daß man ungeachtet dessen, daß es noch halb finster war, die Gestalten und Gesichter der Angreifer unterscheiden konnte. Die Turkomanen kämpften mit verzweifelter Entschlossenheit — ihre Fellmützen auf die Augen geschoben, stürzten sie im Lauf, den Säbel in der Hand, auf die Bajonette; es kam zum Handgemenge. Mehrere Offiziere des Bataillons mußten, ihre Truppentheile beobachtend, sich zugleich mit ihren Säbeln des Feindes erwehren.



Das Thor des Tamerlan.

Darauf begann auf der gesammten Kampflinie ein lebhaftes Gewehrfeuer. Lange wogte nun der Kampf mit abwechselndem Glücke, bis endlich die furchtbare Wirkung der russischen Granatkartätschen den Feind zum Rückzuge zwang.

Alle bezeugen einstimmig, daß noch niemals in Mittelasien die Eingeborenen eine so verzweifelte Tollkühnheit und Energie gezeigt hatten; es war zu sehen, daß sie sich auf Tod und Leben schlugen. Die Attake wurde nicht blos durch berittene Turkomanen, sondern auch durch solche zu Fuß ausgeführt. Letztere waren ausschließlich mit kalten Waffen ausgerüstet. Auf der Kruppe der Pferde der berittenen Turkomanen sitzend, kamen sie gegen die russische Front angesprengt, sprangen einige Schritte vor der Front von den Pferden ab und stürzten zum Angriffe vor. Barfuß, blos mit einem Hemd bekleidet, dessen Aermel

zusammengedreht, drangen sie, sich mit der linken Hand die Augen verdeckend, mit Kriegsgeschrei und Gestöhn in die Lücke ein, die sich zwischen dem zweiten Schützenbataillon und der achten Drenburger Sotnia gebildet hatte, und warfen sich auf die Suite des Generalmajors Golowatschew und dessen Convoi. Hierbei wurde dieser selbst durch einen Säbelhieb an der rechten Hand verwundet.

Als es schon ganz hell geworden war, stellte der auf allen Punkten zurückgewiesene und geschlagene Feind seine Angriffe ein, und sein Geschrei verhallte bereits in ziemlich bedeutender Entfernung von der Linie der Schlachtaufstellung. Die russischen Compagnien und Sotnien standen in drohender, regelrechter Ordnung, und die Kartätischgranaten verjagten die in der Ferne haltenden Turkomanenhausen. Eine Menge rund um die Schlachtlinie liegender Leichen legte Zeugniß ab von dem enormen Verluste, welchen der Feind bei der Affaire vom 15. Juli erlitten hatte. Nach den eingezogenen Auskünften hatten sich an den Kämpfen dieses Tages außer den Somuden noch Turkomanen folgender Stämme betheiligt: der Stamm Goklen, zwei Stämme Tschaudor, der Stamm Jurali, ein Theil des Stammes Ali-Jli und des Stammes Karadaschli.

Die Zahl aller Turkomanen, welche an der Affaire theilgenommen, belief sich nach den Angaben der Ortseinwohner auf etwa 10,000 Mann, von denen 4000 Mann Fußvolk und 6000 Reiter waren.

Auch nach dem Abzuge der Russen gestalteten sich die Dinge nicht besser. Noch gegen Ende 1873 geschah es, daß die vornehmsten Häuptlinge der Turkomanen, die General v. Kauffmann bei seiner Expedition zur Garantie der Bezahlung der den Nomaden aufgelegten Kriegskontribution in Gefangenschaft nehmen ließ, sämmtlich entkamen, nachdem die Wachen niedergemacht worden waren. Die sofort eingeleitete energische Verfolgung ergab kein anderes Resultat, als daß drei derselben, von den Schüssen der Russen getroffen, todt am Platze blieben. Die Flucht der Häuptlinge war das Signal zum allgemeinen Aufbruch in dem ganzen, von den Turkomanen bewohnten Gebiete. Die Aufständischen nahmen und plünderten die Stadt Kungrat und machten mehrere Karawanen befreiter persischer Sklaven sammt ihrer aus russischen Soldaten bestehenden Begleitung nieder. Noch düsterer lauteten spätere Berichte. Die Steppe von Mittelasien stand, bildlich gesprochen, wieder in Feuer.

Indeß erhielten die Turkomanen abermals von Seite der Russen eine derbe Lektion, an die sie, wie man erwarten durfte, wol eine Zeit lang denken würden. Schon im Dezember 1873 sah sich der Kommandirende in dem neu erbauten Grenzfort Petro-Alexandrowsk, Oberst Jwanow, infolge der Plünderungszüge der Turkmänen und der Nachricht, daß sie sogar auf das rechte Amu-Ufer, also auf russisches Gebiet, überzugehen beabsichtigten, gezwungen, die Besatzung des Fort in zwei Kolonnen weiter nach Norden, nach der Gegend von Nukus, vorrücken zu lassen, während er eine etwa 1000 Mann starke Besatzung und außerdem eine stets mobile Reserve im Peter-Alexander-Fort zurückließ. Am 15. Januar 1874 ließ Oberst Jwanow diese Reserve unter Oberstleutnant Aderkas nachkommen und ging am 24. Januar mit ihr zusammen über den Amu-Darja in das Khanat über. Die direkte Ursache hierzu wurde die Nachricht, daß sich etwa 6000 Turkmänen aller Stämme am



nördlichen Amu aufgepflanzt hatten, von denen 1000 bereits auf russisches Gebiet übergetreten, noch weitere 2000 aber im Laudangebiete postirt waren. Nachdem Oberst Zwanow den Khan von Chirwa von seinem Uebertritte benachrichtigt und ihn um Designirung einer Vertrauensperson gebeten hatte, die sich während der Zeit des Aufenthalts des Detachements im Khanat immer bei demselben befinden sollte, rückte er mit seinem Detachement direkt auf diejenigen Wohnungen der Turfomenen los, in denen der Hauptanführer derselben, Kasymurad, sein Lager hatte. Eine Raketenbatterie wurde vorausgeschickt und bald zeigten die aufsteigenden Rauchwolken und Feuer Säulen an, daß die Russen gekommen, um die turfomenischen Räuber zu bestrafen. Die Turfomenen, welche die Zahl der am Amu-Darja zurückgebliebenen russischen Truppen kannten, hatten dem Gedanken nicht Raum geben können, daß die Russen den Uebertritt über den Amu wagen würden, und waren durch das entschlossene Eindringen des Detachements so überrascht, daß sich der Aufstand nicht organisiren konnte. Die Turfomenen verließen also in größter Hast ihre Wohnsitze und sahen nur zu, von ihrer Habe noch so viel als möglich zu retten, den Russen die rauchenden Trümmerhaufen zurücklassend. Nach gehaltener Rast rückte das Detachement nach den Bergen Kuba-Dau, mußte aber zurückkehren, da der ganze nordöstliche Theil des Kuba-Dau überschwemmt war, weil die Turfomenen die Dämme des Kanals Arna eingerissen hatten. Das Detachement bezog daher in der Nähe der zerstörten Wohnstätten des Kasymurad Nachtlager und marschirte am 26 südwärts über die Stadt Mangyt, die verschont wurde, nach den Bergen Kuba-Dau und machte sich hier daran, die Winterstätten des Kultscharen-Stammes zu vernichten. In Mangyt hatte Oberst Zwanow inzwischen vom Khan die Nachricht erhalten, daß die Zomuden von Chasawat ihre Unterwerfung angezeigt, weshalb die Russen beschloßen, dieselben vorläufig zu schonen und sich nach den Aulen der Tschaudor begaben. Doch auch hier kamen ihnen die Ältesten bereits entgegen mit der Bitte um Schonung, gaben das auf ihren Plünderungszügen Geraubte heraus und zahlten die rückständige Kontribution.

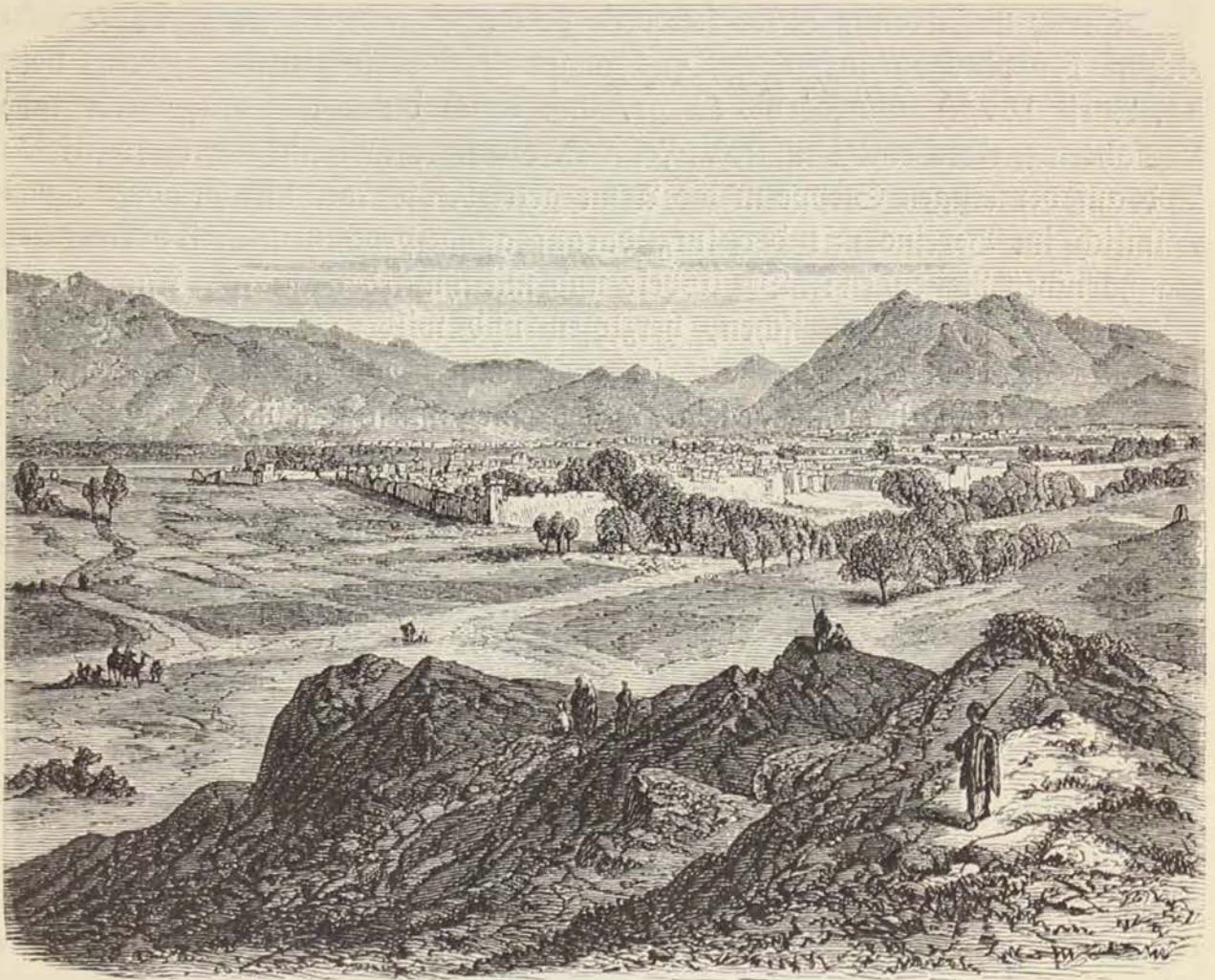
Am 12. Februar 1874 war die Expedition beendet; von einer völligen Pazifizirung der wilden ungeberdigen Stämme war man aber noch weit entfernt, und selbst heute ist dieselbe noch nicht erreicht. Zwar wurden auf Rußlands Betrieb alle gefangenen Turfomanen in Persien in Freiheit gesetzt. Die Turfomanen hatten nämlich in dieser Angelegenheit die Intervention des Großfürsten-Statthalters Michael erbeten und betrachteten die Befreiung ihrer gefangenen Landsleute als ein Zeichen kaiserlicher Huld. Unter ein paar anderen Stämmen jener Gegend, die jetzt Nachbarn der Russen geworden, den Tekke und Artschamanen, herrschte dagegen vollständige Anarchie. Der Oberkhan der Tekke, Nurwerdi Khan, legte aus Verdruß über ihre Unbotmäßigkeit, wol auch zum Theile gezwungen, seine Stelle nieder und lebt als Privatmann bei den Russen. Nach dem Zurücktritte des Khans zerfielen die Tekke in verschiedene, gesonderte und meist in Feindschaft lebende Gemeinschaften, deren jeder ein besonderer Khan oder Imam vorsteht. Als Sophi Khan, welcher über die fünf, der russischen Militär- und Flottenstation Krasnowodzk, am östlichen Ufer des Kaspiischen Meeres, zunächst liegenden Befestigungen herrscht, sich bereit machte,

15 Deputirte mit Ergebenheitsversicherungen an den russischen Kommandanten abzufertigen, wurden jene Niederlassungen von Artschamanen und Tekien aus anderen Stammesgemeinden überfallen und geplündert. Gleich darauf schickten aber die Plünderer ihre Ältesten zum Khan von Chiwa, um ihm ihre Unterwerfung unter Rußland anzuzeigen. Selbstverständlich glaubte Niemand ihren Versicherungen. Mittlerweile wuchs die Unzufriedenheit auch in Chiwa, denn der Khan und seine Rathgeber hatten keine Entschließung bezüglich der Turfomanen getroffen. General Kauffmann hatte allerdings während seines Verweilens in Chiwa Mohammed-Rachim-Khan dringend aufgefordert, er möge nach dem Abmarsche der Russen ein Truppencorps von 15,000 Usbeken bilden und dasselbe im Lande vertheilen, um die Raubzüge der Turfomanen zu verhindern. Aber erst im November 1874 entschloß der Khan sich zu dieser Maßregel und befahl die Organisation des Corps. Während nämlich auf dem russischen Ufer des Amu vollkommene Ruhe herrschte und unter der eingeborenen Bevölkerung kein feindlicher Geist sich zeigte, ja selbst die Einhebung der Steuern beginnen konnte, traten die Turfomanen wieder frech auf und nahmen ein Schiff auf dem Amu weg. Um diese räuberischen Tette im Zaume zu halten, wurden deshalb wieder Streifzüge russischer Truppenkolonnen nöthig. Es wurden daher Ende November 1874 von dem Kommandanten des transkaspischen Gebiets, General Komakin, zwei solcher Kolonnen ausgesendet, die eine dem in die Südostspitze des Kaspischen Meeres mündenden Atrék entlang, die andere mehr nördlich von der Michailowsky-Bai aus. Man wollte die Tette-Turfomanen in die Mitte nehmen und ihnen zeigen, daß ihre Lagerplätze zu jeder Zeit von den Russen erreicht werden können. Komakin leitete die erstere Expedition, welche aus zwei Compagnien Infanterie bestand, die zu Wasser aus Krasnowodzk nach Tschikischlar übergeführt und von dort an das rechte Ufer des Atrék dirigirt wurden. Der „Russische Invalide“ berichtet darüber: „Nach der Landung wurde unsere Abtheilung von den örtlichen Turkmeneu friedlich begrüßt. Die Anwesenheit turkmenischer Ältesten benutzend, schloß General Komakin mit ihnen eine Uebereinkunft hinsichtlich des Nomadisirens ihrer Aule in den Grenzen des transkaspischen Bezirkes. Die Ältesten unterwarfen sich dabei willig den vorgeschlagenen Regeln. Gemäß diesen Regeln haben die Atabajewer und Dschafarabajewer zwei Khane gewählt, welche von dem Kommandeur der Abtheilung bestätigt wurden. Zu gleicher Zeit haben die um Kurjadag nomadisirenden Tette friedliche Absichten gegen uns geäußert. Sie gaben auf unsere Forderung 32 Gefangene heraus, welche sie im Oktober bei der Plünderung eines Tomuden-Auls, 38 Werst von Krasnowodzk, gemacht hatten, und sandten uns eine Handelskarawane und drei Älteste. Die übrigen Gefangenen versprachen sie Ende Dezember auszuliefern und zugleich eine zweite Karawane nach Krasnowodzk zu senden.“

Eine andere Expedition galt den Tomuten im Khanate Chiwa. Die Veranlassung dazu sowie ihren Verlauf erzählt der ungarische Gelehrte und Parteimann S. Vambéry wie folgt: „Der Khan von Chiwa muß nämlich bekanntermaßen jährlich über 100,000 Rubel als Strafzahlung für den letzten Feldzug an Se. russische Majestät entrichten. Zu dieser Summe müssen selbst-

verständlich nicht nur Dezbegen und Karakalpaks, sondern auch Turfmenen beisteuern; da Letztere aber, im Nehmen berühmter als im Geben, von Steuern, Kontributionen und dergleichen nichts wissen wollen und demzufolge dem Khan denn auch den Gehorsam kündigten, blieb dem Schattensfürsten am untern Laufe des Drus nichts Anderes übrig, als an seinen Beschützer und Gläubiger folgende Depesche zu richten: „Kommt, nehmt euch selber von den Turfmenen, denn mir wollen sie nicht zahlen.“

Die Folge dieser Nachricht war, daß Oberst Zwanow, der Kommandant des Amu-Dezjaer Bezirks, am 7. Jan. a. St. mit 1600 Mann, Artillerie, Kavallerie und Raketen, von Petro-Alexandrowsk aufbrach.



Zallabad.

Bei Köfus setzte er über den Drus, um den Turfmenen, am linken Ufer an der Südwestgrenze des Khanats, einen Besuch abzustatten und ihnen den unberichteten Konto auf der Bajonnettspitze zu präsentiren. Nachdem Köhne-Urgeudsch passirt war, stieß man zuerst auf die Kül-Tomuten (See-Tomuten), die nicht weit von der Station Bojadur, in einer Anzahl von 1000 Zelten, sich aufhalten. Anstatt jeglicher Kriegserklärung wurden Kosaken mit dem Befehl ausgeschiedt, sämtliche Zelte mit Hab und Gut in einer Ausdehnung von 5 Werst in Brand zu stecken oder zu vernichten. Zwei Stunden darauf stieg bereits ein dichter Rauchqualm gen Himmel empor, die Flammenzungen drangen nach allen Richtungen hin, Haus, Hof und Vieh, Alles wurde der Vernichtung preisgegeben. Nur die Menschen, die bei 15 bis 20° R. Kälte

schutz- und obdachlos blieben und sich in die wüsten Wintersteppen gegen den See Sani-Kamisch zurückziehen mußten, retteten ihr Leben! Diese schreckliche Bestrafung schüchterte natürlich Einige ein, so z. B. die mehr südlicher am Kanal Schah-Murad wohnenden Turkmenen, welche am 21. Jan. an den kommandirenden Oberst ihre Graubärte mit der rückständigen Steuersumme abschickten und um Schonung bitten ließen. Ähnliches thaten auch einige der Imraili-Familie. Nicht so mürr aber zeigte sich der Deküs-Stamm, deren Wohnorte verlassen, demzufolge auch eine Beute der Flammen wurden. Nach diesem zweiten Feuerwerk hatte eine fliegende Kolonne am 26. Jan. noch 120 Gehöfte der Uruß Kuschtschi-Turkmenen in Brand gesteckt, und erst am 29. Jan. wurde nach Beendigung dieses sauberen Feldzuges über Gazawad und Kojch-Köpür der Rückzug nach dem Oxus angetreten.“ (Allgemeine Zeitung vom 11. April 1875.) Bámberny's Klage, daß durch dieses angeblich barbarische Verfahren „leider einige tausend Menschen obdachlos, wo nicht dem schrecklichen Tod auf der eisigen Steppe in die Arme getrieben wurden“ klingt höchst eigenthümlich im Vereine mit der kurz darauf ausgesprochenen Versicherung des magyrischen Reisenden: „Der Usbeks und mit ihm jeder ansässige Asiate grollt mit Recht diesen räuberischen, herzlosen und wilden Söhnen der Steppe (nämlich den Turkomanen). Sie sind die wahre Gottesgeißel der Menschen, und ich bin deshalb wenig geneigt, wegen einer ihnen zugefügten Unbill mein Mitgefühl auszudrücken oder sie in Schutz zu nehmen.“ Nach Bámberny's Ansicht wird auf diesem Wege und durch solche Züchtigung weder dem Khanate Frieden verschafft noch der Turkomane gefügiger gemacht, am allerwenigsten aber das ihm innewohnende rauhe Naturell bezähmt. Das Verbrennen der Zelte, das Wegtreiben des Viehes mache den Turkomanen nur noch widerspenstiger und wilder. Er ziehe sich in tiefe Steppen zurück und tauche nach Abzug des regulären Heeres, um fein Haar besser und redlicher, bald wieder auf. Aus diesem Grunde dünkt Bámberny ein russischer Zug durch das Land der Turkomanen nach Merw entschieden als unglaublich. Dieser würde durch die Wüste der Tekke-Turkomanen gehen. „Die Tekkes sind“ — so sagt Bámberny — „die Kriegerischsten und Tapfersten ihres Stammes, sie haben die besten Waffen und die besten Pferde, sie bilden die größte und kompakteste Masse und haben, soweit die Geschichte lehrt, von fremden Eindringlingen nicht nur nicht zu leiden gehabt, sondern im Gegentheil der Armee Nadir's getrotzt und die Armeen Medemin's von Chiwa und des jetzigen Königs von Persien total zu Grunde gerichtet. Wenn die Russen 1873 unter Golowatschew, den Sieg theuer erkaufend, in den dortigen Turkomanen, die doch nur Halbnomaden und minder abgehärtet sind, auch bei weitem nicht so zahlreich auftraten, wie die Russen es behaupten, lauter Berserker, lauter Furien im Kampf erblickten — wie groß wäre erst ihre Ueberraschung, wenn sie mit jenen Turkomanen ihre Schwerter zu messen hätten, die, wie die Tekkes, seit Jahrhunderten das blutige Handwerk üben, die, in Häuflein zu 30—40 Mann, auf 50 und oft noch mehr geographische Meilen weit ins Innere Persiens ihre Raubzüge ausdehnen und von denen jeder das Prototyp jener unverwüsthlichen Krieger bildet, mit welchen die altasiatischen Weltstürmer ihre blutigen Kunststücke ausführten!“

Ob diese Ansicht auf volle Richtigkeit Anspruch habe, wird indeß nach den Leistungen der im Sommer 1875 zur Erforschung des alten Drusbettes ausgesandten Expedition wol dahingestellt bleiben müssen. Diese vom Generalmajor Komarin, Gouverneur des transkaspischen Gebietes, geleitete Expedition hatte jedenfalls ein doppeltes Resultat und darunter einen glänzenden politischen Erfolg aufzuweisen. Nicht nur wurde der Usboy, der alte Lauf des Amu in das Kaspische Meer, gefunden und die Möglichkeit bestätigt, denselben wieder herzustellen, sondern es machte auch das ruhige und ernste Auftreten der Russen auf die in jenen Gegenden hausenden Turkomanen des Ahal-Tekke-Stammes einen solchen Eindruck, daß ihre Häuptlinge nach gepflogener Berathung in ihrem Hauptorte Hof-Tepa beschlossen, die russische Oberhoheit anzuerkennen. Ihre Abgesandten erklärten dem General: „Wir sind umgeben von Merv-Turkomanen, Khibinzen, Afghanen und Persern; Alle haben versucht, uns zu unterwerfen, unsere Unabhängigkeit kann nicht mehr erhalten bleiben. Wir haben daher beschlossen, uns freiwillig dem Ak-Badischah (d. h. dem weißen Czaren, wie man in Asien den Kaiser nennt), zu ergeben; wir stellen 5000 Reiter zu seiner Verfügung und bitten nur um die Erhaltung der Privilegien, welche die Urkunden Tamerlans und Nadir-Schach's unserm Vorfahren gewährt haben.“ Zugleich versprachen die Abgesandten, Frieden zu halten, die Angriffe auf russische Karawanen bei Todesstrafe zu verbieten und die gefangenen Fremden freizugeben. Von diesem Augenblicke an herrscht Ruhe in den Steppen der Ahal-Tekingen und haben die Handelsbeziehungen begonnen.

Diese Tekke-Turkomanen waren bislang gefürchtete Räuberhorden, welche an dem alten Bette des Amu-Derja hinauf bis zum Khanate Chiwa und zwischen diesem, dem Khanat Bochara und der persischen Grenze wohnen. Ihre Unterwerfung unter die russische Herrschaft bedeutet zweierlei; einmal, daß die unmittelbare russische Macht nunmehr die Khanate Chiwa und Bochara auch von Westen aus umspannt, sodann aber, daß die russische Macht auch die persische Grenze von Osten flankirt und südlich bis an die Grenze von Afghanistan (Herat) reicht. Zunächst handelt es sich allerdings um eine Wüstenei, in welcher räuberische Nomaden hausen, aber die Folgen werden darum nicht minder wichtig sein, sobald die Russen diese gefährliche Bevölkerung pazifizirt haben werden. Diese Turkomanen werden nun zunächst, wie die übrigen Steppenbewohner, in Woloste nach Anleitung der großen Steppenordnung eingetheilt, jeder Wolost mit eingeborenen Ältesten (Manapan) und Richtern versehen, und diese unter die strenge Kontrolle von militärischen Befehlshabern gestellt werden, welche die allgemeine Aufsicht über die ganz rohe Wirthschaft führen und ihren Befehlen den nöthigen Nachdruck zu verleihen in der Lage sind. Die Manapan sind dafür verantwortlich, daß der mäßige Tribut, von jeder Ribitka nach Umständen zwei, drei, vier Rubel, regelmäßig entrichtet, allem Raube und Unfuge gesteuert, die Sicherheit der Straßenzüge hergestellt werde. Allmählich werden dann die Zügel straffer angezogen, und die Russen haben bis jetzt die Erfahrung gemacht, daß die kriegerischsten und räuberischsten Stämme einer starken Macht gegenüber sehr bald sich in gehorsame und

brauchbare Unterthanen verwandeln, die als Milizen, Postillone, Geleitsmänner u. s. w. durchaus zuverlässig werden, auch, wo die Beschaffenheit des Bodens es irgend gestattet, ohne Schwierigkeit zu einem ansässigen Leben übergehen. Gelingt diese Umwandlung, so ist auch der mohammedanische Fanatismus gebrochen. Gelingt dieselbe mit den Tekke-Turkomanen, die sich der von Krasnowodzk zur Erforschung des alten Bettes des Oxus abgesendeten militärischen Expedition unterworfen haben, so ist einerseits, und das ist im Kulturinteresse höchst wichtig, die Ostgrenze von Persien, die von diesen Räubern so furchtbar verwüstet wurde, pazifizirt, und die russische Regierung kann nun von der persischen gleiche Dienste verlangen; andererseits aber sind die centralasiatischen Khanate von dem Räuberhandwerk abgeschnitten, und die friedliche ansässige Bevölkerung derselben, arischen Stammes, kann nun die Oberhand erlangen.

Diese Hoffnungen mögen immerhin sanguinische sein; Thatsache ist, daß seither von einer Beunruhigung der Russen durch die Turkomanen oder gar einer allgemeinen Erhebung in der Hyrkaniischen Steppe nicht das Geringste verlautete. Dennoch läßt sich in allerneuester Zeit, aus Anlaß des damals bevorstehenden Krieges zwischen England und Afghanistan, Professor Vambéry dahin vernehmen: „Unter den obwaltenden Umständen darf ferner nicht übersehen werden, daß die Tekke-Turkomanen der russischen Politik heute auch schon deshalb nicht mehr zugeführt werden können, weil man auf jenem Theile der Steppe seit Jahren eben dem Eintreten solcher Komplikationen entgegenzieht, von denen man die Erschütterung der russischen Machtstellung in den Khanaten erhofft. Vor drei Jahren noch, als Koschut Khan, der über seine Stammgenossen eine ziemlich feste Kontrolle ausübte, noch am Leben war, hatte man von diesen Turkomanen geradezu das Heil der Erlösung vom moskowitzischen Joch erwartet. Zwischen Bochara, Chokand, Chiwa und Merw hat sich ein reger Verkehr herausgebildet, und Koschut Khan erwartete nur auswärtige Hülfe, um den langgeplanten Angriff auf Tschekischlar zu beginnen. Heute hat Draz Ali Khan gewissermaßen seinen Einfluß geerbt, dem auch, wie man mir neuestens aus jenen Gegenden berichtet, der Chalsa von Merw zur Seite steht, so zwar, daß nicht nur die Russen allein mit ihren Kombinationen Fiasco machen würden, sondern sicherlich auch noch mehr der Afghanenkönig, Schir Ali Khan, der das tolle Unternehmen eines Krieges mit England nur zu beginnen hat, um, von Murgab angefangen, weit bis Ferrah sein Land von Turkomanen überschwemmt zu sehen.“ (Allgem. Zeitung vom 16. Nov. 1878.)

Abgesehen davon, daß es interessant wäre, zu wissen, wer aus jener Gegend dem Budapester Professor berichtet, darf sich Rußland jedenfalls mit der Erwägung trösten, daß wenn alle Voraussetzungen und Prophezeiungen des ungarischen Gelehrten gleich begründet sind wie jene letzte, daß der Emir von Afghanistan im Falle eines Krieges mit England sein Gebiet mit Turkomanenhorden überschwemmt sehen werde, es hinsichtlich der Tekke völlig beruhigt sein kann. Denn der Krieg zwischen England und Afghanistan ist seither thatsächlich ausgebrochen und nahezu beendet, es hat aber nicht ein Turkomane auch nur Miene gemacht, Vambéry's Weissagung zu erfüllen. Eben so

wenig hat eine Erschütterung der russischen Macht in den Khanaten stattgefunden, vielmehr hat dort selbst während des jüngsten Orientkrieges die tiefste Ruhe geherrscht. Eine solche Erschütterung der russischen Macht in Mittelasien wird auch bloß von seinen Gegnern in Europa, namentlich von den zahlreichen Parteigängern Englands, am wenigsten aber von den mit dem „moskowitzischen Joche“ jetzt schon vollends ausgejöhten und zufriedenen Bewohnern Turkestan's gewünscht.

**Die Eroberung des Khanates Chokand.** Kaum hatten die Russen die Züchtigung der Turkomanen vollendet, so ward ihre Thätigkeit auf einer andern Seite Turkestan's vollauf in Anspruch genommen, und die Geschichte dieser neuen Kämpfe, welche zur Eroberung und Einverleibung des Khanates Chokand führte, bildet eine so hervorragende Episode in dem rastlosen Vordringen der Russen in Centralasien, daß sie ausführlich erzählt zu werden verdient. Unzweifelhaft war sie in diesem historischen Prozesse die schwierigste und zugleich glänzendste Leistung der Russen, welche hier mit Hindernissen zu kämpfen hatten, wie nirgends zuvor in Mittelasien. Das relativ geringe Häuflein russischer Krieger stand hier einem vielfach überlegenen Feinde gegenüber, dessen Bravour und Tapferkeit jeder Gegner bereitwilligst anerkennen muß, die aber die gleichen Eigenschaften der Russen in um so höherem Lichte strahlen lassen, so zwar, daß sogar ein ausgesprochener Russophobe, wie H. Vambéry, wenngleich mit sichtlichem Widerwillen, seine Bewunderung ihnen nicht versagen kann. Um keiner Parteilichkeit geziehen zu werden, will ich mich bei Schilderung dieser Ereignisse hauptsächlich der Berichte bedienen, welche dieser magyarische Gelehrte und durchaus antirussische Politiker an seine Gesinnungsgenossin, die Augsburger „Allgemeine Zeitung“, gelangen ließ.

In dem Khanate Chokand herrschte seit geraumer Zeit ein Zustand chronischer Anarchie; denn zwischen der sesshaften Bevölkerung des Khanates, den gewerbetreibenden, aber feigen Sarten und dem aristokratischen Elemente, den nomadischen, aber tapferen Kara-Kirgisen und Kitai-Kiptschaken, wird seit Alters her ein erbitterter Kampf geführt, in welchem die Ersteren in materieller Hinsicht meist den Kürzeren zogen. Die Kiptschaken, deren kriegerischer Sinn in ganz Mittelasien bekannt und von denen Vambéry auch während seiner Reise Wunderthaten der Tapferkeit gehört haben will, spielen im Nordosten der turkestanischen Dasenländer ungefähr dieselbe Rolle, welche die Turkomanen im Südwesten inne haben. Der Unterschied, versichert er, ist nur der, daß, während turkomanische Tapferkeit sich bloß im Rauben, Plündern, in Hemmung des friedlichen Verkehrs zwischen Persien und den Oxusländern stets hervorthat, die Kiptschaken ihrerseits den friedlichen Wanderern nie etwas in den Weg zu legen pflegen, aber um so bedeutendere Faktoren in den politischen Umwälzungen des jetzigen und des vergangenen Jahrhunderts waren. Abgesehen von ihrer persönlichen Tapferkeit, soweit diese den Asiaten im Allgemeinen eigen sein kann, kommt den Kiptschaken sowol als den Kara-Kirgisen die rauhe Alpennatur ihrer Heimat zu statten, in deren Felsenregionen sie gleich Ziegen und Gemsen sich heimisch fühlen und daher von den Russen mit Recht „Dikofameni-Kirgiz“ = wildsteinige Kirgisen, genannt werden. Die Kiptschaken,

welche im Binnenlande des Karin und Kara-Deerja wohnen, aber auch außerhalb der Grenzen des letzteren anzutreffen sind, haben zu allen Zeiten als Hauptfaktoren der geschichtlichen Umwälzungen, namentlich aber im Kriege zwischen dem buddhistischen China und dem moslimischen Turan, figurirt. In der abenteuerlichen Laufbahn Baber's, der sich in Indien ein allmächtiges Reich gegründet, haben sie eine Hauptrolle gespielt; sie waren es, welche den Chinesen in den letzten hundert Jahren die Herrschaft über Ostturkestan mehrmals streitig gemacht.

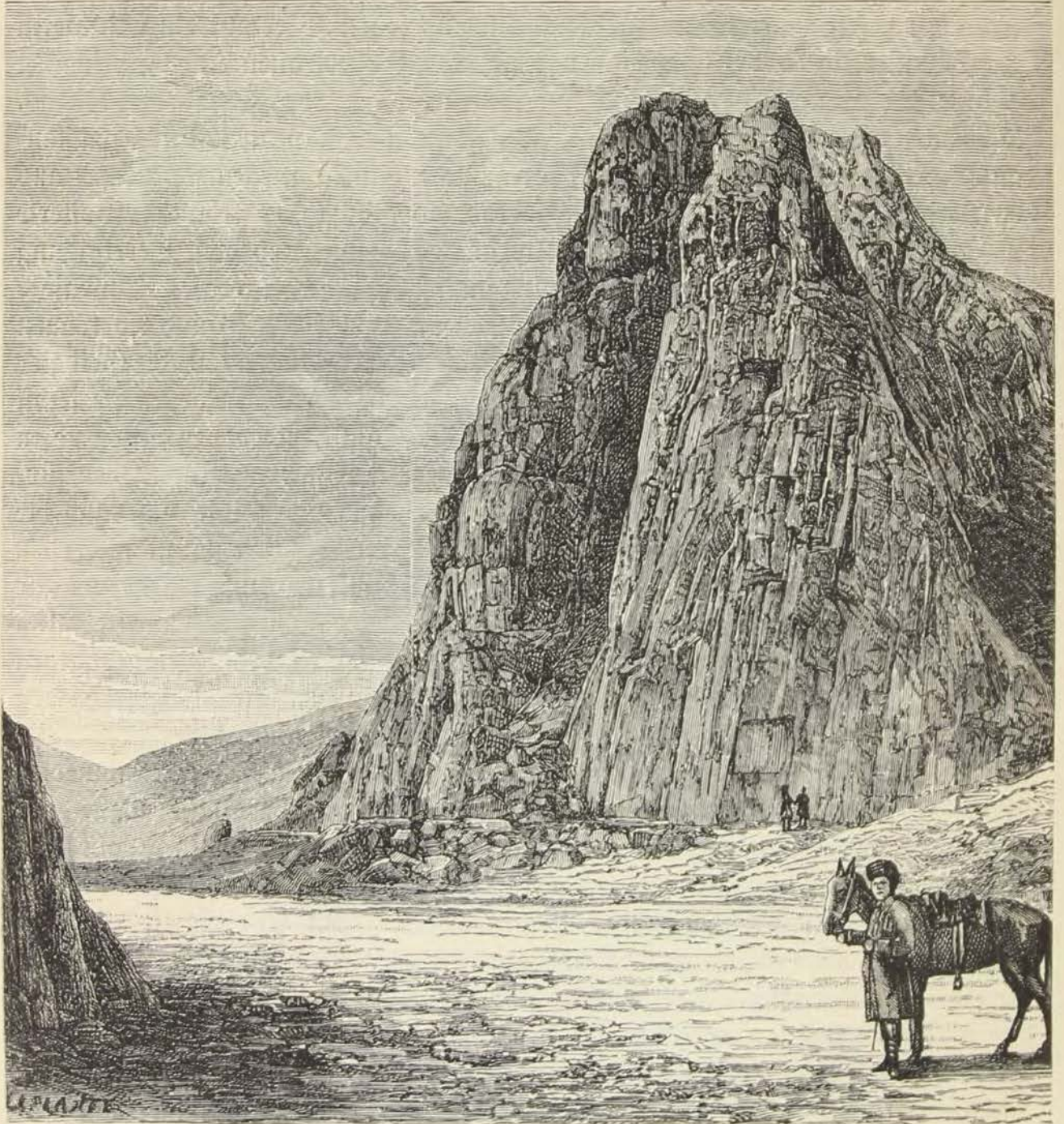
Es scheint indessen, daß diese biederen Nomaden, welche „den friedlichen Wanderern nie etwas in den Weg zu legen pflegen“, die politische Herrschaft doch bloß deshalb erstrebten, um ungestraft die friedlichen Dörfer der Garten überfallen und ausplündern zu können, ohne Widerstand zu finden. Die Geschichte Chokands ist bunt von Episoden dieses Kampfes, und um den Thron von Chokand gruppiren sich in beständigem Wechsel Vertreter bald dieser, bald jener Partei, indem sie sich bemühen, zum Nutzen ihrer Partei den Einfluß auf den Khan und die Regierung des Landes in ihre Hände zu bekommen. So hat Chudajar-Khan seinen Thron dreimal verloren und zweimal infolge von Intriguen und Umwälzungen wiedergewonnen. Schon als Knabe bestieg Chudajar-Khan den Thron von Chokand, wobei die Nomaden und ihr Führer Mussulman-Kul ihm behülflich waren; Letzterer bemächtigte sich der Macht und wurde Vormund und Erzieher des jungen Khans. Die Nomadenpartei triumphirte — aber nicht auf lange. Die Gegenpartei schloß nicht und verstand es, als der Khan 14 Jahre alt geworden, ihm Mißtrauen, sogar Furcht vor seinem Vormund einzulösen. Chudajar-Khan fing an, seine Lage, die Herrschaft der Kiptschaken und den Einfluß Mussulman-Kul's auf die Regierung als drückend zu empfinden. Mussulman-Kul merkte die Erkaltung des Khans gegen ihn rechtzeitig, entfernte sich rasch aus Chokand, wiegelte die Kiptschaken auf und nahm eine offen feindliche Stellung ein. Es begann ein erbitterter Bürgerkrieg. Diesmal wurden die Kiptschaken aber besiegt und lieferten bei ihrer Unterwürfigkeitserklärung Mussulman-Kul und die Hauptanführer des Aufstandes dem jungen Khan aus. Dieser verfuhr schonungslos gegen seine Feinde, führte Mussulman-Kul täglich in Fesseln auf einen Platz heraus und ließ vor seinen Augen gegen 600 seiner Freunde, die Aeltesten der Kiptschaken, hinrichten. Erst ganz zuletzt fiel auch das Haupt Mussulman-Kul's. Letzterer hinterließ einen Sohn Abdurhaman, den Jahren nach fast ein Altersgenosse des Khans. Ungeachtet des schrecklichen Todes des Vaters blieb Abdurhaman Freund und Jugendgenosse des Khans und stand bei ihm in Gnaden. Chudajar nahm sogar Abdurhaman's Schwester zur Frau und erhob seinen Schwager zu dem Hofamt eines „Aftabedschi“, d. h. Beckenträgers, der dem Khan das Wasser zum Waschen der Hände zu reichen hat. Seinerseits bewies Abdurhaman seinem Gönner und Beschützer alle Unterwürfigkeit und Ergebenheit. Zum ersten Mal wurde er ungehorsam, als er 1872 nach Mekka pilgerte, ohne vorher vom Khan dazu Erlaubniß erbeten zu haben. Es ist zu vermuthen, daß der Aftabedschi schon damals dem Einfluß eines andern, dem Khan vermeintlich nahestehenden Mannes unterlag, des Mulla-Issa-Mulie, eines listigen, ehr- und



habfüchtigen alten Intriganten, welcher es verstand, während einiger Jahre im Geheimen den Groll der Kiptschaken gegen den Khan zu unterhalten und sie zu einem neuen Aufstand, zu einem neuen Versuch, den früheren überwiegenden Einfluß zurückzuerhalten, vorzubereiten. Chudajar wurde über die Entwicklung dieser Verschwörung unterrichtet; man wies als auf den Hauptanstifter auf Mulla-Issa-Mulie hin, aber der schlaue und gewandte Greis verstand es, seinen Herrscher zu beruhigen und seinen Verdacht einzuschläfern. Im Sommer 1873 brach aber der Aufstand los; Kirgisen und Kiptschaken nahmen die Hauptstadt Chokand und erbeuteten dort den Schatz des Khans. Nachdem sie sich den Schatz angeeignet, nahmen sie im Gebirge den Kommandanten gefangen und schleppten ihn fort, und nunmehr stiegen sie wieder aus den Bergen in das Thal von Chokand herab. Der Schatz des Khans erleichterte die Vereinigung aller Kirgisen- und Kiptschakenstämme, und diese Vereinigung schuf eine Armee, stark genug, um den Kampf gegen die Sarbasen Chudajar-Khans zu wagen. Sehen wir den Dingen näher auf den Grund, so können wir, ohne Gefahr zu irren, behaupten, daß der Terrorismus und die Geldgier der Behörden von Chokand sich wie ein zweischneidiges Schwert gegen sie selbst kehrten und die Söhne von Individuen, die sie massakrirt hatten, gegen sie in den Kampf trieben. Die Insurrektion herrschte mit voller Gewalt in den südlichen und südöstlichen Gebirgen, und es versteht sich von selbst, daß auch die Henker des Khans nicht unthätig waren; ihre Opfer zählten nach Hunderten. Der Khan hatte es versucht, die Aufständischen durch versöhnliche Mittel zur Niederlegung der Waffen zu bewegen, und es wäre ihm dies wahrscheinlich auch gelungen, wenn er nicht in seiner eigenen Habsucht ein Hinderniß dagegen gefunden hätte. Der Khan sandte Abdurhaman zu den Kiptschaken, um den Frieden zu unterhandeln, und diese letzteren willigten nicht allein in die Begehren Abdurhaman's ein, sondern schickten noch vierzig Delegirte, um dem Khan ihre Unterwerfung auszudrücken. Abdurhaman verlangte, daß diese Delegirten mit Ehren aufgenommen und ihr Leben geschont würde; aber der Instinkt des Khans gab diesem eine andere Verhaltenslinie ein, und die Köpfe dieser vierzig Abgesandten rollten in den Staub. Das war die Ursache, daß Abdurhaman nicht mehr zum Khan zurückkehrte. Positiv wußte man schon damals, daß der Khan das gewöhnliche Verhältniß der Leibes- und Lebensstrafen beträchtlich zu erhöhen sich genöthigt sah, und daß die Rußland und dem Khan feindliche Partei in bedrohlicher Weise gewachsen war.

Dies führte im Sommer 1875 zu einem neuerlichen Aufstande, an dessen Spitze Mulla-Issa-Mulie, Abdurhaman und ein gewisser Chaalif-Nasar Perwanatschi standen. Als belebender Geist der ganzen Empörung wurde ganz besonders Abdurhaman, der Aftabedschi, bezeichnet. Während nun am Hofe Chudajar-Khans eben eine russische Gesandtschaft weilte, bestehend aus Oberst Skobelew mit 20 Kasaken nebst einigen Dschigiten und dem Diplomaten Hrn. Weinberg, ließen die Ereignisse nicht lange auf sich warten. Am 19. Juli verlautete schon: der Khanzade (Thronfolger) Nassr Eddin Sade, Chudajar's eigener ältester Sohn, habe mit den Rebellen gemeinschaftliche Sache gemacht, ja daß die Städte Dsch, Namangan, Andidschan und Assake schon in ihren

Händen seien. Durch diese Nachrichten wurden sehr begreiflicherweise die Einwohner Chofands in höchstem Grad alarmirt; die Gewölbe wurden geschlossen, alles Hab und Gut ward aus der Stadt in entferntere Gegenden gebracht, und trotz aller beruhigenden Zusagen der Derwische und der geistigen Leiter griff Alles zu den Waffen, harrend der Dinge, die da kommen werden.



Thor der Festung Samarkand.

Am 20. Juli traf die Nachricht ein, daß Sultan Murad Bey, ein Bruder des Khan und Gouverneur von Margilan, auch zu den Rebellen übergegangen sei, und daß Letztere nach der Einnahme genannter Stadt auf dem Marsche nach Ulti-Arif, sieben Meilen von Chofand, begriffen seien. Die Aufregung nahm in der Stadt selbstverständlich immer mehr zu, und als es lautbar wurde, daß die Aufständischen den Bazar plündern und die anwesenden Russen zu überfallen beabsichtigten, entschloß sich Chudajar-Khan, die Residenz, in welcher er sich unsicher

fühlte, sofort zu verlassen; und da die Russen nur in ihm den gesetzlichen Herrscher des Landes erkennen mußten, blieb ihnen nichts Anderes übrig, als ihre Kanzen zu schnüren und sich um den fliehenden Fürsten zu scharen. Den Befehl über die fliehende Truppe übernahm Oberst Skobelew mit seinen 20 Kazaken, da Chudajar-Khan sowol sich als sein Land dem Schutze der russischen Majestät anheimgestellt hatte.

Der Abzug erfolgte am 22. Juli. Die Nacht vorher hat auch Mohammed Emir Bey, der zweite Sohn des Khans, mit 4000 Mann die Stadt verlassen, um sich zu den Rebellen zu schlagen. Die Russen waren so ziemlich nur auf ihre eigene mit sich gebrachte Eskorte angewiesen, an welcher sich noch die eben dort befindlichen russischen Kaufleute, ein österreichischer Unterthan, Namens Mauer aus Wien, und ein Tatar, zusammen neun Mann, angeschlossen hatten. Zum Unglück fehlte es den Russen auch noch an genügenden Fahrgelegenheiten, anstatt der nöthigen acht Wagen konnten nur drei herbeigeschafft werden. Am selben Tage waren die Aufständischen unter Abdurhaman bis nach Karaul-Tepe, 3 Meilen von Chokand, vorgerückt. In Anbetracht dieses Umstandes ist es auch sehr zu verwundern, daß Chudajar-Khan um 10 Uhr Morgens so ganz unbehelligt fortziehen konnte, noch mehr aber, daß der kleinen Partie der Russen, trotz ausgestoßener Drohungen seitens des aufrührerischen Pöbels, inmitten der Hauptstraßen Chokands kein Leid zugefügt wurde. Allerdings haben die in eminenten Gefahr schwebenden Russen sich nicht nur umsichtsvoll, sondern auch sehr tapfer benommen.

Schon der Gang durch die mit bewaffneten Volksmassen angefüllte Hauptstadt zum Stelldichein behufs des Aufbruches mit dem Khan war äußerst kritisch. Man warf ihnen die schmeichelhaften Bemerkungen zu: „Sie werden schwerlich die Köpfe mit in die Heimat tragen.“ In noch größerer Gefahr schwebten sie auf der ersten Haltestation, wo sie von dem sicheren Tode nur durch die Warnung eines in Chokand seit lange lebenden sibirischen Flüchtlings, Namens Jewgraf, gerettet wurden. Hr. Weinberg, Oberst Skobelew und die übrigen Russen können ihre Rettung um so mehr eine wundervolle nennen, als Chudajar-Khan seine Residenz mit der Absicht verlassen hatte, auf den leisesten Wink mit den Aufständischen unterhandeln zu wollen, in welchem Falle selbstverständlich die Russen unbedingt zum Opfer gefallen wären. Daß dies nicht geschah, und daß der greise Tatarenfürst bereits das sechste Mal vor seinen lieben Unterthanen die Flucht ergreifen mußte, ist dem Eintreffen solcher Umstände zuzuschreiben, die Niemand vermuthete. Chudajar-Khan hatte nämlich in Begleitung seiner 4000 Infanteristen und 2000 Kavalleristen in der Entfernung von 8 Werst bei Gauchane Lager geschlagen, als daselbst sein letzter Schutz und seine Begleitung plötzlich Kehrt machten, den Hazred im Stiche ließen und den triumphirenden Rebellen zueilten.

Als Chudajar-Khan nun ganz allein, ohne Helfer und ohne Hoffnung auf Hülfe sich sah, blieb ihm nichts Anderes übrig, als sich den Russen in die Arme zu werfen — den Russen, die Alles in Allem aus einer Eskorte von 22 Kazaken, einigen Dschigiten und einem Offizier, natürlich einem tüchtigen wie Skobelew war, bestanden. Der Rückzug, welchen genannter Offizier mitten in

einem feindlichen Lande, wo die Rebellen in großen Haufen ihm nachsetzten, im Hinterhalte lauerten und bei jeder Gelegenheit sie zu Grunde richten wollten, grenzt ans Fabelhafte und beweist erstens die Wunder, die ein europäisch gebildeter Offizier gegen den Andrang selbst Tausender roher Barbaren auszurichten vermag; zweitens aber auch die beispiellose Feigheit der tatarischen Krieger. Dieser immensen Ueberlegenheit muß Chudajar-Khan selbst sich bewußt gewesen sein, da er im Moment der dringenden Gefahr seinen Harem mit seinem jüngsten Sohn, Urman Beg, lieber der Obhut der russischen Soldaten als seinen eigenen Dienern oder der Barmherzigkeit der eigenen Brüder überließ. Genug, die Russen sowol als der Khan kamen glücklich davon, nachdem man über Besch-arik und Schahid-Mezar das Städtchen Mehrem, den Grenzort zwischen Rußland und Chokand, erreicht hatte. Sechszunddreißig Stunden lang blieben die Russen ohne Nahrung im Sattel, von welchen noch obendrein sechs Stunden in heftigem Feuer verbracht wurden! Chudajar-Khan hatte daher vollkommen Recht, wenn er nach seiner glücklichen Befreiung an General Kauffmann folgendermaßen schrieb: „In meinem letzten Schreiben habe ich Eure Hochwohlgeboren schon benachrichtigt von meiner betrübenden Lage, welche infolge eines Wechsels meiner höheren Beamten eingetreten ist. Am 22. Juli entschloß ich mich endlich, meine Residenz zu verlassen und den herannahenden Rebellen entgegenzuziehen. Meine theuren Gäste, die H. H. Weinberg, Oberst Skobelew, sowie auch Mirsa Hafim, Perwanedshi, verließen Chokand mit mir zusammen und ungeachtet der Gefahr, welcher wir seitens der Rebellen ausgesetzt waren, wichen sie nie von meiner Seite. Während meine früheren Angehörigen und Untergebenen mich verließen und das Weite suchten, harrten die Russen treu an meiner Seite aus, und ohne sie hätte ich gewiß nicht die russische Grenze erreicht. Ja, diese Offiziere hat das Schicksal mir geschickt, und ich werde auch nie im Leben ihre mir geleisteten Dienste vergessen. Für die nächste Zukunft verbleibe ich in Chodschend, wo ich in Ruhe und Frieden lebe unter dem mächtigen Schutze des großen weißen Zaren. Ich hoffe, daß Sie, mein alter Freund, Ihren Beistand mir nicht versagen werden. Gott ist gnädig! Er wird bald unsere Zusammenkunft bewerkstelligen. Das Khanat von Chokand und ich selbst gehen in Eure Hand und Macht über.“ Datirt vom 6. Radscheb 1292, d. i. 26. Juli a. St. 1875. (Allgemeine Zeitung vom 5. Oktober 1875.)

Die chokanzischen Rebellen begnügten sich indeß nicht mit der Verjagung des ob seiner Grausamkeiten allseits verhaßten Khans, sondern die Vornehmen des Landes wählten auch Nassr Eddin, den ältesten Sohn Chudajar's, zum Nachfolger, und der neue Khan bat sogleich um die Anerkennung Rußlands. Allein der einflußreiche und fanatische Mulla-Zissa-Mulie, von dem man irrigerweise behauptet hatte, daß er ermordet sei, und die Führer der Tiptschaken, Abdurhaman und Chaalik Nasar, wollten vom neuen Khan nichts wissen. Sie riefen das ganze Volk auf zum allgemeinen heiligen Kriege gegen die verhaßten Ungläubigen (Chasat oder Ghazawat), an welchem beide Parteien, sowol die Sesshaften wie die Nomaden, Theil nahmen, indem sie die ganze Bevölkerung Kopf für Kopf aufboten. Die Feindseligkeiten eröffneten sie mit einem Einfalle in das russische Gebiet, namentlich in einige Theile des Kuraminer Kreises, wo

sie die Einwohner zur Erhebung gegen die russische Herrschaft zu bewegen trachteten. Ihr Unternehmen scheiterte indessen kläglich. Die Hauptbande, etwa 5000 Mann stark, ward geschlagen, eine andere Bande, etwa 800 Mann stark, vernichtet; noch andere Banden entkamen durch die Gebirgsschluchten und flüchteten in das Khanat Chokand zurück. Die Hauptanstrengungen der Aufständischen waren aber gegen die russisch-turkestanische Stadt Chodschend gerichtet, welche sie zu überrumpeln versuchten, um sich des dort vorläufig residirenden Chudajar-Khans zu bemächtigen. Aber auch dieser Plan schlug fehl.

Baron Nolde, der Kommandant des Chodschender Bezirkes, hatte schon am 8. August unbestimmte Berichte von einem beabsichtigten Ueberfall der Chokander vernommen und traf demgemäß seine Vorsichtsmaßregeln, indem er in den Gärten, welche die Stadt umgeben, auf dem Wege, welcher aus Chokand, und auf der Brücke, welche über den Jaxartes führt, Wachen aufstellte. Am Abend des genannten Tages hörte er schon vom Anlangen der Rebellen auf dem rechten Ufer und von ihrer Einnahme des Dorfes Samgar (im Distrikt von Kurama). Mit Tagesanbruch des 9. August zeigten sich ganz in der Nähe von Chodschend ungeheure Massen von Chokandern, welche auf besagte Stadt von drei Seiten herstürmten, und zwar von den Gärten auf der Chokander Straße, vom Dorfe Samgar und von der Seite des Mausithores. Auf diese Nachricht hin wurden die in den Gärten postirten russischen Soldaten verstärkt und unter das Kommando des Obersten Sawrinowitsch gestellt, der, kaum am Platze angelangt, den Feind, der an 10,000 Mann stark gewesen sein soll, auf der Chokander Straße mit zurückdrängte.

Um die russische Kolonie Chodschends vor den Gefahren eines etwaigen erneuerten Ueberfalls zu schützen, wurden die russischen Familien in der Festung untergebracht, zu deren Besatzung aus Kaufleuten, ihren Dienern und sonstigen Angehörigen ein Freiwilligencorps gebildet ward. Am 10. Aug. erneuerten die Chokander das Gewehrfeuer sowol auf der Chokander Straße als auch vor dem Thore von Kaufaki, aber bei weitem nicht mit der früheren Energie. Um 2 Uhr Nachmittags desselben Tages langte eine Compagnie des zweiten Linienbataillons unter dem Befehl des Majors Skarjatin an, die, unterwegs mehrmals angefallen, doch immer dem Feind Verluste beibringend, glücklich angekommen war. Am 11. Aug. früh morgens zeigten sich abermals bedeutende Feindesmassen auf dem rechten Ufer des Jaxartes, gegen die Major Skarjatin mit zwei Compagnien und zwei Geschützen ausgesandt wurde. Der Feind ergriff die Flucht, konnte aber in Ermangelung von Kavallerie nicht verfolgt werden. Am 12. Aug. wurde behufs endgiltiger Vertreibung der Rebellen eine Bewegung in der Richtung des Dorfes Kastakas, wo der Feind seine Kräfte konzentriert hatte, unternommen. An derselben betheiligten sich zwei Kolonnen, jede mit zwei Compagnien und zwei Kanonen, eine, die rechte, unter Oberst Sawrimowitsch, die andere, die linke, unter Oberstleutnant Jefremow. Erstere richtete sich gegen die Hauptmassen der Chokander (15,000 Mann stark), an deren Spitze Amljak-Khan, Kuri-chal-nazr und Mir-chan-bay standen. Die Truppenmassen der Letzteren waren in acht Kolonnen aufgestellt, die sich Anfangs ziemlich tapfer hielten, nach zwei stärkeren Granatendechargen jedoch den Rückzug in

solcher Eile antraten, daß sie viele Todte auf dem Schlachtfelde zurückließen. Oberst Sawrimowitsch verfolgte sie bis zum letztgenannten Ort, und trotzdem, daß sie durch die Gärten geschützt waren, wurden sie dennoch von dem Feuer der Russen bis jenfeit Kastakas gedrängt. Hier wurden die Russen durch ein ziemlich heftiges Feuer seitens der Rebellen überrascht — ein Feuer, welches einige russische Kanonenschüsse zum Schweigen und die Chokander zur weiteren Flucht brachte. Sie wurden bis zur Grenze verfolgt, wobei fünf Gefangene gemacht wurden. Dies Alles vollführte Oberst Sawrimowitsch während der Zeit von halb 6 Uhr Morgens bis 12 Uhr Mittags. Wie viel von den Russen gefallen seien, wäre schwer anzugeben. Bei dieser Gelegenheit wurden zwei russische Unteroffiziere, die früher den Chokandern in die Hände gefallen, befreit.

Was die von Chodschend ausgeschiede linke Kolonne anbelangt, so hatte sie sich gleichzeitig mit der rechten nach Ispisar gewandt, wo sie auf die durch die rechte Kolonne zerschlagenen Haufen des Feindes stieß. Einige leichte Granatenschüsse genügten, um die Ueberreste nach den Ufern des Jaxartes zu schleudern, und so wurde durch die vereinigte Bewegung auf Kastakas und Ispisar der Feind weit von Chodschend über die Grenze geworfen. An demselben Tage, nämlich am 12. Aug., langte auch noch von Tschkend ein Schützenbataillon an. Hiermit war nun jede Gefahr für die Einwohner beseitigt, und die russischen Familien waren aus der Festung nach ihren früheren Wohnorten gebracht. Am 13. Aug. war die Ruhe wiederhergestellt, und die Eingeborenen Chodschends kehrten sammt ihren Familien aus den Gärten in die Stadt zurück. Inzwischen raffte General v. Kauffmann an Truppen zusammen, was er irgend nur finden konnte. Auch freiwillige Reiter, denen die Greuelthaten der chokandischen Verwaltung noch im Gedächtniß waren, schlossen sich dem russischen Heere an, welches, etwa 6000—7000 M. stark, ohne Zeitverlust aufbrach. Die Vorhut wurde vom Adjutanten des Kaisers, Oberst Skobelew, geführt, welcher kurz vorher Chudajar-Khan aus Chokand nach Chodschend geleitet hatte. Diese Vorhut, 800 (8 Sotnien) Kosaken nebst wenigen Dschigiten (turkestanischen Freiwilligen), 4 reitenden Geschützen und einer Raketenbatterie, wurde auf der zweiten Etappe von der ganzen 7000 Pferde starken Reiterei der Chokanden angegriffen, jedoch hielt sie, ohne Verlust zu erleiden, den Feind bis zum Abend im Schach, worauf sich derselbe, bei Annäherung der russischen Hauptkolonne, nach dem befestigten Mahram zurückzog. Hier fand am andern Tage (22. Aug. [3. Sept.]) General v. Kauffmann die ganze feindliche Armee, etwa 30,000 Mann, in einer festen, durch Gräben und mit guter Artillerie verstärkten Stellung, welche sogleich unter Führung des Generalleutnants Golowatschew angegriffen wurde. Nachdem die Artillerie das feindliche Feuer zum Schweigen gebracht und Bresche gelegt hatte, erschallte das Kommando „*Na Schtik!*“ (Auf die Bajonnette!), und mit lautem Hurrah wurden von den braven turkestanischen Linienbataillonen die Verschanzungen genommen. Der Feind vertheidigte sich tapfer, namentlich die nach russischem (kaukasischem) Muster gekleideten Sarbasen, deren Offiziere sogar russische Achselstücke tragen. Nach einem gräßlichen Gemetzel wandten sich die Chokanden zur Flucht. Mit besonderer Geschicklichkeit trieb Oberst Skobelew, an der Spitze der Kosaken und Dschigiten, die Fliehenden zum nahen

Syr, in welchem Tausende ertranken, während viele Andere am Ufer von den nie Pardon gebenden Kosaken niedergehauen wurden. Die Niederlage war eine vollständige, die zahlreiche Armee der Chokanzen war gänzlich zersprengt. 39 Kanonen, eine Menge Feldschlangen, Tausende von Musketen und Säbeln, der ganze Train des Feindes wurde erbeutet. Den russischen Verlust giebt General v. Kauffmann auf 7 Todte an, unter denen ein Offizier und ein freiwilliger Dschigite, und 7 Soldaten nebst einem Offizier als Verwundete. Der General blieb auf dem Schlachtfeld, um die Transporte von Lebensmitteln und Munition abzuwarten und dann auf Chokand weiter zu marschiren.

Die große Gefahr, in welcher beim Beginne des sogenannten heiligen Krieges das russische Turkestan schwebte, wurde durch das rasche und energische Handeln des Generals v. Kauffmann beseitigt. Chudajar-Khan war ein abscheulicher Tyrann; mehr als 20,000 Kiptschaken hat er in den letzten Jahren hinrichten lassen, aber nichts schadete ihm mehr als sein Einverständnis mit den Russen, welchem namentlich das Gelingen des Aufstandes und der Abfall des Heeres zuzuschreiben sind. Der Aftabedschi war auch seiner Sache so gewiß, daß er die in Chodschend, Ura-Tube und Taschkend lebenden Russen brieflich aufforderte, den Islam anzunehmen oder das Land zu verlassen, wozu er ihnen selbst die Transportmittel gewähren würde. Der geringste Erfolg der Aufständischen würde eine Erhebung der fanatischen Bevölkerung in den Emiraten und den Khanaten, selbst gegen den Willen der Herrscher, zur Folge gehabt haben. Die Erhebung war gegen die Giaurs im Allgemeinen gerichtet, so daß vielleicht auch die Engländer in Hindostan in Verlegenheit gekommen wären. Mit nur 6000 Mann hat General v. Kauffmann über 30,000 Feinde besiegt und alle Gefahr beseitigt.

Noch aus dem Bivual von Mahram erließ General v. Kauffmann unterm 22. August eine Proklamation an das chokanzische Volk und „alle ehemaligen Unterthanen von Chudajar-Khan.“ Dieselben werden darin aufgefordert, die Waffen niederzulegen und nicht den Weißen Zaren zu bekämpfen, unter dessen Herrschaft es ihren Stammes- und Glaubensgenossen sehr gut ergehe. Der Schluß der Proklamation lautet: „Euer früherer Khan ist auf meinen Befehl von Taschkend nach Petersburg geschickt worden; er wird nicht mehr als euer Herrscher zurückkehren, denn es ist mir bekannt, daß Chudajar-Khan die Liebe des chokandischen Volkes nicht besaß.“ Der nun erfolgende Vormarsch gegen die Hauptstadt glich einem Triumphzuge; die hier dicht angeessene sartische Bevölkerung war sichtlich froh, von einem nahezu unerträglich gewordenen Drucke befreit zu sein. Bald kam auch der neue Khan von Chokand, Khan Sade, dem Generaladjutanten v. Kauffmann entgegen mit der Erklärung: daß er sich Sr. Maj. dem Kaiser unterwerfe und ergebe und persönlich an dem Eindringen der Chokander in unsere Besitzungen keine Schuld trage. Auch die Einwohner von Chokand erklärten ihre Unterwürfigkeit, und bald darauf ergaben sich Sultan Murat-Beg und die Einwohner von Marghilan. Im Allgemeinen konnte man sagen, die seßhafte Bevölkerung des Khanates, die Sarten, unterwarfen sich völlig und bereuten, durch die Derwische aufgeregt gewesen zu sein. Nicht allein haben viele Sarten, welche am Aufstande Theil genommen hatten, ihren

Ungehorsam mit dem Leben bezahlt, sondern es mußte auch die seßhafte Bevölkerung fast einen Monat lang die zahlreichen Karakirgisen und Kiptschaken sowie deren Pferde verpflegen. Diese beiden Völker sind bei den Sarten, welche ihnen den Namen „Pferdediebe“ geben, sehr übel angeschrieben, und die Bundesgenossenschaft war nur eine erzwungene gewesen. Auch der neue Khan zeigte, so viel dies einem Asiaten möglich, guten Willen und fügte sich den Anordnungen des Generals v. Kauffmann. Scheinbar unterwarf sich auch der Aftabedschi, denn am 31. August schon erhielt der russische Oberbefehlshaber einen Brief von ihm mit der Eröffnung: anlässlich des von den Russen über die Muselmanen erzwungenen Sieges bitte er, im Verein mit den Vertretern aller Stämme der nomadisirenden Bevölkerung des Khanats, ihnen dieselbe Ruhe zu gewähren, wie sie die Einwohner der Stadt Chokand und des ganzen Territoriums genießen, durch welches die Russen von Machram an marschirt sind. Das Schreiben trug 70 Siegel. Dessenungeachtet — und wie sich später zeigte, hatte er Recht — drang General v. Kauffmann mit der Okkupationsarmee fortwährend vorwärts und besetzte Chokand sowie den ganzen Westen des Khanats unter Anerkennung des von den Sarten oder Tadschik auf den Thron erhobenen Nassr-Eddin, mit dem ein Vertrag zu Stande kam, worin dieser bereitwillig auf den Vorschlag einging: gegen die Abtretung des von den Russen Namangan genannten Nordtheiles seines Landes Frieden zu schließen. Es ist dies derjenige Theil Chokands mit dem Hauptorte Namangan, welcher im Westen von der Station Abi Churek nach Osten hin bis zum Marynflusse sich erstreckt und ohnehin von beiden Seiten zwischen russischen Besitzungen eingekesselt war. Durch diesen Vertrag ging seit 7. Oktober 1875 alles Land nördlich des Syr-Darja und Maryn in russischen Besitz über. Diese Abmachungen erregten aber die Nomaden aufs Neue. Der verlogene Aftabedschi Abdurrhaman war schon trotz seines Briefes wiederholt den Russen feindlich gegenübergetreten; mehrmals verschwand er mitterseelenallein, um bald wieder in Begleitung vieler Tausende von Anhängern aufzutreten. So war es denn kein bloßer Vorwand, sich und dem neuen Khan vor den rebellischen Kirgisen und Kiptschaken Ruhe zu verschaffen, wie Bambergy zu verstehen giebt, welcher den Entschluß diktirte, diese in ihren eigenen Schlupfwinkeln aufzusuchen und zu züchtigen.

Dies war nun kein kleines Stück Arbeit, und hier beginnen eigentlich erst die wahrhaft glänzenden Leistungen des tapfern russischen Häufleins. Denn im Gegensatz zu den städtebewohnenden Sarten dachten die Nomaden nicht an Unterwerfung.

Dader Hauptsitz der Letzteren in Andidschan, gegenüber der neuen chokandisch-russischen Besetzung, folglich am linken Ufer des Jaxartes gelegen ist, so wurde General Trotzki mit einer entsprechenden Heeresmacht dahin beordert, und ein rasches Vorgehen war um so mehr nothwendig, als Aftabedschi hier seine Kräfte aufs Neue gesammelt und im Verein mit dem Kirgisenhäuptling Pulad-Khan, laut russischen Angaben, über mehr denn 80,000 Mann, inclusive die Andidschaner Einwohner, verfügt hätte. Andidschan, die Geburtsstadt des genialen Sultans Baber, mußte daher mit Sturm genommen werden, und dieser Sturm bildet in den neuesten Begebenheiten Centralasiens ein so wichtiges Moment, daß wir



nicht umhin können, denselben eines ausführlichen Berichts zu würdigen. Es war am 29. Sept. a. St., daß Skobelew auf Befehl Trotzki's in der Umgebung genannter Stadt eine Refognoszirung vornahm, welche Bewegung der Feind mit starkem Gewehrfeuer zu verhindern suchte. Dies verhinderte jedoch nicht, daß die nöthigen Anstalten getroffen wurden und Andidschan am nächstfolgenden Tage mit Sturm genommen werden konnte. Es betheiligten sich an demselben drei Kolonnen: 1) ein Bataillon sibirischer und orenburgischer Infanteristen von der ersten Raketendivision, eine Kanone und eine Abtheilung von 20 Sappeurs unter Befehl Skobelew's; 2) die Kolonne Baron Aminow's mit der Hauptmacht der stürmenden Heeresabtheilung, bestehend aus 2 Infanteriebataillonen, 4 Kanonen und 40 Sappeurs, bei welcher Kolonne der kommandirende General Trotzki selber sich befand; 3) die Sturmkolonne unter Kommando des Barons Meller Sakamelski, welche aus den Schützencompagnien des zweiten und des vierten Linienbataillons, aus einer Kavalleriekanone, einer Rakete und 20 Sappeurs bestand. Der Befehl über die einzelnen stürmenden Abtheilungen ward dem Grafen Borch übertragen, der während der ganzen Zeit bei der Kolonne des Barons Aminow sich befand. Sämmtliches Gepäck wurde in der Form einer Wagenburg unter dem Schutz einer Compagnie Infanteristen, zwei Kanonen und zwei Raketen zurückgelassen. In der Wagenburg befehligte Oberstleutnant Trawlow. So viel von den Einzelheiten der Vorkehrungen. Was den Sturm selbst anbelangt, so trauen wir kaum unseren Augen, wenn wir von der wahren Todesverachtung lesen, mit welcher sich die Kiptschaken zumeist hinter ihren Barrikaden, dann in den engen krummen Gassen Andidschans gegen die mit Blitzesschnelle und bekannter Ausdauer operirenden Russen wehrten. Die erste Kolonne, welche bis vor das auf einem offenen Platze befindliche Regierungsgebäude vordrang, war die des Obersten Skobelew, der auch bei dieser Gelegenheit eine feindliche Kanone in die Hände fiel. Dieser Platz wurde nun der Sammelort auch der übrigen Sturmkolonnen, die, mit gleichem Erfolg alle Barrikaden und Hindernisse beseitigend, nach kurzem Kampfe hier angelangt waren. Man gönnte sich nun eine zweistündige Rast, und schon wollten die Russen in ihr hinter der Stadt befindliches Lager zurückkehren, als der Feind, welcher sich mittlerweile gesammelt hatte, von den angrenzenden Gärten und Häusern mit einem heftigen Feuer angriff und sozusagen aus jedem einzelnen Gemache herausgetrieben werden mußte. Ueber 70 todte Kiptschaken wurden in den Zimmern und über 40 im Freien gefunden. Von den Thoren herüber, von den Dächern, von den obersten Stockwerken, von allen Seiten wurden die Russen angegriffen, und daß sie bei dieser Gelegenheit bedeutende Verluste erlitten, ist leicht erdenklich. Während hier auf dem Hauptplatze derartig gekämpft wurde, hatten die vom ersten Anprall zerstreuten Kiptschaken sich wieder gesammelt und die zerworfenen Barrikaden besetzt, welche nun von den auf dem Rückzug aus der Stadt befindlichen Russen aufs Neue gestürmt werden mußten. Die in den engen Gassen hinsausenden Geschosse bildeten einen wahren Kugelregen, hierzu gesellten sich noch die von allen Seiten geschleuderten Steine, ja mitunter stürzte aus den Häusern ein Fanatiker hervor und drang mit einem wuchtigen Prügel mitten in die Kolonne ein. Mehr als die halbe Stadt stand in Flammen,

ein dichter Qualm füllte die Straßen, in das Geknall der Flinten mengten sich die Rufe Allah! Allah! der Kiptschaken mit dem Hurrah! Hurrah! der Russen, und es ist in der That schwer zu entscheiden, wen man an diesem für Centralasien so denkwürdigen Tage des 9. Oktober mehr bewundern soll: etwa die für ihre nationale Freiheit, natürlich auch für die Zügellosigkeit, kämpfenden Kiptschaken oder die aus dem fernen Norden herbeigekommenen Eroberer?

Aber auch außerhalb der Stadt hatte der Kampf arg gewüthet. Hier war es nämlich die Reitertruppe Pulad-Khans, des Oberhauptes der Karakirgisen und Allirten Aftabedschi's, welche die von der Stadt auf eine Werst entfernte russische Wagenburg angriff, aber trotz der gewaltigen Ueberzahl nichts auszurichten vermochte und auf die ersten Salven der zurückkehrenden Sturmkolonne die Flucht ergriff. Es war ungefähr 4 Uhr Nachmittags, als die Russen, wie sich leicht denken läßt, in einem erschöpften Zustand ihre Lager bezogen. Noch an demselben Tage ließ General Trozki Andidschan bombardiren, um die Verwirrung zu vergrößern und durch große Zerstörungen den Feind einzuschüchtern. Diese wurden am darauffolgenden Tage fortgesetzt, und es hatten denn auch die Granaten, Haubizen und Raketen, wie die ins russische Lager geflüchteten Juden mittheilten, eine so entmuthigende Wirkung hervorgebracht, daß die Kiptschaken in ihrer Rathlosigkeit den ferneren Kampf aufgaben und mit riesigen Verlusten sich zurückzogen. Merkwürdig ist der Umstand, daß dieser hartnäckige Widerstand der Kiptschaken während der Abwesenheit ihres Führers Aftabedschi von statten gegangen sein soll. Ja, die Kiptschaken sollen sogar die Mitwirkung Pulad-Khans auf eigene Faust erwirkt haben. Auch von Marghilan sollen 800 Genossen sich zu den Kiptschaken geschlagen haben. Mit dieser letzteren Angabe schließt der offizielle Bericht, aus welchem die Vertheidigung Andidschans als ein solches Moment turkestanischer Tapferkeit hervorleuchtet, dem wir bis jetzt in einem nahezu zehnjährigen Kampfe gegen die eindringenden Russen noch nicht begegneten. Nur die Zahl der russischen Verluste zeugt einigermaßen gegen die allzu große Hefigkeit des Widerstandes. Die Russen behaupten nämlich, im Ganzen 12 Mann Todte und 35 Verwundete zu haben, was trotz der äußerst primitiven Waffen oder sogar der gänzlichen Waffenlosigkeit eines in engen Straßen hinter den Barrikaden sich vertheidigenden Feindes, dessen Zahl auf 70,000 angeschlagen wurde, unter allen Umständen zu gering scheint.

Aus dem Umstande, daß die Russen sich bloß ein paar Stunden in dem erstürmten Andidschan aufhielten, schließt Vámbéry, daß sie sich dort nicht länger zu halten vermochten, daher dort eigentlich statt eines Sieges eine Niederlage oder wenigstens eine Schlappe erlitten hätten, und knüpft daran recht weitgehende Betrachtungen. Nachdem er schon durch die Tapferkeit der „zumeist hinter Barrikaden“ und obendrein in zehnfacher Ueberzahl kämpfenden Kiptschaken in sprachloses Staunen gerathen, sagt er: „Wir wollen die Zahl der Kiptschaken und Kirgisen nur auf 100,000 veranschlagen, und es ist allerdings der Frage werth, ob Rußland nicht einmal zur Mäßigung gezwungen sein wird, falls diese kühnen Bergbewohner, von dem schlauen, energischen und wachsamem Emir Jakub-Khan in Sold genommen, mit modernen Waffen versehen, die Stirn bieten würden?“ Nun, dieser Fall ist nicht eingetreten, vielmehr ist der schlaue, energische

und wachsame Emir Jakub-Khan von Kaschgar, wie wir wissen, und mit ihm sein ephemeres Reich auf Rußlands Anstiften zu Grunde gegangen; selbst aber im Falle, die Dinge wären gekommen, wie Bámberý sie andeutete, so bieten doch die glänzenden Leistungen der Hand voll russischer Truppen gegen diese Uebermacht die sichere Gewähr, daß Rußland unter allen Umständen mit ihnen fertig geworden wäre. Dies ergibt sich auch aus der Schilderung der folgenden Ereignisse, in der wir mit Bámberý's eigenen Worten fortfahren.

„Noch war das Bombardement Andidschans nicht ganz verhallt, noch stieg der Rauch von den Ruinen der einst blühenden Stadt des alten Ferghana empor, als die Kiptschaken im Norden des Khanats, und zwar in Namangan, in dem unter russische Herrschaft gebrachten Theile, sich erhoben, um dem Aufgebot zum Gazawat (Religionskampf), welches ihre Anführer, als: Aftabedschi, Pulad-Beg, Karin-Chalsa u. A., erlassen hatten, Folge zu leisten. Trotz der unter den Mauern Andidschans erlittenen Verluste konnte General Trozki auf seinem Rückmarsche nach Namangan nur unter fortwährenden Angriffen vorwärts rücken. Der 3., 4. und 5. Oktober war reich an heißen Kämpfen zwischen Beiden; namentlich ist ein wilder Ueberfall in der Nacht vom 4. auf den 5. Oktober hervorzuheben. Kartätschen und Granaten thaten natürlich das Ihrige, doch, von einer Seite verdrängt und vertrieben, tauchten die Kiptschaken gar bald wieder anderswo auf, und so finden wir denn immer und ewig neue Data von gewaltsamen und nutzlosen Anstrengungen der ihrer gänzlichen Unterwerfung wol schwerlich entgehenden Kiptschaken, welche registriert werden müssen.

„Am 9. Oktober finden wir Batir-Töre, einen Parteigänger Aftabedschi's, welcher in der nächsten Umgebung Namangans, folglich unter den Augen der Russen, die Dörfer Naukend, Jeni-Kurgan und Kassin zum Aufstande bringt, demzufolge denn auch in aller Eile eine russische Heeresabtheilung unter Oberst Fride, bestehend aus dem zweiten Schützenbataillon, zwei Compagnien des siebenten Linienbataillons, einer Division der ersten Batterie und 2 $\frac{1}{2}$  Sotnien Kosaken, sich nach den revoltirten Dörfern begeben mußte. In Jeni-Kurgan stießen die Russen auf den Feind, der in großen Massen mit wildem Geschrei und betäubendem Getöse die Offensive ergriff. Nachdem das zwischen dem Feind und den Russen befindliche Solcus-Sorghumfeld durch Sappeurs gereinigt worden, war es nicht schwer, die Avantgarde der feindlichen Haufen von ihren innegehabten Anhöhen zu dem Gros der feindlichen Massen zurückzudrängen und mittels vier wohlgezielter Granaten- und Kartätschenschüsse ihnen gehörigen Respekt einzuflößen. Doch, wie gesagt, Kiptschaken lassen sich niederfeuern und stehen dennoch vom Kampfe nicht ab. Nach einiger Zeit sahen die Russen den Feind aufs Neue gesammelt, aufs Neue mußten Kartätschen und Granaten ihr Werk thun, und nur der herannahende Abend vermochte eine Pause zu bringen. Dies war bei Jeni-Kurgan, um welches herum sich gegen 5000 Kiptschaken befunden haben sollen. Die nächstfolgenden Tage brachten die Russen mit Bestrafung des aufständischen Gebietes zu: besagte Dörfer wurden gebrandschatzt, andere wieder angezündet und dem Boden gleich gemacht, und nach viertägigem Ausfluge hatte Oberst Fride schon wieder das Lager von Namangan bezogen.

„Im Zusammenhange mit dieser Expedition steht auch der Marsch des Obersten Baron Meller Zakamelski nach den Dörfern Karaskan und Kizil-Kabat, wohin sich die durch Oberst Fride zerstreuten Kiptschaken gesammelt hatten und sich aufs Neue zum Widerstand bereit hielten. Der erwähnte russische Offizier brach um Mitternacht des 13. Oktober mit zwei Compagnien des zweiten Linienbataillons und zwei Geschützen auf, und nachdem er sich in Karaskan mit der früher erwähnten ausgeschickten Abtheilung unter Kapitän Jonow, bestehend aus zwei Compagnien des ersten Schützenbataillons und der vierten sibirischen Sotnie, vereinigt hatte, zog er geradeaus auf Kizil-Kabat los. Nur am nächsten Morgen wurde der Feind auf den Anhöhen in einer Entfernung von 6 Wersten von Karaskan entdeckt. Es waren zumeist berittene Kiptschaken, von denen ein Theil die Brücke über den tiefen Kanal Jeni-Arif zerstören wollte, doch gelang es ihnen nur, die Hälfte derselben ins Wasser zu stürzen, denn sie wurden von den Russen überfallen, und als Letztere das jenseitige Ufer des Kanals erreichen konnten, war kiptschakischerseits an einen längeren Widerstand wol kaum zu denken. Oberst Meller Zakamelski trat den Rückmarsch an, noch immer aber von einigen Haufen kiptschakischer Reiter verfolgt, die sich einmal sogar auf die erste Compagnie des Schützenbataillons und auf die Schützencompagnie des zweiten Linienbataillons warfen. Es ist merkwürdig und mit meinen früheren Bemerkungen über die beispiellose Kampflust der Kiptschaken ganz übereinstimmend, daß kleine Haufen von Nachzüglern die Russen selbst bis unter die Mauern Namangans verfolgten, und sogar aus den Gärten dieser Stadt feuerte man noch auf die christlichen Fremdlinge, die es aber auch ihrerseits an Beweisen der Tapferkeit und Vorsicht nirgends fehlen ließen. Bis jetzt kamen den russischen Offizieren die im Kampfe erworbenen Ordensbänder auffallend billig zu stehen — im Kampfe gegen die Kiptschaken aber sind ihre Vorbern jedenfalls verdient.

„Und ist es nicht merkwürdig, daß trotz all dieser russischen Erfolge Batir-Töre noch immer nicht entmuthigt und der Geist der Kiptschaken nicht gebrochen war? Am 22. Oktober verlautete es in Namangan, daß der erwähnte Häuptling im Verein mit Sultan Panjad und Chudajar-Mirza in dem befestigten Orte Töre-Kurgan (Prinzenfestung) aufs Neue Streitkräfte sammle, und daß auch vom linken Ufer des Jaxartes, namentlich von den Dörfern Kirgiz-Kurgan, Pap und Seng, neue Anhänger sich zu ihm geschlagen hätten. Auch verlautete es noch obendrein: Pulad-Beg stehe in Baliktshi mit bedeutenden Feindeshaufen, welche letztere Nachricht sich aber später als unrichtig erwies, während die Konzentrirung der Kiptschaken in und um Töre-Kurgan bestätigt wurde. Gegen diesen Ort zog nun General Skobelew aus Namangan mit einer Heeresabtheilung, bestehend aus der 1. und 2. Compagnie des 2. Schützenbataillons, der Schützencompagnie des 2. Linienbataillons, einer Division berittener Artillerie und aus 1½ Sotnien Semirjetschensker Kosaken. Die Russen gingen auf der Landstraße über Kassan nach besagter Festung und fanden dieselbe auch wohlgerüstet zum hartnäckigsten Kampfe bereit. Der Zugang stand weithin unter Wasser, die Gräben wühlten die Wege auf, die Straßen, welche zur Citadelle führten, waren verbarrikadirt, und es waren sogar in den Mauern der

Gärten Schießlöcher angebracht. Von den aufsteigenden dichten Staubwolken konnten die Russen auf eine große Anzahl von Feinden schließen — man behauptet: es seien ihrer 7—10,000 Mann gewesen — welche überall die Höhen besetzt hatten und nur nach langen harten Kämpfen von denselben verdrängt werden konnten. Es war von diesen Anhöhen aus, daß der russische General Töre-Kurgan zu nehmen dachte; und nachdem er eine Wagenburg errichtet und dieselbe der Obhut des Leutnants Schlichten anvertraut hatte, ging er unter ununterbrochenem Kampfe, bei welchem Kartätschenschüsse in den dichten Feindeshaufen eine Gasse öffnen mußten, auf besagten Ort los, nachdem die Artillerie Töre-Kurgan an mehreren Punkten angezündet und die aufsteigenden Flammen den Russen gleichsam als Signale zum Sturme dienen konnten. Die Hauptkolonne bildete die 1. Compagnie des 2. Schützenbataillons unter Leutnant Baron von der Briggen, auf den unmittelbar der russische Kommandant selber folgte, und da die Straße ziemlich weit war, so konnten sich berittene Kosaken am Angriff betheiligen. Das Gewühl und Gedränge, das Gemetzel und Morden, welches sich hier ereignete, war um kein Haar weniger schauerlich als bei dem Sturm auf Andidschan. Auch was die ferneren Vorgänge anbelangt, glich der Kampf in Töre-Kurgan dem von Andidschan; die Russen nämlich konnten sich nicht halten, und da den in den Häusern verborgenen feindlichen Schützen, welche auf die Russen gemächlich zielen konnten, nicht beizukommen war, beschloß General Skobelew, auch von hier den Rückmarsch anzutreten, welcher denn auch, ganz unter ähnlichen Verhältnissen wie in Andidschan, nämlich mit äußerster Anstrengung, vollzogen wurde. Rechts und links pfliffen ununterbrochen die kiptschakischen Kugeln über die auf dem Rückmarsch befindlichen Russen, die Schritt für Schritt, nach allen Seiten hin feuernd, sich langsam bewegten und obendrein noch mit Kartätschen- und Granatschüssen durch die massive Wagen vor sich herschiebenden kiptschakischen Haufen sich ihren Weg zu bahnen hatten. Auch die Eskorte der Wagenburg hatte zu gleicher Zeit einen harten Strauß zu bestehen, aus dem sie aber glücklich hervorging. General Skobelew wollte sich nun, nachdem er seinen Plan hinsichtlich der Okkupation von Töre-Kurgan vereitelt sah, auf das Dorf Kidscha, eine Hauptüberfuhr am Jaxartes, werfen, um hierdurch eine Kosakeneskorte, welche dem nach Chodschend hinziehenden General v. Kauffmann das Geleite gegeben hatte und nun auf dem Rückmarsch sich befand, von einem feindlichen Ueberfalle zu retten. Diese Absicht gelang auch vollkommen. Skobelew hielt in Dschust am 24. Oktober einen Rasttag, und er wollte eben seinen Weg nach Namangan fortsetzen, als er am 25. Oktober, eine halbe Stunde nach Mitternacht, von einem Sturme der Kiptschaken auf das sicher geglaubte Namangan Kunde erhielt — auf Namangan, dessen Fall für die Russen verhängnißvoll werden konnte.

„Hier nämlich, in diesem Centrum des neu acquirirten Territoriums, wollten die Russen die vorgefundene Citadelle in Vertheidigungsstand versetzen. Gegen 1000 Tagelöhner arbeiteten täglich an den Schanzen und Mauerarbeiten. Plötzlich nach dem Abmarsch Skobelew's nach Töre-Kurgan nahm die Zahl der Arbeiter bedeutend ab, und Tags darauf hörten die Russen schon in den Straßen Spaten- und Hauenklänge, was auf Verbarrikadirung schließen ließ,

mitunter auch einzelne Schüsse, welche sie über den Ausbruch des Aufstands in keinem Zweifel ließen. Es war am 24. Oktober (5. November) 9 Uhr Morgens, als gegen 5000 Namanganer von drei Seiten her auf die Citadelle sich warfen; nur die vierte Seite, welche mit dem russischen Lager außerhalb der Stadt kommunizirte, wurde frei gelassen, auf welches Lager sich denn auch Batir-Töre mit seinen Kiptschaken warf. Die feindlichen Massen, welche gegen die Citadelle von drei Seiten anstürmten, sollen mit ihren Posaunen und Trompeten, mit Geschrei und Gebriüll einen Höllenlärm verursacht haben. Das scheußliche Konzert tatarischer Kehlen verstummte aber bald vor dem mächtigen Donner der Kanonen. Nach den ersten Kartätschenschüssen, welche in einer Entfernung von 70 Schritten auf den Feind abgefeuert wurden, war die Esplanade vor der Festung im strengsten Sinne des Wortes mit Leichen bedeckt. Oberstleutnant Garnowski, welcher die Citadelle befehligte, ließ nun seine verheerenden Geschütze auf die nächstgelegenen Häuser spielen, während die Sappeurs nach zweimaligen Ausfällen die Esplanade vom Feinde gänzlich reinigten, und so wurde dessen verzweifelter Anfall gebrochen. Von erneuertem Sturm war wol keine Rede mehr, doch das Flintenfeuer wurde in den Straßen bis zum späten Abend fortgesetzt. In ähnlicher Weise mißlang den tapferen, aber infolge der Waffenungleichheit nutzlos sich hinopfernden Kiptschaken der Sturm auf das außerhalb Namangans befindliche russische Lager. Baron Meller Zakamelski warf den Feind, wie überall, mit der Artillerie zurück und benutzte zugleich die Gelegenheit, mittels Bombardirung des zwischen der Citadelle und dem Lager befindlichen Theils der Stadt an der Stelle des früheren engen und krummen Weges eine breite Straße zu öffnen.

„In Namangan selbst wüthete indessen der Kampf noch immer fort. Man errichtete Barrikaden, warf Schanzen auf, und nur nachdem Baron Meller Zakamelski, mit der Garnison der Citadelle sich vereinigend, den Bazar, ja die ganze Stadt in Brand gesetzt und den Feind immer mehr und mehr von der Esplanade zu verdrängen vermochte, dann erst war den Russen der Sieg gesichert. Mittlerweile war auch General Skobelew angelangt, und es galt nun, die feste Position der Kiptschaken am Sai-Boi (entlang des Baches — Name eines Kanals im Namangan) zu nehmen — eine Stellung, welche Batir-Töre und Newlew-Ischan mit 10,000 Kiptschaken inne hatten. Am 27. Oktober 9 Uhr Morgens begann die heftige Kanonade der Russen von zwei Seiten aus, welche bis halb 11 Uhr ununterbrochen fortgesetzt wurde und auf die von der Ferne aus jeder Gegenwehr unfähigen Kiptschaken allerdings von verheerender Wirkung sein mußte. Kein Wunder daher, daß sie beim Eintreffen der ersten russischen Sturmkolonnen trotz der unbefiegbaren Kampflust, trotz der oft bezeugten Todesverachtung das Feld zu räumen gezwungen waren. Die Stadt wurde daher von den Russen fast ohne Kampf genommen, da Krieger und Einwohner von nun an, durch die ungeheuren Verluste eingeschüchtert, das Weite suchten. Wie viele Todte und Verwundete die Kiptschaken in diesen mehrtägigen Gefechten hatten, wäre schwer zu bestimmen, ihre Zahl wird sich aber nicht auf Hunderte, sondern auf Tausende belaufen. Die russischen Waffen bewerkstelligen keine Schlachten, sondern Gemetzel und Hinjchlachten. Das Los der

Kiptschaken und Karakirgisen, die auf einer niederen Stufe der asiatisch-moslemitischen Bildung stehen, mag Vielen gleichgiltig sein; doch, glaube ich, wird ihr Heroismus, mit welchem sie ihren Herd, ihre Heimat vertheidigten, die Bewunderung, unter allen Umständen aber das Mitleid selbst des verstocktesten Materialisten erwecken. Im zusammengeschossenen und über den Haufen geworfenen Namangan war es nunmehr ruhig — allerdings eine Grabesruhe, eine Todtenstille!“ (Allgemeine Zeitung vom 11. Januar 1876.)

Aus anderweitigen Berichten erfahren wir, daß die Beschießung Namangans mit sechzehn Geschützen stattgefunden hat und die Verluste des Feindes 3800 Mann betragen. Die Russen hatten an allen fünf Kampftagen an Todten 6 Mann, an Verwundeten 4 Offiziere und 34 Mann, was abermals nicht für einen angeblich so furchtbar heftigen Widerstand der Kiptschaken spricht. Wenn Vámbéry nun klagt, zwei Hauptstädte des alten Ferghana lägen in Schutt und Asche, so ist dies cum grano salis zu verstehen; von Namangan ward blos der von Kiptschaken besetzte Stadttheil zerstört, denn in den unverfehrt gebliebenen massiven Gebäuden der Stadt bezogen die Russen Winterquartiere. Wol aber war inmitten dieser Wirren der Emir Nassr-Eddin im Rücken der Russen in seinem befestigten Palast angegriffen, zur Flucht und zum Uebertritt auf russisches Gebiet gezwungen worden, so daß das Land nun ohne rechtmäßige Regierung und alle Erfolge der Russen dadurch wieder in Frage gestellt waren. Richtig ist ferner, daß auch die Reihe der kriegerischen Ereignisse noch keineswegs abgeschlossen war. Selbst nach der Beschießung Namangans hatte Oberstleutnant Bitschugin einige Zusammenstöße mit kiptschakischen Streifpartien, welche die Straße nach Chokand und Taschkend hin unsicher machten. Eine andere Bande von circa 2000 Mann hatte sich einen Tagemarsch vor der von den Russen besetzten Festung Mahram gesammelt, wurde aber vom Kommandanten der Festung, Major Rodsjauks, geschlagen. Die Hauptmacht der Nomaden zog sich indessen ins Gebirge zurück. Hier rührten sie unter Erweckung des religiösen Fanatismus die Werbetrommel, selbst zu den Kirgisen auf der Indien zugekehrten Seite des Künlungebirges kamen ihre Abgesandten; der englische Gesandte Shaw beobachtete unter ihnen auf seiner Südreise von Yarkand eine große Unruhe. Wegen aller dieser fortgesetzten Beunruhigungen trug Generalgouverneur v. Kauffmann dem Kommandanten des Distriktes Namangan, Generalmajor Skobelew, auf, gegen Ende des Dezember 1875 (a. St.) einen Streifzug in die Landschaft Eki-Su-Krassy zwischen den Flüssen Maryn und Kara-Darja, welche der Hauptsitz der Kiptschaken ist, zu machen, um sie zu züchtigen, und zwar in dieser winterlichen Jahreszeit, damit sie nicht aus ihren Niederlassungen in die verschneiten Gebirge ausweichen könnten. Nach dieser Operation sollte sich Skobelew wieder gegen Andidschan wenden, die feindlichen Streitkräfte vernichten oder doch zerstreuen und so die Ruhe im Lande herstellen.

Generalmajor Skobelew brach am 25. Dezember (5. Januar) mit 2800 Mann von Namangan auf, ging über den Maryn und langte am 7. Januar 1876 n. St. am Kara-Darja an. Er sandte eine Kolonne zur Rekognoszierung am Ufer voraus; dieselbe stieß bald auf den Feind, der in beträchtlicher

Stärke bei Margilan und Andidschan stand. Die Russen drangen nun am Kara-Darja vorwärts und zerstörten die verlassenen Kiptschakendörfer; die Kiptschaken selbst suchten durch Plänkeleien den Vormarsch der Russen zu stören und aufzuhalten, zogen sich aber immer mehr auf Andidschan zurück, wohin auch die bei Margilan versammelten Scharen nachrückten. Trotz einer Kälte von 15 Grad R. setzten die Russen am 10., 11. und 12. ihren Marsch fort und zerstörten alle Niederlassungen, welche sie auf ihrem Wege fanden, auch Baitob, einen Hauptsitz der Kiptschaken. Nun bat ein Theil der Bevölkerung durch Abgesandte um Schonung; Generalmajor Skobelew sagte dieselbe zu, wenn die Kiptschaken zum Beweise ihrer völligen Unterwerfung die Anstifter des Glaubenskrieges ausliefern würden. Am 12. und 13. Januar holte die russische Reiterei retirirende Kiptschaken ein, verfolgte sie bis zum Dorfe Jangisabaka und tödtete ihnen viele Leute. Als der Generalmajor Skobelew das rechte Ufer des Kara-Darja in dieser Weise gesäubert hatte, ging er am 14. bei Sarhab über den Fluß und errichtete ein besestigtes Lager. Die Refognoszirungen wurden nun auf dem linken Ufer fortgesetzt, wobei es abermals zu Zusammenstößen mit den Kiptschaken kam. Die Dörfer, welche sich unterwarfen und die auferlegte Kriegsteuer bezahlten, wurden verschont.

In Andidschan hatte indessen der Chokanzenführer Abdurrahaman-Aftabedschi beträchtliche Streitkräfte versammelt, nach glaubwürdigen Berichten 10,000 Reiter, 5000 Serbazen und 15,000 Mann mit Flinten bewaffneten Landsturmes. Der russische General erkannte, daß er das Ansehen der russischen Macht sowie die bereits erreichten Resultate schwer gefährden würde, wenn er über den Karyn ginge, ohne diese feindliche Streitmacht zu zerstreuen und der Stadt Andidschan eine exemplarische Züchtigung angedeihen zu lassen. Er beschloß daher am 15. Januar, zum Bombardement zu schreiten; am 19. Januar 1876 waren die Vorstädte gestürmt und die Batterien zur Beschießung der Stadt aufgeföhren, 500 Geschosse wurden in die Stadt geworfen und diese dann zwei Tage später, am 9./21. Januar, ohne Kampf besetzt. Nun zertheilte sich die russische Kolonne; die Elitetruppen suchten die Gegner in ihren Gebirgslagern auf, zumal abermals Nachrichten von aggressiven Unternehmungen Abdurrahaman-Aftabedschi's einzulaufen begannen. Am 18./30. Januar traf die Meldung ein, daß Aftabedschi mit 15,000 Bewaffneten 10 Werst von Andidschan stehe, in der Stadt einen Aufstand vorbereite und das Detachement zu überfallen beabsichtige. Auf diese Nachricht hin rückte Generalmajor Skobelew mit zwei Compagnien, 120 berittenen Schützen und eben so vielen Pferdeführern und Ordnungsmannschaften, fünf Sotnien, vier Geschützen und einer Raketenbatterie auf dem Wege nach Assake vor. Unweit der Stadt wurde der Feind entdeckt und ihm auf den Fersen rückte Generalmajor Skobelew mit seinen Truppen in Assake ein. Da man die Brücken über den kleinen Gebirgsbach in der Stadt zerstört fand, beschloß Generalmajor Skobelew mit Artillerie die Stadt, die Citadelle und die von feindlichen Massen stark besetzten Höhen. Das Detachement durchwatete darauf den Bach anderthalb Werst oberhalb der Stadt und machte einen Sturmangriff auf die Höhen. Der Feind wurde geworfen, wiederholte Angriffe seiner Reiterei



zurückgeschlagen; als bei der Verfolgung gegen Margilan zu vier Werst zurückgelegt waren, tauchte aus den Gärten eine Kolonne von 800 Mann regulären feindlichen Fußvolkes auf, die von zwei Kosakensotnien angegriffen und vernichtet wurde. Jenseit Niasbatyr wurde die weitere Verfolgung aufgegeben; das Detachement kehrte nach Assake zurück, nahm dasselbe ohne Schwertstreich ein und bezog das Nachtlager in der Citadelle. Die Einwohner waren geflüchtet. Die Russen hatten 11 Verwundete; dagegen waren die Verluste des Feindes beträchtlich, indem allein 400 Leichen auf dem Plage blieben.

Der Eindruck des Sieges von Assake war ein gewaltiger. Schon am folgenden Tage trafen Deputationen mit Gnadengesuchen aus Scharichan und der Umgegend von Margilan ein. Am 19./31. Januar Abends kehrte das Detachement nach Andidschan zurück und am 20. Januar (1. Februar) sandte Aftabedschi Bevollmächtigte ab, um wegen der Uebergabe zu unterhandeln. Am 24. Januar (5. Februar), nach einer persönlichen Unterredung mit dem General Skobelew in Hindu-Kuschlak, 8 Werst von Andidschan, ergab sich Abdurrhaman-Aftabedschi und empfahl sich der Gnade Sr. Majestät des Kaisers. Mit ihm ergaben sich auch die Hauptansführer Batyr-Tjura, Isfandiar, Chaalif-Nasar-Parwanatschi, Kasimbek-Ischan-Agassi, Normahomed-Dodcha und Andere, im Ganzen 26 Personen mit 400 bewaffneten Dschigiten. Um die errungenen Vortheile vollständig auszunutzen, blieb Generalmajor Skobelew mit seinem Detachement vorläufig noch in Andidschan. Auch von Fulat-Beg erschienen Abgesandte, um Unterhandlungen einzuleiten. Die Stadt Andidschan zahlte die auferlegte Kontribution und es gingen 33,000 Rubel sofort ein; sämmtlicher Bedarf für die Truppen ward von der Stadt pünktlich geliefert.

Am 29. Januar (10. Februar) ging dem Generaladjutanten v. Kauffmann in St.-Petersburg aus Taschkend vom Generalleutnant Kolpakowski eine Depesche folgenden Inhalts zu: „Abdurrhaman-Aftabedschi hat an Ew. hohe Excellenz das nachstehende Telegramm gerichtet: „In der Erkenntniß meiner Ohnmacht gegen die tapferen und unbefiegbaren Krieger des Weißen Zaren und in dem Wunsche, dem Glende des Krieges ein Ende zu machen, das mein Vaterland zu Grunde richtet, habe ich mich dem General Skobelew ergeben und hoffe auf die Gnade des in der ganzen Welt mächtigen Weißen Zaren. Ich wende mich hierbei an Sie als den gütigen Beschützer des Landes, mit dem vollen Vertrauen, daß Sie mich vor Unheil bewahren werden. Dem Versprechen, das mir General Skobelew gegeben, glaube ich und hoffe, daß auch Sie demselben gnädige Beachtung schenken werden. Siegel Abdurrhaman-Aftabedschi's.“ General Skobelew berichtet, daß er die persönliche Sicherheit Aftabedschi's und seiner Familie gewährleistet und Abdurrhaman-Aftabedschi seinerseits alle Zusagen ehrlich erfüllt hat.

In der Person des Aftabedschi-Abdurrhaman war den Russen der Hauptwühler und zäheste Anstifter immer neuer Erhebungen und kriegerischer Verwicklungen in die Hände gefallen. Seit dem 25. September 1875 hatte er den Gazawat entzündet und nützte er die Volksleidenschaften aus, indem er sie auf ein Ziel leitete: den erbitterten Kampf gegen die Ungläubigen. Der Einfluß dieses energischen jungen Agitators war ein solcher, daß er trotz einer

Reihe von Mißerfolgen und Niederlagen nicht schwächer ward. Mit einem Feszen der Fahne Mohammed's, welche ihm auf dem Grabe des Propheten eingehändigt worden, elektrisirte er das Volk durch sein Auftreten und erschien, unter dem Vortheil einer fast unzugänglichen Gegend, als Rußlands gefährlichster Gegner in Mittelasien. Abdurrahaman ward nach Orenburg gesandt und die Ruhe hätte nun ziemlich hergestellt werden können, hätte nicht der zweite Chef des jüngsten Aufstandes und Anführer der Karakirgisen, der oben genannte Zulat-Beg oder Pulad-Khan, noch in den östlichen Theilen des Khanates agirt. Dieser Mann war merkwürdigerweise erstens gar kein Chokander, zweitens kein Karakirgise und drittens nichts als ein geschickter Usurpator, der vom bescheidenen Geschäfte eines Tabakkrämers zum hohen Range des Generalissimus sich plötzlich emporgeschwungen. Nach Bámbergy ging die Sache folgendermaßen zu.

Asiaten können bekanntermaßen selbst in ihren Revolutionen streng legitimistische Tendenzen nicht aus den Augen verlieren, und als man in Chokand den morschen Herrscherstuhl Chudajar-Khans über den Haufen werfen wollte, fiel es den Führern der Bewegung ein, daß von dem fürstlich chokandischen Geblüte noch ein Sprosse, ein gewisser Pulad-Khan, auf Gottes Erde sich herumtreibe, ja daß dieser in Samarkand sich aufhalte und demgemäß ihren Umsturzplänen gar bald zweckdienlich sein könnte. Gesagt, gethan: eine Deputation aus angesehenen Kiptschaken und Karakirgisen machte sich schnell auf den Weg zur alten Residenz Timur's; nur vergaßen die guten Leute, daß heute dort ein Romanow herrscht, der, selbst ein Prätendent auf den Thron von Chokand, das Aufkommen eines Rivalen jedenfalls verhindern möchte und zu verhindern im Stande sein würde.

Von diesem Fehlgriffe scheint man sich indessen nur unterwegs überzeugt zu haben, und da man sich einmal auf der Fürstenjagd befunden hatte und ohne Fürsten keinesfalls heimkehren wollte, so begnügte man sich damit, in der Stadt Biskent (sonderbarerweise auch die Geburtsstadt Jakub-Beg's) einen Pseudoprätendenten aufzufinden, und zwar in der Person des erwähnten Tabakhändlers, eines Mannes Namens Mollah-Ischak, der mit dem mittlerweile nach Tashkend in russische Haft gebrachten Pulad auffallende Aehnlichkeit hatte. Der Pseudo-Pulad ging also von seinem Gewölbe im Bazar schnurstracks zur Würde eines Thronprätendenten über. Merkwürdigerweise hatte der Mann das Zeug dazu, sich nicht nur als Sprosse eines königlichen Hauses zu geriren, sondern sich bald überall der Popularität und Beliebtheit zu erfreuen. Es gelang ihm, den Sohn des ehemaligen Fürsten von Ura-Tepe an seine Seite zu ziehen, eine bedeutende Steitmacht auf die Füße zu bringen, namentlich aber war ihm besonders der Karakirgisenstamm Kirf-Jüz zugethan, und trotzdem daß er bei der geplanten Eroberung der Festung Lailak eine bedeutende Niederlage erlitt, spielte er dennoch bei dem Sturze Chudajar-Khans im Sommer des Jahres 1875 eine bedeutende Rolle.

Als Kassr-Eddin, der Sohn des Letztgenannten, den Thron bestieg, gedachte der Pseudo-Pulad durch eine fingirte Submission seine Zwecke zu befördern; er wurde jedoch arretirt, entkam aber eben so schnell und fuhr

eine lange Zeit fort, die Rolle eines chokandischen Fürstensohnes zu spielen, der mit dem Aufgebot aller Kräfte und mit der warmen Unterstützung der leichtgläubigen Nomaden die Vertreibung und Vertilgung des ungläubigen Uruß im Schilde führt. Nachdem im Winterfeldzuge 1875/1876 der Aftabedschi seine letzten Karten ausgespielt, kam erst die Reihe an Pulad.

Der Tabakshändler ließ sich öffentlich als Herrscher von Chokand erklären, und obwol es schwer ist, zu bestimmen, ob Furcht oder Sympathie die Städtebewohner ihm während seiner kurzen Regierungszeit zur Seite hielt, so ist es doch sicher, daß er über eine große Partei verfügte, ja sich vielleicht eine längere Zeit hätte behaupten können, wenn ihm die Russen nicht sofort auf den Fersen gefolgt wären. Dem Baron Meller Sakamelsti fiel das schwere Amt zu, den Flüchtigen über Stock und Stein, über Schluchten und Thäler zu verfolgen. Diese Hetzjagd auf feindlichem Gebiete — nur von russischen Soldaten ausführbar — gelang denn auch, denn trotz mehrmaligen Entrinnens wurden die Russen des verwegenen Abenteurers dennoch habhaft, und so ward er vom Throne auf den Galgen gebracht, nachdem er früher die unter seiner Eskorte befindlichen russischen Soldaten hatte hinrichten lassen.

So endete der kühne Tabakshändler aus Piskent! (Allgem. Zeitung vom 21. April 1876.)

Nach der Vernichtung dieser Gegner wurden die russischen Abtheilungen wieder gesammelt und der Marsch gegen die Hauptstadt angetreten, wohin der auf russisches Gebiet geflüchtete Emir Nassr-Eddin von einigen Einwohnern zur Rückkehr eingeladen worden war. Nassr-Eddin fand aber nur deshalb bei den Sarten Anhang, weil man ihnen eingeredet hatte, es sei der Wunsch Rußlands, ihn auf den Thron zu heben. Als sie das Irrige dieser Ansicht erfuhren, erklärten sie sich sogleich für den weißen Zaren und ließen Generalmajor Skobelew wissen, er möchte kommen und von der Hauptstadt Besitz nehmen. Dies fand auch am 8./20. Februar statt. Der Khan Nassr-Eddin, welcher noch einen letzten Versuch machen wollte, den Krieg fortzusetzen, wurde von den Seinigen verlassen und auf Skobelew's Befehl nach Taschkend geschickt.

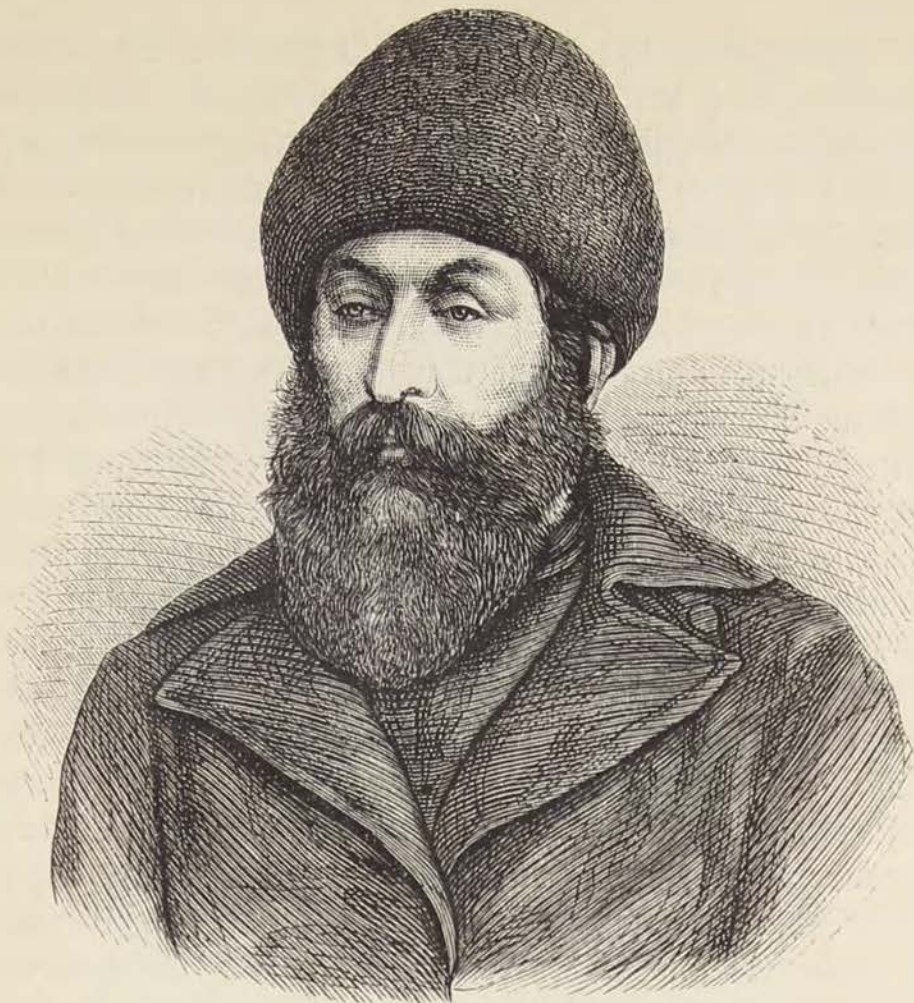
Gleich nach der Ankunft des interimistischen Generalgouverneurs Generalleutnant Kolpakowsky in Chokand erschienen bei ihm die Ältesten der Bevölkerung und baten ihn, das Khanat an Rußland anzuschließen. Kolpakowsky, nachdem er telegraphisch die Genehmigung des Kaisers eingeholt hatte, nahm die Chokander als russische Unterthanen auf und sicherte ihnen im Namen des Kaisers die Aufrechterhaltung ihrer Religion, ihrer Gesetze und ihres Eigenthumes zu. Am einundzwanzigsten Jahrestage seiner Thronbesteigung erhielt der Kaiser ein Telegramm, in welchem ihm seine neuen Unterthanen für die ihnen erwiesene Gnade dankten. So konnte denn mit Ufas vom 2. März (19. Februar a. St.) 1876 Chokand, unter Wiederaufhebung der alten Bezeichnung Ferghana, dem russischen Staate kraft des Rechtes der Eroberung einverleibt werden. Dieser Anschluß des herrlichen Thales von Chokand an das russische Reich ist wirklich einzig und allein auf den dringenden Wunsch der ansässigen Bevölkerung, namentlich der Sarten und Usbeken, erfolgt. Von den Nomaden geplündert, von den Khanen und Begs gemißhandelt, blickten die

Sarten und Usbeken schon seit Jahren mit Neid und Sehnsucht auf ihre Brüder im russischen Turan, welche in Ruhe und Frieden leben und sich unter glücklichen Verhältnissen entwickeln. Auch hier haben ja noch vor acht und zehn Jahren die Begs des Chokanden-Khans und unter ihnen der jetzige Emir von Dschitichar, Jakub, mit großer Willkür gehaust.

Hatten sich auch die Sarten und Usbeken in den Städten und Dörfern, das heißt der bedeutendste Theil der Bevölkerung, unterworfen, so blieben noch mehrere hunderttausend Nomaden und Halbnomaden: Kiptschaken und Kirgisen, übrig, welche zwar besiegt, doch die russische Herrschaft noch nicht anerkannt hatten. Diese Gegner machten noch einen Versuch, die russischen Gebirgsthäler östlich von Samarkand aufzuwiegen, wo jedoch der rasche Vormarsch russischer Truppen ihre Sendboten verscheuchte; ebenso enttäuscht wurden sie in Karategin, welches Ueberläufer auslieferte anstatt übernahm, um den neuen mächtigeren Nachbar nicht zu erzürnen. Im März 1876 erhoben sich einige hundert Kirgisen des Grenzdistriktes von Tschimin; sie riefen einen gewissen Chudai-Kula zum Khan aus und verkündigten wieder den heiligen Krieg gegen die Giauri. In großer Eile besetzten die Aufständischen die Kischliaks Schagimardan, Piangar und Wadie, wo sich ihnen einige Leute anschlossen.

Ohne zu säumen, schickte der stellvertretende Generalgouverneur Generalleutnant Kolpakowsky den Generalstabs-Obersten Korolkow ab, um den Aufstand zu unterdrücken. Korolkow nahm 55 berittene Schützen, die 3. Compagnie des zweiten Schützenbataillons, eine Sotnie Kosaken und ein leichtes Geschütz mit sich, im Ganzen etwa 300 Mann. Nach einem Marsche von 140 Werst (20 Meilen), welche in einem Tage zurückgelegt wurden, überraschte die kleine Truppe die bei Karafia in einer guten Stellung befindlichen Empörer. Nach kurzem, aber erfolgreichem Gewehrfeuer stürmten die Schützen die Stellung des Feindes mit dem Bajonnet; auf dem Rückzuge wurden die Kirgisen von den Kosaken aufgenommen, welche sie in völlige Flucht trieben und noch 15 Werst weit verfolgten. Der Feind ließ an 100 Tode und Verwundete auf dem Felde. Gleich nach der Niederlage baten die Ältesten des ganzen Distriktes um Gnade, so daß Oberst Korolkow nach einer Abwesenheit von nur 36 Stunden den Rückmarsch wieder antreten konnte.

Ein anderer Kirgisenführer, Abdullah-Beg, wurde vom General Skobelew geschlagen, so daß augenblicklich im ganzen Lande die Ruhe wieder hergestellt ward. Auch im Sommer 1876 fielen noch die im Alaigebirge nomadisirenden Karakirgisen in den feghana'schen Distrikt ein, um zu rauben und die in russische Unterthanenschaft getretene, friedlich gesinnte angefessene Bevölkerung zum Aufstande gegen den Kaiser aufzureizen, was ihnen aber nicht gelang. Im Großen und Ganzen war aber schon damals ihre Kraft gebrochen und die düsteren Gemälde, welche Bámbery nicht ohne Behagen an die Wand malte, sind Phantasiebilder geblieben, denn seither hat man nicht einmal mehr von kleineren Unruhen in dem neuerworbenen Gebiete gehört, geschweige denn von solchen, welche dem russischen Kolosse Verlegenheiten bereiten könnten.



Schir-Ali (geb. 1825, gest. 21. Febr. 1879).

## XII. Afghanistan und die neuesten Ereignisse.

Englands Lage in Ostindien. Die Völker Indiens. Die Religionsverhältnisse und ihre Schwierigkeiten. Die Aufstände und deren Ursachen. Das Verhältniß zu den Grenznachbarn. Die neuere Geschichte Afghanistans. Mohammed-Khan und der erste Feldzug der Engländer. Gerat und seine Bedeutung. Der Bürgerkrieg in Afghanistan. Schir-Ali und Fatub-Khan. Politik der Engländer gegen Afghanistan. Emir Schir-Ali's Verhältniß zu den Russen und der Bruch mit England. Der englisch-afghanische Krieg. Eintheilung der englischen Operationskolonne. Marsch des Generals Browne nach Dschelalabad. Die Kuram-Kolonne und ihre Erfolge. Vorrücken der Engländer von Kwetta nach Kandahar und Girischt. Die Anarchie in Afghanistan.

Englands Lage in Ostindien. Ehe wir daran gehen, die wegen der sich immer mehr in den Vordergrund drängenden Rivalität Rußlands und Englands in Asien bedeutsamen und daraus entspringenden neuesten Ereignisse zu beleuchten, welche Afghanistan zum Mittelpunkte haben, ist es von hoher Wichtigkeit, in einigen Worten Englands Stellung in Indien klar zu machen.

Indien steht jetzt bekanntlich zum größten Theile unter der direkten Herrschaft des englischen Staates und bildet seit 1. Januar 1877 ein Kaiserreich, dessen Monarch der jeweilige Träger der britischen Krone ist; dieser läßt das Land durch einen in Kalkutta residirenden Generalgouverneur, Vizekönig oder Vizekaiser regieren, der jeden aus London empfangenen Befehl bei Strafe des Hochverrathes binnen vierundzwanzig Stunden auszuführen hat. Ein anderer Theil Indiens gehorcht noch einheimischen Fürsten, deren Oberherrlichkeit aber durch die Engländer beschränkt ist und deren Gebiete demnach auch mittelbar unterstehen; einzelne Staaten haben sich bis jetzt noch ganz unabhängig erhalten,

ebenso eine Anzahl wilder und unkultivirter Bergvölker. Die Vorstellungen der meisten Menschen, selbst der sonst unterrichteten, über die Bevölkerung Indiens sind im Allgemeinen ziemlich verworrene, fast immer unrichtige, und es ist in der That nicht leicht, eine der Wirklichkeit entsprechende Anschauung über dieselbe zu gewinnen. In der Regel denkt man sich die Bevölkerung Indiens als eine ziemlich homogene, während im Gegentheil es gerade kaum ein Land der Erde giebt, in dem wir einer größeren Verschiedenheit von Völkerschaften und Stämmen in allen erdenklichen Kulturabstufungen begegnen: vom gesitteten Europäer und dem mit ihm an Bildung wetteifernden, philosophisch geschulten Hindu bis herab zum rohesten Wilden, bei dem Hexen- und anderer Aberglaube in üppigster Blüte steht und Menschenopfer erst vor wenigen Jahren gewaltsam unterdrückt werden konnten. So finden wir die Abhänge der Gebirge, von denen das große Becken des unteren Ganges umgürtet ist, von Bergstämmen verschiedenen Namens bevölkert — den Santal, Kolh, Kocch, Bodo, Dhimal, Bahari, Korewah, Mundali und Bhogta — welche alle verschiedene Idiome sprechen, die keine oder nur wenig Verwandtschaft mit den Mundarten der Ebene zeigen. Alle diese verschiedenen Menschen zerfallen, von den eingewanderten Europäern abgesehen, zunächst in zwei Klassen: in die arischen Hindu und in die Dravidavölker. Letztere bildeten zweifelsohne dereinst die Urbevölkerung der ganzen Halbinsel, sind aber durch die etwa um 2000 bis 1500 v. Chr. eingewanderten Hindu unterworfen und nach dem Süden verdrängt worden. Die Hindu sitzen daher in den nördlichen Ebenen Indiens vom Indus bis in das Brahmaputrathal hinein, in dem Gebiete, welches man nach ihnen Hindustan nennt, im Gegensatze zu dem südlicheren Dekkan. Letzteres ganze Hochplateau sammt den gebirgigen Theilen nahmen dagegen die Dravida ein; beide Klassen aber bilden wieder keine homogene Einheiten, sondern zerfallen in eine große Zahl sehr verschiedener Stämme, über deren Leben und sonstige Kulturverhältnisse in einzelnen Fällen noch so gut wie gar nichts bekannt ist. Ganz im Norden Indiens, im Gebiete des Himalaja endlich, wohnen Stämme, die weder Arier noch Dravida, sondern tibetischen Ursprungs sind, sich aber zum großen Theile mit Hindu vermischt und indische Gesittungsstufe erreicht haben. Wo aber diese arischen Einflüsse fehlen, wie z. B. im Osten, sehen wir als Vertreter dieser Gruppe eine Reihe von Bergvölkern, die wie die Garo, Khasia, Mischmi, Naga, Abor, Luschai u. a. im Zustande wilder Roheit und mit den civilisirten Bewohnern der tiefer gelegenen Landstriche in fast unaufhörlicher Grenzfehde leben.

Die Ergebnisse der ersten allgemeinen indischen Volkszählung, welche 1871 bis 1872 vorgenommen und 1874 bekannt wurden, haben uns zuerst über die wahre Volksmenge der vorderindischen Halbinsel, die all die genannten Stämme einschließt, sichere Belehrung gewährt. Danach beträgt der Flächenraum von ganz Indien 3,845,318 qkm, die Bevölkerung aber 238,830,958. Diese Volksmenge stellt also 76 Prozent von jener ganz Europa's dar und leben demnach durchschnittlich 62 Menschen auf dem Quadratkilometer. Auf den britischen Antheil, nämlich auf das unter unmittelbarer englischer Herrschaft stehende Gebiet, entfallen 2,323,145 qkm mit 190,563,048 Köpfen. Nach Abstammung und Religion unterscheidet man zunächst die Anhänger der Brahmalehre, welcher fast alle

Hindu arischen und dravidischen Stammes huldigen. Sie bilden die weitaus überwiegende Majorität, im britischen Indien allein  $140\frac{1}{2}$  Millionen Köpfe. Mit der mohammedanischen Eroberung hat sich aber auch der Islam und mit ihm ein sehr bemerkenswerthes fremdes Volkselement, ein uralaltaisches, Verbreitung verschafft. Allerdings haben diese mohammedanischen Eindringlinge, seitdem sie in Indien hausen, nach Kräften sich bestrebt, Eingeborene zu werden; immerhin ist zwischen Hindu und Moslem (Mussulman, wie die Engländer sie nennen) im Charakter, vorzüglich in Bengalen, ein durchgreifender Unterschied zu bemerken und — füge ich gleich hier hinzu — trennt bitterer Haß beide Religionsgenossenschaften. Der Moslem bewahrt bis zur Stunde noch den stolzen und heftigen Charakter des Eroberers, ist ungemein rachsüchtig und tritt dem Europäer gegenüber feindselig auf. Der oben erwähnte Censur hat nun eine überraschend hohe Ziffer für die Mohammedaner ausgewiesen; man zählt ihrer in Britisch-Indien nicht weniger denn  $40\frac{3}{4}$  Millionen, das ist 21 Prozent der Bevölkerung, während im Reste 73 Prozent Hindu, 1,5 Prozent Buddhisten, 0,5 Prozent Christen, endlich Parsi und Juden, Letztere in nur geringer Zahl, enthalten sind. Am dichtesten sitzen die Moslems entschieden in der Präsidentschaft Bengalen, deren fünf Provinzen unter einer Bevölkerung von 66,856,859 Köpfen allein 20,664,775, also nahezu ein Drittel Mohammedaner, besitzen. Im Pundschab giebt es ihrer 9,337,685, in den Nordwestprovinzen 4,189,348, sodann in Bombay 3,870,440, in Madras 1,857,875, in Rudh 1,197,704 und in den Centralgebieten Maisur, Berar, Adschmir und in der Landschaft Kurg, wo die Hindu fast die ganze Bevölkerung ausmachen, dann in Britisch-Birma, welches administrativ zu Vorderindien gehört, etwas unter eine Million. Immerhin machen die Moslems, dies sollte man nimmer vergessen, bloß ein Sechstel der Gesamtbevölkerung Indiens aus; ihren 40 Millionen stehen andere 200 Millionen Hindu und Dravida gegenüber, in welchen gegenwärtig ein eifriges Streben bemerklich ist, sich national zu befestigen. Auch vermehren sich infolge der früheren Verheirathungen die Hindu viel rascher als die Mohammedaner, so daß ein Ueberhandnehmen des fremden Volkselementes nicht zu gewärtigen ist. Disraeli's, des jetzigen Lord Beaconsfield's Ausspruch: „England sei eine mohammedanische Macht“ gehört demnach in die Zahl jener hohlen Schlagworte, deren jener phantasiereiche Staatsmann mehrere in Umlauf gesetzt hat und die von der ungenügend unterrichteten Menge gläubig nachgebetet werden. England ist so wenig eine mohammedanische als es, aus anderen Gründen (selbst jetzt, nach der Besetzung Cyperns), eine „Mittelmeer-macht“ ist, welche Bezeichnung, wenn ich nicht irre, gleichfalls Lord Beaconsfield zum Schlagwort gemacht hat; mit weit größerem Zug und Rechte dürfte es sich eine „brahmanische“ Macht nennen, und wenn die britischen Staatslenker dem islamitischen Elemente in Indien zu Liebe in asiatischen Dingen mohammedanische Politik treiben, wie sie bisher gethan, so laufen sie ernstlich Gefahr, die Sympathie der weitaus überwiegenden Mehrzahl ihrer Unterthanen, der brahmanistischen Indier, zu verscherzen; sehen diese es doch keineswegs ungern, wenn die Ereignisse die Briten daran mahnen, daß auch sie sterblich sind.

Damit soll nicht geleugnet werden, daß unter den mancherlei inneren

Gefahren, welche die Beherrschung eines Reiches von 240 Millionen Menschen durch eine Hand voll Europäer — außer dem Heere und der Flotte befinden sich blos 59,000 geborene Briten und im Ganzen blos 250,000 Menschen europäischer Abkunft in Indien — selbstredend bietet, und welche auch unleugbar vorhanden sind, keine den Staatslenkern in Kalkutta größere Verlegenheit bereitet als eben die mohammedanische, und deshalb ist wol dieselbe für die gesammte Regierungspolitik der letzten Jahre ausschlaggebend geworden. Die Hauptmasse der Moslems sitzt nämlich gerade in jenen Theilen, wo die britische Herrschaft sich am befestigtesten wähnte, in Hindostan, namentlich in Bengalen, in den Nordwestprovinzen und im Pundschab. Die furchtbare Rebellion von 1857, jene blutige Empörung, welche den Engländern beinahe ihre Herrschaft in Indien gekostet hätte und an der sich vorwiegend Muselmänner beteiligten, öffnete endlich den Leuten in Kalkutta die Augen, man erkannte, daß man über einem Abgrund schwebe und sann auf Mittel, denselben zu überbrücken. Das neue staatliche Verhältniß, in welches Indien zur britischen Krone trat, sollte dazu behülflich sein, und es ist auch gewiß, daß seither sich Vieles unendlich gebessert hat — wenigstens anscheinend. Denn Anfangs der siebziger Jahre trat wieder eine sehr bedenkliche Bewegung unter den mohammedanischen Hindu auf, die seither sich allerdings wieder beruhigt hat, die zu vergessen aber höchst gefährlich wäre. Niemand vermag eine Gewähr zu leisten, daß unter der Asche das Feuer nicht fortglimme, um im gegebenen Augenblicke zu heller Lohe emporzuschlagen. Von noch weit bedeutenderer Tragweite ist indeß die Thatsache, daß wegen der inneren Natur des Islam und der Hindureligion ein beständiger Kampf, eine untilgbare Fehde zwischen den Moslems und den Hindu herrscht. Nicht blos sind die Feste des Einen dem Andern ein Greuel — dagegen ließen am Ende sich noch Maßnahmen treffen — sondern die Eigenthümlichkeiten der beiden Religionen greifen nothwendig in das Gebiet des Alltagslebens ein. Dem Hindu z. B. ist die Kuh ein geheiligtes Thier, die „Mutter und Milchspenderin der Familie“, während der Muselman nicht allein Kühe tödtet, sondern im Geiste seiner bilderzerstörenden Vorfahren darauf besteht, dies öffentlich, ja manchmal auf der Straße zu thun. Dies ist nun dem Hindu namenlos entsetzlich, der englische Herrscher aber, für Rindfleisch eingenommen und dem Gedanken unzugänglich, daß die Kuh ein geheiligtes Wesen sei, ergreift nur zu häufig die Partei Jener, von denen das Aergerniß ausging. Auch ist es nicht blos mit dem öffentlichen Schlachten von Kühen gethan, sondern die mohammedanischen Metzger lassen dabei oft noch ihrer barbarischen Roheit die Zügel schießen, und aus dieser oder jener Ursache hören die Streitigkeiten niemals auf. Uns mögen solche Dinge kleinlich erscheinen, denkende und beobachtende Briten sehen aber ganz deutlich die Wichtigkeit dieser scheinbaren Bagatellen ein. Führen dieselben doch in Indien zu ganz anderen Erscheinungen als bei uns! Wiederholt fielen mohammedanische Kuhmetzger dem mörderischen Stahle der beleidigten Hindu zum Opfer, und Anfangs der siebziger Jahre bildete sich unter den Sikhs die wohlbekanntete Sekte der Kufa, vorzüglich als Rächer der Kuh. Einige Kufa wurden zwar summarisch hingerichtet; man gewann aber bald den Eindruck, daß die Wurzeln dieses Aufstandes tiefer hinabreichen



als bis auf die bloße Vertheidigung der geheiligten Ruh. Aufstände dieser oder ähnlicher Art kommen im ganzen indischen Reiche wiederholt vor, nirgends aber sind es politische, sondern, was viel bedenklicher ist, soziale Motive, die der Rebellion zu Grunde liegen. Eine große Reihe einzelner Begebenheiten liefert den sichersten Beweis, daß die Regierung nicht etwa mit einer Koalition der Hindu, Sikhs und Moslems, wol aber mit dem tödlichen Religionshaffe der beiden Rassen zu kämpfen hat. Unter allen Umständen giebt es aber hier Elemente sowol der Beunruhigung als der Gefahr.

Von den sozialen Motiven entsprungenen Aufständen, an denen es in den letzten Jahren nicht gefehlt hat, hat man in England wenig zu hören bekommen, alle aber charakterisirten sich durch Plünderung und Verlust an Menschenleben. Sie verdankten wol vorwiegend agrarischen Motiven ihr Entstehen, indem die „Ryot“ (Landleute) von den Zemindaren oder Steuerpächtern zu hart mitgenommen wurden. Man unterscheidet in Indien nämlich drei Systeme, die Steuern zu erheben, von diesen ist das Zemindarsystem das drückendste. Es besteht darin, daß zwischen dem Grundherrs (der englischen Krone) und dem Pächter (Ryot) eine Mittelperson als Zemindar oder Steuerpächter tritt. Mit anderen Namen ist es genau das nämliche System, welches in der — Türkei herrscht und dort die Rajah zum offenen, blutigen Aufstande gegen die osmanische Regierung getrieben hat. Genau was in der Türkei der „Mülterim“, das ist in Britisch-Indien der „Zemindar“, und es ist für die englische Verwaltung, von deren Segnungen und wahrhaft kulturellem Wirken ihre kontinentalen Bewunderer den Mund kaum voll genug nehmen können, sehr wenig schmeichelhaft, daß sie selbst in einem so wichtigen Punkte auf der nämlichen Stufe steht wie das verlotterte Türkenregiment in Stambul, von dem sie doch Reformen zu Gunsten der geschundenen Steuerträger in Kleinasien zu fordern vorgiebt. Der indische Zemindar ist dem englischen Fiscus für die Entrichtung der Steuer verantwortlich, kann aber Raten von den einzelnen Landbebauern eintreiben, wie er will. Man sieht, daß damit jedwedem Unfuge Thür und Thor geöffnet ist, daß es völlig in die Hand des Zemindars gegeben ist, den Ryot zu bedrücken, wie es ihm beliebt, ihn genau so zu quälen, wie der türkische Mülterim in Kleinasien thut. Und dieses saubere Steuerpachtssystem herrscht in Bengalen, Behar und Orissa. Man nimmt an, daß dem Ryot zwei Fünftel des Kohertrages, dem Landesherrn aber drei Fünftel gebühren, das heißt mit anderen Worten: die anglo-indische Regierung erweist ihren indischen Unterthanen die Wohlthat, ihnen die Kleinigkeit von bloß 60 Prozent Steuern abzunehmen; von diesen 60 Prozent tritt die Krone wiederum ein Elftel dem Zemindar für dessen Mühe und Gefahr ab. Obgleich die britische Regierung beabsichtigte, sich aus diesen Zemindaren eine Art Adel zu schaffen, so ist dies doch nicht gelungen und ist auch nicht die geringste Aussicht dazu vorhanden.

Faßt man die heutige innere Lage des britischen Indien in wenige Worte zusammen, so hat Land und Volk unter der englischen Herrschaft unbestreitbare Fortschritte gemacht und in unseren Augen Ursache, im Allgemeinen mit seiner Lage zufrieden zu sein, keinesfalls einen Wechsel des Herrschers zu wünschen. Es kann aber sehr wohl sein, daß die Hauptbetheiligten, die Hindu selbst, anderer

Ansicht wären, und es giebt englische Schriftsteller, welche dies kaum bezweifeln. Sicher ist, daß die britische Herrschaft überall mehr oder weniger empfunden wird, und wenn man sie mit der früheren einheimisch-indischen vergleicht, so wird man sie wol gerechter, leichter und wohlthätiger finden als die indische, man darf sich aber nicht verhehlen, daß die Eingeborenen die indische der englischen bei weitem vorziehen. Ob unter so bewandten Umständen fremde Emissäre nicht doch einen für ihre Zwecke wenigstens zum Theil günstigen Boden unter den Eingeborenen Indiens finden würden und wie die Letzteren sich bei einem großen Kriege, welcher auf eine Bedrohung der englischen Herrschaft in Indien hinausliefe, benehmen würden, muß daher einstweilen dahingestellt bleiben.

Ueber die Vorzüge und Schattenseiten der britischen Verwaltung Ostindiens in der Gegenwart sind die Ansichten mannichfach getheilt, aber auch darüber herrscht Meinungsverschiedenheit, bis zu welchem Grade der Besitz Ostindiens als ein gesicherter gelten dürfe, bis zu welchem Grade er gegen innere und äußere Gefahren gefeit sei. Begreiflicherweise hängt aber davon sehr wesentlich der Werth und Nutzen ab, welchen das indische Kaiserreich der europäischen Machtstellung Großbritanniens zu verleihen vermag. Jahrzehnte hindurch konnte man zahlreiche Stimmen vernehmen, welche von dem Ausfaugungssystem der Engländer in Indien sprachen, und von der Bedrohung ihrer Herrschaft durch die Russen. Gegenwärtig, wo es fast zum guten Tone gehört, die Engländer als alleinige Träger und Verbreiter von Gesittung, Freiheit und Fortschritt darzustellen und zu bewundern, werden jene Kassandrastimmen mit gebührendem Spotte begossen und etwaige, wenn auch noch so bescheidene Zweifler an der indobritischen Herrlichkeit einfach grober Unwissenheit geziehen. Die Bedrohung Indiens durch russische Heeresmäulen gehört vollends gar „zu jenen Phantastereien, die blos durch den Reiz wirken, welchen gerade das Unwahrscheinliche auf harmlose Gemüther auszuüben pflegt.“ Kein Einsichtiger, mit dem Gange der Dinge in den letzten Dezennien Vertrauter wird indeß leugnen, daß die indische Regierungspolitik die ohnehin von Natur aus sehr erheblichen Schwierigkeiten der auswärtigen Beziehungen noch in manchen Punkten gesteigert, indem sie es durchaus nicht überall verstand, das richtige Mittel zu treffen, und oft viele Jahre hindurch in der konstanten Praxis ganz verfehlter Maßnahmen beharrte, wie dies gerade bei dem Verkehre mit Afghanistan der Fall gewesen. Freilich, hörte man bis vor Kurzem die offiziellen und nichtoffiziellen Lobredner Albions inner- und außerhalb Englands, so konnte die indische Regierungspolitik gegen die Grenznachbarn gar keine bessere sein, wäre von dieser Seite nichts zu besorgen. Nicht ohne sich stolz in die Brust zu werfen, sagten sie uns überdies, „daß England an der nordwestlichen Grenze eine imposante Stellung eingenommen hat“, ohne zu erwägen, wie es schon bedenklich und traurig genug sei, daß England solch eine „imposante Stellung“ einzunehmen sich bemüßigt gesehen habe. Wie weit diese „imposante Stellung“ auch wirklich „imposant“ ist, wäre zudem noch sehr zu untersuchen, denn die 10,000 Mann englischer Truppen in Peshawer und die übrigen in dem kolossalen Gebiete zerstreuten Theile der Nordwestarmee haben trotz ihrer unzweifelhaften Ueberlegenheit an Führung und Ausrüstung die Probe gegen eine

ernstliche Gefahr von jener Seite her erst noch zu bestehen. Die Vorbern, welche die britische Heeresmacht im Kampfe gegen die wilden Bergstämme der Afridi und Dschowaki während der jüngsten Jahre sich gesammelt, sind wenigstens keine allzu beträchtlichen, und der lange und hartnäckige Widerstand, welchen diese unorganisirten Banden den englischen Kolonnen zu leisten vermochten, läßt bei einem Kampfe mit einem mächtigeren Gegner den Erfolg der britischen Waffen noch keineswegs als verbürgt erscheinen.

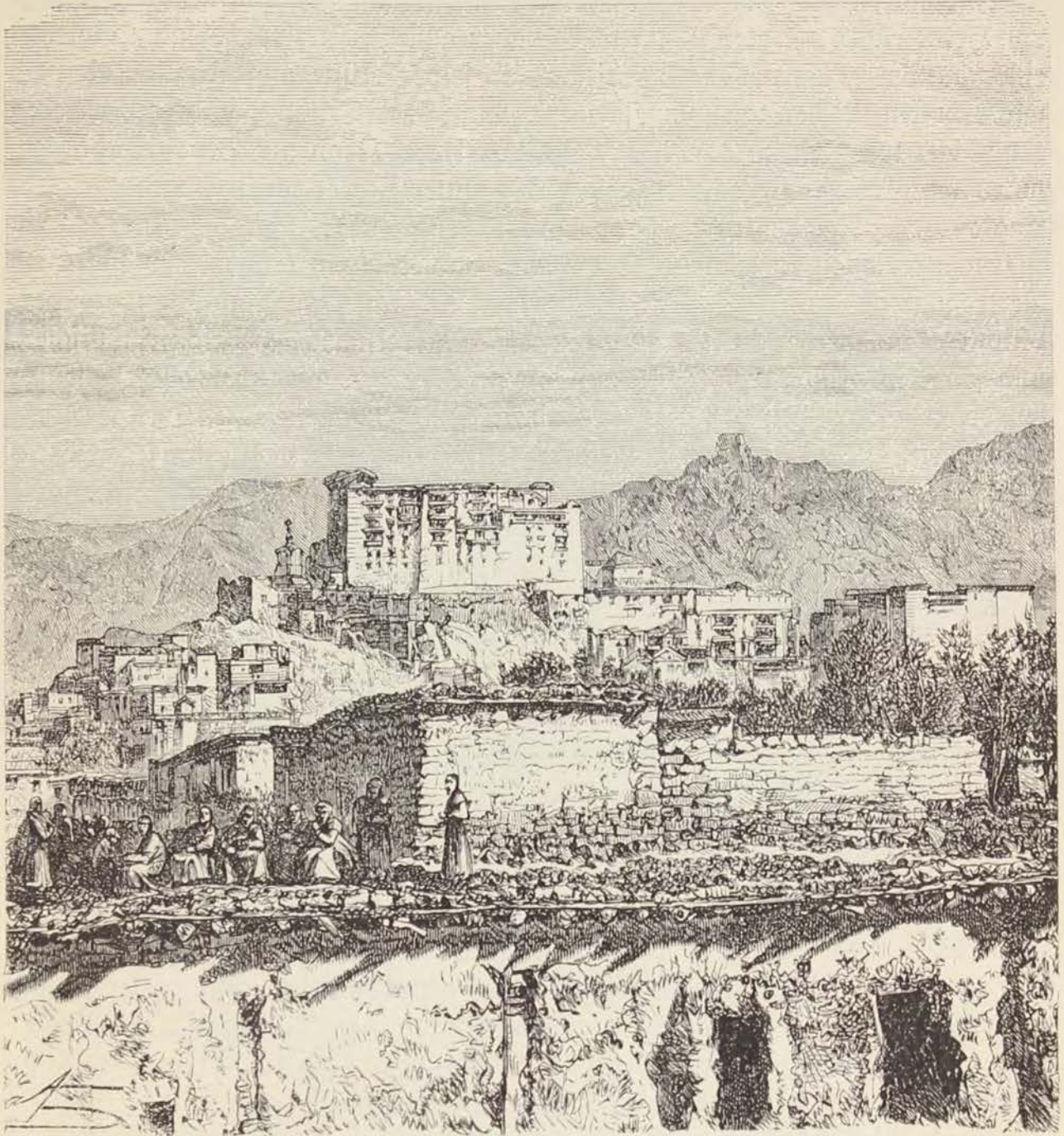
Unglücklicherweise sind zu allem Ueberflusse die äußeren Bedrohungen Indiens durchaus nicht auf die allerdings sehr wichtige Nordwestgrenze beschränkt, sondern existiren an allen Grenzen des weiten Reiches. Der Maharadschah von Kaschmir und Dschamma macht aus seiner Abneigung gegen die Briten kein Hehl und trachtet sie auf jegliche Weise von seinen Staaten fern zu halten, wenn er auch an dem bestehenden Tributsverhältnisse zu rütteln nicht die Macht besitzt, ja sogar in dem jetzigen Kriege gegen Afghanistan Bundeshilfe leistete. Weiterhin gegen Osten sitzt in den Vorbergen des Himalaja eine ganze Reihe widerspenstiger, unbezähmter und wie es scheint unzählbarer Bergvölker, welche von den Segnungen, die angeblich die Briten über die Bewohner Hindostans ausgießen, durchaus nichts wissen wollen. Da ist endlich der König von Birma, den die anglo-indische Politik im Laufe der letzten fünfzig Jahre um mehr denn die Hälfte seines Gebietes zu schmälern für ersprießlich gefunden hat, wofür er und sein Volk den Briten jene Gesinnung bewahrt haben, die in beständigen Reibereien, wenn nicht in Schlimmerem ihren Ausdruck findet. Kurz, es läßt sich die dermalige Situation dahin zusammenfassen: daß es nach langjähriger Herrschaft den Engländern nirgends gelungen ist, ihre Nachbarn sich zu wahren, aufrichtigen Freunden zu machen; vielmehr sind sie allerwärts von theils heimlichen, theils offenen Feinden umringt, welche Alle den Wunsch hegen, die englische Herrschaft in Indien vernichtet zu sehen und die, wenn auch zu schwach, um dieses Ziel zu verwirklichen, doch so viel Macht besitzen, um, wie die Engländer oft genug erfahren, sie beständig in Athem zu erhalten.

**Die neuere Geschichte Afghanistans.** Sowol durch seine Lage als durch seine Militärmacht ist Afghanistan oder das Reich des Emir von Kabul der wichtigste Nachbarstaat der englischen Besitzungen in Indien und als solcher für die Briten von höchster Bedeutung.

Wir müssen daher nothwendig einen Blick auf die Vorgänge in diesem Lande während der letzten Dezzennien und die Geschichte seiner Beziehungen zu dem anglo-indischen Reiche werfen. Als nämlich Dost Mohammed-Khan in Afghanistan sich erhob, um in diesem Gebirgslande ein einiges starkes Reich zu gründen, verbündeten sich die Engländer mit dem alten Erbfeinde der Afghanen, Rundschi Singh, zum Kriege wider ihn. Kandahar ward eingenommen. Dost Mohammed mußte nach Bamijan fliehen, und der elende Schattenkönig Schah Schudscha, von den Engländern mit großen Opfern ins Land gebracht und dem Lande aufgezwungen, hielt am 7. August 1839 seinen Einzug in Kabul, dessen Felsenschloß Bala-Hissar, jetzt eine Ruine, ihm zur Residenz diente. Dost Mohammed machte mehrere Versuche, die Engländer

und ihren Schützling wieder zu vertreiben, die aber immer unglücklich ausfielen, und mußte zuletzt für seine eigene Person Schutz bei den Engländern suchen. Aber die Afghanen selbst erhoben sich immer nachdrücklicher gegen den britischen Einfluß; 1841 erregten sie einen neuen Aufstand, und der englische General Robert Sale konnte nur mit Mühe Dschelalabad erreichen. Während dieser Zeit brach auch in Kabul am 2. November 1841 die Empörung so furchtbar und plötzlich aus, daß Schah Schudscha und die britischen Truppen unter General Mountstuart Elphinstone kaum die Citadelle Bala-Hissar und die verschanzten Lager zu erreichen vermochten. Wie hier, so erlitten auch in Kohistan und den umliegenden Bergdistrikten die Engländer empfindliche Verluste; die Truppen in Ghasni und Kandahar waren eingeschlossen, der hohe Schnee verhinderte jede offensive Bewegung, und die englischen Truppen liefen Gefahr, überall durch die Ueberzahl der Afghanen erdrückt zu werden. Ihr Lager in Kabul gestaltete sich mit jedem Tage bedenklicher, da alle Verhandlungen mit den Afghanen, an deren Spitze ein Sohn Dost Mohammed's, Akbar-Khan, sich gestellt hatte, fruchtlos blieben. Der britische Gesandte in Kabul, Mac Naghten, wurde bei Gelegenheit einer Konferenz mit Akbar über den Abzug der Truppen ermordet. Zwar kam endlich ein Vertrag zu Stande, welcher den britischen Truppen von Kabul, unter Zurücklassung von Geißeln, freien Abzug zusicherte, und Akbar eskortirte persönlich die am 6. Januar 1842 aufbrechende Armee, deren Ziel das 90 englische Meilen entfernte Dschelalabad war; aber ungeachtet des Vertrages waren sie beim Betreten der Gebirgspässe fortwährenden Angriffen ausgesetzt, so daß infolge dieser und der fürchterlichen Beschwerden des Weitermarsches die britische Armee so gut wie vernichtet wurde. Die Engländer sahen ein, daß sie sich in Afghanistan nicht behaupten könnten, und beschloßen daher, es aufzugeben, obwohl nicht ohne zuvor durch einen wilden Zerstörungszug ihre Niederlage gerächt zu haben. Dost Mohammed nahm, von den Engländern freigelassen, wieder Besitz von seinem Throne. Unter seiner Anleitung schlossen die Afghanen schon 1846 ein Bündniß mit den Sikhs zum Sturze des anglo-indischen Reiches, und die Allirten lieferten den Briten im Pundschab mehrere blutige Schlachten. Nach der Entscheidungsschlacht bei Gudsherat am 21. Februar 1849 wurden die Sikhs von den Afghanen preisgegeben. Dost Mohammed floh mit seinem immer noch 1600 Mann starken Heere über den Indus. Die Briten drängten nun wieder durch die Cheiberpässe vor und begannen die Unterwerfung der einzelnen afghanischen Stämme. Mit dem Reiche der Sikhs wurden auch die von Rundschi Singh früher eroberten Theile Afghanistans dem Britischen Reiche einverleibt. Um seiner zweifach bedrohten Stellung zwischen den Briten und den schiitischen Persern ein Ende zu machen, beschloß Dost Mohammed, die Freundschaft der Ersteren zu suchen, welche sein kräftiges Reich recht gut als Schutzmauer gegen Rußland in Herat und Turkestan brauchen konnten. Am 30. März 1855 wurde in Peshawer ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen Dost Mohammed und den Engländern abgeschlossen, welche Letztere das Wachsen der russischen Macht in Asien schon seit lange im Stillen mit neidischen Blicken beobachteten. In der That war auch in Persien, wo seit

dem Regierungsantritte des Mohammed Mirza-Schah, 1834, der englische und russische Einfluß mit einander um den Vorrang stritten, unter dem neuen Herrscher Persiens, Nassr-Eddin-Mirza-Schah, der letztere am Hofe zu Teheran vorherrschend, und England bemühte sich vergebens, durch seinen Gesandten Murray denselben zu brechen.



Palast und Bazar in Leh.

Als in Herat, nach dem Tode des angesehenen Bezirs Jar Mohammed-Khan (31. August 1851), Erbfolgestreitigkeiten ausgebrochen, war der russische Einfluß mächtig genug, um den Schah zu bewegen, sich in die Angelegenheiten des allerdings von Persien abhängigen Herat einzumischen, und Herat war dem Falle nahe, als endlich die englischen Gesandten die Aufhebung der Belagerung erwirkten. Die Perser gingen dabei gegen die Engländer, welche die Kandidatur des Prätendenten Dost Mohammed von Kabul unterstützten, den wichtigen Vertrag ein, die Afghanen nicht ferner zu

stören, und selbst im Falle von Angriffen zuerst die guten Dienste der Engländer anzurufen.

Nichtsdestoweniger schickte Persien 1855 neuerdings ein Heer gegen Herat, und Dost Mohammed mußte trotz seiner heldenmüthigen Vertheidigung den siegreichen Persern weichen; diese nahmen die Stadt sammt der Citadelle und setzten Jusuf, einen Günstling Rußlands, als Vasall von Persien zum Könige von Herat ein. Fast gleichzeitig wurde aber auch Persien von England mittels einer wenig gefahrvollen Expedition an seiner Küste angegriffen und nach wiederholten Niederlagen zur Zurückziehung seiner Truppen und zum Frieden genöthigt, welcher am 4. März 1857 von Feruk-Khan als Bevollmächtigtem unter Frankreichs Vermittlung in Paris unterzeichnet wurde, und wodurch England das Recht erwarb, dort, wo sich russische Konsulate befinden, auch englische errichten zu dürfen. Die Furcht vor Rußland kam wieder in jenem Vertragsartikel zum Ausdruck, wonach der Teheraner Hof sich abermals verpflichtete, sich fürderhin nicht mehr in die Angelegenheiten Herats einzumischen, und selbst im Falle, wo seine Herrschaft in dieser Provinz bedroht erscheinen würde, keine Truppen dahin zu entsenden, ohne früher die guten Dienste Großbritanniens in Anspruch genommen zu haben. England wollte um jeden Preis von Herat, dem angeblichen Schlüssel Hindostans, Rußland fern halten.

In Herat, auf welches Dost Mohammed seine langgehegten Absichten nicht aufgegeben, herrschte indeß seit 1857 sein Nefse, Ahmed-Khan, den der Zorn seines Oheims gezwungen, Hülfe in Teheran zu suchen, dem Namen nach zwar gänzlich unabhängig, in Wahrheit aber ein Vasall Persiens, woraus er selbst kein Geheimniß machte. England bemühte sich vergeblich, ihn von Persien zu emanzipiren und seinen eigenen Einfluß zur Geltung zu bringen. Ahmed-Khan nahm davon nur wenig Notiz, und England selbst konnte frei handeln, ohne seine Beziehungen zu Dost Mohammed zu kompromittiren, der Herat längst als seine Beute betrachtete. Ja, als 1857 der indische Aufstand ausbrach, fand sich das Kabinet zu St. James, trotz des Schutz- und Trutzbündnisses, bewogen, die Neutralität des afghanischen Monarchen durch die exorbitante Summe von monatlichen 10,000 Pfund Sterling während der ganzen Dauer des Krieges zu erkaufen, dem Grundsatz huldigend, daß die wahre Oekonomie darin bestehe, sehr gut oder gar nicht zu zahlen. Obwol aber Dost Mohammed seine Verpflichtungen Indien gegenüber einhielt, benutzte er doch die Gelegenheit, um mittels eines kühnen Handstreiches sich Herats zu bemächtigen.

Die Kandaharfürsten im südlichen Afghanistan nämlich rissen Ferrah, die äußerste Provinz Herats und wichtig wegen seiner großen Fruchtbarkeit, welche dem centralen Hochplateau von Herat fehlt, von demselben los. Der Sieg, welchen Dost Mohammed sodann über den Kandahar-Khan erfocht, brachte auch diese Provinz zu seinem Reiche. Der unkluge Versuch des Emirs von Herat, einem so mächtigen Herrscher die Provinz wieder abzunehmen, führte zum Kriege mit Kabul und brachte England, welches umsonst zu vermitteln suchte, in eine sehr schiefe Lage; einerseits sah es, wie Dost Mohammed allmählich zum Gebieter über ganz Afghanistan sich emporschwang und durch die Unterwerfung der nördlichen Khanate ein mächtiges Reich an den Pforten Indiens

begründete, andererseits mußte es sich den Vorwürfen Persiens aussetzen, welches, ohnehin schon eifersüchtig auf die Entwicklung, welche das Reich Dost Mohammed's nahm, über Bruch des Pariser Vertrages klagte und kraft desselben fremde Intervention verlangte. Zu sehr mit der Rebellion in Indien beschäftigt, theilweise auch zufrieden, daß Herat den Persern entgangen war, begnügte sich Sir John Lawrence, der Gouverneur von Indien, dem Könige von Kabul Vorstellungen zu machen, um die sich aber Dost Mohammed nicht weiter bekümmerte.



Vornehme vom Hofe Jakub-Ali's.

Der 1863 erfolgte Tod des hochbetagten Dost Mohammed erscheint als ein höchst wichtiges Ereigniß in der Geschichte Mittelasiens. Seiner Selbständigkeit ward Herat wol nicht zurückgegeben, denn der Nachfolger Dost Mohammed's auf dem Throne von Kabul, Schir-Ali-Khan, setzte seinen jugendlichen Sohn, Mohammed Jakub-Ali, zum Sirdar (Statthalter) daselbst ein, welcher bis zum Siege seiner Sache dort an der Spitze blieb. In Afghanistan selbst begannen sofort aber die Wirren eines schrecklichen fünfjährigen Bürgerkrieges. Schir-Ali, der spätere Herrscher der Afghanen, wurde nämlich von seinem Vater Dost Mohammed-Khan in der Thronfolge bevorzugt, und als der Vater starb und Schir-Ali die Zügel ergriff, erhoben sich seine älteren Brüder Afzul und Azim gegen ihn in offenem Aufruhr und es entspann sich ein blutiger Krieg. Afzul stellte sich an die Spitze des Aufstandes in Balk, während Azim im Osten des Landes kämpfte und schließlich noch ein jüngerer Bruder, Enim, in Kandahar die Fahne des Aufruhrs erhob. Der Letztere fand zuerst seinen

Tod in der Schlacht bei Kelat-il-Ghilzie, doch Schir-Ali verlor ebenfalls seinen geliebten ältesten Sohn. Von dieser Zeit an wüthete der Kampf unter den merkwürdigsten Wechselfällen fort, und bald spielten neben den Nebenbuhlern auch deren Söhne eine bedeutende Rolle. Schir-Ali's ältester überlebender Sohn Ibrahim ist eine schwache Persönlichkeit, während der zweite, Jakub, derselbe, der vor Jahren Bámbery's Maskerade als Knabe durchschaute, sich durch Tapferkeit und Klugheit bereits einen großen Namen gemacht hat. Abdur Rhaman-Khan, der Sohn Afzul's, des ältesten Prätendenten, ist ebenfalls ein begabter, tapferer Krieger, und die beiden Vettern, welche für die Sache ihrer Väter kämpften, boten einander in manchem heißen Kampfe die Spitze. Afzul und Rhaman irrten bald geschlagen und flüchtig umher und suchten Zuflucht in der Fremde, bald erschienen sie wieder an der Spitze siegreicher Scharen und trieben Schir-Ali mit seinen Söhnen vor sich her aus einem Schlupfwinkel in den andern, bis seine Sonne für immer untergegangen schien. Doch das Glück war für Schir-Ali. Afzul wurde auf seinem Siegeslaufe durch den Tod ereilt. Azim machte sich bei den Afghanen durch ein schlechtes Regiment mißliebig und starb bald nach dem ältesten Bruder. Der tapfere Rhaman wurde von Jakub nach schweren Schlägen überwunden und aus dem Lande getrieben. Schließlich war das Feld geräumt und Schir-Ali Herrscher der Afghanen, nachdem er am 14. August 1868 als Sieger in Kabul eingezogen. Es gelang ihm dies, wie wenigstens die Ein- und Umwohner von Afghanistan versichern, mit Hülfe russischen Geldes. Schir-Ali soll auch unter russischer Anleitung einen Vertrag mit Persien geschlossen haben, wonach Herat, die westlichste von den Afghanen besetzte Stadt, an Persien fiel. Um den Erwerb dieser Stadt durch Persien, d. h. durch Rußland (nach englischer Voraussetzung), zu hindern, hat England schon zweimal (1836 und 1856) den Krieg an Persien erklärt. Gleichwol haben die Perser später wieder, und zwar mit Verletzung des Vertrages von 1857, das Hilmenthal besetzt und sich dort, zwischen Herat und Kandahar (der nächsten Afghanenstadt) befestigt. Zudem sind die Bergvölker an den britischen Grenzen jederzeit zu Einbrüchen ins britische Gebiet zu bringen. Im Gebirge nördlich von Peshawer, zwischen dem unteren Kabulthal und dem westlichen Indusufer, hat eine glaubensstolle Sekte ihren Sitz, gegen welche man britischerseits schon mehrmals in ganzen Feldzügen vorgehen mußte, und zwar ohne viel Erfolg zu haben.

Während dieser afghanischen inneren Wirren hielt es der damalige Vizekönig von Indien, Lord John Lawrence, für seine Pflicht, zuzuwarten, bis der Streit ausgefochten sein würde. Er war bereit, den Sieger anzuerkennen, wer er immer sein würde; doch bestand er darauf: der Sieger müsse zuerst eine Autorität *de facto* herstellen. In der That erkannte Lord Lawrence in verschiedenen Epochen verschiedene Prätendenten an. Sowol Schir-Ali als auch Afzul-Khan erhielten Briefe von Lord Lawrence, je nachdem der Eine oder der Andere die Oberhand gewann, doch wurde weder der Eine noch der Andere mit Geld oder Waffen unterstützt. Der edle Lord schrieb sogar einmal an Afzul-Khan: „So lange als der Emir Schir-Ali Herat hält und mit der englischen Regierung freundschaftliche Beziehungen pflegt, werde ich ihn als Emir



von Herat anerkennen und auf diese Weise seine Freundschaft erwiedern. Allein demselben Prinzip zufolge bin ich bereit, Ew. Hoheit als Emir von Kabul und Kandahar anzuerkennen und biete Ew. Hoheit frei und offen in dieser Eigenschaft den Frieden und den guten Willen der britischen Regierung an.“ Diese Politik — wir wollen nicht untersuchen, ob sie würdevoll war oder nicht — war nur so lange möglich, als der Kampf unentschieden blieb. Als Schir-Ali im Jahre 1868 triumphirte, veranlaßte dieselbe de facto-Politik den Lord Lawrence, in engere Beziehungen mit ihm zu treten und den Darbar in Amballa einzuführen, der kurz darauf von seinem Nachfolger Lord Mayo abgehalten wurde. Dieser Darbar brachte nur das Prinzip zur Geltung, welches Lord Lawrence geleitet hatte. Schon damals brachte Schir-Ali den siebenjährigen Abdullah-Djhan, einen schönen, angenehmen Knaben, in den Vordergrund, mit der festen Absicht, die Anerkennung desselben als Nachfolger zu erwirken. Obschon er seinem Sohne Jakub ohne Zweifel den Thron verdankte, war sein Herz doch dem jüngsten Kinde, dem Sohne seiner Lieblingsgattin, zugewandt, und diesen wollte er zu seinem Nachfolger bestimmen.

Jakub-Khan, der wohl sah, daß sein Vater entschlossen war, ihn von der Nachfolge auszuschließen, griff zu den Waffen und verharrete einige Zeit lang in einem chronischen Zustande mehr oder weniger verhüllter Auflehnung. In Zwischenräumen fand wol auch eine Versöhnung statt, und eine derselben hatte einen so öffentlichen und feierlichen Charakter, daß sie einen dauernden Ausgleich in Aussicht stellte. Jakub-Khan wurde zum rechtmäßigen Gouverneur der westlichen Provinz Kandahar und später von Herat ernannt. Diese Provinzen liegen so weit als möglich vom Mittelpunkte der Autorität des Emir in Kabul entfernt, und Schir-Ali hoffte, daß diese Entfernung die Intriguen Jakub's an seinem Hofe entkräften werde. Allein dieselbe Entfernung, welche Jakub's Fraktion in Kabul schwächte, setzte ihn andererseits wieder in Stand, eine abgesonderte Regierung für sich selbst an der persischen Grenze zu gründen. Herat ist die äußerste Provinz im nordwestlichen Winkel von Afghanistan und hat Persien, Chiwa und Bochara zu Nachbarn. In diesem festen Platze schloß Jakub für eigene Rechnung Allianzen und verfolgte stetig eine politische Richtung, die jener seines Vaters in Kabul zuwiderlief. Wenn es hieß, Schir-Ali befestige seine Beziehung zu England, so berichtete man, Jakub näherte sich inniger an Rußland. So verhielt es sich auch mit den mehr lokalen Intriguen zwischen Afghanistan und Persien, wie auch zwischen Afghanistan und den Khanaten von Chiwa und Bochara. Wer immer sich unter der Herrschaft des Emir unzufrieden fühlte, fand eine Zuflucht in Herat und einen Beschützer in Jakub-Khan. Da trafen Anfangs 1874 aus Afghanistan Nachrichten ein, welche unerquickliche Aussichten auf die fernere Zukunft dieses von dynastischen Streitigkeiten ohnehin so oft durchwühlten Landes eröffneten. Schir-Ali bestimmte nämlich mit Umgehung seiner älteren Söhne wirklich den jüngsten, Abdullah-Djhan, zum Thronfolger, womit der Grund zu manchen Wirren gelegt war. Der Sirdar Jakub-Khan sandte zuerst einen Brief an seinen Vater, in welchem er sich als loyalen Unterthan des Emir bekennt, gleichzeitig aber gegen die Ungerechtigkeit protestirt, die der Emir an ihm begangen, als er seinen jüngeren

Sohn Abdullah zu seinem Nachfolger ernannte. Ferner erklärte Jakub-Khan, er werde seinen Namen nicht unter die Urkunde setzen, in welcher Abdullah zum Thronerben designirt wird, und weder eine Beleuchtung noch andere Festlichkeiten in Herat zu Ehren desselben veranstalten; es sei zwar nicht seine Absicht, während des Lebens des Emirs Unruhen im Lande zu stiften, nach dessen Tod aber werde er mit „Zähnen und Klauen“ kämpfen, um den Knaben abzusetzen, den man ihm vorgezogen hat. Am Schluß dieses Schreibens soll Jakub-Khan seine Ueberzeugung ausgesprochen haben: der Emir werde bei Besetzung desselben ungehalten gegen ihn sein, aber der Ton, den er in demselben angeschlagen, sei gerechtfertigt durch die Ungerechtigkeit, die man ihm angethan, und durch den Schimpf, den er erduldet habe. Man sagt: der Emir habe, nach Besetzung dieses Schreibens, zuerst eine Zeit lang geschwiegen, später aber zu seinen Umgebungen geäußert: er wisse zwar, daß Jakub-Khan sein Nachfolger hätte werden sollen, doch habe er, der Emir, in dieser Sache keine Macht; er halte den Sirdar in jeder Hinsicht für geeignet, das Land zu regieren, allein da er ihm in einer so ungeziemenden Weise geschrieben habe, so werde er sich genöthigt sehen, ihn zu bestrafen. Daraufhin warf Jakub-Khan seinem Vater den Fehdehandschuh hin und drang in die Provinz Kandahar ein. Der Emir seinerseits war entschlossen, die Sache zur Entscheidung zu bringen; dennoch ward nochmals ein Versöhnungsversuch gemacht, der den Besuch Jakub-Khans in Kabul nach sich zog. Diese Gelegenheit benutzte jedoch sein Vater, der Emir, um den Sohn ins Gefängniß werfen zu lassen; auf Vorstellung der benachbarten indischen Regierung entließ er ihn indeß bald wieder und sandte ihn mit einigen treuen Anhängern nach Herat zurück, um dort seine Thätigkeit als Gouverneur wieder aufzunehmen.

Lord Mayo hatte seiner Zeit in Amballa sich wohl gehütet, dem Plane des Afghanenfürsten, die Thronfolge seinem jüngsten Sohne zuzuwenden, Vorschub zu leisten, um der britischen Regierung freie Hand in Betreff der Erbfolgefrage zu bewahren. Dagegen ward dem Emir Schir-Ali, der, wie erwähnt, sich in dem Thronstreite der Unterstützung der Russen zu erfreuen gehabt hatte, schon 1868 von der indischen Regierung eine Subsidie von 60,000 Pf. Sterl. gewährt, die ihn in die Lage setzten, seine Gegner vollends zu bewältigen. Im Darbar von Amballa soll Lord Mayo dem Emir eine jährliche Subvention von 120,000 Pf. Sterl. zugesichert haben. Aus dem englischen Blaubuche wissen wir, daß Fürst Gortschakow im November 1869 dem englischen Gesandten in St. Petersburg die Bemerkung machte: „daß die indische Regierung den Emir mit Geld unterstütze“, ohne daß der Gesandte dieser Aeußerung widersprochen hätte.

Es geschah dies hauptsächlich in der vom Standpunkte der britischen Interessen sehr richtigen Erkenntniß, daß Afghanistan als das nördlichste Grenzland Indiens und natürlicher Beschützer der Pässe, welche aus Turkestan nach Indien führen, entweder an das indisch-britische Gebiet auch politisch angeschlossen oder sein Beherrscher überzeugt werden müsse, daß es sein Vortheil sei, sich im Gegensatz gegen Rußland mit den Engländern auf besten Fuß zu stellen. Ihm eine solche Ueberzeugung beizubringen, hielt freilich schwer, denn

in Wahrheit hat Afghanistan nicht das leiseste Interesse daran, mit den Briten auf gutem Fuße zu stehen. Aber die Engländer hatten die unangenehme Erfahrung gemacht, daß weder mit den Afghanen noch mit dem hochgebirgigen Afghanenlande auf die Länge ein erfolgreicher Krieg zu führen ist. Obgleich der Staat Afghanistan, wie Schir-Ali sich ihn zusammen erobert hat, aus sehr verschiedenen Nationalitäten besteht, von Herat bis Kaschmir, so sind Letztere doch Alle in der glühenden Feindschaft gegen die Engländer einig. Allerdings sah aber auch der schlaue Schir-Ali ein, daß es unter allen Umständen besser sei, im Frieden mit der indo-britischen Regierung zu leben, schon um seinem persischen Nachbar widerstehen zu können, der immer noch seine wohlbegründeten Ansprüche auf Herat aufrecht erhält und nur auf eine Gelegenheit wartet, sein uraltes Eigenthum zurück zu erobern. Allein die Zwistigkeiten mit seinem Sohn Jakub, dem Statthalter von Herat, und die Gewaltthatigkeiten, die er sich gegen diesen seinen legitimen Erben erlaubte, brachten eine gewaltige Veränderung in die Beziehungen der beiden Staaten. Jakub-Khan war



Dame aus Yarkand.

von jeher ein Freund der Russen, deren Unterstützung seiner Zeit auch sein Vater genoss. Als nun dieser sich mit ihm entzweite und zugleich die Subventionen der Engländer annahm, so war dies für Jakub-Khan erst recht ein Grund, an der

russischen Freundschaft festzuhalten und sich zum Mittelpunkte einer russenfreundlichen Partei zu machen. Der Emir dagegen mochte auch aus diesem Grunde auf die Hülfe seiner Protektoratsmacht England gegen seinen rebellischen Sohn zählen, worin er sich jedoch gewaltig irrte. Die Engländer waren wol beim Ausbruch der Streitigkeit in eine schwierige Lage gerathen und schwankten hin und her, ob sie wol ihrem Schützling mit Truppen beispringen sollten. Dieser Schritt wäre insoweit ein gewagter gewesen, als Jakub-Khan, von Rußland unterstützt, leicht die Oberhand in dem Kampfe erhalten konnte, womit zugleich der englische Einfluß für immer aus Afghanistan verdrängt worden wäre. Dieser gewichtige Umstand brachte schließlich die englischen Politiker dahin, daß sie sich zum passiven Zuschauen entschlossen, um sich dann für Denjenigen zu erklären, der als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen würde, eine Politik, die wol sehr praktisch sein mag, wenn sie auch nicht eben loyal ist.

Nicht einmal als praktisch vermochte sich indeß diese Politik zu bewähren. Man hatte schon längst daran gezweifelt, daß Schir-Ali unter allen Umständen sich auf die Seite der Engländer stellen werde. Andererseits hat man auf Grund der ihm gewährten Subsidie, deren eigentlicher Betrag wol nur wenigen Verwaltungsbeamten bekannt ist, sich etwas mehr und begehrllicher in die inneren Angelegenheiten Afghanistans eingemengt, als dem auf seine Macht sehr eifersüchtigen Schir-Ali lieb war. Kurz, es trat eine auffällige Erkältung der eine Zeit lang anscheinend so warmen Beziehungen zwischen Kalkutta und Kabul ein. Ernstlich erzürnt wurde aber Schir-Ali, als er Kenntniß von dem Buche Rawlinson's: „Rußland und England im Osten“ erhielt, in welchem dieser leidenschaftliche Feind Rußlands von den Maßregeln spricht, welche die indo-britische Regierung sobald als möglich ergreifen müsse, um sich gegen ein weiteres Vorschreiten Rußlands in Centralasien und bis an den Hindu-kusch zu sichern. Rawlinson will, daß englische Truppen Herat besetzen und Persien veranlaßt würde, Merv zu besetzen, gleichviel, ob mit oder gegen den Willen des Emir von Afghanistan. Das war dem alten Emir denn doch zu viel und er sprach sich laut und entschieden gegen diese Art von Politik aus, die über ihn und sein Land in dieser Weise hinausgreifen will. Von diesem Augenblicke an gab sich eine Mißstimmung zwischen ihm und der britischen Regierung kund, welche nun zu einer Entziehung der ihm bisher gewährten Subsidie geführt hat. Sir Richard Pollok ward nach Kalkutta beschieden, und auf die dort gefaßten Beschlüsse entschloß sich der Kolonialminister Marquis von Salisbury, die weitere Zahlung an Schir-Ali einzustellen, d. h. aus einem allerdings unjücheren Freunde einen offenen Feind Englands zu machen. Die englischen Fachzeitschriften bezeichnen diesen Entschluß des Londoner Kolonialministeriums als eine große Ungeheichlichkeit, weil ja nun Rußland auch dort wieder einen leichten Sieg erfechten und wieder ohne alle Anstrengung seinerseits sich die Wege zur Erreichung seiner endlichen Ziele ebnen werde. Es ist in der That richtig, daß Rußland ohne Subsidien, ohne Agenten und ohne Residenten beim Emir von Kabul, wie überall in Asien, mehr Einfluß und Sympathien in Afghanistan hat als die indo-britische Regierung.

Als Lord Lytton zum Vizekönige von Indien ernannt wurde, beschloß er indeß, doch noch einen Versuch zu machen, die englischen Beziehungen zu Kabul zu verbessern, und dies hatte die Mission des Sir Lewis Pelly nach Peshawer zur Folge, wo dieser mit einem Abgesandten des Emir, Seid Mir Mohammed-Schah, verhandeln sollte. Dieser starb aber am 26. März 1877 und der neue Abgesandte, der bereits auf dem Wege nach Peshawer war, um die unterbrochenen Verhandlungen fortzuführen, erhielt einen Wink, sich nicht weiter zu bemühen, da seine Mission überflüssig sei. Es war nämlich während der Konferenzen in Peshawer augenscheinlich, daß der Emir nur darauf bedacht war, Zeit zu gewinnen, daß er keinen guten Willen bezeugte, eine günstige Beilegung der Meinungsverschiedenheiten herbeizuführen, und daß er fortfuhr, das Volk zu Vorbereitungen für einen „heiligen Krieg“ gegen England aufzustacheln. In der That verkündete im Frühjahr 1877 der Emir den „Dschihad“ gegen die Briten, was man in Indien russischen Intriguen zuschrieb. Zur Ausführung dieses Krieges kam es nun freilich nicht; daß aber der Emir den besten Willen hatte, in Indien einzufallen, steht wol ziemlich fest. Dennoch buhlte man in Kalkutta noch immer um die Gunst des trotzigen Afghanensfürsten. Während dieser mit dem russischen Generalgouverneur im benachbarten Turkestan freundschaftliche Briefe wechselte und in Indien die Allianz Afghanistans mit Rußland für eine ausgemachte Sache galt, versuchte angeblich der türkische Gesandte in Kabul, den Emir zu bestimmen, offensive Schritte gegen Rußland in Mittelasien zu thun. Dazu verstand aber Schir-Alli sich nicht, obgleich die Pforte während des vorjährigen Krieges einen zweiten Gesandten auf dem Wege über Indien nach Kabul schickte. Offenbar geschah dies auf Wunsch der indischen Regierung, welche auf solche indirekte Weise sich Afghanistans versichern wollte, damit aber einen neuen Fehler beging, weil Jedermann in Indien dieses Manöver durchschaute und den Werth erkannte, den die Engländer auf die Freundschaft Afghanistans legen. Der Emir empfing den türkischen Gesandten ziemlich kühl und lehnte die mitgebrachten Geschenke ab, wenn derselbe nicht erklären wolle, daß keine Bedingungen mit deren Annahme verbunden seien, wie etwa die, mit den Russen zu brechen und mit den Briten ein Bündniß zu schließen. Er erklärte ferner, der Türkei nicht beistehen zu können, da sie zu entfernt und er zu schwach sei, mit den Briten sich aber nicht verbinden zu können, während dieselben Gebiete im Besitze haben, die ihm Huldigung schuldig seien. Die Engländer hatten sich nämlich mittlerweile, um wenigstens einen der aus Indien auf das iranische Hochland führenden Pässe in ihre Hände zu bekommen, in dem Khanate Kelat oder Beludschistan festgesetzt, auf welches der Emir Ansprüche erhob, und einen Posten in Kwettah errichtet, wodurch Schir-Alli seine Stadt Kandahar mit Recht bedroht glaubte. Deshalb erklärte er jenen seiner Rätthe, die ihm eine englische Allianz empfohlen, er werde in keine Unterhandlungen mit den Engländern treten, ehe sie Kelat geräumt haben. Seine fernere Haltung blieb auch konsequent die feindseligste und aller Verkehr zwischen Indien und Afghanistan hörte vollständig auf. Das Vorgehen Englands gegen Kelat, von geschäftigen Federn als ein Akt weiser Vorsicht gepriesen, erwies sich demnach als ein neuer folgenschwerer Fehler, denn es drängte den Emir

von Kabul völlig in die Arme Rußlands und war die Hauptursache seiner feindseligen Stimmung, welche die Briten vor die unvermeidliche Nothwendigkeit eines keineswegs leichten, sondern jedenfalls mit großen Opfern verknüpften und kostspieligen Krieges stellte.

Es ist selbstverständlich, daß während des letzten türkisch-russischen Krieges, in welchem England, wenn auch nicht offiziell, deutlich genug auf Seite der Osmanen stand, beflissen, Rußlands Macht nach Kräften einzudämmen, letzteres die Dinge in Asien scharf im Auge behielt und seine freundschaftlich gewordenen Beziehungen zu Afghanistan sorgfältig pflegte. Mußte sich doch Rußland stündlich darauf gefaßt machen, Großbritannien offen in die Reihen seiner Gegner treten zu sehen, ihm mit dem Schwerte in der Hand begegnen zu müssen. Die geographischen Verhältnisse beider Reiche bringen es mit sich, daß ein kriegerischer Zusammenstoß zwischen ihnen in großem Stile blos in Asien stattfinden kann. Rußland mußte daher gerade so wie England darauf bedacht sein, für solche Eventualität die Verhältnisse so günstig wie möglich zu gestalten. Als dann die Ergebnisse des orientalischen Krieges Rußland zu einem ansehnlichen Gebietszuwachs in Armenien verhalfen, war die Eifersucht der Briten aufs Höchste erregt und ein englisch-russischer Krieg stand im Frühjahr 1878 in der That hart vor der Thür, bis durch die englisch-russische Konvention vom 30. Mai die Gefahr vorläufig beseitigt ward. Durch die fast gleichzeitig abgeschlossene englisch-türkische Konvention vom 4. Juni und die darin stipulirte Besetzung der Insel Cypern durch britische Truppen meinte die englische Diplomatie die Sache sehr schlau angestellt und Rußland ein wirksames Paroli gebogen zu haben; der leitende Staatsmann Großbritanniens warf sich stolz in die Brust und vermaß sich, dem Parlamente zu versichern, daß er Rußland ein energisches „Bis hierher und nicht weiter!“ zugebonnert habe. Der edle Lord hatte blos die Kleinigkeit vergessen, daß dies, wie Archibald Forbes schlagend nachwies, nicht von einer elenden fieberverpesteten Insel in einem todten Winkel des Mittelmeeres, sondern von den Tafelländern Afghanistans herab hätte geschehen müssen. Daraus erklärt sich die Aufregung des britischen Publikums, als der Telegraph die Nachricht brachte: eine russische Gesandtschaft, bestehend aus General Stoljetow und zwei anderen hohen Offizieren unter starkem militärischen Geleite sei am 22. Juli beim Emir von Kabul eingetroffen. Rußland hatte zu dem prahlerischen: „Bis hierher und nicht weiter!“ Beaconsfield's geschwiegen, in aller Stille aber als Antwort einfach eine pompöse Gesandtschaft nach Kabul geschickt, wo es den Engländern niemals geglückt war, Fuß zu fassen. Der so heftig beklatschte Ruf Lord Beaconsfield's war damit auf das Augenscheinlichste ad absurdum geführt. In Indien erkannte man, daß rasche Gegenmaßnahmen erforderlich seien, und beschloß die Absendung des Generals Neville Chamberlain nach Kabul. Er sollte offenbar die Russen beim Emir ausstechen und den Einfluß Englands bei diesem zur vollen Geltung bringen, wenn nicht durch friedliche Vorstellungen, durch einen stärkeren Druck, nöthigenfalls sogar durch Drohungen. Immerhin hatte diese Mission etwas Demüthigendes. Anstatt den Emir zum Gnadengesuche zu zwingen, hatte dieser es erreicht, daß die indische Regierung von ihrem erhabenen Standpunkt

herabsteigen mußte, um freundliche Beziehungen zu ihm zu eröffnen. Peinlich war es auch, daß sie von der russischen Diplomatie geschlagen worden. Es sollte aber noch besser kommen. Dem Emir sollte Chamberlain's Mission unverzüglich klar machen, daß er Alles zu fürchten habe, wenn er sich in die Arme Rußlands werfe, und Alles zu hoffen, wenn er der aufrichtige und standhafte Freund Englands werde. Durch den inzwischen eingetretenen Tod des Thronfolgers Abdullah-Dschan erhielt die Mission Chamberlain's vorerst einigen Aufschub. Als sie aber endlich doch von Peshawer nach der afghanischen Grenze aufbrach und Major Cavagnari nach Ali-Musdschid vorritt, um sich wegen einer sicheren Passage zu erkundigen, weigerte der dortige afghanische Offizier am 21. September 1878 sich positiv, die Mission weitergehen zu lassen. Er drohte mit Widerstand und besetzte die umgebenden Höhen, welche die Straßen beherrschen, mit Bewaffneten, um den Uebergang zu verwehren. Dieser blutige Schimpf ward dem Vertreter Albions in Gegenwart zweier indischer Fürsten angethan und die Kunde davon drang alsbald durch ganz Indien, wo sie eine unbeschreibliche Sensation erregte. Die aus einem Fehler in den andern taumelnde anglo-indische Diplomatie hätte sich indeß auch diese beschämende Niederlage ersparen können, wenn sie sich zuerst der Aufnahme ihrer Mission in Kabul versichert und die Erlaubniß zur Ueberschreitung der Grenze Afghanistans, eines nach jeder Richtung hin völlig unabhängigen Staates, abgewartet hätte. Dies geschah aber nicht, und man kann darum wahrlich dem Afghanenfürsten nicht Unrecht geben, wenn er seine entschiedene Weigerung mit den Worten motivirte: „Wenn ich die Gesandtschaft empfangen will, werde ich sie selber einladen; mittlerweile mag sie in Peshawer meinen Willen abwarten.“

Die Mission Chamberlain's löste sich natürlich sofort auf und das Gefühl, daß für die erlittene Beleidigung eine glänzende Genugthuung in irgend einer Weise, wol auf kriegerischem Wege, erzwungen werden müsse, beherrschte alle Kreise Englands und Indiens. „Müssen wir denn die Russen aus Mittel-asien treiben, ehe die Eingeborenen Indiens an unsere Uebermacht glauben? Die einzig richtige Antwort ist wol: Ja.“ Sind diese Worte eines englischen Blattes Wahrheit, so werden, fürchte ich, die Eingeborenen Indiens an die Uebermacht der Briten niemals glauben lernen, denn zu einem Verdrängen der Russen aus Mittel-asien gebricht es ihnen an jeglichen Mitteln, und solches für möglich halten, gehört in das Bereich grober Fanfaronaden, wie sie dem fehl erwägenden Engländer sonst fremd sind. Im Unterschiede von den Engländern, die überall, wo sie sind, sich als die Herren gebaren, treten die Russen allenthalben in Centralasien als die guten Freunde der Bevölkerung auf; sie muthen denselben nicht zu, ihre Kultur anzunehmen, sondern sie selber assimiliren sich mit Leichtigkeit den Eingeborenen. Nur so ist es ihnen gelungen, schrittweise bis auf das Stadium die Entfernung zu überwinden, die zwischen ihren Grenzen und denjenigen Indiens lag, und es ist wol so ziemlich sicher, daß wenn sie einmal in Afghanistan festen Fuß gefaßt haben, keine Macht der Welt, auch England nicht, im Stande sein wird, sie daraus wieder zu verdrängen. Dies wissen die Briten sehr genau und eben darum ist die

Erbitterung gegen den bisher an Geschicklichkeit überlegenen Rivalen groß, denn nur ihm schieben sie die Schuld der erlittenen Beschimpfung zu; ja sogar Treubruch und Verrath werfen sie Rußland in dieser Frage vor, als ob irgend welche Abmachungen in dieser Hinsicht bestünden. Das kommt davon, daß man sich in England gewöhnt hatte, Afghanistan als ein selbstverständliches Annex zum Britischen Reiche zu betrachten, in welchem selbstverständlich Niemand etwas zu suchen habe als die Engländer. Die Wahrheit ist aber, daß Afghanistan ein völlig unabhängiger Staat war, dem es gänzlich freistand, zu thun und zu lassen, was er will, Allianzen und Verträge einzugehen, mit wem es ihm gefällt, Gesandtschaften zu empfangen oder abzuweisen, nach seinem Gutdünken. Kurz, Afghanistan war völkerrechtlich bisher eben so unabhängig wie England und Rußland, und es wäre eine seltsame Zumuthung, daß letzteres etwa erst früher in London anfragen müsse, ehe es Gesandtschaften absendet, deren Entsendung die kaiserliche Regierung für nützlich hält, Gesandtschaften an einen andern unabhängigen Staat. Wol mochte dies Verhältniß den indischen Staatslenkern im höchsten Grade unbequem sein, geändert konnte es nur durch Waffengewalt werden, da Emir Schir-Ali nicht geneigt schien, freiwillig ein Vasall der britischen Krone zu werden. Dies sah man auch allenthalben ein und rüstete zum Kriege.

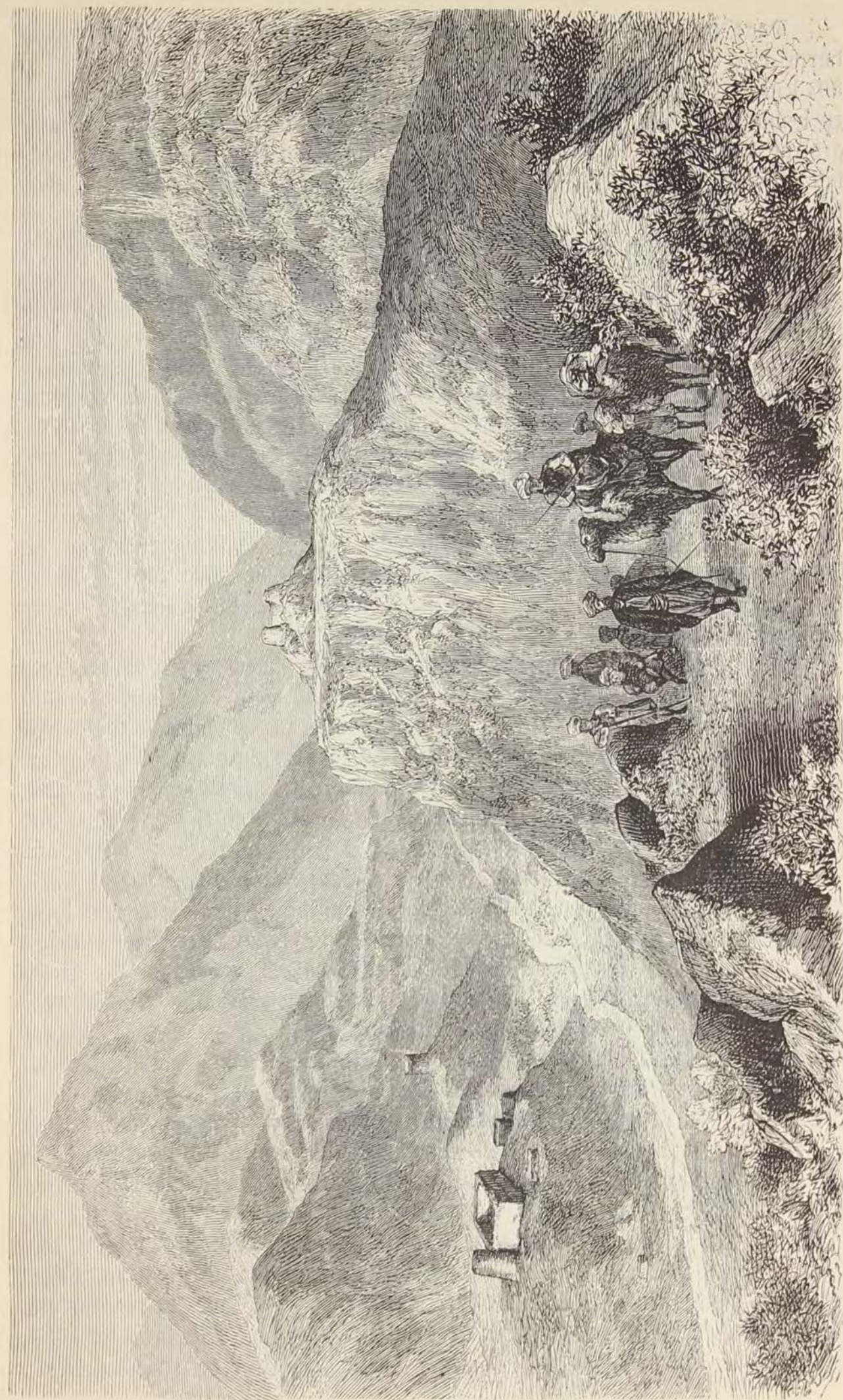
**Der englisch-afghanische Krieg.** Noch sandte die indo-britische Regierung an den Emir Schir-Ali ein Ultimatum, durch dessen günstige Beantwortung der den Engländern sichtlich sehr ungeliebte Krieg hätte vermieden werden können. Nachdem aber am 20. November 1878 die zur Beantwortung festgesetzte Frist verstrichen war, ohne daß eine Antwort einlief, setzte sich am 21. mit Tagesgrauen ein englisches Invasionsheer vom Indus und Beludschistan her in Bewegung, um die Ost- und Südgrenze Afghanistans zu überschreiten. In einer Gesamtstärke von angeblich 34,730 Streitbaren, worunter 12,740 Mann europäischer Truppen, und einem vermuthlich nicht minder hohen Stande an Nichtstreitbaren ward das Heer unter dem Oberbefehle des Generals Browne in drei Operationskolonnen getheilt, denen ein bedeutender, vornehmlich aus Kameelen, aber auch Elefanten, Lastpferden und Maulthierern gebildeter Troß folgte.

Die Hauptkolonne, auf Peshawer basirt, in einer Stärke von 16,364 Streitbaren, darunter 7541 europäische Soldaten, und in vier Truppenbrigaden getheilt, ward von dem Oberbefehlshaber in Person geführt. Als Adlatus fungirte General Haines. Browne's Hauptquartier befand sich bis zum Ausbruch der Feindseligkeiten im Lager von Dschamrud, westlich von Peshawer.

Die mittlere oder Kuramthalkolonne unter General Roberts, Stabschef Oberst Collet, sammelte sich südlich von Peshawer, ebenfalls westlich des Indus, vorwärts von Kohat, in der angeblichen Stärke von 5766 Streitbaren, darunter 1816 Engländer.

Die linke Flügel- oder Kwettahkolonne wurde in Nord-Beludschistan um Kwettah unter General Biddulph gesammelt. General Stewart, der den Oberbefehl führte, zog von Radschaupar her die Verstärkungen heran, welche die Gesamtstärke auf ca. 12,590 Streitbare, darunter 3380 Europäer, brachten.





Fort Ali-Musdjid im Chaiberpaß.

Das Operationsziel ging dahin, mit der Hauptkolonne, welche von Peshawer durch den Chaiberpaß direkt auf Kabul vorrückte und welche bis dorthin 307 km Weges hatte, sich zunächst des befestigten Wegeknutenpunktes Dschellalabad zu bemächtigen, um so noch vor den Unbilden des strengen Winters das Hauptgebirge hinter sich zu haben. Die Gebirgsstämme zu beiden Seiten des dorthin führenden Weges scheinen durch Gold gewonnen zu sein. Dschellalabad liegt von Peshawer 140 km entfernt. Die sich durchschnittlich 120 km weiter südlich durch das Kuramthal vorbewegende mittlere Kolonne rückte ebenfalls gegen Kabul vor, um der Hauptkolonne durch Bedrohung der rechten Flanke der ihr gegenüberstehenden Hauptkräfte des Emirs das Vorschreiten zu erleichtern. Ihre Marschrichtung führte freilich, und zwar über das sehr arme und nur auf den elendesten Wegen zu passirende Suleimangebirge, direkt auf die 138 km südlich von Kabul gelegene befestigte Stadt Ghasna. Sie hatte von Kohat bis dorthin 425, bis Thall 106 und bis zu dem Kuramfort 145 km. Beide Kolonnen sollten demnächst direkte Verbindung mit einander anstreben und, soweit es das dazwischen gelegene alpine Gebirge im Winter zuläßt, in engere Kooperation zu treten suchen.

Die linke Flügelskolonne mußte dagegen völlig selbständig operiren und ihr nächstes Ziel die große befestigte Stadt Kandahar sein; um durch die Bolanpässe dahin vorzudringen, hat sie von Kwettah bis Kandahar einen Weg von 237 km.

Die Hauptkolonne brach in der Nacht zum 21. November aus ihrem Lager von Dschamrud gegen die 42 km westlich von Peshawer und 13 km westlich des Osteingangs des Chaiberpasses gelegene afghanische Grenzfeste Ali-Musdschid auf, die aus zwei 160—190 m über der Thalsohle sich erhebenden Forts besteht. General Browne entwickelte zum Frontangriff zwei Brigaden, zur Umgehung der Flanken je eine andere und ließ das Fort aus 7- und 40 pfündigem Geschütze beschießen. Das Feuer wurde vom Feind aus dem Fort und einer Feldbatterie erwidert; es kam auch hier und da zu kleinem Infanteriegeplänkel, durch welches sich die englische Infanterie mit ihren vorgeschobenen Abtheilungen bis auf Gewehrschußdistanz der Feste genähert hatte, als die Nacht den Bewegungen Einhalt gebot. Der Brigade des Obersten Tytler war es gelungen, ohne Widerstand bis in die Nähe der die Feste mit Kabul verbindenden Rückzugsstraße zu gelangen. Die Bedrohung des Rückens veranlaßte die Besatzung, unter Zurücklassung von 22 Geschützen, vieler gezogenen Hinterladergewehre nach Snider's System, zahlreicher Zeltgeräthe, Maulthiere und Kameele, sowie ihres ganzen Proviantes, in der Nacht eiligst das Weite zu suchen, um nach Dschellalabad zu entkommen. Am 22. Morgens wurde englischerseits die wichtige, den Chaiberpaß sperrende Position besetzt. Bei Kala-Kushta ward ein Theil der Flüchtigen durch Abtheilungen des 17. englischen und des 1. Sikhsregiments der Umgehungskolonne Tytler's umzingelt, und hierbei wurden zahlreiche Gefangene gemacht. Die mit englischem Gold gewonnenen Gebirgsstämme der Afridis brachten 500 Gefangene ein, welche sie entwaffnet und völlig entkleidet hatten, so daß die Engländer dieselben erst durch die in der Feste vorgefundenen Bestände wieder bekleiden mußten.

Am 23. leitete General Browne die weiteren Operationen ein und besetzte am 24. Dafka am oberen Ende des Passes. Die Afghanen hatten zwei Verschanzungen aufgeworfen, dieselben aber geräumt. Bis Dafka soll Browne's Verlust nur 50 Mann betragen haben. Damit waren die Chaiberpässe über alles Erwarten schnell und leicht in die Hände der Hauptkolonne gefallen. Ueberhaupt nahm die englische Invasion in den ersten vier Wochen der militärischen Operationen einen überaus günstigen Verlauf. Wider Erwarten stellte weder der Feind noch die Bitterung noch Unwegsamkeit des Landes den englischen Kolonnen erheblichen Widerstand entgegen. Und auch fernerhin gestaltete sich der Feldzug zu einer reinen „militärischen Promenade“, bei welcher die Briten einen ordentlichen Feind gar nicht zu Gesichte bekamen, wodurch das Kunststück der Bezwingung Afghanistans allerdings sehr erheblich erleichtert ward und eine schöne Gelegenheit, den Ruhm des britischen Heeres zu erhöhen, verloren ging. In kurzen Zügen wollen wir hier die Schicksale der drei Kolonnen nach einander verfolgen.

Nachdem die Vorhut der Hauptkolonne am 24. November, wie erwähnt, Dafka und dort ohne Widerstand den westlichen Ausgang des Chaiberpasses besetzt hatte, erreichte sie am 28. Hadzinan. Während so die nachfolgenden Truppen mit ihrem zahlreichen Troß an Kameelen, Maulthieren und Elefanten sich Anfangs Dezember allmählich in dem weiten Kabulthal entwickelten und in den zahlreichen Ortschaften, welche südwestlich von Kalpura am rechten Kabulthale liegen — wie es heißt — gute Unterkunft fanden, gelang es einigen unbedeutenden afghanischen Scharen, in der Gegend von Ali-Musdschid die Transportverbindung durch die Chaiberpässe auf einige Tage zu stören oder doch zu beunruhigen. Schon am Ende der ersten Dezemberwoche war die Passage wieder völlig gesichert, und seitdem sind für den Etappendienst sorgfältigere Einrichtungen getroffen. Darauf schloß von Dschamrud aus die Reserve der Peshawerkolonne über Ali-Musdschid und Dafka auf die vorderen Marschstaffeln an, und seit Beendigung der zweiten Dezemberwoche war die Kolonne in ihrer Gesamtstärke vorwärts der Chaiberpässe im Kabulthale versammelt. General Browne hatte mit dem rechten Flügel des Invasionsheeres also etwa ein Drittel des Weges, und zwar den schlimmsten Theil, hinter sich. Mit seinen Vorposten besetzte er etwa am 10. Dezember Bussul oder, wie es auf deutschen Karten heißt, Basawal. Nirgends trafen die Streifpatrouillen auf den Feind, die Einwohner im Kabulthale traten angeblich nirgends feindlich auf; nur wurde es nothwendig, gegen einen seitwärts wohnenden Gebirgsstamm einen kurzen Vorstoß zu unternehmen. Derselbe endete mit der Zerstörung einiger Verschanzungen.

Etwa am 11. Dezember erschien im Lager des Generals Browne eine Deputation aus Dschellalabad, dem bedeutendsten zwischen Peshawer und Kabul gelegenen Orte, wo man englischerseits stärkere feindliche Streitkräfte versammelt glaubte, mit der Erklärung: die Bevölkerung sei bereit, sich den Engländern zu unterwerfen, und die Gegend sei von den Truppen des Emirs verlassen. Von Dschellalabad bis Kabul sind nur noch 167 Kilometer. Eine direkte Verbindung der Peshawer- mit der Kurankolonne war noch nicht

hergestellt, schien auch mit Rücksicht auf das dazwischen liegende Safid-Kuhgebirge, welches sich bis zu 4800 m erhebt, zur Winterszeit schwer durchführbar. Der Gesundheitszustand der englischen Truppen wird als ein vortrefflicher angegeben; die indischen Abtheilungen, welche mehr als die Hälfte der Gesamtstärke ausmachten, sollen jedoch von der Kälte gelitten haben.



Kord-Kabulpaß.

Bis gegen Mitte Dezember war übrigens strenger Frost und bedeutender Schneefall im Kabulthale noch nicht eingetreten.

Am 20. Dezember rückte die Vorhut der Haupt- oder Peshawerkolonne „mit klingendem Spiele“ in Dschellalabad ein, und dieser friedliche Einmarsch in die größte Stadt auf dem Wege nach Kabul gestaltete sich zu einem der

wichtigsten Ereignisse des ganzen Feldzuges. Denn Emir Schir-Ali, welcher in der bloß etwa 160 km entfernten Landeshauptstadt Kabul sich nicht mehr recht sicher fühlen mochte, begab sich von dort durch den Bamijanpaß nach den nördlichen Provinzen seines Reiches, von wo er alsbald seinen Uebertritt auf russisches Gebiet bewerkstelligte. Die Regierung des Landes legte er aber in die Hände seines Sohnes Jakub-Khan, den er aus der Haft befreite, worin er ihn bislang gehalten hatte.

Wir müssen uns nunmehr der zweiten oder Kuramkolonne zuwenden, welche unter dem Befehle des Generals Roberts stand. Ihr war es vorbehalten — wiewol die schwächste von allen dreien, nur die Stärke einer gemischten deutschen Truppenbrigade repräsentirend (5766 Streitbare) und auf den verhältnißmäßig bedeutendsten Widerstand stoßend — die größten Fortschritte zu machen. General Roberts verfügte über anderthalb englische, sechs indische Infanterie-„Regimenter“ (die jedoch nur 750 Mann zählen, also nicht so stark sind wie deutsche Bataillone), eine englische und sechs indische Escadrons, zwei englische und zwei indische Batterien, wovon eine von Elefanten getragene. Am 21. November vom Grenzfort Thall aufbrechend, rückte sie auf der nördlichen Seite des Kuramflusses bis zu den sogenannten Kuramforts ohne Widerstand vor, und fand am 26. auch diese aus unbedeutenden, mittels Lehmmauern aufgeführten Verschanzungen vom Feinde geräumt. Erst jenseit derselben stieß General Roberts auf feindliche Abtheilungen, die sich nach dem Peiwarpaß zurückzogen. Dieser Paß liegt in einem Gebirgszuge, welcher sich von dem 4800 m hohen Gipfel des Safid-Kuh südwärts abzweigt, das obere Kuramthal als ein steiler Querriegel absperrt und überschritten werden muß, wenn man die Operationen gegen Kabul fortsetzen will. Die von den Kuramforts nach Zurücklassung eines Geschützes und beträchtlichen Vorraths mit einer von Pferden und einer von Maulthieren gezogenen Batterie abgegangenen Abtheilungen waren hier von Verstärkungen aufgenommen worden. Die drei letzten Novembertage vergingen mit Refognosirungen, dem Aufschließen sämtlicher Truppen und der Entwicklung derselben am Fuße des bis zu 3000 m über dem Meere sich erhebenden Quergebirges. In der Nacht zum 2. Dezember setzte Roberts eine Umgehungskolonne in Bewegung. Nachdem sich am 2. Morgens deren Eintreffen in der Flanke des auf der Paßhöhe wahrgenommenen feindlichen Lagers bemerklich gemacht, griff Roberts mit den anderen Truppen auch in der Front an und machte sich mit sehr geringem Verlust (2 Offiziere todt, 2 verwundet, 90 Mann todt und verwundet) bis zum Abend zum Herrn der wichtigen Stellung. Zwar telegraphirte der General: er habe energischen Widerstand gefunden und die feindliche Artillerie sei vortrefflich bedient gewesen; nichtsdestoweniger zeigt der geringe Verlust, sowie der Umstand, daß die Afghanen sämtliches aus 22 Stücken bestehende Geschütz im Stiche ließen, wie leicht im Ganzen der Sieg ersochten worden ist. Sie mochten den Angriff kaum erwartet haben und waren, als sie davon überrascht wurden, nicht in der Lage, auf dem Gebirgswege die Kanonen noch mitzuschleppen. Die Asiaten fliehen immer wieder, wenn sie einmal im Rückzuge sind, und so ging auch diesmal der Rückzug fluchtartig bis zum

Schuturgardanpaß, der jenseit einer weiten Thalsenkung etwa 35 km weiter westlich auf einem zweiten sich südwärts vom Safid-Kuh abzweigenden Quergebirge gelegen ist. Eine Verfolgung fand nicht statt, die Sieger bivouakirten bei „bitterkaltem Wetter“ auf der Paßhöhe, wo ihnen der Feind beträchtliche Vorräthe zurückgelassen hatte. Nirgends auf Widerstand stoßend, traf Roberts am 9. Dezember auf der Paßhöhe ein und trat dann, wol mit Rücksicht auf die numerische Schwäche und die Länge seiner rückwärtigen Verbindungslinie, am nächsten Tage den Rückzug an, um sich mit der Festhaltung des Peiwarpasses zu begnügen. Hier blieb seine Hauptmacht, während andere Theile bis zum Kuramfort in Ruhequartiere zurückkehrten. Nun begann er, mit den Häuptlingen der seinem Okkupationsgebiete zunächst gelegenen Gebirgsstämme in Verbindung zu treten, um sie seinen Zwecken und wahrscheinlich auch gleich den politischen Absichten der englisch-indischen Regierung geneigt zu machen. Die Kaiserin von Indien wurde als ihre nunmehrige Herrscherin bezeichnet.

Ende Dezember hielt General Roberts eine Versammlung dieser Häuptlinge ab. Inzwischen hatte sich jedoch in der Landschaft Chost, südlich des Kuramthales, infolge des von den mohammedanischen Geistlichen geltend gemachten Einflusses und, wie es scheint, anfänglich auch unterstützt durch den noch vom Emir Schir-Ali eingesetzten Statthalter, die Bevölkerung geregt, um in der linken Flanke der Vorbewegungslinie des Generals Roberts Einfälle in das Kuramthal zu versuchen. Die Chostlandschaft ist ein Gebirgstessel, der vom Schamit, einem Zuflusse des zum Indus hinabrinneuden Kuram, bewässert wird. Wie es scheint, durch einige Truppen verstärkt, rückte General Roberts zur eventuellen Züchtigung der Chostbewohner Ende Dezember aus dem Kuramthale mit einem Theile seiner Kolonne direkt gegen den Hauptort jenes Gebietes ab. Die zunächst sehr kriegerisch gestimmte Bevölkerung hatte durch die an allen übrigen Punkten des Kriegsschauplatzes hervorgetretenen Erfolge des Invasionsheeres sich nicht abschrecken lassen. Gegen 3000—4000 Mann stark, meist Berittene und zwar ohne Geschütz, griffen die als Räuber im Industhale sehr gefürchteten Scharen am 7. Januar 1879 das englische Lager an. Roberts hatte dort 3 Regimenter Infanterie, 2 Regimenter Kavallerie und eine Gebirgsbatterie vereinigt und trat dem Angriffe gleich ebenfalls offensiv entgegen. Nach diesem, wie es scheint, im Großen und Ganzen doch wieder sehr wenig ernstem Zusammenstoß, bei welchem englischerseits nur einige wenige Todte und Verwundete gemeldet wurden, die Afghanen außer 200 angeblich von der englischen Kavallerie niedergemachten Reitern durch die englischen Geschosse viele Verluste erleiden mußten, zog der Feind sich zurück, verschwand in den Bergen nach verschiedenen Richtungen, wurde jedoch nicht verfolgt — ja, man machte sich englischerseits schon in der nächsten Nacht auf einen Ueberfall gefaßt. Wol infolge dieses Waffenerfolges der englischen Brigade erschien der Statthalter von Chost im Lager des Generals Roberts, um seine Unterwerfung anzuzeigen. Roberts' Depeschen zufolge waren, nachdem die feindlichen Scharen durch das Mißlingen ihres Angriffs gesprengt und mehrere Ortschaften englischerseits geplündert und zerstört worden, die Ruhe wieder „ziemlich“ hergestellt, und er brach unter Belassung eines Eingeborenen-Infanterieregiments

sowie eines Reiterregiments und zweier Gebirgsgeschütze, in einer Verschanzung, mit dem Rest seiner Truppen wieder nach dem Kuramthal auf, um dort die Winterquartiere zu beziehen. Es ist immerhin für die Unternehmungslust gerade der Gebirgsstämme des Chostgebietes bezeichnend, daß sie wagten, die Engländer anzugreifen, und zwar am hellen Tage, nicht, wie es sonst die Art jener Völker ist, durch Ueberfall bei Nacht oder im Morgenrauen. Es war allerdings zu vermuthen, daß der Widerstandsgeist hier sich noch durch kleine Unternehmungen auch ferner Lust machen werde, um so mehr, als das weitere Gebiet zwischen der Operationslinie der Kuramkolonne und der Kwettahkolonne von der englischen Invasion völlig frei blieb, und infolge dessen auch die südlich des Chostthales wohnende Bevölkerung des Soleimangebirges den kleinen Krieg begonnen hat. Dort hat der südlich des Chostgebietes wohnende Stamm der Mahjud-Wassiri einen Einfall in englisches Gebiet unternommen, den Ort Tank geplündert und sich dann in die Berge zurückgezogen. Zur Verfolgung traf eine Kavallerieabtheilung ein, welche, wie es scheint, nichts mehr ausgerichtet hat. Nach einem vom 8. Jan. datirten Telegramm aus Kalkutta hätten auch englische Truppen mit den „Marodeuren des Soleiman-Chels“ ein Zusammentreffen gehabt, denselben einen Verlust von 70 Todten beigebracht und sie über die Grenze zurückgeworfen. Man sieht, diese Scharen halten nirgends Stand; allein sie halten eine größere Zahl von Truppen in Athem und haben bedeutendere Truppenansammlungen bei Dera Ismail-Khan nothwendig gemacht. Dieser Ort liegt am Indus in der Mitte zwischen Peshawer und Moltan, ist Sitz des Kommando's der Grenzbewachungs-Abtheilungen und konnte bei eventueller Fortsetzung des Krieges im nächsten Frühjahr der Ausgangspunkt einer vierten Invasionskolonne werden, welche zur Verbindung des Kuramcorps mit dem sehr isolirten Kwettahcorps gen Ghasni (zwischen Kandahar und Kabul) vordringen mußte. Wie indische Zeitungen meldeten, sollten die Grenzbewachungstruppen bei Dera Ismail-Khan durch 1000 Reiter verstärkt werden, welche Häuptlinge von Beludschistan der Regierung anboten.

Soweit die Ereignisse im englischen Centrum, d. h. im Kuramthal, im Chostgebiet und in den südlich davon gelegenen Grenzstrichen des Soleimangebirges. Wenden wir uns nun schließlich dem linken Flügel, der Kwettahkolonne, zu. Diese setzte sich am spätesten in Bewegung, und zwar zunächst bloß nach Pischin, wo die Ankunft der Verstärkungen abgewartet werden sollte, welche der Oberbefehlshaber, General Stewart, von der indischen Eisenbahnstation Multan heranzuführen hatte. General Biddulph hatte jenseit der Grenze nur die Uebergänge über den Pischin besetzen lassen. Die Refognoszirungen Stewart's, der Anfangs Dezember in der That eingetroffen war, ergaben, daß die Pässe in dem zwischen Kwettah und Kandahar sich zu 2200 m erhebenden Rodschagebirge nicht besetzt waren.

Der englische linke Flügel, die sogenannte „Kwettahkolonne“ (General Stewart), besetzte nun, während die aus Indien durch Beludschistan nachrückenden Verstärkungen bei Kwettah vollends aufrückten, mit der von General Biddulph geführten Avantgarde von der Pischinebene aus das Rodschagebirge und die

in der Linie Kewattah-Kandahar über dieses Gebirge führenden Pässe (Paßhöhe 2200 m), ohne irgendwo auch nur dem geringsten Widerstand zu begegnen, und nahm dort Straßenbauten vor, um hierdurch das weitere Vorrücken gegen Kandahar, die größte Stadt Afghanistans, vorzubereiten, wo der mit der Vertheidigung Kandahars betraute Schwiegervater Schir-Ali's sich unfähig erklärte, den Engländern den weiteren Vormarsch verwehren zu können. Es begann nun am 1. Januar 1879 die Entwicklung jenseit der Pässe, aus deren einem, dem Gwajapaß, General Stewart, der Oberbefehlshaber, in Person die eine und aus deren anderem, dem Kodschapaß, General Biddulph die andere Marschkolonne vorführten. Die Kavallerie der Vorhut fand, am 2. oder 3. Januar bei Dahi Hadjchi, 90 km südwestlich von Kandahar, angelangt, den 50 km vor ihr gelegenen Tarnakfluß-Übergang von feindlichen Truppen besetzt. Während die beiden Marschkolonnen Stewart's und Biddulph's sich am 6. bei Taktipul, noch 105 km von Kandahar entfernt, vereinigten, blieb ihre weit vorgeschobene Avantgarde im Vormarsch, und es gelang ihr an diesem Tage, wie es scheint, bei dem erwähnten Flußübergang wieder mit „leichtem Liebesmühen“, nämlich mit einem Verlust von nur 11 Verwundeten, 1200 afghanische Reiter durch Kapitulation zu Gefangenen zu machen und 20 Geschütze zu erbeuten. Wie es scheint, ist dieser Erfolg der Avantgardenkavallerie allein zugefallen und diese auch nur allein betheiligt gewesen. Vielleicht war es gelungen, die feindliche Reiterei in ihrem Lager zu überrumpeln; denn wie unbedeutend das Gefecht gewesen sein muß, geht auch daraus hervor, daß selbst der Feind nur 24 Tode und 9 Verwundete verloren hat. Ob nun die von der Avantgardenkavallerie geschlagene afghanische Truppenabtheilung die einzigen Kräfte gewesen sind, welche dem Gouverneur von Kandahar zur Vertheidigung dieses Ortes übrig geblieben, ist durch nichts ersichtlich. Jedenfalls rückte General Stewart vier Tage nach diesem glücklichen „Coup“, ohne auch nur einen Schuß Pulver verschießen zu müssen, in Kandahar ein und scheint auch an der Bevölkerung der Stadt, die nicht weniger als etwa 80,000 Seelen betragen soll, keinen Widerstand gefunden zu haben. Der erste Theil der Aufgabe der Kewattahkolonne war somit, und zwar ebenfalls mit überraschend geringen Opfern, gelöst. Mit welcher numerischen Stärke sie in dieser volkreichsten Stadt des Afghanenreiches eintrafen, resp. wie viele Truppen dorthin überhaupt hingezogen werden konnten, ist zweifelhaft. Immerhin steht fest, daß General Biddulph gegen Girischk vormarschirte und General Stewart die Refognoszirungen in der Richtung auf Kalati-Ghilzai fortsetzte. Girischk ist westlich, Kalati-Ghilzai östlich von Kandahar gelegen. Es handelte sich also darum, das Operationsgebiet der Kolonne, welche Kandahar besetzt hatte, auszudehnen. Girischk liegt in einer fruchtbaren Ebene am Gilmendflusse und kann Kandahar leicht fortwährend mit Lebensmitteln versehen. Dazu kommt noch ein wichtiger Umstand. Die Russen, welche schon längst mit Argwohn den Vormarsch der Briten beobachteten, zogen in dem nordöstlichen Grenzland der Turkmeneu bereits seit längerer Zeit Truppen zusammen, und es verlautete die Absicht, daß sie die dortige, der afghanischen Grenze ziemlich naheliegende Stadt Merw besetzen wollen. Von Merw aus



aber ist der Weg nicht mehr weit nach Herat, dessen Besetzung durch englische Truppen den russischen Gelüsten unangenehmer als alle bisherigen englischen Erfolge wäre. Die Engländer müssen nun auf alle Fälle, wollen sie Herat nehmen oder nicht, sich eine solche Stelle suchen, wo sie mindestens in gleicher Nähe von Herat sind, wie die Russen in Merv. Und diese Stellung ist nun eben Girisch. Es ist die südliche Operationsbasis gegen Herat, der Schlüssel Afghanistans und Indiens. Die zweite von den Engländern genommene Stadt Kalati-Ghilzai liegt am Wege nach Ghasni und Kabul. Sie ist ungemein günstig situiert und kann mit leichter Mühe zu einer uneinnehmbaren Feste gemacht werden. Sitzen die britischen Truppen einmal hier, dann können sie ohne weiteres Hinderniß auf dem Wege nach Kabul vorrücken. Man sieht, daß General Stewart seine Aufgabe gründlich aufgefaßt hat und zu lösen sucht. Durch den Besitz der drei Orte Kandahar (Mitte), Girisch (links), Kalati-Ghilzai (rechts nördlich) hat er eine eminent günstige und beherrschende militärische Stellung, eine Stellung, welche wichtiger und ausgedehnter ist, als die der beiden Ostarmeen. Wenn er diese drei Orte in seiner Hand hat, dürfte er allerdings vor-derhand eine Zeit lang mit seinen Heeren Raft halten. Unter Begünstigung durch die Witterung und infolge der Widerstandslosigkeit des Gegners haben die Engländer also nach einem kaum siebenwöchigen Feldzuge diejenigen Distrikte des feindlichen Gebietes besetzt, welche nach den Aeußerungen ihrer öffentlichen Blätter vor Eintritt der strengen Jahreszeit erreicht werden sollten, und befinden sich in unbestrittenem Besitze der wichtigsten Punkte dieser Gegenden. General Browne hält mit der anfänglich etwa 12,000 Kombattanten starken „Peschawerkolonnie“ auf der Linie Peschawer-Kabul die größte in dieser Operationszone gelegene Stadt Dschellalabad besetzt. Er hat 120 Kilometer hinter sich und eben so viel vor sich bis zur Landeshauptstadt Kabul. General Roberts ist im Besitze des Kuram- und des Chostthales, er war etwa 150 km weit vorgedrungen und hält das Kuram- wie das Chostfort und den Peiwarpaß besetzt. Seine Truppenmacht dürfte etwa 5- bis 6000 Kombattanten betragen. General Stewart, der mit etwa 14- bis 15,000 Kombattanten den weitesten Weg gehabt, hat von Kwettah bis Kandahar etwa 205 km zurückgelegt, hält den wichtigsten Wegknotenpunkt des südlichen Theils Afghanistans, der zugleich der bedeutendste Handelsplatz des Reiches ist, besetzt.

Uebrigens erscheint es nachgerade als ein Euphemismus, von einem „afghanischen“ Feinde der Engländer zu reden, da mit dem Abzuge Schir-Ali's aus Kabul auch der autoritative Mittelpunkt hinfällig ward, der den Kern des „Afghanistan“ benannten lockeren Staatsgefüges bildete. Seitdem hat die *itio in partes* tägliche Fortschritte gemacht. Was innerhalb des Schußbereiches der englischen Waffen wohnte, unterwarf sich dem Gesetze des Stärkeren und ließ sich an den englischen Triumphwagen spannen; fast jede amtliche Depesche erwähnte einen oder den andern Clan, der seinen Frieden mit dem Sieger machte. Als nun vollends Emir Schir-Ali auf fremdem Boden mit Tode abging und mit seinem Nachfolger Jakub-Ahan der Friede von Gandamak abgeschlossen war, in welchem Afghanistan zur Abtretung des Kuramthales sich bequemen, jedem Verkehr mit anderen Mächten entsagen und einen

britischen Residenten in Kabul dulden mußte, da schien England auf der ganzen Linie gesiegt zu haben, und triumphirend wiesen die europäischen Verehrer Albions auf diesen neuen Erfolg der Beaconsfield'schen Politik hin, welche sie als einen schweren Schlag gegen Rußlands Stellung in Asien priesen. Einsichtsvollere, wie Sir Henry Rawlinson, prognostizirten freilich den geringen Bestand dieses Vertrages. Sir Louis Cavagnari, der bewährte diplomatische Agent während des afghanischen Krieges und nunmehrige britische Gesandte am Hofe des Emirs, hielt indeß am 24. Juli 1879 seinen feierlichen Einzug in Kabul. Die Musik spielte „Gode save the Queen“, ein Salut von 17 Schuß wurde ihm zu Ehren abgefeuert, als er auf seinem prachtvoll geschirrten Elefanten das Thor von Bala-Hissar passirte, und der Emir schickte ihm seinen Obergeneral und Minister entgegen, sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Die ostensible Herzlichkeit des Empfanges scheint den Gesandten in vollkommene Sicherheit gewiegt zu haben; zwar wußte er, daß ihm noch mancherlei Schwierigkeiten bevorstanden, aber er hoffte, wie ein Mitglied der Gesandtschaft vor Kurzem an die Times schrieb, „daß der Emir und das Volk von Afghanistan aufhören werden, über der Erinnerung an das Vergangene zu brüten, und daß sie nicht länger die Anwesenheit britischer Offiziere im Lande bereuen oder mit Argwohn betrachten werden.“ Der feierliche Empfang in Kabul sollte, wie er zuversichtlich annahm, die Pessimisten, welche dem Frieden von Gandamak nicht trauten, zur Ruhe bringen, hatte aber in Kürze ein blutiges Nachspiel. Am Morgen des 3. September 1879 wurde nämlich die britische Gesandtschaft in Kabul, bestehend aus Sir Louis Cavagnari, seinem Sekretär William Fenhyns, dem Arzte Dr. Kelly und Leutnant Hamilton, Befehlshaber der aus 76 Reitern und 50 Infanteristen des Guidencorps bestehenden Eskorte, von drei revoltirenden afghanischen Regimentern, die sich in der Stadt versammelt hatten, um ihre Soldrückstände zu fordern, und denen sich später sechs andere anschlossen, angegriffen. Der Kampf vor der Gesandtschaft dauerte den ganzen Tag hindurch, und eine große Anzahl der Meuterer wurde getödtet. Die Gebäude, in denen die Gesandtschaft einquartiert war, waren aus Holz, und gegen Abend gelang es den Afghanen, dieselben in Brand zu stecken. Die Ueberlebenden der Gesandtschaft machten alsdann einen Ausfall und vertheidigten sich verzweifelt, sie wurden aber Alle getödtet. Die Boten, welche die Nachricht überbrachten, sagten aus, daß sie deren Leichen in den Straßen gesehen hätten. Neun der berittenen Guiden sind entkommen, da sie zur Zeit des Angriffes auf einer Fournageexpedition abwesend waren und, nachdem sie von den Vorgängen in der Stadt gehört, sich nach dem Schaturgardanpasse flüchteten. Sie, als die allein Ueberlebenden, brachten die Nachricht von dem Blutbade, welches alle Resultate des jüngsten Krieges wieder zunichte macht, den britischen Linien an der Grenze, von wo sogleich ein allgemeiner Truppenvormarsch gegen Kabul angeordnet wurde. So dürfte denn ein neuer Krieg und diesmal wahrscheinlich gegen Guerillabanden nöthig werden, um Afghanistan unter das britische Joch zu beugen.

## Namen- und Sachregister.

A = Abbildung.

- Abakansf** 74.  
**Abal Dghlan** 135.  
**Abbott, Kapitän**, 288. 296. 379.  
**Abdullah-Beg** 468.  
**Abdul Medschid** 268.  
**Abdurrhaman** 448. 464. 480 ff.  
**Abi Churef, Station**, 456.  
**Abien** 249.  
**Ab-Ishtadah** 249.  
**Ablai, Kalmlukenfürst**, 53.  
**Abramow, General**, 99. 102. 273.  
**Abal Tette, Volksstamm**, 445.  
**Achmed Schah Nakschabende Sund** 215.  
**Adajer** 417.  
**Adamkrylgan** 370. 378.  
**Adamoli, Giulio**, 365. 394.  
**Aberkas, Oberstleutnant**, 440.  
**Adschabainym-Ak-Kum** 114.  
**Afridi** 253.  
**Afghanen** 251 ff.  
**Afghanistan** 244. 469 ff.  
**afghanisch-englischer Krieg** 448 ff.  
**Aftabedschi, Hofamt**, 448. 464.  
**Afzul** 479.  
**Agnew, Vaus**, 224.  
**Abugir-See** 380. 426. 431.  
**Airak** 251.  
**Airtut** 13.  
**Aistan-Baltan** 369.  
**Aitaklyn-Karakum** 113.  
**Akbar-Khan** 477.  
**Akbura, Fl.**, 362.  
**Ak-Kamysh** 378. 429.  
**Ak-Kum** 98.  
**Ak Mesdsched** 340. 344. 408.  
**Aksai** 166. 248.  
**Aksakal** 353.  
**Aksari** 248.  
**Ak-Schirial-Gebirge** 169.  
**Aksu** 115 ff. 146. 181. 206. 361. 365.  
**Ak Tschauli** 111.  
**Aktau** 364.  
**Aktau, oberer**, 124 A.  
**Aktau, Teufelshöhle im Räuberthale**, 125 A.  
**Alai** 242 ff. 362. =plateau 334. =steppe 255.  
**Alal-Tugul-Noor** 115.  
**Ala-Kul** 106. 113 ff.  
**Alamane** 308 ff.  
**Alatau** 108. 116. 121 A. 145 ff. Ausdehnung des, 119. Natur des, 120. der transilische, 139 ff.  
**Alexander der Große** 400.  
**Alexanderfette** 141. 144. 152.  
**Alexandraschata** 401.  
**Alexandria Oxiana** 401.  
**Alexandrowskigebirge** 153.  
**Alim-kul** 198.  
**Alingar** 232.  
**Alin Nli, Volksstamm**, 440.  
**Ali Musdschid, Fort**, 489 A.  
**Ali-Musdschid** 487.  
**Almatinka, Thal der**, 148.  
**Alpenflora** 50.  
**Alpen, Kuznezische, 70. Telezkische, 70. von Argut 72. von Dron 72.**  
**Altai, Alterthümer im**, 81. Ausdehnung des, 44. Bauernhof im, 43. A. Bergbau im, 52. Bergvölker des, 85 ff. Bewohner des, 43 ff. Cotta's Reisen im, 58 ff. Entdeckungsgeschichte des, 50 ff. Erhebung des, 44. geognostischer Bau des, 45. Humboldt's Reisen im, 58 ff. Klima des, 47. der Kolywan'sche, 44. der östliche, 69 ff. Pflanzen des, 48. Sajanskisches Gebirgssystem 46 A. der westliche, 43 ff.  
**Alti-Arif, Stadt**, 450.  
**Alt-Urgendisch** 379.  
**Altj-Kudut** 429.  
**Altyn-Noor** 75.  
**Altyntau** 369.  
**Amban** 196.  
**Aminow, Baron**, 457.  
**Amtjak-Khan** 453.  
**Amu** 297.  
**Amu-Darja** 208. 281 ff. 337. 379. 424. 429 ff. 440 ff.  
**Andchui** 260. 275.  
**Andidschan** 358. 449. 464 ff. 465.  
**Andree, Richard**, 240.  
**Angiram** 353.  
**Antiochia Margiana** 400.  
**Antiochus Soter I.** 400.  
**Arnus** 401.  
**Apscheron, Regiment**, 433.  
**Aralokasoisches Bassin** 153.  
**Aralsee** 297. 333. 335 ff. 339 A.  
**Aralsk (Fort)** 340.  
**Aral Tübe** 115.  
**Arafsan** 99.  
**Argalischaf** 100 A.  
**Arguns** 214.  
**Ariaca** 401.  
**Arier** 403.  
**arische Völker** 402.  
**Arna, Kanal**, 441.  
**Arnyia** 224.  
**Arpa** 157.  
**Arfaciden, Reich der**, 402.  
**Artschamanen, Volksstamm**, 441.  
**Arsh** 340.  
**Asfera** 359.  
**Assa, Fluß**, 340.  
**Astafe, Stadt**, 449. 464.  
**Astor** 223. 224.  
**Atabajewer, Volksstamm**, 449.  
**Atalik Ghazi** 199.  
**Atref** 295. 442.  
**Attinson** 24. 33. 70. 76 ff. 113. 122.  
**Kul** 23.  
**Aulie-Mta** 340.  
**Avaghy** 98. 109. 130.  
**Azim** 479.  
**Babkow, Oberst**, 74. 114.  
**Babüstin-Kul** 340.  
**Badachshan** 208. 230. 233. 238. 260. 262 ff. Sklavenhandel in, 264. Bevölkerung von, 267. Handmühle im, 269 A. 406.  
**Badam** 340.  
**Bad-i-Wakhan** 267.  
**Baifow, Feodor Tschakowitsch**, 105.  
**Bakhi** 400.  
**Bakrot** 230.  
**Baktra** 401.  
**Baktriana** 400.  
**Baktrien** 400 ff.  
**Bakjan** 116.  
**Bala** 230.  
**Bala Haus** 382.  
**Bala-Hissar** 473 ff.  
**Balch** 2. 248. 249. 251. 260. 280. 400.  
**Balchajjee** 110. 113 ff. 333.  
**Balitschi, Dorf**, 460.  
**Ball** 479.  
**Balta-Salbyr** 369.  
**Balti** 212. 223.  
**Baltorogletscher** 223.  
**Bam-i-Duniah** 238.  
**Bamijan** 248. 250.  
**Bamijanpaß** 493.  
**Baraba** 8.  
**Bara Kitmes, Insel**, 335.  
**Barantas** 32.  
**Bardowsky, General**, 421.  
**Bartul** 204.  
**Barnauf** 43.  
**Barstaun-afsu** 159.  
**Barziken** 336.  
**Baschaur** 233.  
**Bajchkiren** 20. 21 A.  
**Bafiner, Th. Fr. Jul.**, 380.  
**Bassawal** 491.  
**Batir-Löre** 459.  
**Batur** 32.  
**Bathr-Tjura** 465.  
**Bayan-Aul-Gebirge** 16.  
**Bayer** 84.  
**Baydyr-Tugai** 340.  
**Becker, Alex.**, 288.

- Bed-pak-da-la 98.  
 Beiffenyn=Affy 152.  
 Beiffenyn=Bulak 152.  
 Betowitsch 41. 379. 406 ff.  
 Belá 77.  
 Bellow, Dr., 202. 312.  
 Beloro 237. 247.  
 Beludschistan 245.  
 Belut 237.  
 Beluttagh 237.  
 Bergbau, vorhistorischer, 81.  
 Berge, schwarze, 341.  
 Bergmann, Benjamin, 86.  
 Berggarten, die, 355.  
 Bergziege 128.  
 Besch-arik, Ortschaft, 452.  
 Beyer, General, 52.  
 bezauberter Stein 67 A.  
 Bezoarziege 168 A.  
 Bhogta, Volk, 470.  
 Bjalajarst 52.  
 Biddulph, General, 202. 488.  
 Bjelucha, 79.  
 Bien 116.  
 Bija 69. 77 A.  
 Biroghilpaß 220.  
 Biß-Atty, Brunnen von, 427.  
 Biß-Tschapan 369.  
 Blaue Kuppe 52.  
 Blocqueville, v., 323.  
 Bofhara 3. 215. 248. 305. 334.  
 368. 372. 374. 401. 413. tanzende  
 Derwische in, 375 A.  
 Bodo, Volk, 470.  
 Bodyul 211.  
 Bogdanow, M. N., 381.  
 Bogdanla 285.  
 Bogdo-pola 98.  
 Bogolowski 372.  
 Boguschi 169.  
 Bolor 340.  
 Bolortagh 237.  
 Bolschie Barzuki 13.  
 Boro-Dab-Sim Noor 145.  
 Boroldai 152. 341.  
 Bört-Kul 369.  
 Brahmaputra 209 ff.  
 Branchidae 401.  
 Briggen, Leutnant v. d., 461.  
 Brindscha 217.  
 Browne, General, 488.  
 Brückenjee 115.  
 Brunnen in der Wüste Kyzyl-  
 Kum 421.  
 Brug-Khan 197.  
 Buamschlucht 152.  
 Bubeninow 108.  
 Buddhismus 194. 195. 402.  
 Bugun 341.  
 Bufa 353.  
 Bufan, Gebirge, 369.  
 Bunge 57. 70. 75.  
 Bumiatowski 157. 158.  
 Buran 18.  
 Buräten 136 A. Pferderaub der,  
 137.  
 Burnes 168. 238. 372.  
 Buruten 136.  
 Bufa 353.  
 Bussul 491.  
 Butakow, Alexis, 335. 379.  
 Buzatschi, Halbinsel, 417.  
 Buzurg-Khan 197. 198. 199. 205.  
  
 Capra aegagrus 168 A.  
 Campbell, John, 232.  
 Carpin, Johann Plano, 105.  
 Castrén, Sprachforscher, 58.  
 Cavagnari, Major, 487 ff.  
 Caylay, Dr., 214.  
 Centralasten 1.  
 Cervicapra Saiga 101 A.  
  
 Chaalif-Nasar=Parwanatschi 449.  
 452. 465.  
 Chabinga=dabaga 74.  
 Chadschuna 224.  
 Chaiberpaß 477, 489 A.  
 Chala-ata 428.  
 Chalata-Tschöli 370.  
 Chamberlain, Neville, 486 ff.  
 Chamil 204.  
 Chanka 378. 382.  
 Chanjow 372.  
 Chapman, Kapitän 202.  
 Charchand 185.  
 Charezm 401.  
 Charizm 401.  
 Chasat 452.  
 Chataidwanpaß 216.  
 Chatak 247.  
 Chinesen 195.  
 Chiwa 4. 334. 382 ff. Titelbild.  
 — Abschaffung der Sklaverei in,  
 437. Ankunft der Russen im  
 Khanat von, 431. Ankunft der  
 Russen in der Stadt, 433. Be-  
 völkerung von, 391 ff. Festlich-  
 keiten in, 386 ff. Friedensschluß  
 mit Rußland 413. 435. Khanat  
 von, 379. Khan von, 383. Khan  
 von (Mehemed Rehim), 401 A.  
 Khan, Thronbesteigung des, 380.  
 Leben in, 386 ff. öffentliche  
 Zustände in, 391 ff. Unterwer-  
 fung von, 434. Wüstenfeldzug  
 gegen, 415 ff.  
 Chodjeili 426.  
 Chodscha 248.  
 Chodscha-Kanaffi 378.  
 Chodscha-Mohammedfette 266.  
 Chodscha Nischaz, Fort, 410.  
 Chodscha Walli-Khan 199.  
 Chodscheili 369. 380 ff. 431.  
 Chodschand 206. 354. 401. 412. 452.  
 Chotan 3.  
 Chotand 118. 333 A. 334. 335.  
 401. Eroberung des Khanats,  
 447 ff. Khan von, 359. Krieg  
 gegen, 408.  
 Chotandi-Patif 356.  
 Chotanden 357. 408.  
 Chöl Melik 368.  
 Chomara 401.  
 Chomentowski, Oberst, 141.  
 Chorasmia 401.  
 Chorasmier 401.  
 Chorassan 403.  
 Chost 494.  
 Chowaresm, See von, 335, 379.  
 401. 405.  
 Chowaresmier 404.  
 Chrebet Bora-Urqufu 108.  
 Chudajar-Khan 356. 448. 452 ff.  
 Chudajar-Mirza 460.  
 Chulum 248. 249.  
 Chulum 260. 277.  
 Chwarizm 401.  
 Gladyschew 379.  
 Collet, Oberst, 488.  
 Conolly, Arthur, 372.  
 Cotta, Bernhard v., 6. 45. 53. 55  
 A. 58. 82.  
 Coulboenf, G. de, 296.  
 Csoma de Körös 215. 372.  
 Cuno, Prof., 84.  
 Cyreschata 401.  
 Cyropolis 401.  
 czarische Inseln 335.  
  
 Dahi Hadjschi 496.  
 Dalka 491.  
 Dalgleich, Kaufmann, 203.  
 Danial Beg 406.  
 Danilewski, Gregor, 379.  
  
 Dapfang, Berg, 210.  
 Darden 208. 224. 228 ff.  
 Dardistan 224.  
 Dardu 224.  
 Darwaz 272. 334.  
 Daskbur 231.  
 Dascht Alai 242.  
 Daud-Chodscha 341.  
 Daufara=See 338.  
 Daul 368.  
 Daulat-chel 253.  
 Deb 306.  
 Dehas 249.  
 Demidow, Alimitsch Nikitas, 51.  
 Dera Ismail-Khan 495.  
 Derwische, bettelnde, 349 A.  
 Dhimal, Volk, 470.  
 Digurlapaß 216.  
 Dikofameni-Kirgiz 447.  
 Din-Kurgan 340.  
 Diobotus 401.  
 Dipfi-Kul 221.  
 Dorapaß 233.  
 Dost Mohammed-Khan 475 ff.  
 Drachenjee 175.  
 Drapaka 401.  
 Dras 212.  
 Dravida 470.  
 Drepsa 401.  
 Dsaisiangjee, Thier- und Pflan-  
 zenleben, 102. u. das obere Ir-  
 tischthal 100 ff.  
 Dschafarbasjewer, Volksstamm, 442.  
 Dschaidatberg 103.  
 Dschalanatschi-Kul 108.  
 Dschamal-ed-Din Chodscha 197.  
 Dschaman=Dawan=Paß 157. 166.  
 Dschamrud 488.  
 Dschan-Batirbigan 370.  
 Dschan-Darja 338.  
 Dschan-Kala 340.  
 Dschanegal, Festung, 342.  
 Dschangaj-Khan 381.  
 Dschassawi 345.  
 Dschehangir, Schach, 212.  
 Dschelalabad 232. 476. 490.  
 Dscherm 267.  
 Dschihad 485.  
 Dschingis-Khan 195. 404.  
 Dschingisiden 404.  
 Dschirih 360.  
 Dschiffakolonne, Vormarsch 419.  
 Dshi-ti-schar 200.  
 Dschizzach 412.  
 Dschizzat 352.  
 Dschulam, Geb., 354.  
 Dschulat 340.  
 Dschulef Kurgan 410.  
 Dschunggal 156. 165.  
 Dschumna 208. 214.  
 Dschust 358. 461.  
 Djungarei 199.  
 Djungarei, Aufrüstung gegen die  
 Chinesen, 134. Ausdehnung der,  
 97. Erforschung der, 105 ff.  
 Handelsverhältnisse in der, 129  
 ff., und Siebenstromland 97 ff.  
 Völkerschaften in der, 132 ff.  
 Dunganen 133.  
 Duranai 254.  
 Dureyl 224.  
 Dwojedanzen 94.  
 Dyreil 230.  
 Dyrenyn-Kitschene-kul 147.  
  
 Ebbe 116.  
 Eichwald, Ed. v., 84. 288.  
 Etkan 216.  
 Eki-Su-Krassy 463.  
 Eiphinstone, Mount Stuart, Gene-  
 ral, 476.  
 Embaposten, der, 425.

- englisch-afghanischer Krieg 488 ff.  
 Enin 479.  
 Epthaliten 402.  
 Erlit 92.  
 Erman, Prof., 187.  
 Eukratidia 401.  
 Fa Hian, Pilger, 176. 194 ff.  
 Faizabad 263. 266. 270.  
 Farrab-rud 249.  
 Fazyl-i-Hagg, Missionär, 234. 244.  
 Fedorow 110.  
 Fedtschenko 241. 272.  
 Feizabad 232 ff.  
 Fenghiz 114.  
 Ferghana 355. 359. 466 ff.  
 Ferrer, General, 277. 278. 280. 309.  
 Ferul-Khan 478.  
 Fieberwind 370. 371 A.  
 Forsyth, T. Douglas, 187. 200. 201.  
 Frese, Bergingenieur, 153.  
 Fride, Oberst, 459.  
 Fuhrmann, Fr., 22. 24. 31.  
 Fulat-Beg 465. 466.  
 Fünstromland 207.  
 Gabae Xenippa 401.  
 Galchastamm 274.  
 Galdau, Haus, 132.  
 Galkin 307. 365.  
 Galttscha 368.  
 Ganga, Fluß, 207.  
 Ganges, Fluß, 207.  
 Gardschistan 245.  
 Garm 361.  
 Garmfel 245.  
 Garnowski, Oberstleutnant, 462.  
 Gartof 215.  
 Gauchane, Ortschaft, 451.  
 Gaza 401.  
 Gazawad, Ortschaft, 444.  
 Gebler, Staatsrath, 66.  
 Gesteinslagerung am Irtysh 70 A. 71 A.  
 Gharm 274.  
 Ghasna, Stadt, 490.  
 Ghasni 247. 255. 276.  
 Ghazawat 405. 452.  
 Ghilzai 254.  
 Ghur 245. 246.  
 Ghuridschistan 245.  
 Gilgit 209 ff. 223. 224. 232.  
 Girisch 245. 496.  
 Glafenap, Generalleutnant, 130.  
 Glodensee 100.  
 Gluchowski, Oberst, 300. 372.  
 Gmelin, Johann Georg, 54.  
 Gnari Khorjum 211.  
 Göbel 288.  
 Goes, Jesuitenpater, 177. 237.  
 Goffan 305. 440.  
 Golodnaja, Steppe, 114.  
 Golow, Oberst, 419.  
 Golowatschew, General, 418. 430. 437. 438.  
 Golubew 115. 145.  
 Gomal 247.  
 Gor 224. 230.  
 Gorbu-Gebirge 76.  
 Gordon, Oberstleutnant, 202.  
 Goro-Boro-Choro 108.  
 Gorochow 95.  
 Gortschakow 118. 482.  
 Gowlowatschew, General, 454.  
 Gramatichthal 63 A.  
 Grenzvertrug zwischen Rußland und China 74.  
 Gudscherat 477.  
 Guleripaß 247.  
 Guljscha 362.  
 Gulubew 149.  
 Gumüsch-Tepe 284.  
 Gurghe-Noor 115.  
 Gürlen 379. 381.  
 Gutzabur 231.  
 Guthrie 372.  
 Gutfowski 141.  
 Gutschew 199. 204 ff.  
 Gyr 22.  
 Hahn, der, 73 A.  
 Haines, General, 488 ff.  
 Hakim-Khan-Döre 205.  
 Hami 204.  
 Hamun 245. 249.  
 Hancock, W., 234.  
 Handelskarawane 131 A.  
 Hanka 353.  
 Harud 249.  
 Hajar-Asp 430.  
 Havildar, Sappeur, 233. 269 ff.  
 Hayward 177. 178. 183. 191. 200. 218. 230.  
 Hazora 212.  
 Hazret-Moschee in Turkestan 345.  
 Hazret-i-Turkestan 341. 402.  
 Heberstein 41.  
 Hehu, Viktor, 53.  
 Hejatilen 402.  
 Helmersen, Georg v., 68. 70. 75 ff. 297.  
 Herat 401. 470. 478. 497.  
 Heri-rud 249.  
 Hesare 245. 251.  
 Hetum 105.  
 Hezarasp 379.  
 Hilmend 245. 249.  
 Himalajasystem, das, 207 ff.  
 Himmelsgebirge 139.  
 Hindu, arische, 470.  
 Hindu-kuh 204.  
 Hinduksch 224. 246.  
 Hindu-Kuschlak 465.  
 Hissar 272.  
 Hinen Thsang, Pilger, 176. 195. 237.  
 Hlaja 215.  
 Hochasien, Gebirgssysteme, 143 A.  
 Hodschakend 353.  
 Hot-juan-tschin 128.  
 Hot Tepe, Ortschaft, 445.  
 Holcus-Sorghumfeld 459.  
 Humboldt, Alex. v., 11. 13. 44. 164. 174. 194. 298. Reise 58 ff.  
 Hungersteppe 98.  
 Hunnen, weiße, 402.  
 Hunza 224. 230.  
 Hurbu-Gebirge 76.  
 Husein-Khan 278.  
 Hyrtanische Wüste 401.  
 Jabaga 393.  
 Jach Chorassan 405.  
 Jadigar 406.  
 Jaila 360.  
 Jailsa-Dengisbai 362.  
 Jaipan 359.  
 Jakub-Ali, Höflinge des, 479 A.  
 Jakub-Beg 466.  
 Jakub-Khan 459 ff.  
 Jak-tul 241.  
 Jambichewa 51.  
 Jamshed 234. 264.  
 Jantak Schakar 396.  
 Jany-Darja 337. =Dschab 426. =lend 342. =Kurgan 344. 353. 355. 410. =Schar 178. =Su 379. =Urghendsch 379 ff.  
 Janydiwanpaß 217.  
 Jartusch 361.  
 Jaroslav 105.  
 Jasionium 401.  
 Jaski-Dschu 341.  
 Jassin 223. 224. 230.  
 Jassy, Fl., 363.  
 Jaxartes 297. 333. 401 ff. 454. 460.  
 Ibrahim-Khan 240. 480.  
 Jekaterinburg 5. 7 A.  
 Jellabad, Stadt, 443 A.  
 Jeni-Arif, Kanal, 460.  
 Jeni-Kurgan, Dorf, 459.  
 Jessen 223.  
 Jewgraf, Russe, 451.  
 Jhelum, Fl., 212.  
 Jli 115. 126. 140.  
 Jljalla 438.  
 Jmradi, Volksstamm, 440. 444.  
 Jndus, Fl., 209. 223.  
 Infantjew 114.  
 Infremow, Oberstleutnant, 453.  
 Inselsee 335 ff.  
 Insein, czarische, 335.  
 Johnson 184. 185. 214.  
 Jomuden, Volksstamm, 440. 442.  
 Jonow, Kapitän, 460.  
 Jranier 404.  
 Jrdischal 411.  
 Jrgbiz 407.  
 Jrintschik 24.  
 Jrtysch 14. 97 A. Gesteinslagerung am, 70 A. 71 A. schwarzer, 98.  
 Jschal-kul 241.  
 Jsched Kutebar 41. 42.  
 Jsfairam 362.  
 Jsfandiar 465.  
 Jsfander-kul, See, 364.  
 Jsfander Sindona 272.  
 Jsfardo 223.  
 Jski-Daschkend 352.  
 Jslam 195. 403.  
 Jspara 359 ff.  
 Jspirer, Stadt, 454.  
 Jssen-Dschagyl 426.  
 Jssi-kul (See) 142. 148. Boden am, 151. Kirgisen am, 151. Landschaft des, 151. Tiefe des, 150.  
 Jtsch-Kala, Citadelle, 382.  
 Jude 116.  
 Jülg, Prof., 95. 96.  
 Jurta, Jurte 22. 86.  
 Jwan der Grausame 41.  
 Jwanin, Oberst, 288.  
 Jwanow, Oberst, 430. 440. 443.  
 Kabul 215. 232. 245. 247. 248. 250. 259 A. 473 ff. 485. 487.  
 Kabulistan 245.  
 Kafar Karadschigitow 417.  
 Kafir 232 A. 233 ff.  
 Kafiristan 208 ff. 230. 232 ff.  
 Kaibargebirge 247.  
 Kailas 209.  
 Kajaken 19 ff. 40 ff. 90. 355. 406.  
 Kalascha 224.  
 Kalati-Ghilzai 496.  
 Kaleikum 272.  
 Kalian (Tabakspfeife) 390.  
 Kalmakow, Jwan, 105.  
 Kalmüken 86 ff. vor der Jurte 87 A. -frauen in der Jurte 89 A.  
 Kalniob 361.  
 Kalym 138.  
 Kam 92.  
 Kama 232.  
 Kaman-Baran-Dagh 336.  
 Kameelhaß 378.

- Namensschicks 56. 57.  
 Kamul 182. 199.  
 Kanbari 230.  
 Kandahar 473 ff. 496 ff.  
 Kan-Kanal 307.  
 Kaplantau 369.  
 Kara-Baili 379.  
 Karabataisk 407.  
 Karabogra 312.  
 Kara-bulak 361.  
 Kara-bura 154.  
 Kara-Darja 448. 463.  
 Karadajschli, Volksstamm, 440.  
 Karagajen 96.  
 Kara-Gujan 108.  
 Kara-Kalpaten 336. 392.  
 Karakalpaks, Volksstamm, 443.  
 Karakas 354.  
 Karakasch, Fl., 209 ff. 216.  
 Karakajul, Paß, 361.  
 Karafia, Stadt, 468.  
 Kara-Kirgisen 159. 335. 447.  
 Kara-Kitschu, Bucht am, 417.  
 Kara-Kol 361.  
 Karakorum-Paß 203. 207 A.  
 Kara-Kotul 248.  
 Kara-Kuh 248.  
 Kara-Kul 74. 78. 154. 175. 178. 241.  
 Karakuldscha, Fl., 363.  
 Karakurt 127.  
 Kara-Kuschtat, Thal des, 174.  
 Karaschar 181.  
 Karastan, Dorf, 460.  
 Karaju, Fl., 361.  
 Karatal 115. 116.  
 Kara-Tamal 336.  
 Karatau 122. 123 A. 340 ff. 364.  
 Karategin 260. 272. 273 ff. 334. 361. Goldwäschen in, 275.  
 Karaul-Depe, Ortschaft, 451.  
 Kara-Ufat 340.  
 Karabalpaß 216.  
 Karelin 102. 103. 110.  
 Karfarah-Berge 16.  
 Karmatsch, Fort, 340. 344.  
 Karatschi 244.  
 Karschi 248. 401.  
 Kascha 22.  
 Kasch-Degermen 354.  
 Kaschgar 158. 177. 202. 215. 230. 459. Mosee bei, 199 A. Berhör in, 179.  
 Kaschgar-Darja, Fl., 365.  
 Kaschgar-Dawan 166. 363. 366.  
 Kaschgarien 200.  
 Kaschgarien, Städte in, 165.  
 Kaschkar 178.  
 Kaschkafu 161.  
 Kaschmir 208 ff. 212. Dorf in, 211 A. Mädchen aus, 213 A.  
 Kasch-rud 249.  
 Kasimbet-Tschan-Agass 465.  
 Kaspijches Meer 282.  
 Kassan, Dorf, 459.  
 Kastakas, Dorf, 453.  
 Kastel 152. Paß von, 152.  
 Kasym 354.  
 Kasym-Murad, Turkmenenführer, 441.  
 Kat 382.  
 Katharinenburg 5. 7 A.  
 Katt-Kurgan 368 ff.  
 Katunga 69.  
 Katwal 264.  
 Kauffmann, General v., 356. 399 A. 412 ff. 427 ff. 439 ff. 460 ff.  
 Kaulbars, Baron, 177. 201. 300.  
 Kaviargewinnung 342.  
 Kawul 362.  
 Kazak-Balkan 369.  
 Kazaly, Fort, 342.  
 Kazantitten 380.  
 Kazan-tuschti 369.  
 Kazi 306. 353.  
 Kebin 144. 147.  
 Kelat-il-Ghilzie 480.  
 Kend 376.  
 Kere'uschin, Fluß, 361.  
 Kerminah 368.  
 Kestelenpaß 147.  
 Kesse-Sengir 146.  
 Ketschene-Karatau 341.  
 Khan von Chiva 383. von Chokand 357. 359.  
 Khanzade (Thronfolger) 449.  
 Kharlitau 364.  
 Khin-Schan 75.  
 Khotan 184. 192. 199. 211. 216. 217. 232.  
 Kien-luang 195.  
 Kila Afghanistan 266. =Punya 271.  
 Kilianberge 210.  
 Kunderli, Bucht von, 427.  
 Kiptschaken 447 ff. 460 ff.  
 Kirgise 19 ff. 36 A. 139 A. 261. Grabmal eines reichen, 39 A. Lager der, 19 A. schwarze, 136. feine, 136. Dikofamennüje=136. Gastfreundschaft der, 189. politische und soziale Zustände der, 35 ff. Steppe der, 3. 5 ff. 5 A. Zelte der, 25 A.  
 Kirgisen 261. 447.  
 Kirgis-Kaisaken, häusliches Leben der, 22. Lebensweise der, 26 ff. auf der Wanderung 33 A.  
 Kirgiswyn-Altan 153.  
 Kiria 185.  
 Kirilow 103.  
 Kirtis 40.  
 Kisalpu 101.  
 Kischlak 360.  
 Kitab 365.  
 Kitai 432.  
 Kitai-Kiptschaken 447.  
 Kitarov, Prof., 393.  
 Kizil-Rabat, Dorf, 460.  
 Kizim-Tschati 361.  
 Klaproth 114.  
 Kleintibet 208 ff. 223.  
 Klöden, v., 44.  
 Klutschki 355.  
 Koch, Volk, 470.  
 Koga 102.  
 Kohit 366.  
 Kohistan 224.  
 Köhne-Urgendsch, Ortschaft, 443.  
 Kok-Dschar-Paß 162.  
 Kokrawat 183.  
 Kokrubat 183.  
 Kofju 116.  
 Kotttscha, Fl., 233.  
 Kolb, Volk, 470.  
 Kolipalustrasse 224.  
 Kolokoltzow, Oberst, 382.  
 Kolpakowski, General, 135. 150. 465 ff.  
 Kolywansee, Granitfelsen am, 57 A.  
 Kolywan'skoi 52.  
 Konakgebirge 247.  
 Konstantin, Insel, 337.  
 Kopal 112. 119 A. 130. Wasserfälle des, 111 A.  
 Kopalsk 118.  
 Koran 267.  
 Kordun 362.  
 Korewah, Volk, 470.  
 Korolkow, Oberst, 466.  
 Körös, Csoma de, 372.  
 Kosch Kurgan 340. 407.  
 Koscharow 160.  
 Koschanatau 381.  
 Koschar 144. 156.  
 Koschma 22.  
 Koschoigebirge 167.  
 Kos-Aral, Insel, 335. 337.  
 Kos-Aral, Fort, 407.  
 Kösmös 92.  
 Kowalewski, Oberst, 74. 112. 130.  
 Krasnowodzk 289. 428. 441. 442.  
 Krause, G. J., 381.  
 Kristow 356.  
 Kryjanowski, General v., 440.  
 Kuba-Tann, Gebirge, 441.  
 Kug-Aral 336.  
 Kubi Baba 246 ff.  
 Kubistan 246.  
 Kuhn, A., 378. 381.  
 Kujut 340.  
 Kuf-Darja 379.  
 Kufe-Kulufum 142.  
 Kufnar 353.  
 Kulan, Gebirge, 340.  
 Kurlanda, Halbinsel, 337.  
 Kuldscha 74. 98. 118. 127. 130. 135. 199. 205.  
 Kuli-Beg 205.  
 Kuljent 359.  
 Kultart-bel 362.  
 Kultscharen, Volksstamm, 441.  
 Kum-Schaidan 183.  
 Kumys 23.  
 Kunar 232.  
 Kun-blotu-Koor 100.  
 Kunduz 208. 215. 251. 260. 275. 276.  
 Kungei 146.  
 Kungei Altan 142. Uebergang über den, 146.  
 Kungrat 379. 381. 431. 440.  
 Kungur Tschaulh 111.  
 Kunja-Darja 300.  
 Kunja-Urgendsch 381.  
 Kuplan-Kul 362.  
 Kurama, Distrikt, 453.  
 Kuramas 357.  
 Kuramin, Kreis, 452.  
 Kuramfonne 493 ff.  
 Kurd-Kabulpaß 492 A.  
 Kurgan in der Nähe von Kopalsk 83 A.  
 Kuri-Chal-nazr 453.  
 Kurjadag, Stadt, 442.  
 Kurshab, Fl., 362. 363.  
 Kurtka 157.  
 Kurumpfaß 247.  
 Kuschbegi 198.  
 Kuteibe bin Muslim 403.  
 Kutemaldu 144.  
 Kutsch-Dschitmes, Insel, 336.  
 Kutubi 205.  
 Künlün 203. 207 ff.  
 Kuman-Darja 337.  
 Kuwanttscha-Farma 381.  
 Kuzawat 379.  
 Kuznez 51.  
 Kuznezische Alpen 70.  
 Kuznezow 115.  
 Kwettahfonne 494 ff.  
 Kyptschal 355. 379 ff.  
 Kyrt myn Dschahz 354.  
 Kyzart 156.  
 Kyzyl 182.  
 Kyzyl-Kum 339. 369. 421 A.  
 Kyzyl Su 242.  
 Qachalangpaß 218.  
 Qadakh 212. 213 ff. 218.  
 Lahore 207.  
 Qabul 203. 210 A.  
 Qätkon 359.  
 Qätkon-Dagan 359.  
 Qangar 362.

- Pantenau, S. v., 92.  
 Papislazuligruben 267.  
 Pattabandapaß 266.  
 Pandan 300. 379.  
 Panja 300.  
 Lawrence, Henry, 244.  
 Lawrence, Sir John, 479.  
 Lebenszerstörer 370.  
 Pelebour 49. 50. 57. 74. 82.  
 Peh 213 ff. 476 A.  
 Lehmann, Alex., 372.  
 Lehmsteppe 370.  
 Leitner, Dr. G. W., 225 A.  
 Lenz, R., 298.  
 Lepsa 115 ff.  
 Lerch, Paul, 379.  
 Leuchtenberg, Prinz Eugen von, 418.  
 Lewschin, Staatsrath, 137.  
 Licharew, Generalmajor, 105.  
 Lomakin, Oberst, 417. 424. 430. 432. 442.  
 Lonjumel, Andreas, 105.  
 Lughmani 234.  
 Lulu 369.  
 Lunkangpaß 216. 323.  
 Lumsden, Major, 234.  
 Lytton, Lord, 485.  
  
**Mac**gregor, Major, 215.  
 Macdon, Oberst, 215.  
 Mac Naghten 477.  
 Madatow 108.  
 Mahmud-Schah 263.  
 Mahram, Festung, 462.  
 Mahsud, Wajjiri, 495.  
 Mailibasch, Fort, 340.  
 Maimene, 248. 260. 277.  
 Malek-Schah 404.  
 Manapanj 445.  
 Manas 205.  
 Manaja-Kul 212.  
 Manichäer 194.  
 Mangschlakhalbinsel 288. =No-  
 lonne 426.  
 Mangut 379. 432. 441.  
 Marakanda 366. 401.  
 Maral 117.  
 Maralbaschi 199.  
 Marghilan 401.  
 Margiana 400.  
 Marginia 401.  
 Margilan 358. 450. 464 ff.  
 Margus, Fluß, 400.  
 Marinka 110.  
 Markosow, Oberstleutnant, 291. 292. 416. 424. 428.  
 Marri 223.  
 Maschabrum 223.  
 Mascha 369.  
 Matscha, Fl., 364.  
 Mayak 74.  
 Mehemed Rehim, Khan von Chiwa, 405 A.  
 Mehrem, Stadt, 452.  
 Melgunow 302.  
 Meller Sakamelski, Baron, 457. 460.  
 Menapia 401.  
 Menshilow, Insel, 336.  
 Mergolan 358.  
 Merke, Festung, 154.  
 Merw, Stadt, 215. 394. 400. 403. 496.  
 Mesar 368.  
 Meshileh-Sistan 249.  
 Meyendorff, Baron G. v., 372.  
 Meper 57. 70. 109.  
 Miankal 368.  
 Michael, Großfürst, Statthalter, 441.  
 Middendorff 8. 12.  
 Mikhailowsky-Bai 442.  
 Mir 368.  
 Mir-dan-bay 453.  
 Mir Isfet Allah 215.  
 Mir-Schah 264.  
 Mir Walli-Khan 230 ff.  
 Mirza Sudscha 239.  
 Moda 362.  
 Mogulen 191.  
 Mohammed-i-Hamid 215 =Junas,  
 =Jakub 197. 199. 479 ff.  
 Mohammed Emir Bey 451.  
 Mohammed-Rachim-Khan 442. 457.  
 Morda-assu-Schlucht 156.  
 Mollab-Zihal 466.  
 Mongolenstämme 85.  
 Montgomerie, Kapitän, 215.  
 Moorcroft 215. 272.  
 Moschabur 231.  
 Moschee, große, in der Stadt Tur-  
 kestan 347 A.  
 Moschee, weiße, 340.  
 Mozaffer-Eddin 406.  
 Muagiten 406.  
 Müllbar, Gärten von, 376.  
 Mulla-Zifa-Mulie 448. 452.  
 Mullah Radschib 243.  
 Müllenhoff 84.  
 Müller, Friedrich, 194.  
 Mundali, Volk, 470.  
 Munphul Men Munschi 229. 268.  
 Munschi Faiz Bafsch 240.  
 Mura, Paß, 364.  
 Murad Bey, Sultan, 450.  
 Murawjew 288. 379.  
 Murchison 298.  
 Murgab 249. 400.  
 Murgu 210.  
 Murrelthiergebirge 98.  
 Muru 400.  
 Mussulman-Khul 448.  
 Muzart 170 ff.  
 Muztagh 209 ff. 223.  
 Myu-Bulak 340.  
 Myschatgebirge 167.  
  
**Radir** Schah 406.  
 Ragai-Kurgan 352.  
 Ragyr 224. 230.  
 Ratscheb 401.  
 Ramangan 155. 358. 398. 449. 456 ff.  
 Ran-Schan 141. 170.  
 Rankend, Dorf, 459.  
 Raryn 156. 165. 167. 169. 200. 334. 448. 463.  
 Rasrullah-Khan 406.  
 Rasse-Eddin 466 ff.  
 Rasse-Eddin Mirza-Schah 477 ff.  
 Rasse-Eddin Sade 449. 452.  
 Rautaka 401.  
 Remtschi Mosklem 234.  
 Rephrit 184.  
 Restorianer 194.  
 Retshwolodow, Alexandrowitsch, 112. 127.  
 Neujahrsfest 386.  
 Newlemi-Zichan 462.  
 Newsky, Alexander, 105.  
 Niasbathr, Ort, 465.  
 Nicolai, Insel, 336 ff.  
 Nisantiew 149.  
 Nikolaus Konstantinowitsch 419.  
 Nisaa 401.  
 Nötus, Stadt, 443.  
 Nolde, Baron, 453.  
 Normahomed-Dobcha 465.  
 Nowo Alexandrowski 288.  
 Nubra 212. 215.  
 Nu-Kuz 379 ff.  
 Nutsan, Paß, 233.  
 Nuratau 363.  
 Nurwerdi-Khan 441.  
 Nuruz-Fest 386.  
  
**Obo** 94.  
 Oselöten 132.  
 Oskus, Volksstamm, 444.  
 Ozbeger, Volksstamm, 443.  
 Omsk 14.  
 Onager, wilder Steppenese, 315 A.  
 Osch 362.  
 Oratepe 354.  
 Orenburg 407.  
 Or-Rehin-Bendi 382.  
 Osch, Stadt, 449.  
 Osmuttan 364.  
 Osten-Sacken, Freiherr Friedrich v., 155. 157.  
 Ostindien, Englands Lage in, 469 ff.  
 Osturkestan 173 ff. Ausdehnung von, 174. Bevölkerung, 186 ff. Einwohnerzahl, 186. Geschichtlicher Ueberblick von, 192 ff. Handel von, 196. Handelsvertrag mit Rußland, 201. Kleidung, 191. Klima in, 185. das Land, 173 ff. Nahrungsmittel in, 192. Namen von, 174. Sprache in, 187. 188. Straße von China nach, 176. Völkerstämme in, 188. 189.  
 Orar 340.  
 Ovis Ammon 100 A.  
 Ovis Polii 168.  
 Orus 208. 333. 429. das alte Bett des, 293. Erforschung des alten Bettes des, 297 ff. Flora am, 294.  
  
**Pahari**, Volk, 470.  
 Pal-Dala 114.  
 Palaten 51.  
 Pallas, Peter Simon, 54 A. 55. 81.  
 Palu 248.  
 Palwan-Aryk 382.  
 Pamir 208. 230. 236 ff.  
 Pamir-kul 239.  
 Pangkong 212.  
 Pangongjee 210.  
 Pangons 216.  
 Panjad-Baschi 198.  
 Panjad, Sultan, 460.  
 Pap, Dorf, 460.  
 Parasot, Fluß, 230.  
 Parsismus 402.  
 parthisches Reich 402.  
 Paschino, P. J., 397.  
 Patur 239.  
 payan 230.  
 Peltmeignis 350.  
 Pelly, Sir Lewis, 485.  
 Peiwarpaß 493.  
 Pendschatend 364. 368.  
 Peremyschelski 141.  
 Perowsky, Expedition von, 406.  
 Perowsky, Fort, 338. 340. 344. 402. 409.  
 Perjer, Sklaven, 437 ff.  
 Peschan 98. 164.  
 Peschawer 477. 488 ff.  
 Peschawerkolonnen 497.  
 Peschawur 250 ff. 485.  
 Peter d. Gr. 41.  
 Petro-Alexandrowski, Grenzfort, 440.  
 Petrow, Expedition unter, 56.  
 Peggoldt, Alexander, 82. 142.  
 Pferdezuucht der Turkmannen 315.  
 Bharasmenes 401.  
 Pichta 49.  
 Piletenstrafe 15.  
 Pichin 495.  
 Piskent, Stadt, 466.

- Pitschugin, Oberfleutn., 462.  
 Polo, Marco, 105. 168. 177. 195.  
 Poltarakly, General, 155. 157. 171.  
 Po-mi-lo 237.  
 Popow 99.  
 Potanin 103.  
 Prinzenfestung 460.  
 Prokop 402.  
 Prokento, Kapitän, 156.  
 Priilinsker Generalgouvernement 135.  
 Pulad-Beg 460.  
 Pulad-Khan 456. 466.  
 Punditen 215.  
 Pundschab 207. 209.  
 Pundschora 233.  
 Puryshew, Rfm., 202.  
 Pusch-i-fahr 208 ff. 237 ff.  
 Puschtu 224.  
 Putimtschew 100. 107.
- R**abbe, Gustav, 281 A. 289 ff.  
 Radloff, Prof., 56. 86. 91. 92. 94. 95. 133.  
 Rahman-Berdy-bi-Bazar 381.  
 Raim, Fort, 337. 340.  
 Rangkul 241.  
 Raß 168.  
 Ravat 411.  
 Raverty, Kapitän, 232.  
 Rechim-Khan 405 A. 406.  
 Reinhäl, Kapitän, 169. 177. 400.  
 Rhamnus catharticus 49.  
 Ridderst 49.  
 Ridscha, Dorf, 461.  
 Ridscha 354.  
 Ritter, Karl, 50. 96. 105. 164.  
 Roberts, General, 488.  
 Rodsjank's, Major, 462.  
 Romanowsky, Dmitry Iljitsch, 411.  
 Romitan 370.  
 Rössler, Prof., 300. 401.  
 Rothholz 49.  
 Rostak 265.  
 Routledge 206.  
 Rudok 215.  
 Rundscht Singh 475 ff.  
 Rupchu 212.  
 Ruffel, Rfm., 208.  
 Russen in Turkestan 399 ff. 406 ff.  
 Russen, Kämpfe der, gegen die Turkomanen 438 ff.  
 Rupsbroek, Willem van, 105.  
 Ryot 473.  
 Ryschkoi, Kapitän, 137.
- S**adil 198.  
 Sai 230.  
 Sai-Voi, Kanal, 462.  
 Said-Khan 406.  
 Saighan 248.  
 Saisan 94.  
 Sala 353.  
 Salairsische Berge 70.  
 Salih 248.  
 Saman 92. 403.  
 Samaniden 403.  
 Samarkand 215. 334. 364 ff. 401.  
 Annexion von, 413.  
 Samarkand, Thor der Festung, 450 A.  
 Samarkandtau 366.  
 Samgat, Dorf, 453.  
 Samin 354.  
 Samindawar 245.  
 Samussa 350.  
 Sandschi 205.  
 Sandschu 217.  
 Sangel 352.  
 Santal, Volk, 470.
- Santasch 160. 162.  
 Sanzartau 364.  
 Sarbasen 454.  
 Sarfan 116.  
 Sart, Sarte, 138 A. 348.  
 Sarte (Berg-) 355.  
 Sarybagischkirgisen 145.  
 Sary-Kul 199. 238.  
 Saffat-Kul 241.  
 Saffer 216.  
 Saffyt-Kul 113.  
 Sattel, tatarischer, 182 A.  
 Saufapaf 159.  
 Sauts, Thal der, 150.  
 Sauran 345.  
 Saminowitsch, Oberst, 453.  
 Säwerzow, Naturforscher, 153. 166 ff. 340 ff. u. Osten-Sacken, Reiserouten, 163 A.  
 Szazanga 205.  
 Schach-Abbas=Wali 382.  
 Schadula 209. 216.  
 Schafarit, Paul Josef, 84.  
 Schahid-Mezar, Ortschaft, 452.  
 Schah-Murad 406.  
 Schah-Murad, Kanal, 444.  
 Schahimardan 361.  
 Schaitan 92.  
 Schamanen bei religiösem Tanz 92 A.  
 Schamanismus 92.  
 Schamatan 365.  
 Schamit, Fluß, 494.  
 Schamsi-Paf 155.  
 Scharnhorst 170.  
 Schatu Aman 172.  
 Schawat 382.  
 Schanar 181.  
 Schanof 216. 221.  
 Sche-hai 148.  
 Scheber-i-Sebs 260.  
 Schebri-Mensil 358.  
 Schebr-i-Sebs 365 ff.  
 Scheibani 405.  
 Scheibaniden 406.  
 Scheich-Aryf 421.  
 Scheich-Dscheli 380. 381.  
 Schepelew 128. 171.  
 Schepelewpaf 171.  
 Scheriat 307.  
 Scherichan 358.  
 Schibergan 278.  
 Schigar 223.  
 Schitten 309.  
 Schifan 248.  
 Schina 224.  
 Schinaki 224.  
 Schinawarai 253.  
 Schir-Ali 469 A.  
 Schir-Ali-Khan 479 ff.  
 Schiranai 253.  
 Schisch-Tjube 363.  
 Schlagintweit, Adolf v., 177. 182. 200. 214 ff. Gebrüder v., 215. Hermann v., 216.  
 Schlichten, Leutnant, 461.  
 Schorawal 245.  
 Schypagin 137.  
 Schrenk, Alexander, 110. 114. 120. 122.  
 Schtschurowski, Gletscher, 364.  
 Schülängü 94.  
 Schudschä, Schah, 473.  
 Schulz, Leo v., 407.  
 Schungan 272. 376. 382. 429.  
 Schura-Khan-Fabi 376.  
 Schurachan, Pferdewart in, 377 A.  
 Schuwalow, Graf, 434.  
 Schwarzbeinler 232 ff.  
 schwarze Berge 341.  
 schwarzer See 74. 78.
- Schwefelquellen 100.  
 Sebat 233.  
 See, Telezischer, 75.  
 Seid-Kub 249.  
 Seid Mir Mohammed-Schah 485.  
 Seistan 245.  
 Seldschutiden 404.  
 Semenow 108. 142 ff.  
 semi palat 99.  
 Semipalatinsk 43. 51. 129. Umgebung von, 99 ff.  
 Semirjetschensk 205.  
 Semirjetschenskaja Oblast 98.  
 Semirjetschensky Krai 116.  
 Semiten 403.  
 Sempalatnaja-Krepost 51.  
 Seng, Dorf, 460.  
 Serasschan 248.  
 Serapiopol 98. 109.  
 Shakespeare, Sir Richmond, 379.  
 Shaw 133. 177 ff. 200.  
 Siddhi-kur, Märchen des, 95.  
 Sidi-Ali 273.  
 Siebenstromland 98. 116 ff. Naturleben im, 116.  
 Siwers, Botaniker, 106. 289 ff.  
 Si-hai 114.  
 Sijah-Bosch-Kafirs, Land und Volk der, Sitten der, 232 ff.  
 Sijakuh 246. 249.  
 Sijh 477.  
 Silberhelm, General, 141.  
 Sinaja Sopta 52.  
 Sin-Kiang 132.  
 Siripul 248.  
 Siwistan 245. 249 ff.  
 Starjatin, Oberst, 453.  
 Stobelew, Stabsrittmeister, 291. 434.  
 Stobelew, Oberst, 449. 460.  
 Smeinogorski 61 A.  
 Snegirew 107.  
 Sobanski, Peter, 96.  
 Sod 361.  
 Sogdiana 366. 400 ff.  
 Sogdianer 401.  
 Sogdier 401.  
 Soghd 400. 401.  
 Sokau 361.  
 Soleiman-Chef 495.  
 Soleimangebirge 495.  
 Solimangebirge 245.  
 Solotarew, Oberst, 427.  
 Somow, Fähnrich, 105.  
 Son-kul 156. Umgebung des, 156.  
 Sophi-Khan 441.  
 Sofi, Bergoffizier, 288.  
 Soter, Antiochus, 400.  
 Spiegel, Friedrich, 175. 182. 192. 196.  
 Spiti 215.  
 Sponville, Jaunez, 14. 23. 24. 34.  
 Stebnizki, Oberst, 291.  
 Steinhuhn 100.  
 Steppe, Barabinsische, 8. 10. 11 A. 12. die flache, 8 ff. die gebirgige, 14 ff. Handelsstraßen in der, 8. Klimatische Verhältnisse der, 17 ff. Leben in der, 30 ff.  
 Steppenantilope 101 A.  
 Steppenbär 165.  
 Steppenbrand 18.  
 Steppenfels, wilder, Onager, 315 A.  
 Steppenpferd, wildes, Tarpan, 314 A.  
 Steppenschaf 24.  
 Steppenvölker, ethnologische Gruppierung der, 19 ff.  
 Stewart, General, 488.  
 Stoddart, Charles, 372.



Stoliczka, Dr. Ferd., 202.  
 Stoljetow, Oberst, 288.  
 Strogonow 41.  
 Struve 103.  
 Stumm, Leutnant, 424. 427.  
 Sugetpaß 221.  
 Sughda 400.  
 Sulaimanigebirge 245.  
 Sule 177.  
 Sultan-Hazret-Tagh 366.  
 Sumbarett 295.  
 Sumbe 145.  
 Sungyun 237. 247.  
 Sunniten 309.  
 Sur 359.  
 Surchab 249. 273.  
 Syah-Poisch 208.  
 Syr-Darja 162. 200. 297. 333 ff. 363. Länder des, 409. Ueberfahrt über den, 343 A. Mündung des, 337.  
 Swat 223. 232 ff.  
 Syrt 165.  
**Tacht-i-Suleiman** 245. 358.  
 Tadschit 190. 254. 261. 262 A. 263 A. 348. 355.  
 Tagaistämme 188.  
 Tagao 232.  
 Tagat 232.  
 Taghalma 239.  
 Tat-Su 126 ff.  
 Takkamatanwüste 209.  
 Taktipul 496.  
 Talas 154. 340.  
 Talgarun-Dal-Dscheku 142.  
 Taitkhan 266.  
 Tami 369.  
 Tamerlan 185. 404. Pforten des, 355. Thor des, 439 A.  
 Tamerlent 404.  
 Tamli 369.  
 Tangir 230.  
 Tanne, sibirische, 49.  
 Tar, Fl., 363.  
 Tara, Erbauung von, 51.  
 Tara Singh 200.  
 Taragai 165.  
 Tarat 361.  
 Tarantaffe 6. 9 A.  
 Tarantischen 133.  
 Tarbagatai 98. 106.  
 Tarnak, Fl., 496.  
 Tarpan, wildes Steppenpferd, 314 A.  
 Tarym, Becken des, 174. 202.  
 Taischhaus 379.  
 Taischkend 118. 341. 351. 397. 414. 454. 455.  
 Taisch-Kul 108.  
 Taisch-Kuprjul 412.  
 Taischkurgan 237. 240.  
 Taischrobot 157. 168.  
 Tatar 137 A.  
 Tataren 255. reisende, 1 A.  
 Tatarenstämme 85.  
 Tebbad 370. 371 A.  
 Tefes 141. 146. 171.  
 Tefienen, Volksstamm, 442.  
 Tefke 305. 441 ff. 444.  
 Tele-Kul 144.  
 Teleuten 96.  
 Telestische Alpen 70. = See 75.  
 Temir-Kabul, Paß, 369.  
 Temitschi 94.  
 Temudschin 195. 404.  
 Temurdschi 404.  
 Temurtu-Koor 149.  
 Temurtu Tagh 149. 158 ff. 166.  
 Tengri-Schan 162.  
 Tennega, bucharischer, 437. Chiwanischer, 437.

Teplouchow 50.  
 Derek-Dawan 363.  
 Derektu-Dawan 166.  
 Ders, Fluß, 340.  
 Dersa, Fluß, 340.  
 Tetrao paradoxa 100.  
 Thanadar 226.  
 Dian-Schan 98. 139 ff. 204. 340. Ausdehnung des, 139. 140. Bevölkerung 132. westlicher, 152 ff.  
 Tibet 208 ff. 210.  
 Tibet (Ziegenwolle) 393.  
 Timophejew, Yermak, 51.  
 Timur Beg 195. 404.  
 Timuriden 404.  
 Timur-Kent 365.  
 Tobolsk, Erbauung von, 51.  
 Tojebojun 378.  
 Tokhtatau 369.  
 Tokmal 144. 206.  
 Toksun 205.  
 Tomsk, Erbauung von, 51.  
 Töre-Kurgan 460 ff.  
 Transoxiana 405.  
 Drawlew, Oberstleutnant, 457.  
 Trebeck 215. 372.  
 Trotter, Kapitän, 202.  
 Trotki, General, 456.  
 Drumpp, Dr. C., 234.  
 Dryaktra 401.  
 Tschachyrgurum 165.  
 Tschadartajch 221.  
 Tschagatai, Khanat von, 404.  
 Tschagan, Fl., 425.  
 Tschanglang 210.  
 Tschanglangpaß 216.  
 Tschangtschenmo 216 ff.  
 Tschaprot 230.  
 Tscharku 359.  
 Tscharoschtschin, M. A., 369.  
 Tschatyr-Kul-See 157.  
 Tschatkal 155.  
 Tschan-Tschennopaß 209 ff.  
 Tschaudet, Volksstamm, 440.  
 Tschau-Tschuret 165.  
 Tschekmanlyf 393.  
 Tschemkend 340 ff. 350.  
 Tschernajew, General, 393. 410.  
 Tschichatschew, Graf, 70. 71 ff.  
 Tschitschljär, Stadt, 442.  
 Tschilasi 224.  
 Tschilgazy 359.  
 Tschilik 144.  
 Tschimbai 381.  
 Tschimin 466.  
 Tschinaß 352.  
 Tschingiztau 109 A.  
 Tschirtschil 341. 352.  
 Tschittiboisee 230.  
 Tschitral 208 ff. 224. 230. 233.  
 Tschorm 308.  
 Tschu 144. 152. 333.  
 Tschubar Tarauß, Bucht, 336.  
 Tschubuktan 369.  
 Tschuden 82.  
 Tschudenfrage 84.  
 Tschudengräber 81. 82.  
 Tschugutschak 74. 98. 107. 130. 132.  
 Tschulak Kurgan 410.  
 Tschulun 205.  
 Tschumur 308.  
 Tschuschla-Kul 425.  
 Tschutror 232.  
 Tschutsche (See) 74.  
 Tschutschla-Bas, Insel, 336.  
 Tschomognatarisee 210.  
 Tsiin-lün 155.  
 Tub 149.  
 Tuba 146.  
 Tugai 378.  
 Tugai Tschatly 381.

Tukhti Soliman 245.  
 Tünükli 378.  
 Turagatjoch 157.  
 Turan 4.  
 Turfan 181. 204.  
 Turgai 407.  
 Türken 404.  
 Turkestan 4. 333 ff. 401. 403. afghanisches, 257. 260 ff. 275 ff. im Alterthum 400 ff. geographischer Ueberblick von, 281 ff. Geschichte von, 399 ff. Grenzen und Eintheilung von, 301 ff. Industrie und Handel in, 393 ff. Leben u. Kultur in, 367. Mädchen in, 387 A. Merw und der Südosten von, 296 ff. große Moschee in, 347 A. Russen in, 399 ff. 406 ff. Seidenbau in, 394 ff. Stadt, 345. Straße in, 345 A.  
 Turkistan 4.  
 Turkomanen, Begräbniß bei den, 331 A. Brautzug bei den, 330 A. häusliche Einrichtungen der, 318. Kämpfe mit den, 439. Kleidung der, 317. Lager der, 321 A. im Lande der, 281 ff. Mittagsmahl bei den, 327 A. Nahrung der, 319. Pferdezuucht der, 315. politische Verhältnisse, 304 ff. Raubzüge der, 308 ff. Reisen der Russen bei den, 287 ff. Schmuck der, 319 A. soziale Verhältnisse der, 306 ff. Stämme der, 302. = Wüste 4.  
 Turkomanin 396 A.  
 Turlan, Gebirgspaß, 341.  
 Turstul 23.  
 Tuz-kul 149. 241.

**Uebergangsregion von der Steppe zum Hochgebirge, 117 A.**

Uelgän 92.  
 Uem-el-Bilad 280.  
 Ujaly 113.  
 Uiguren 194. 195. 404.  
 Uantbal 167.  
 Ulfun-Darja 381.  
 Ulungursee 104.  
 Uralst 407.  
 Urasow, Kapitän, 105.  
 Uratiipe 354. 401. 412.  
 Ura-Tube, Stadt, 455.  
 Urga 426.  
 Urgendsch 299. Alt- 379.  
 Urgendschi 392.  
 Urjanchen 103.  
 Urman-Beg 452.  
 Urtaktaun 153. 340.  
 Urtu-Kurgan 365.  
 Urumtschi 205.  
 Urun-Darja 300.  
 Uruß Kuschtschi-Turkmenen 444.  
 Usbeken 261. 278. 346. 355. 405 ff. 442.  
 Usboj 293. 445.  
 Uschturfan 199.  
 Usgent 363.  
 Us-Kamenogorskaja 51.  
 Ustü 378.  
 Usturt 292. 336. 425.  
 Ustul 378.  
 Utsch-Kurgan 362.  
 Utschturfan 180.

**Umbéry, Hermann, 188. 195. 198. 277. 280. 283. 289. 296. 305 A. 372. 378. 380 ff. 442.**

Vendidad 400.  
 Betalapanſchati 95.  
 Vittoriaſee 238.  
 Vogelschnabel, Borgebirge, 112.  
 Völker, ariſche, 402.  
**W**  
 Wathan 208. 230. 237. 260.  
 Wathan, Grenzen von, 271.  
 Wathan, Sklavenhandel in, 271.  
 Wathan u. die umliegenden Landſchaften 270 ff.  
 Walichanow 164. 166. 177. 179. 182. 186.  
 Walli-Khan 177. 197.  
 Warandſi 370.  
 Waruch 359.  
 Waſirai 253.  
 Wathen, Sekretär, 196.  
 Weinberg, Geſandter, 449.  
 Wenjukow 149. 156.  
 Werſchne Lepſinſk 118.  
 Wereſchagin, Baſil, 342.

Weremfin, General, 424. 426. 430 ff. 434.  
 Wiernoje 141. 142. 166. 410.  
 Wiſſen 105.  
 Wlangali 112.  
 Wolff, Joſef, 372.  
 Wollarſee 212.  
 Wolofſt 445.  
 Wood 168. 179. 238. 265. 267. 276.  
 Woronin 149.  
 Wurukjai 253.  
 Wüſte, hyrtaniſche, 401.  
 Wyburd, Mr., 215.  
**Y**  
 Yabu 310.  
 Yafub Beg 198.  
 Yafub Khan 202. 215. 232.  
 Yafub Beg 199.  
 Yanowſki, Fährrieh, 142.  
 Yarkand 182. 184. 199. 202. 215. 232.  
 Yarkand, Straße von, nach Kaiſchgar, 183 A.

Yarkand, Dame in, 483 A.  
 Yarkandfluß 209 ff.  
 Yediſchan 411.  
 Yfan 350.  
 Yofand 215.  
 Yomuten 305.  
 Yule, Henry, 297.  
 Young, Oberſt, 224.  
**Z**  
 Zacharow, Staatsrath, 112. 171.  
 Zankbar 212. 217.  
 Zarathuſtra 400.  
 Zareh 245. 249.  
 Zariaſpa 401.  
 Zaufapaß 160.  
 Zaufenthal 160.  
 Zeraſſchan 334. 355. 358. 363. 364. 412.  
 Zemindar 473.  
 Ziegelthee 24.  
 Zmarrai 253.  
 Zoroaſter 400.

Ende des Buches.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig und Berlin.

# Das Neue Buch der Reisen und Entdeckungen.

Erweiterte neue Auflage von

Otto Spamer's

## Illustrierte Bibliothek der Länder- und Völkerkunde.

Unter Redaktion

von

Friedrich von Hellwald und Richard Oberländer.

Die Vermehrung geographischer Kenntnisse ist gleichbedeutend mit der Ausdehnung unseres gesammten Gesichtskreises; in ihrer Verbreitung ruht ein gewaltiger Hebel der Volksbildung, denn Vorurtheile und beschränkte Anschauungen fallen in demselben Grade, als sich der Geist vielfältig übt im Vergleichen fremder Zustände mit jenen in der Heimat. Diese Ueberzeugung ist heute wol zum Gemeingute aller Denkenden geworden.

Von diesem Standpunkte gehen auch wir aus, indem wir unser „Neues Buch der Reisen und Entdeckungen“ dem größeren gebildeten Publikum vorlegen. In einzelnen abgeschlossenen Bänden, deren jeder ein abgegrenztes Gebiet behandelt, soll in geschmackvoller, ansprechender Form das Neueste und Beste zusammengestellt werden, was die Forschung der Gegenwart uns über ferne Länder bietet. Wir wollen keine gelehrten Werke schaffen, deren oft trefflicher Kern hinter der herben Schale einer trockenen, reizlosen Darstellung verborgen liegt. Geht uns aber auch niemals der Inhalt über die Form, so ist es doch andererseits unser sorgsamstes Bemühen, uns auch nicht um eines Haares Breite von der Basis zu entfernen, welche die strengste Wissenschaft gewährt. In einer stattlichen Reihe erschienenener Bände haben wir uns bereits bemüht, diesem Ziele näher zu kommen, ermunthigt durch das dankenswerthe Entgegenkommen der deutschen Lesewelt. Vertrauend auf die Fortdauer jener ermunternden Theilnahme von Seiten des Publikums, werden wir auf dem eingeschlagenen Wege fortfahren und mit thunlichster Beschleunigung die wichtigsten Gebiete unserer Erde dem Leser vor Augen führen.

Wir stützen uns hierbei vorwiegend auf die Reisen und Forschungen der Neuzeit, ja womöglich der allerjüngsten Tage, denn diese sind es vornehmlich, welche unsere geographischen Kenntnisse so sehr erweitert haben.

Den Reigen dieser modernen Erforscher eröffnet der unsterbliche Alexander von Humboldt, dessen thatenreiches Leben wir deshalb in einem besonderen Bande darstellen zu müssen glaubten. Um jedoch auch dem sehr berechtigten historischen Interesse Rechnung zu tragen, werden in zwei Einleitungsbänden die geographisch wichtigsten Reisen des Alterthums und Mittelalters, dann jene im „Zeitalter der Messungen“ bis auf Humboldt, eine sachgemäße Schilderung erhalten.

Die bisher erschienenen Bände des „Neuen Buches der Reisen und Entdeckungen“ sind umstehend verzeichnet.

Alexander von Humboldt's Leben und Wirken, Reisen und Wissen. Ein biographisches Denkmal von Dr. H. Klendke. Siebente, erweiterte illustrierte Ausgabe. Mit dem Porträt A. v. Humboldt's in Stahlstich, 130 Text-Abbildungen, 8 Tonbildern, 2 Karten u. s. w. Geheftet M. 7.50. Elegant gebunden M. 9.

Australien. Geschichte der Entdeckung und Kolonisation. Bilder aus dem Leben der Ansiedler in Busch und Stadt. Von Fr. Christmann. In zweiter umgearbeiteter Auflage herausgegeben von Richard Oberländer. Mit vier Karten und über 100 Text-Abbildungen. Geheftet M. 6.50. Elegant gebunden M. 8.

Ozeanien, die Inseln der Südsee. Ältere und neuere Erforschungsreisen im Gebiete der Inselgruppen des Stillen Meeres. Herausgegeben von Fr. Christmann und Richard Oberländer. Mit 170 Text-Abbildungen, 9 Tonbildern, 3 Karten in Farbendruck zc. Erste Abtheilung: Ozeanien I. Neu-Seeland, das Großbritannien der Südsee. Geheftet M. 3. Zweite Abtheilung: Ozeanien II. Melanesien, Polynesien und Mikronesien. Geheftet M. 5.

Beide Abtheilungen zusammen geheftet M. 8. Elegant gebunden M. 10.

West-Afrika vom Senegal bis Benguela. Reisen und Schilderungen aus Senegambien, Ober- und Niederguinea. Mit besonderer Rücksicht auf die „Deutsche Expedition an der Loangoküste“ und deren Ausgang. Herausgegeben von Richard Oberländer. Dritte ergänzte Auflage. Mit 170 Text-Abbildungen, 5 Tonbildern und 2 Karten in Farbendruck. Geheftet M. 7. Elegant gebunden M. 8.50.

Ost-Afrika vom Limpopo bis zum Somali-Lande. Erforschungsreisen im Osten Afrika's. Mit besonderer Rücksicht auf Leben, Reisen und Tod von David Livingstone. Auf Grund des neuesten Standpunktes der ostafrikanischen Völkerkunde bearbeitet von Hermann von Barth. Zweite Ausgabe. — Mit 200 Text-Abbildungen, 5 Tonbildern und 2 Karten. Geheftet M. 9. Elegant gebunden M. 11.

Centralasien. Landschaften und Völker in Kaschgar, Turkestan, Kaschmir und Tibet. Mit besonderer Rücksicht auf Rußlands Bestrebungen und seinen Kulturberuf. Von Fr. von Hellwald. Zweite vervollständigte Ausgabe. Mit ca. 100 Text-Abbildungen, 3 Karten und 3 Tonbildern. Geheftet M. 8. Elegant gebunden M. 10.

Hinterindische Länder und Völker. Reisen in den Flußgebieten des Irawaddy und Mekong in Siam, Kambodscha und Annam. Von Fr. von Hellwald. Zweite vervollständigte Ausgabe. Mit 70 Text-Abbildungen und 4 Tonbildern. Geheftet M. 6. Elegant gebunden M. 7.50.

Sibirien und das Amurgebiet. Von Albin Kohn und Dr. Rich. Andree. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 150 Text-Abbildungen, Tonbildern zc. I. Sibirien. Geheftet M. 5. II. Amurgebiet. M. 4.

Beide Bände zusammen elegant gebunden M. 11.

Das heutige Rußland. Schilderungen und Bilder aus allen Theilen des Zarenreiches. Von H. v. Lanckenau und L. v. d. Delsniß. In zwei Bänden. Mit über 240 Text-Abbildungen, Tonbildern zc. I. Band. Das Europäische Rußland. Geheftet M. 7.50. Gebunden M. 9. II. Band. Das Russische Reich in Asien. Geheftet M. 6.50. Elegant gebunden M. 8.

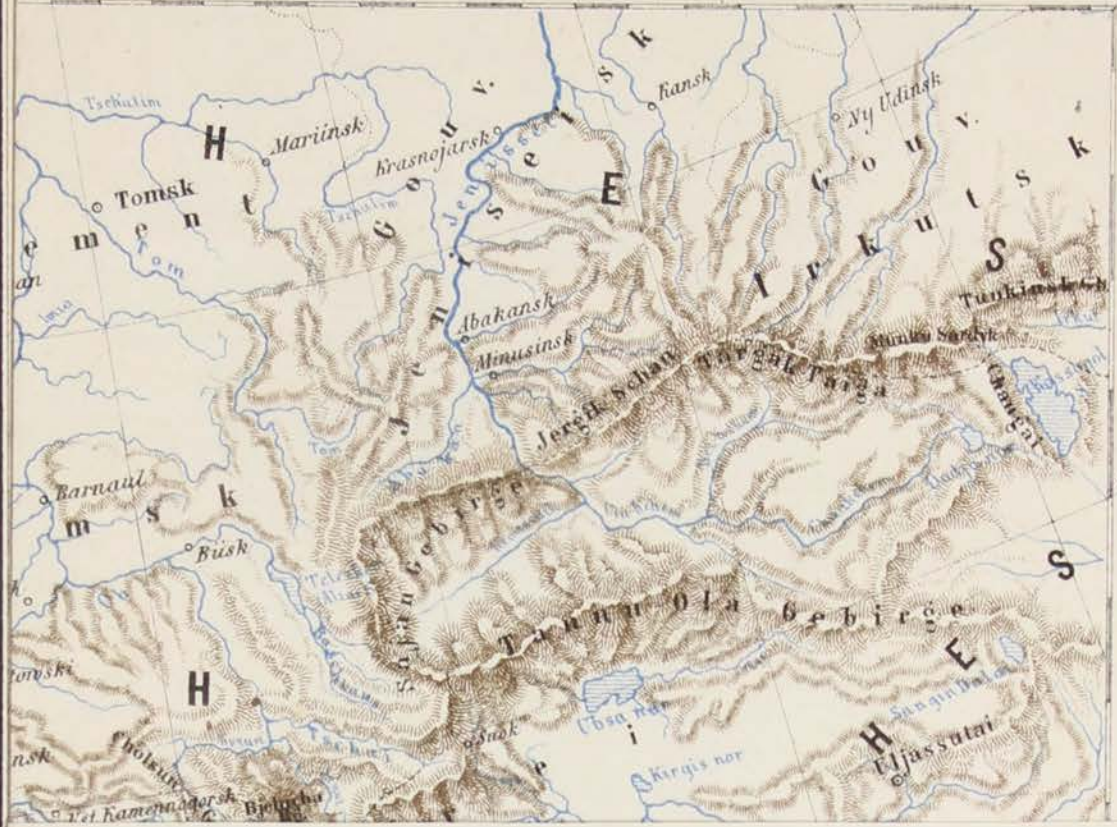
Die heutige Türkei. Schilderungen aus allen Theilen des Osmanischen Reiches in Europa und Asien vor und nach dem Kriege von 1877 auf 1878. Herausgegeben von Friedrich von Hellwald und L. C. Beck. Erster Band. Das Osmanische Reich in Europa. Zweite, vielfach verbesserte Auflage. Mit 120 Text-Abbildungen, fünf Tonbildern und einer Karte. Zweiter Band. Das Osmanische Reich in Asien. Mit 100 Text-Abbildungen, fünf Tonbildern und einer Karte. — Jeder Band geheftet M. 7.50. Elegant gebunden M. 9.

Im Jahre 1879 auf 1880 ercheint:

Geschichte der geographischen Entdeckungs- und Forschungsreisen. Von Julius Löwenberg. In zwei Bänden. Mit zahlreichen Illustrationen, Karten zc. Erster Band. Reisen im Alterthum und Mittelalter. Zweiter Band. Entdeckungsreisen von Magelhaens bis Cook.

Jeder Band geheftet ca. M. 6. Gebunden ca. M. 7.50.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.















6

3

6



6



9

